

2

Der  
Völkerkrieg

2



Juli 1914  
bis  
Februar 1915  
II

Ostfront I  
Rußland I Balkan I  
Westfront I  
Seekrieg I  
ferner Osten  
Schutzgebiete I

Od

# Tannenber

Ostpreußens Befreiung Die Marnechlacht



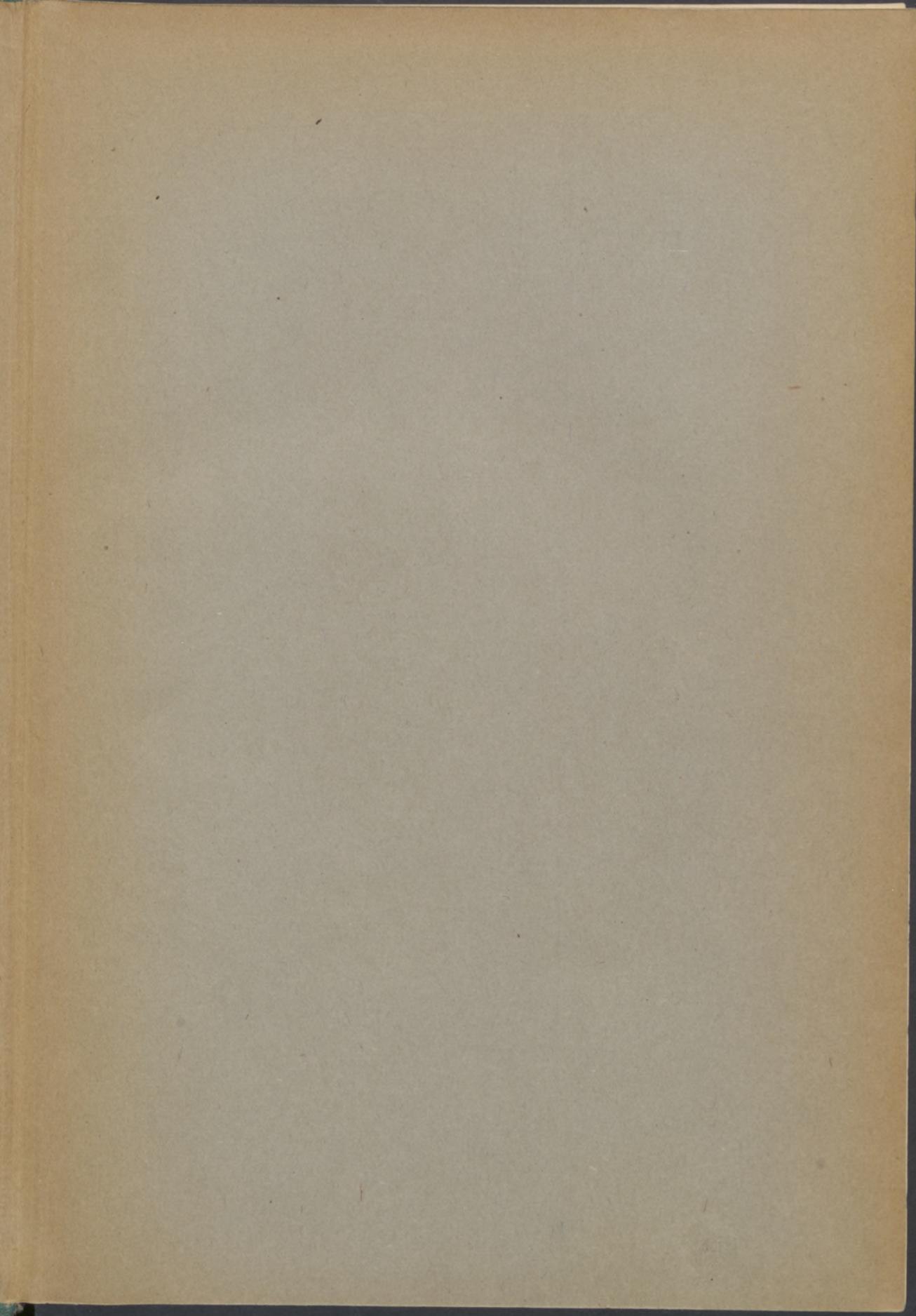
Vol 2485<sub>2</sub>

8°

### Zur Beachtung!

1. Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
2. Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlag aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
3. Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Das Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dergl. sind streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatz des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt werden.
4. Beschädigungen und Defekte sind spätestens am Tage nach Empfangen der Bücher zur Anzeige zu bringen.

Die Verwaltung.





Der Völkerkrieg

© 1916 by the Board of Regents

Zakład Historyczny  
U. M. K.  
w Toruniu



Phot. E. Bieber, Berlin

Generalfeldmarschall Paul von Beneckendorff  
und von Hindenburg

# Der Völkerring

Eine Chronik der Ereignisse  
seit dem 1. Juli 1914

Herausgegeben von

C. H. Baer

Zweiter Band



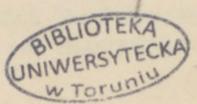
Verlag von Julius Hoffmann, Stuttgart

Der Wöllflöck  
Eine Chronik der Wöllflöck  
von dem 1. Juli 1814  
bis zum 31. Juni 1894  
von  
C. v. Bort  
Stuttgart 1894



~~Zaklad H. Kozłowski  
D. M. K.  
w Toruniu~~

2006/1946



1255253

American copyright 1914 by Silius Hoffmann, Stuttgart  
Druck der Hoffmannschen Buchdruckeret, Felix Kreis, Stuttgart

D 160/2015

# Inhalts-Übersicht des zweiten Bandes

## Der Ansturm der russischen Heeresmassen gegen Oesterreich

	Seite		Seite
Gesamtüberblick über die Kämpfe . . . . .	1—5	Die erste Schlacht in Ostgalizien . . . . .	14
Die österreichisch-ungarischen Heerführer . . . . .	3	Die Räumung Lembergs . . . . .	15
Die ersten Operationen der Armee Dankl . . . . .	5—9	Die zweite Schlacht in Ostgalizien . . . . .	17
Die russische Offensive und die österreich-ungarische Gegenoffensive . . . . .	5	Das russische Spionagesystem . . . . .	19
Die Schlacht bei Kraśnik . . . . .	5	Der österreichische Rückmarsch . . . . .	20
Die Niesenschlachten in Russisch-Polen und Galizien . . . . .	9—19	Episoden aus den österreichisch-ungarischen Kämpfen gegen Rußland . . . . .	21—32
Die letzten Grenzgefechte . . . . .	9	Drei Helden . . . . .	22
Die Schlacht von Zamostj und Komarow . . . . .	10	Rückblicke. Von Koda Koda . . . . .	24
Das weitere Vordringen der Armee Dankl . . . . .	13	Kleine Bilder aus dem großen Krieg. Von Ludwig Bauer . . . . .	25

## Der Einbruch der Russen in Nordostdeutschland

Der russische Feind. Von Graf A. von Monts . . . . .	33—35	Niederlage und Flucht der russischen Wilna-armee . . . . .	53—60
Gesamtüberblick über die Kämpfe . . . . .	36—41	Die Schlacht von Allenburg—Nordenburg—Angerburg . . . . .	53
Die amtlichen deutschen Meldungen . . . . .	36	Die Schlacht bei Lyda . . . . .	55
Amtliche russische Meldungen . . . . .	39	Die Flucht der Russen aus Ostpreußen . . . . .	56
Die deutschen und russischen Führer in den ostpreussischen Kämpfen . . . . .	40	Die Befreiung von Tilfit . . . . .	58
Die Russen in Ostpreußen . . . . .	42—50	Nach den Schlachten . . . . .	59
Der russische Einmarsch . . . . .	42	Russische Kriegsführung . . . . .	61—63
Die Russen in den ostpreussischen Städten . . . . .	44	Die geschändete Heimat. Von Fritz Red-Malleczewen . . . . .	68
Die Russengreuel in den ostpreussischen Dörfern . . . . .	48	Episoden aus den deutsch-russischen Kämpfen . . . . .	65—69
Die Schlacht bei Tannenberg . . . . .	50—53		

## Rußland in der Zeit der ostpreussischen und galizischen Kämpfe

Besetzung russischer Grenzbezirke durch die Deutschen . . . . .	70—72	Die öffentliche Meinung . . . . .	73
Die Deutschen in Russisch-Polen . . . . .	70	Die Lage der Deutschen in Rußland . . . . .	76
Die deutsche Verwaltung im Gouvernement Suwalki . . . . .	71	Die Gärung in den russischen Provinzen . . . . .	77
Rußlands innere Verhältnisse . . . . .	72—79	Die wirtschaftlichen Folgen des Kriegs für Rußland . . . . .	78
Hof und Regierung . . . . .	72	Der Widerspruch des Panlawismus. Von Dr. Max Hildebert Boehm . . . . .	79—80

## Serbische und montenegrinische Vorstöße und ihre Abwehr

Gesamtüberblicke über die Kämpfe . . . . .	81—86	Die Kämpfe um Cattaro . . . . .	93
Die Vernichtung der serbischen Timoldivision bei Nitrowiza . . . . .	87	Serbische und montenegrinische Kriegsführung . . . . .	95
Die weiteren Einbruchversuche der Serben . . . . .	88	Serbiens innere Lage . . . . .	97—98
Der österreichisch-ungarische Vorstoß über Drina und Save . . . . .	90	Hof und Regierung . . . . .	97
Der montenegrinisch-serbische Einfall im östlichen Bosnien . . . . .	92	Die Beschaffung der Kriegsmittel . . . . .	97
		Die Presse. / Die Aufstandsbewegung in Neuserbien . . . . .	98

## Die Entwicklung der Schlachtlinie im Westen bis zum Kanal

Gesamtüberblick über die Kämpfe . . . . .	99—106	Die Schlachten an Marne und Aisne bis zur Beziehung der festen Stellungen . . . . .	106—120
Generalstabmeldung . . . . .	99	Die Marneschlacht . . . . .	106
Personalveränderungen in den Armeekommandostellen . . . . .	105	Der Kampf an der Aisnelinie . . . . .	111

## Inhalts-Übersicht des zweiten Bandes

	Seite		Seite
Die besetzten Stellungen . . . . .	114	Die Kämpfe auf der Westseite . . . . .	154
Die Beschließung der Kathedrale von Reims . . . . .	115	Der Kampf um den Nethe-Abschnitt . . . . .	155
Das Rätsel des Deutschen Rückzugs . . . . .	118	Hinter der Front der deutschen Belagerungs- armee. Von Walter Dertel . . . . .	157
Die Operationen der Armee des Kronprinzen Rupprecht von Bayern . . . . .	120—131	Die Beschließung der Stadt und des inneren Fortgürtels . . . . .	160
Die Kämpfe der Armee bis zum Rückzug von der Meurthe . . . . .	120	In Antwerpen während der Belagerung und Beschließung . . . . .	161—164
Der Angriff auf die Sperrfortlinie . . . . .	124	Die Einnahme von Antwerpen . . . . .	164—169
Die Folgen des Falls vom Camp des Romains . . . . .	128	Die Uebergabe der Stadt und der Einzug der deutschen Truppen . . . . .	164
Bei den schweren Geschützen vor der Sperr- fortlinie . . . . .	129	Im eroberten Antwerpen. Nach Berichten von Augenzeugen . . . . .	167
Die Kämpfe der Armee des deutschen Kron- prinzen . . . . .	132—133	Die Flüchtlinge . . . . .	169—173
In den Vogesen und im Sundgau . . . . .	133—137	Der Zusammenbruch der belgisch-englischen Armee . . . . .	173—179
Die Gefechte in den Vogesen . . . . .	133	Die Flucht aus Antwerpen und die Entwaff- nung belgischer und englischer Truppen in Holland . . . . .	173
Die Kämpfe im Sundgau . . . . .	134	Die Besetzung von Ostende . . . . .	174
Die Ausdehnung der Schlachtfront nach Norden . . . . .	137—142	Ostende. Zwei Tagebuchblätter von Luigi Barzini, deutsch von Henriette Zeis . . . . .	176
Die französischen Umgehungsversuche . . . . .	137	Die Vereinigung der beiden westlichen Kriegsschauplätze . . . . .	178
Die Kämpfe um Arras . . . . .	139	Deutsche Fürsten beim Westheer . . . . .	179
Die Einnahme von Lille und die Beziehung fester Stellungen . . . . .	140	Vom Großen Hauptquartier . . . . .	180
Episoden vom franz. Kriegsschauplatz . . . . .	142—149	Der Luftkrieg . . . . .	182
Der Kommandant von Les Avelles. Von Paul Schwyder . . . . .	142	Belgien unter deutscher Verwaltung . . . . .	183—192
Von der Marne. Aus Feldpostbriefen . . . . .	144	Die belgische Regierung in Le Havre . . . . .	183
Bayernstücken . . . . .	146	Die Haltung der Bevölkerung . . . . .	184
Extratouren . . . . .	147	Die ersten Aufgaben der deutschen Ver- waltung . . . . .	187
Das Echo von Antwerpen im Schützen- graben . . . . .	149	Kleine Meldungen . . . . .	191
Die Belagerung von Antwerpen . . . . .	149		
Die vorbereitenden Operationen . . . . .	149		
Die Beschließung der Außenforts . . . . .	152		

### Das Ringen im Osten bis zur Neugruppierung der verbündeten Heere

Gesamtüberblick über die Kämpfe . . . . .	193—203	Die Lage in den besetzten Teilen von Ruß- sisch-Polen . . . . .	222
Generalstabsmeldungen . . . . .	193	Die Festung Przemyśl . . . . .	223
Personalien . . . . .	201	Der west- und mittelgalizische Kriegsschau- platz . . . . .	225—232
Die russischen Befestigungen in den deutsch- russischen Grenzgebieten . . . . .	203	Die erste Belagerung von Przemyśl . . . . .	225
Die Kämpfe an der ostpreussischen Grenze . . . . .	204—211	Kämpfe nach dem Entsatz von Przemyśl . . . . .	229
Die Reorganisation der russischen Armee . . . . .	204	Die Russen als „Befreier“ Galiziens . . . . .	232—234
Die neue russische Offensiv . . . . .	205	Die Kosaken in Galizien . . . . .	232
Eine russische Kolonne in Lyck . . . . .	208	Lemberg unter russischer Verwaltung . . . . .	234
Vom deutschen Grenzschutz im Nordosten . . . . .	209	Die Russen in den Karpathen und in der Bukowina . . . . .	235—241
Das Vorgehen der deutschen und öster- reichisch-ungarischen Armeen gegen Rußsich- Polen . . . . .	211—223	Die österr.-ung. Gebirgsverteidigung . . . . .	235
Die taktische Bedeutung des deutsch-öster- reichischen Vorgehens . . . . .	211	Der Einbruch der Russen in Ungarn . . . . .	235
Der erste Vormarsch auf Warschau . . . . .	213	Die Russen in der Bukowina . . . . .	239
Warschau in Erwartung der Deutschen . . . . .	214	Vom österreichisch-ungarischen Heer . . . . .	242—246
Das Ringen um Warschau . . . . .	217	Die innere Geschlossenheit der Armee . . . . .	242
Die Kämpfe vor Zwangorod . . . . .	219	Die polnischen Legionen . . . . .	244
Der Rückzug der Verbündeten . . . . .	220	Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegs- schauplatz seit Mitte September 1914 . . . . .	246

# Verzeichnis der Karten und Abbildungen

## Der Seekrieg bis Anfang November 1914

	Seite		Seite
Die Kämpfe in der Nordsee . . . . .	249	Die Streifzüge des kleinen Kreuzers „Emden“	264
Die Kämpfe in der Ostsee . . . . .	257	Das Ende der „Emden“ . . . . .	267
Die Minen in Nord- und Ostsee . . . . .	259—261	Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Nürnberg“ und „Leipzig“ in Großen Ozean . . . . .	270
Amtliche Verkündigungen . . . . .	259	Die Seeschlacht bei Santa Maria . . . . .	273
Im Mittelmeer und in der Adria . . . . .	262	S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe“ . . . . .	278
Unsere Kreuzer in den überseeischen Gewässern . . . . .	262—280	Die deutschen Hilfskreuzer . . . . .	280
S. M. kleiner Kreuzer „Königsberg“ . . . . .	262		

## Der Krieg im fernen Osten

Japan und der Krieg . . . . .	281—284	Englischer Gesamtbericht über die Belagerung	287
Die Teilnahme Japans am Weltkrieg . . . . .	281	Ein deutscher Bericht über die Belagerung von Tsingtau . . . . .	289
Die Kriegssitzung des japanischen Parlaments	282	In einem Tsingtauer Infanteriewerk . . . . .	291
Der Kampf um Tsingtau . . . . .	284—294	Die Seekämpfe vor Tsingtau . . . . .	292
Vorbereitungen für die Belagerung . . . . .	284	Die Uebergabe von Tsingtau . . . . .	293
Die Eröffnung der Feindseligkeiten . . . . .	268		

## Der Krieg in den deutschen Schutzgebieten bis Anfang November 1914

Deutsch-Ostafrika . . . . .	295—301	Togo . . . . .	314—316
Amtliche Meldungen und private Mitteilungen	296	In der Südsee . . . . .	317—320
Deutsch-Südwestafrika. Amtliche Meldungen und private Mitteilungen . . . . .	301—305	Deutsch-Neuguinea . . . . .	317
Kamerun und Kongogebiet. Amtliche Meldungen und private Mitteilungen . . . . .	305—313	Insulgebiet . . . . .	318
		Samoa . . . . .	320

## Karten

Übersichtskarte zu den Schlachten in Ost- und Westpolen und Galizien . . . . .	1	Übersichtskarte der Festung Przemyśl . . . . .	224
Übersichtskarte für die deutsch-russischen Kämpfe an der Nordostgrenze . . . . .	32	Übersichtskarte der Karpathen für die ersten Einfälle der Russen . . . . .	237
Übersichtskarte über West-Serbien und Montenegro . . . . .	83	Skizze über den Verlauf der Seeschlacht bei Santa Maria . . . . .	275
Übersichtskarte der Befestigungslinie Verdun-Toul-Epinal . . . . .	123	Das deutsche Pachtgebiet von Kiautschou . . . . .	287
Übersichtskarte von Belgien und Nordfrankreich	136	Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika . . . . .	297
Übersichtskarte der Festung Antwerpen . . . . .	151	Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika	303
		Übersichtskarte von Kamerun . . . . .	307
		Übersichtskarte von Togo . . . . .	314

## Abbildungen

Generaloberst v. Benedendorff und v. Hindenburg . . . . .	Titelbild	Österr.-ung. Dragoner-Patrouille in Galizien	5
General v. Ruffenberg . . . . .	4	Abschied von Honved-Truppen . . . . .	12
General v. Danfl . . . . .	4	Rückkehr leichtverwundeter Honved-Truppen	12
Grobrote russische Feldgeschütze in Wien . . . . .	4	Österr.-ung. Dragoner färben Schimmel . . . . .	13
Fahnenweihe des Honved-Regiments in Budapest . . . . .	5	Gefangene Spione auf dem Transport . . . . .	13
		Erzherzog Friedrich von Oesterreich . . . . .	16
		Generalmajor Ludendorff . . . . .	36

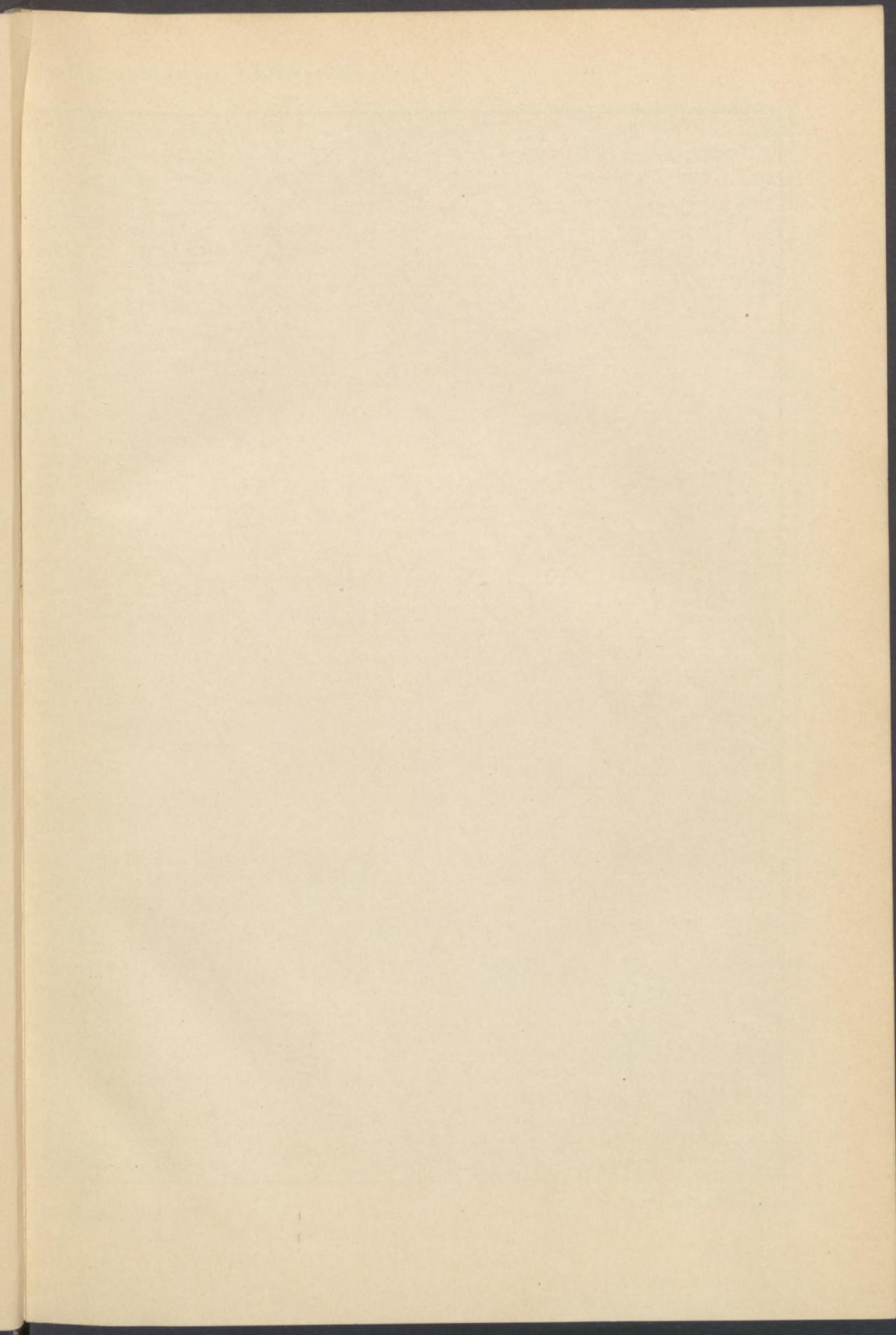
## Verzeichniß der Karten und Abbildungen

	Seite		Seite
General v. MacLensen . . . . .	36	Belgische Sanitätstruppen mit Sanitäts-	149
Russische Gefangene aus der Schlacht bei	36	hunden . . . . .	149
Hohenstein . . . . .	36	General v. Beseler . . . . .	152
Straße aus dem von den Russen zerstörten	37	Belgische Kavalleristen auf Vorposten . . .	156
Hohenstein . . . . .	37	Deutsche Feldwache vor Antwerpen . . .	156
Der Mispelsee bei Hohenstein . . . . .	37	Belgische Artillerie vor Antwerpen . . .	157
Aus dem zerstörten Soldau . . . . .	44	Belgische Infanterie bei der gesprengten	157
Blick auf die majurischen Seen . . . . .	44	Brücke von Hamme . . . . .	157
Erbeutete russische Feldküche . . . . .	45	Der Brand der Petroleumlager Antwerpens	160
Ostpreussische Landbevölkerung auf der Flucht	45	Blick auf einen Teil von Antwerpen . . .	160
Russische Artillerieoffiziere im Feldlager .	64	Fortis von Antwerpen nach der Beschießung	161
Nachkommando deutscher Landsturmlente in	64	Fort de Erbrand von Antwerpen . . . . .	161
Strohmieten . . . . .	64	Belgische Kanonen werden nach Deutschland	164
Aus einem deutschen Kriegslager an der	65	gebracht . . . . .	164
russischen Grenze . . . . .	65	Einmarsch der deutschen Marine-Division	164
Aufräumungsarbeiten in der evangelischen	65	in Antwerpen . . . . .	164
Kirche zu Soldau . . . . .	65	Deutsche Maschinengewehre auf einem Dach	165
Ein Fesselballon meldet dem Generalkom-	68	Deutsche Soldaten schießen aus einem	165
mando in Ostpreußen . . . . .	68	Automobil . . . . .	165
Beschießung eines feindlichen Flugzeuges	68	Die Bevölkerung von Antwerpen auf der	172
Erbeutete russische Maschinengewehre . . .	69	Flucht . . . . .	172
Eine erbeutete russische Feldküche . . . .	69	Belgische Flüchtlinge in Holland . . . . .	172
Großfürst Nikolai Nikolajewitsch . . . . .	76	Belgische Gefangene aus Antwerpen . . .	173
Paul v. Rennenkampf, Kommandeur der	77	Ausrüstungsstücke von flüchtenden Soldaten	173
Wilnaarmee . . . . .	77	Deutsche Truppen besetzen Blankenberghe .	176
Sasonoff, Russischer Minister des Aeußeren	77	Blick auf den Hafen von Ostende . . . . .	176
Grigorowitsch, Russischer Marineminister .	77	Automobilkolonne in Lüttich . . . . .	177
Suchomlinoß, Russischer Kriegsminister . .	77	Wiederherstellung eines gesprengten Eisen-	177
Die 25 Kommandanten der serbischen Armee	80	bahntunnels . . . . .	177
Kronprinz Alexander von Serbien . . . . .	80	Generalleutnant v. Morgen . . . . .	200
Eine serbische Batterie in Feuerstellung . .	81	General v. François . . . . .	200
Serbische Landwehr . . . . .	81	General v. Woyrsch . . . . .	200
Generalleutnant v. Stein . . . . .	100	Auf der Flucht vor den Russen verunglückt	201
Generalmajor Werner v. Boigts-Rheß . . . .	100	Österreichischer Landsturm im Schützengraben	201
General Karl v. Einem . . . . .	100	Aufstieg eines Fesselballons in Polen . . .	208
Aus dem zerstörten Hattonville . . . . .	101	Aufrichten eines Fontanamastes in Polen .	208
Munitionskolonne in dem zerstörten Domèvre	101	Deutsche Trainkolonne auf dem Marsch . .	209
Prinz Leopold von Bayern besucht das	108	Deutsche Proviantkolonne auf dem Marsch	209
3. bayrische Armeekorps . . . . .	108	Feldmarschalleutnant v. Kusmanek . . . .	224
Der deutsche Kronprinz begrüßt bayrische	108	General Svetozar v. Boroewic v. Bojna . .	224
Offiziere . . . . .	108	Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef in	224
Feldlager deutscher Truppen in Frankreich	109	Przemysl . . . . .	224
Feldschmiede und Pferdeshuppen bei	109	Abtransport gefangener Russen . . . . .	225
Chailon . . . . .	109	Beerdigung gefallener Soldaten . . . . .	225
Zerstörter Panzerturm der Festung Maubeuge	112	Österr.-ung. Truppen bei Hermanowice . .	232
Schwere österr.-ung. Motor-Mörserbatterie	112	Reservelager des 11. österr.-ung. Korps . .	232
Deutsche Artillerie fährt durch Charpentry	113	Von den österr.-ung. Truppen gefangene	233
Zerstörtes Franktireurdorf an der Meurthe	113	Russen . . . . .	233
Feldküche in einem Park bei St. Mihiel	128	Berggraben von Pferdledavern in Galizien	233
Schweres deutsches Geschütz bei St. Mihiel	128	Lager österr.-ung. Infanterie . . . . .	240
Schwadron bayerischer Chevauglegers . . .	129	Erdhöhlen der Tiroler Landesjäger in	240
Schwere Lokomobile zum Transport der	129	Galizien . . . . .	240
großen Mörser . . . . .	129	Österr.-ung. Ulanenvorhut während einer	241
Vorposten französischer Marinesoldaten . .	148	Rast . . . . .	241
Englische Infanterie vor Antwerpen mit	148	Österr.-ung. Infanterie hinter einer Deckung	241
Maschinengewehr . . . . .	148	Polnische Legionäre in Schützengraben . .	244
Belgische Munitionswagen mit Hunde-	149	Offiziere der Polnischen Legion . . . . .	244
bespannung . . . . .	149	Österr.-ung. Infanterie . . . . .	245

# Verzeichnis der Karten und Abbildungen

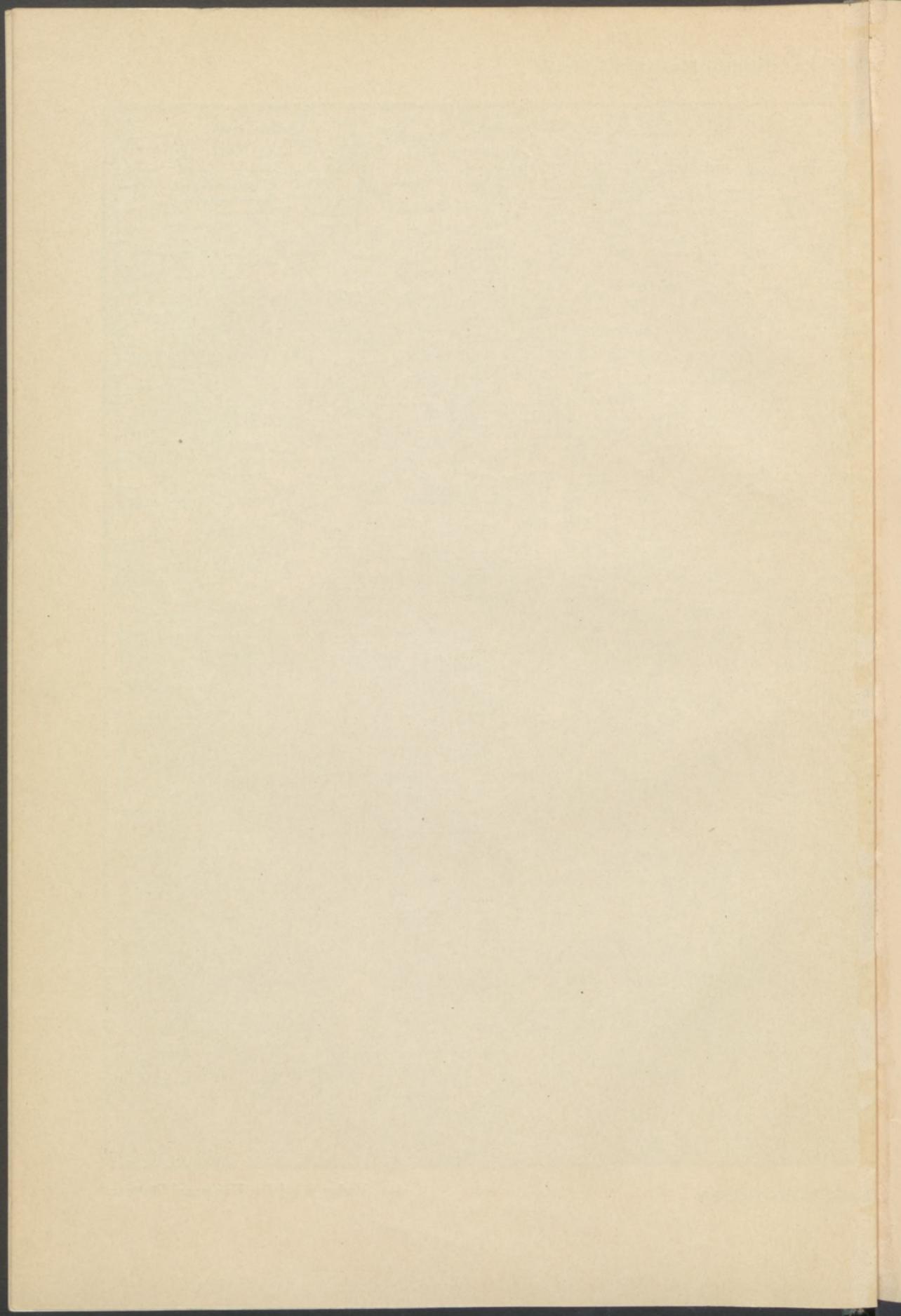
	Seite		Seite
Freiwillige polnische Jungschützen . . .	245	Eine Batterie Feldgeschütze in Kamerun .	289
Kapitän zur See Meyer-Waldeck . . .	248	Japanische Maschinengewehre beim Feuern	289
Kapitänleutnant Otto Webdigen . . .	248	„Kindi“ in Deutsch-Ostafrika . . . . .	296
Fregattenkapitän Karl v. Müller . . .	248	Daresßalam, die Hauptstadt von Deutsch-	
Der englische Panzerkreuzer „Aboutir“ .	249	Ostafrika . . . . .	296
Das deutsche Unterseeboot „U 9“ . . .	249	Tanga in Deutsch-Ostafrika . . . . .	296
S. M. großer Kreuzer „Dor“ . . . . .	256	Die Königin-Mutter von Bamum in Ka-	
Das englische Unterseeboot „D 5“ . . .	256	merun . . . . .	297
Der englische Überdreadnought „Audacious“	257	Geschütz in Deutsch-Südwestafrika . . . .	297
Der englische Panzerkreuzer „Good Hope“	257	Swatopmund in Deutsch-Südwestafrika .	304
Vizeadmiral Graf v. Spee . . . . .	264	Magazine in Windhuk . . . . .	304
Englische Torpedobootszerstörer-Flotille .	265	Windhuk in Deutsch-Südwestafrika . . . .	304
S. M. kleiner Kreuzer „Emden“ . . . . .	265	Patrouille im Swatop-Revier . . . . .	304
S. M. großer Kreuzer „Scharnhorst“ . . .	272	Pferde auf Weide in Johann-Abrechtshöhe	304
S. M. großer Kreuzer „Gneisenau“ . . .	272	Tränken der Pferde in Kaisis . . . . .	305
S. M. kleiner Kreuzer „Nürnberg“ . . .	273	Lager einer Batterie in Seeis . . . . .	305
S. M. kleiner Kreuzer „Leipzig“ . . . . .	273	Lastkamele der Schutztruppe in Deutsch-	
Fregattenkapitän Erich Köhler . . . . .	280	Südwestafrika . . . . .	305
S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe“ . . .	280	Das Kamelreiterkorps in Deutsch-Südwest-	
Deutsche Soldaten auf den Befestigungen		afrika . . . . .	305
von Tsingtau . . . . .	281	Soldat der deutschen Schutztruppe zu Pferde	312
Deutsche berittene Marinetruppen in Tsingtau	281	Deutsche Schutztruppe im Gefecht . . . .	312
Japanische Infanterie im Schützengraben	288	Im Kasernenhof zu Daresßalam . . . . .	313
Japanische Infanterie beim Gewehrreinigen	288	Eingehorene auf der Otavi-Bahn . . . . .	313

100	101
102	103
104	105
106	107
108	109
110	111
112	113
114	115
116	117
118	119
120	121
122	123
124	125
126	127
128	129
130	131
132	133
134	135
136	137
138	139
140	141
142	143
144	145
146	147
148	149
150	151
152	153
154	155
156	157
158	159
160	161
162	163
164	165
166	167
168	169
170	171
172	173
174	175
176	177
178	179
180	181
182	183
184	185
186	187
188	189
190	191
192	193
194	195
196	197
198	199
200	201



Übersichtskarte zu den Schlachten in Russisch-Polen und Galizien





# Der Ansturm der russischen Heeresmassen gegen Oesterreich

## Gesamtüberblick über die Kämpfe

Amtliche Meldungen und Mitteilungen aus dem k. u. k. Kriegspressequartier  
22. August.

In Tomaszow wurde eine feindliche Truppendivision überfallen: zwei Kosakenregimenter und eines ihrer Ulanenregimenter mußten flüchten. Der Angriff einer russischen Kavalleriedivision ist zusammengebrochen. Eine ihrer Brigaden wurde bei Turyna vernichtet, die andere bei Kamionka-Strumilowa sehr stark mitgenommen.

Unsere Lieger erzielten in außerordentlich kühnen Leistungen, die sie tief in russisches Gebiet hineinführten, vorzügliche Aufklärungsergebnisse. Sie riefen durch Abwerfen von Bomben große Verwirrung in feindlichen Lagern und Trains hervor.

25. August.

Unsere Truppen dringen beiderseits der Weichsel unaufhaltsam vor. Westlich des Flusses überschritten unsere Kräfte im Anschluß an die deutschen Verbündeten unter kleinen Kämpfen bei Lysagora und erreichten am 24. August den Abschnitt des Kamiennafusses zwischen Kielze und Radom. Westlich der Weichsel warfen unsere siegreich vordringenden Kräfte am 23. August bei Krasnik auf dem Wege nach Lublin eine starke Gruppe von zwei russischen Korps zurück. Ueber tausend Russen, darunter viele Offiziere, fielen unverwundet in unsere Hände. Eine Anzahl Fahnen, Maschinengewehre und Geschütze wurden erbeutet.

Ein Vorstoß von 20 000 Russen gegen die Grenze der Bukowina wurde bei Nowosieliza vollständig zurückgeschlagen. Den Feinden wurden mehrere hundert Gefangene abgenommen. In überstürztem Rückzug ließen sie auf dem Kampfplatz viele Kriegsgeräte zurück.

26. August.

Die dreitägige Schlacht bei Krasnik endete mit einem völligen Sieg unserer Truppen. Die Russen wurden auf der ganzen, etwa 70 km breiten Front geworfen und haben fluchtartig den Rückzug gegen Lublin angetreten. Nach den neuesten Nachrichten haben unsere Truppen in den Kämpfen um Krasnik über 6000 Gefangene gemacht und drei Fahnen, 28 Geschütze und viele Maschinengewehre erbeutet. Gefangen genommene russische Offiziere, die den Feldzug gegen Japan mitgemacht haben, sagten übereinstimmend aus, daß die Angriffe unserer Streitkräfte viel stürmischer seien als diejenigen der Japaner.

In Lemberg traf gestern der erste größere Transport Russen, die in den Grenzgefechten gefangen worden waren, unter dem Jubel der Bevölkerung ein, der sich noch steigerte, als im Zuge mehrere Maschinengewehre sichtbar wurden. Aus allen Meldungen geht übereinstimmend hervor, daß die Russen in ihrer barbarischen Kriegsweise auf eigenem und fremdem Gebiet alles verwüsteten, Dörfer und Gehöfte schonungslos in Brand steckten und mit diesem Verfahren allen völkerrechtlichen Vereinbarungen geradezu hohnsprachen. Diese Methode vermag unser Vorrücken nicht aufzuhalten, bewirkt aber allenthalben, daß uns die bedrängte Bevölkerung nicht nur in rein polnischen Gebieten als Befreier aus barbarischer Willkür begrüßt.

Als die Nachricht von dem großen Erfolge unserer Waffen bei Krasnik im stationierten Kriegspressequartier bekannt wurde, bemächtigte sich aller eine freudige Begeisterung.

Man zog in dichten Scharen vor den Kommandositz und verlangte stürmisch die Offiziere zu sehen. Der Kommandant gab den Inhalt der Siegesbotschaft in einer Ansprache bekannt, die mit Jubelrufen und der Volkshymne aufgenommen wurde.

Der Armeekommandant, General der Kavallerie v. Dankl, hat an seine Truppen folgenden Armeebefehl erlassen: „Die Armee hat am 23. und 24. August in der Schlacht von Krasnik, Polichna und Gorah ihre Feuerpause glänzend bestanden. Alle Korps haben dank dem todesmutigen Verhalten der Truppen den Feind zu einem fluchtartigen Rückzug gezwungen. Aus ganzem Herzen danke ich allen Angehörigen der Armee für die unserem Allerhöchsten heißgeliebten obersten Kriegsherrn und dem Vaterlande geleisteten Dienste. Aber auch Wehmut erfüllt unser Herz: viele Kameraden haben den Tod auf dem Felde der Ehre gefunden. Ihrer gedenken wir in dieser erhabenen Stunde. Noch stehen uns schwere Kämpfe und Mühen bevor. Die brave Armee — ich bin dessen sicher — wird sie alle überwinden.“

### 27. August.

Seit dem 26. August haben sich zwischen den österreichisch-ungarischen und den russischen Truppen Kämpfe entwickelt, die augenblicklich auf dem ganzen Raum zwischen der Weichsel und dem Dnjestr stattfinden.

### 30. August.

Die Schlachten auf dem russischen Kriegsschauplatz dauern mit ungeminderter Heftigkeit fort. Deshalb der trotz mehrfach befestigter Stellung des Feindes unaufhaltsam gegen Lublin vordringenden Armee Dankl haben die zwischen Bug und Wieprz vorggeführten eigenen Kräfte am 26. August den Angriff auf die aus dem Raume von Cholm entgegengerückte starke russische Armee begonnen. Hieraus entwickelten sich nach der Schlacht bei Krasnik weitere hartnäckige, für unsere angriffsfreudigen Truppen siegreiche Kämpfe bei Zamosc sowie nördlich und östlich von Tomaszow, in die am 28. August aus dem Raume von Belz eine nun gleichfalls auf russischem Boden vordringende eigene Gruppe erfolgreich eingriff. In diesen Kämpfen wurden ebenso wie in den Schlachten von Krasnik Tausende von Gefangenen gemacht.

In Ostgalizien behaupten sich unsere Truppen mit hervorragender Bravour und Zähigkeit gegen sehr starke, überlegene feindliche Kräfte.

Der stellv. Generalstabschef: v. Höfer, Generalmajor.

### 1. September.

Die einwöchige erbitterte Schlacht im Rahmen Zamosc-Lysowce führte zum vollständigen Siege der Armee Aussenberg. Scharen von Gefangenen und bisher 160 Geschütze wurden erbeutet. Die Russen befinden sich im Rückzuge über den Bug. Auch bei der Armee Dankl, die nun Lublin angreift, sind ununterbrochen Erfolge zu verzeichnen. Im Osten Galiziens ist Lemberg noch in unserem Besitz. Gleichwohl ist dort die Lage gegenüber dem überlegenen russischen Vorstoß sehr schwierig. v. Höfer.

### 2. September.

Die Zahl der Gefangenen, die die österreichisch-ungarischen Truppen in der großen Schlacht gemacht haben, beläuft sich auf 50 000, die der erbeuteten Geschütze auf 200.

### 6. September.

Am 3. September beschossen die Russen die in weitem Umkreis um Lemberg errichteten Erdwerke. Unsere Truppen waren jedoch bereits abgezogen, um die offene Stadt vor einer Beschießung zu bewahren, und weil auch Offensivrückichten dafür sprachen, Lemberg dem Feinde ohne Kampf zu überlassen. Das Bombardement hat sich sonach nur gegen unverteidigte Stellungen gerichtet.

Die Armee Dankl ist neuerdings in heftigem Kampfe. Der Feind führte gegen sie namhafte Verstärkungen mit der Bahn heran. In diesen Gefechten zeichnete sich be-

sonders die Truppe des Feldmarschallleutnants Restranek aus, die einen starken Angriff der Russen blutig abwies und hierbei weitere 600 Gefangene einbrachte. Sonst herrscht auf dem Kriegsschauplatz, soweit bekannt, verhältnismäßig Ruhe.

#### 8. September.

Im Raum von Lemberg hat eine neue Schlacht begonnen.

#### 10. September.

Kaiser Franz Joseph verlieh dem General der Infanterie Moriz Ritter v. Aussenberg und dem General der Kavallerie Viktor Dankl, die ihre heldenmütigen Truppen bei Komarow und Krasnit zum Siege führten, das Großkreuz des Leopoldsordens mit der Kriegsdekoration.

#### 12. September.

In der Schlacht bei Lemberg gelang es unsern an und südlich der Grodeker Chaussee angesetzten Streitkräften, den Feind nach fünftägigem hartem Ringen zurückzudrängen, an 10 000 Gefangene zu machen und zahlreiche Geschütze zu erbeuten.

Dieser Erfolg konnte jedoch nicht voll ausgenützt werden, da unser Nordflügel bei Rawaruskä von großer Uebermacht bedroht ist und überdies neue russische Kräfte sowohl gegen die Armee Dankl als auch in den Raum zwischen dieser Armee und dem Schlachtfelde von Lemberg vordrangen.

Angeichts der sehr bedeutenden Ueberlegenheit des Feindes war es geboten, unsere schon seit drei Wochen fast ununterbrochen heldenmütig kämpfenden Armeen in einem guten Abschnitt zu versammeln und für weitere Operationen bereitzustellen. v. Höfer.

#### 14. September.

Der Armeekommandant Dankl hat folgenden Armeebefehl erlassen: „Die brave Armee hat eine außerordentlich schwierige Operation glänzend erledigt. Bei Krasnit und vor Lublin habt Ihr die Russen entscheidend geschlagen, dann kämpftet Ihr zwei Wochen hindurch Tag und Nacht mit dem in festungsähnlichen Stellungen stehenden Feind und habt seine ungezählten Angriffe stets erfolgreich abgewiesen. Nachdem die Russen sich täglich verstärkt hatten und schließlich mindestens doppelt so stark als wir waren, haben wir unsere Angriffe freiwillig zurückgestellt, um Schulter an Schulter mit unsern übrigen Armeen, die sich uns anschließen, weiterzukämpfen. Auch der Marsch durch Sümpfe und Wälder hat ungeheure Anforderungen an Euch gestellt. Aber auch diese Sache ist, dank Eurer Ausdauer und Zähigkeit gelungen. Die Russen haben kaum gewagt, Eure Märsche zu stören und so steht denn die unbefiegte erste Armee heute in dem ihr anbefohlenen Raum. Ich danke allen Angehörigen meiner heldenmütigen ersten Armee für das, was sie bisher in jeder Richtung Hervorragendes geleistet hat. Der Krieg stellte bisher große Anforderungen. Sie werden auch in Zukunft nicht kleiner werden. Aber Ihr Soldaten der ersten Armee, Ihr werdet sie alle standhaft und erfolgreich überwinden, zum Wohle des Vaterlandes und zum Ruhme Seiner Majestät unseres erhabenen Kaisers und Königs.“

### Die österreichisch-ungarischen Heerführer gegen Rußland

Der Armeeeberkommandant ist wie auf dem serbisch-montenegrinischen Kriegsschauplatz auch gegen Rußland Erzherzog Friedrich; die Führung der einzelnen Armeen war dem General der Infanterie Moriz Ritter von Aussenberg und dem General der Kavallerie Viktor von Dankl anvertraut worden. Von den übrigen Heerführern werden in den amtlichen Meldungen und in den Schlachtberichten auch Erzherzog Josef Ferdinand und General der Infanterie Swetozar von Boroevic mit Anerkennung genannt.

General d. Inf. Moriz Ritter v. Aussenberg, einer der Vertrauten des ermordeten

Erzherzog Franz Ferdinand, wurde 1852 zu Troppau geboren, 1871 aus der Theresianischen Militärakademie als Leutnant in das 28. Infanterieregiment eingestellt und 1877 nach Absolvierung der Kriegsschule als Oberleutnant dem Generalstab zugeteilt. Er machte 1878 den Okkupationsfeldzug in Bosnien mit, stand später bei den Generalkommandos in Pest und Lemberg, war tätig beim militärgeographischen Institut und im Eisenbahnbureau, wurde 1890 Generalstabsoffizier der 28. Truppendivision in Laibach, 1892 Oberst und Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 96, 1900 Brigadekommandeur in Raab, 1905 Feldmarschalleutnant und Divisionskommandeur in Agram, von wo er ins Kriegsministerium berufen wurde. 1909 wurde Ritter v. Aussenberg zum kommandierenden General des 15. Armeekorps in Serajewo ernannt, wo er zum General der Infanterie aufrückte und den Titel Wirkl. Geheimrat erhielt. Seinem Ruf als Organisator und Verwalter, seiner umfassenden Bildung und seiner bedeutenden Rednergabe verdankte er es, daß er im September 1911 zum österreichisch-ungarischen Kriegsminister ernannt worden ist. Während seiner Amtstätigkeit als Kriegsminister hat Aussenberg namentlich die Feldartillerie wesentlich vermehrt und die schweren Hauptdivisio nen geschaffen, die sich jetzt vor Kamur so vorzüglich bewährt haben; auch die technischen Truppen wurden neu eingerichtet. Das Kriegsflugwesen, als dessen Begründer in der österreichisch-ungarischen Armee Aussenberg gelten kann, hat er besonders gefördert. Nach seinem Rücktritt vom Kriegsministerium im Dezember 1912 war er wieder als Korpskommandeur tätig; beim Ausbruch des Krieges wurde er an die Spitze einer der österreichischen Armeen gestellt, die gegen Rußland operieren sollten.

General der Kavallerie Viktor v. Dankl, der die in das Gouvernement Lublin eingedrungene österreichische Armee befehligt, war bis vor kurzem Kommandant des 14. Korps und Landesverteidigungskommandant von Tirol und Vorarlberg. Geboren 1854, wurde Dankl 1874 aus der Wiener-Neustädter Militärakademie als Leutnant zum 3. Dragonerregiment ausgemustert und nach Absolvierung der Kriegsschule dem Generalstabe zugeteilt; er war später Stabschef einer Kavalleriedivision und Generalstabschef des 13. Korps und fungierte von 1899 bis 1903 als Chef des Direktionsbureaus des Generalstabs. In der Generalcharge wirkte Dankl als Kommandant der 66. und später der 16. Infanteriebrigade und wurde zu Beginn des Jahres 1912 als Kommandant der 36. Infanteriedivision in Agram zum Korpskommandanten und kommandierenden General in Innsbruck ernannt. Als Führer der 36. Infanteriedivision hat er sich bei den großen Armeemanövern, die 1908 bei Beszprim stattfanden, durch besondere Initiative hervorgetan; er faßte in schwieriger Lage einen der Disposition seines Armeekommandanten entgegengesetzten, jedoch sehr zweckentsprechenden Entschluß, der für die weiteren Ereignisse von günstigstem Einflusse war.

Erzherzog Josef Ferdinand, der durch sein energisches Eingreifen zum siegreichen Ausgang der Schlachten in Galizien wesentlich beigetragen hat, ist ein Sohn des verstorbenen Großherzogs Ferdinand von Toskana, wurde 1872 in Salzburg geboren und genoß eine sorgfältige militärische Ausbildung. Nachdem er zuerst den Feldzeugmeister Freiherrn von Teuffenbach zum Erzieher gehabt, besuchte er die Militäroberrealschule und dann die Wiener-Neustädter Militärakademie. Von da als Leutnant zum Tiroler Kaiserjägerregiment ausgemustert, wurde er im Dezember 1893 in gleicher Eigenschaft zum 93. Infanterieregiment versetzt und 1894 zum Oberleutnant befördert. Später besuchte er die Kriegsschule. 1897 wurde er Hauptmann im 17. Infanterieregiment. Sieben Jahre später finden wir ihn als Obersten und Inhaber des 45. Infanterieregiments. 1908 wurde er Generalmajor und Kommandant der 5. Infanteriebrigade in Linz und 1911 Feldmarschalleutnant und Kommandant der 3. Infanteriedivision, gleichfalls in Linz. Kurz vor dem Ausbruch des Krieges war er zum Nachfolger des mit einem Armeekommando bekleideten Generals Dankl zum Kommandanten des 14. Korps und Landesverteidigungskommandanten in Tirol ernannt worden, von wo er dann auf den Kriegsschauplatz berufen wurde.

Der Erzherzog ist auch als kühner Luftschiffer bekannt. Im April 1913 errang er mit dem Ballon „Hohensalzburg“ bei der vom Oesterreichischen Aeroklub veranstalteten Fuchsballonfahrt den ersten Preis.

Neben Erzherzog Josef Ferdinand hat sich in der Armee Aussenberg der General d. Inf. Svetozar v. Boroewic v. Bojna besondere Verdienste erworben. Im Jahre 1856 zu

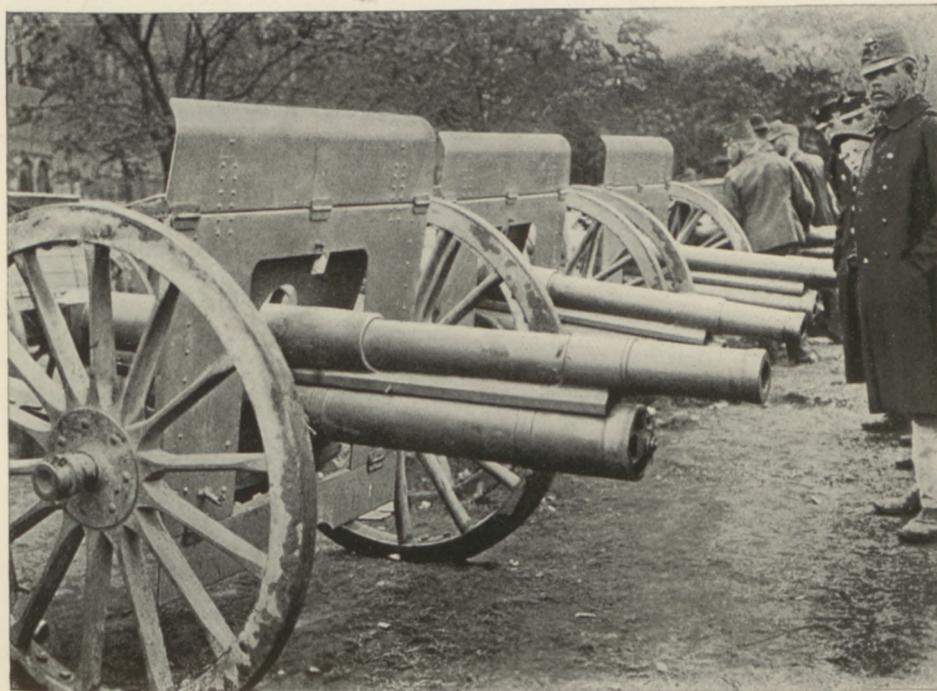


General d. Infanterie Moriz Ritter  
von Luffenberg



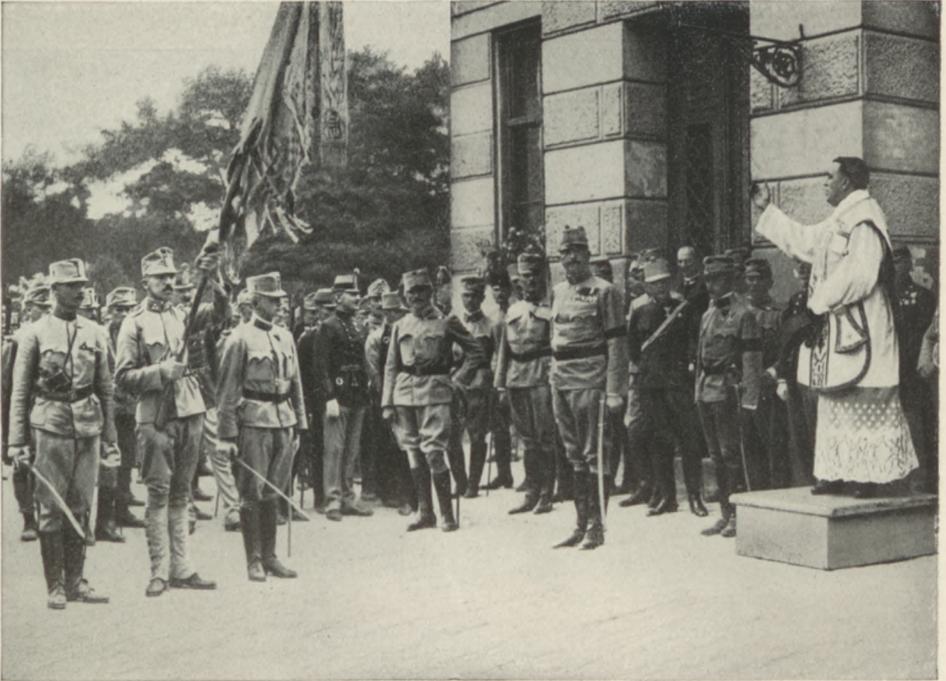
General d. Kavallerie Victor  
von Dantl

Phot. Eugen Schöfer, Wien



Phot. Phototel, Berlin

Von den österreichisch-ungarischen Truppen eroberte russische Feldgeschütze in Wien



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Fahnenweihe des ersten Honved-Infanterie-Regiments in Budapest



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Österreichisch-ungarische Dragoner-Patrouille in Galizien während der Rast

Umekic in Kroatien geboren, wurde er im Günsfer Obererziehungshause ausgebildet, diente dann zunächst im 52. Infanterieregiment und erwarb sich im bosnischen Okkupationsfeldzuge 1878 das Militärverdienstkreuz. Nachdem er die Kriegsschule absolviert hatte, wurde er dem Generalstab zugeteilt. Vier Jahre, 1887 bis 1891, wirkte Boroewic als Lehrer der Taktik und Heeresorganisation an der Wiener-Neustädter Militärakademie. 1892 avancierte er zum Major und Generalstabschef einer Infanteriedivision, 1895 zum Oberstleutnant, 1897 zum Obersten. In den Jahren 1898 bis 1904 fungierte er als Generalstabschef beim 8. Korps in Prag. Am 1. Mai 1904 wurde er Generalmajor und Kommandant der 14. Infanteriebrigade in Peterwardein, 1907 Kommandant des Ugramer Landwehrdistrikts Nr. 7, 1908 Feldmarschalleutnant, 1912 kommandierender General des 6. Korps in Kaschau, 1913 Geheimer Rat und General der Infanterie, im Dezember 1913 Inhaber des 51. Infanterieregiments.

## Die ersten Operationen der Armee Dankl

### Die russische Offensive und die österreichisch-ungarische Gegenoffensive

Deutschland war gezwungen, in den ersten Wochen des Kriegs seine volle Aufmerksamkeit nach Westen zu richten, wo ihm sofort ein ebenbürtiger Gegner gegenüberstand; die österreichisch-ungarische Wehrmacht aber blieb an Stärke weit hinter den gegen sie aufgestellten russischen Truppen zurück. So mußte Rußland auf allen Kriegsschauplätzen die Offensive überlassen werden.

Daß der russische Angriff so rasch und mit voller Wucht erfolgen konnte, läßt sich nur dadurch erklären, daß Rußland mindestens schon seit dem Mai des Jahres begonnen haben muß, sein Heer kriegsbereit zu machen. Dafür spricht auch das Auftauchen von Truppen aus Asien, sogar aus Ostsibirien, mit denen die Oesterreicher gleich zu Anfang ins Gefecht gekommen sind. Da Präsident Poincaré in einem Handschreiben an den Zaren um eine energische russische Offensive gebeten hatte, ließ diese nicht lange auf sich warten. Sie erfolgte etwa gleichzeitig in Ostpreußen und in Polen-Galizien.

Der Hauptstoß wurde gegen Oesterreich-Ungarn geführt. In mehreren Kolonnen drangen die Russen vor, während sich in ihrem Rücken etwa zwanzig Armeekorps erster Linie und dreizehn Reservekorps sammelten. An der Stelle jedoch, wo der feindliche Angriff am gefährlichsten werden konnte, nämlich in der Richtung auf Krakau und weiter gegen Schlesien, ergriffen die österreichisch-ungarischen Truppen unter General Dankl eine kräftige Gegenoffensive und drangen siegreich in russisches Gebiet ein.

### Die Schlacht bei Krasnik

Der erste Zusammenstoß der beiden feindlichen Heere hat mit dem Sieg der österreichisch-ungarischen Waffen geendet: in der dreitägigen Schlacht bei Krasnik vom 23. bis 25. August wurde eine ganze russische Armeegruppe in der Stärke von mindestens fünf Armeekorps, also ungefähr 250 000 Mann, von der Danklschen Armee geschlagen. Die Schlachtfront hatte eine Ausdehnung von über 70 Kilometern und reichte von Jozesow an der Weichsel über Krasnik bis Turobin.

Wertvollen Aufklärungsdiens leistete der österreichisch-ungarischen Armee das Luftschiff Schütte-Lanz, das kurz vor der Schlacht bei Krasnik einen längeren Erkundungsflug unternommen hatte. Der Korrespondent der Wiener „Neuen Freien Presse“ berichtet über diese Fahrt interessante Einzelheiten: „Das Militärluftschiff „Schütte-Lanz“, von Ingenieur Schütte entworfen und in der Lanzschen Fabrik zu Mannheim erbaut, stieg am 22. August aus seiner schlesischen Station auf und absolvierte eine Fahrt von nahezu tausend Kilometern über feindliches Gebiet. Der Flug führte über Czestochau und Kielce nach Osten südlich der Festung Zwangorod und südlich von Lublin, weiter bis in das österreichisch-ungarische Hauptquartier.

Dreimal kam das Luftschiff in feindliches Feuer, ohne Schaden zu nehmen. Es war um 6 Uhr morgens aufgestiegen und hatte 13 Stunden in der Luft verbracht, meist in einer Höhe von 2000 Metern, um dem Infanteriefeuer zu entgehen. In der Gegend von Zwangorod geriet der Ballon in wahre Garben von Gewehrgeschossen. Südöstlich von Lublin erhielt er Infanterie- und Artilleriefeuer aus beiden Flanken gleichzeitig. 25 Gewehrgeschosse durchbohrten die hinteren Gaszellen; auch von den vorderen Teilen und an der Gondel prallten Geschosse ab. Die russischen Schrapnells hingegen verfehlten glücklicherweise ihr Ziel und explodierten sämtlich weit weg vom Ballon. Trotzdem flog ein Sprengstück in die Gondel, ohne jedoch Schaden anzurichten. Die Verletzungen der Ballonhülle wurden während der Fahrt ausgebessert; so erreichte der Ballon mit einigem Gasverlust glücklich sein Ziel, das österreichisch-ungarische Hauptquartier, wo der Kommandant zahlreiche wichtige Beobachtungen melden konnte.

Die Besatzung war unverletzt geblieben. Sie fand im Hauptquartier enthusiastische Aufnahme. Dort lag der hellgraue Ballon bis zum 23. August abends. Er ist kleiner als die Zeppelinballons, aber ebenfalls starren Systems. Er ergänzte seine Gasfüllung und trat dann die Rückfahrt an. Es hat sich gezeigt, daß Infanteriegeschosse den Ballon noch in einer Höhe von 2000 Metern erreichen können, doch vermögen sie den Blechboden der Gondel dann nicht mehr zu durchschlagen.

Auch aus dieser außerordentlichen Höhe konnte der Ballonführer dank dem herrlich klaren Wetter alle wissenswerten Details der Kommunikationen und der Truppenverteilung erspähen.“

Im **V o r m a r s c h** hatte die österreichisch-ungarische Armee teilweise noch im eigenen Lande zunächst das versumpfte Gebiet des unteren San und des bei Manow in den San mündenden Grenzflusses Tanew zu passieren. Nördlich davon erstreckt sich auf russischem Gebiet eine etwa hundert Kilometer breite und in der Marschrichtung bis zu zwanzig Kilometer tiefe Waldzone. In seiner ganzen Ausdehnung ist dieser Wald von Morästen sowie versumpften Wasseradern durchzogen, und wegen der geringen Anzahl von Verbindungswegen für größere Truppenkolonnen mit Artillerie und Trains nicht leicht passierbar. Das Gelände weist zwar nur mäßige Erhebungen auf, ist aber dafür von steil abstürzenden und schwer überschreitbaren Bergflüssen durchzogen, deren Schluchten und Verschneidungen feindliche Ueberfälle begünstigen. Nur in der Richtung Tarnograd-Bielgorai-Prampol und weiter östlich bietet die Waldzone günstigere Vorrückungsmöglichkeiten. Die den mittleren und westlichen Teil der Waldzone bei Janow-Modliborzycze-Zasklikow durchlaufenden Marschstraßen vereinigen sich bei Krasnik, woraus sich die Bedeutung dieses Punktes ergibt. Am Nordrand der Waldzone bei Krasnik beginnt das Lubliner Bergland, das von Annapol an der Weichsel bis über Wieprz reicht und eine günstige Verteidigungsstellung gegen einen aus der Waldzone vordringenden Gegner bietet.

In dieser vorbereiteten Verteidigungsstellung hatte die russische Armee die Oesterreicher **erwartet**. Ein Wiener Mitarbeiter der „Täglichen Rundschau“ schildert den **H e r g a n g** **d e r** **S c h l a c h t e n** folgendermaßen: „Die russische Armeegruppe, die den rechten Flügel der gegen Galizien aufmarschierenden russischen Heere bildete, bestand allem Anschein nach aus dem Gros der Truppen des Militärbezirks Warschau mit den in Warschau, Lublin und Brest-Litowsk stehenden 14., 15., 19. und 23. russischen Armeekorps, sowie anscheinend mit noch einem weiteren Armeekorps, dessen Nummer bisher noch nicht bekannt wurde. Zwei Armeekorps hatten die Russen an den Ausgang der Waldzone nach Krasnik und Bielgorai vorgeschoben. Diese beiden vorgeschobenen russischen Korps wurden am Sonntag, den 23. August, von der offenbar überraschend aus der Waldzone hervordringenden österreichisch-ungarischen Armee isoliert angegriffen und in großer Auflösung zurückgeworfen. Die beiden russischen Korps verloren dabei 3000 Gefangene,

drei Fahnen, 20 Geschütze und sieben bespannte Maschinengewehre. Die geschlagenen zwei russischen Korps gingen auf ihre weiter rückwärts stehende Hauptmacht zurück, und die verfolgende österreichisch-ungarische Armee stieß nun auf diese. Es kam zu einer neuen Schlacht am 24. und 25. August, die mit einer vollständigen Niederlage der russischen Armee endete, die fluchtartig in der Richtung auf Lublin zurückging.“

Aus der Schlacht von Krasnik erzählten die in den krasnauer Krankenhäusern untergebrachten Verwundeten folgende Einzelheiten: „Es war ein langer und hitziger Kampf. Unsere Soldaten nahmen im Sturm die Positionen und gingen oft, ohne ein Kommando abzuwarten, mit unbeschreiblicher Bravour vor. Die Soldaten des 56. Infanterieregiments eroberten zwei russische Fahnen, und zwar die des 5. und des 7. russischen Jägerregiments, nahmen 350 Soldaten und mehrere Offiziere gefangen und eroberten acht Maschinengewehre. Unter den Gefangenen befand sich der Oberst des 5. Jägerregiments, der sich später dann selbst entleibte. Er gratulierte nach seiner Gefangennahme den österreichischen Offizieren, daß sie so tapfere Soldaten hätten, und sagte: „Wenn ich solche Soldaten gehabt hätte wie ihr, wäre keiner von euch mit dem Leben davongekommen; das kann ich euch versichern.“ Die österreichisch-ungarischen Offiziere kämpften mit unvergleichlicher Tapferkeit, anders als die russischen, die sich immer hinter die Soldaten versteckten und nie in der Front sind. Die bei Krasnik gefangene russische Mannschaft berichtete von großer Unzufriedenheit im Heer. Die Muschiks küßten den österreichisch-ungarischen Offizieren die Hände zum Dank für die menschliche Behandlung.“

Ein Beispiel kühner Entschlossenheit und hohen persönlichen Mutes hat in der Schlacht bei Krasnik Erzherzog Karl Albrecht gegeben. Als der Kommandant seiner Batterie gefallen war, übernahm er das Kommando und befehligte die Batterie, stundenlang in heftigem feindlichem Feuer stehend. Kaiser Franz Josef verlieh ihm das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration.

Besondere Anerkennung verdient auch die Heldentat des 72. Regiments, das die russische, durch Schanzendeckungen geschützte Front trotz der Uebermacht nahm, wobei zwei russische Generalstabsoffiziere, sechs Offiziere und 470 Soldaten gefangen genommen wurden.

Ein österreichischer Oberst gibt von dem Eingreifen seines Regiments in seinem Tagebuch folgende anschauliche Schilderung: „Wie ein Bluthund sich an die Fersen des Verfolgten heftet, so folgte das feindliche Artilleriefeuer unseren vorrückenden Linien. Bald waren es Granaten, bald Schrapnells in angenehmer Abwechslung. Dagegen gibt es keinen Schutz als weiteres Vorgehen. Wirft man sich nieder, so wird man von dem eingeschossenen präzisen Feuer direkt festgenagelt; benützt man für Minuten natürliche Deckungen, wie Terrainwellen, Gräben usw., so nützt das auch nichts, denn der „Segen kommt von oben“. Es ist wie ein entsetzliches Ungewitter. Man muß dabei gewesen sein, um sich eine Vorstellung davon machen zu können. Das allerbeste Mittel ist eigenes überlegenes Artilleriefeuer, das die feindliche Artillerie niederkämpft. Von dieser Seite kam auch die Befreiung von den feuerspeienden Ungetümen. Das Regiment hatte nicht gewankt und nicht gezuckt in dieser Zone des artilleristischen Schreckens. Bewundernd blickte ich auf alle die Braven, auf alle diese Helden. Mir fiel ein: „Was sind die vereinzelt Helbennamen des Altertums gegen diese Tausende von namenlosen Helden von heute?“

Nun passierten die vordersten Reihen den Waldstreifen und nahmen, untermischt mit den schon kämpfenden eigenen Truppen, am jenseitigen Waldrande das Feuergefecht auf. Gegenüber auf etwa 800 Schritt die feindliche Linie: ein Meierhof, der wie eine Festung hergerichtet worden war, von hier Erddeckungen bis zur Schmalseite eines Längenortes und noch weiter darüber hinaus. Ich bemühte mich, mit dem Feldstecher die russische Infanterie ausspionierend zu machen. Ich sah nichts als hie und da eine russische Teller-

mütze, die auftauchte und verschwand. Aber man spürte sie, noch mehr ihr Maschinengewehrfeuer. Nun, unser Feuer ließ seiner auch nicht spotten, wie ganze Berge von russischen Leichen und Verwundeten bewiesen, die wir nachher hinter den Deckungen vorfanden. Unsere Maschinengewehre ratterten erbarmungslos.

Inzwischen hatte die Regimentsreserve, die rechts rückwärts in Staffel gefolgt war, die Kluppen rechts und vorwärts des Waldes erreicht; sie wirkte zunächst durch enfilierendes Feuer und schritt nun energisch zum entscheidenden Angriffe vor. Wunder schön war es anzusehen, ein militärischer Hochgenuß. Das war der Sieg! Die Entscheidung auf dieser Stelle des Gefechtsfeldes war gefallen. Die Russen zogen sich fluchtartig zurück. Was nicht fliehen konnte, ergab sich, indem es die Hände hoch hielt. Erwähnt sei, daß während des vorgeschilderten Kampfes mitunter Verrätereien vorliefen. Manche russische Abteilung hißte die weiße Fahne, worauf von den Unseren angenommen wurde, daß sich der Feind ergeben wolle. Das war eine Täuschung, denn als unsererseits das Feuer eingestellt worden war und die Unseren sich näherten, wurde ein höllisches Maschinengewehrfeuer auf sie losgelassen. Gegen solche verräterische Brut gab es keinen Pardon mehr. Nun schritt der Sieg mit vernichtenden Schritten vorwärts und eine blutig rote Fackel wies ihm den Weg. Der früher erwähnte Ort brannte lichterloh, die Flammengarben; die schwälende ungeheure Rauchwolken trugen, sprangen von Haus zu Haus; dazu das fortdauernde Kampfgetöse, das Einbringen ganzer Trupps und Kolonnen von Gefangenen, das Vorwärtstürmen unserer Soldaten — all das gab ein Bild, das unverlöschlich ist.

Ich befand mich hierbei auf der Höhe bei der Regimentsreserve und überblickte das Gefechtsfeld in einer Breite und Tiefe von etwa 3000 Schritt. Was rechts und links geschah, wußte ich nicht. Es war ein Ausschnitt aus der großen Schlacht. Das Gewehrfeuer macht durchaus kein besonderes Getöse, es nimmt bald ab, bald zu und unterscheidet sich fast gar nicht von dem Gefechtslärm einer feldmäßigen Friedensübung. Nur das Maschinengewehrfeuer dringt lebhaft ins Gehör, dann auch die Zugsalven der Russen, die häufig angewendet wurden. Die Grundgewalt des Basses besorgte die Artillerie.

Gar manchen guten Freund und Kameraden verlor ich an diesem Tage. Einfache Holzkreuze bezeichnen die letzte Ruhestätte.

Die Dämmerung trat ein und machte dem Kampfe ein Ende. Nur hie und da noch grollte ferner Geschützdonner. Unaufhörlich wurde eine Anzahl von Gefangenen zugeführt. Einer Episode, die des humoristischen Beigeschmacks nicht entbehrt, möchte ich noch Erwähnung tun. In einem Trupp von Gefangenen befand sich ein junger Offizier, der in deutscher, fast berlinerischer Sprache ärgerlich fragte: „Ja, gibt's denn hier niemand, der Deutsch spricht?“ Ich erwiderte: „Aber genug gibt es solche, wir Offiziere sprechen alle Deutsch.“ Darauf er: „Nu, Gott sei Dank, daß ich 'mal wieder vernünftig sprechen kann. Na, wir haben heute ordentliche Dresche gekriegt.“ Es war ein als Reserveoffizier eingerückter Kurländer. Wir amüsierten uns nicht wenig über den deutschen Russen oder russischen Deutschen.

Die Schlacht war zu Ende. Wenn mich auch die Verluste des Regiments mit Wehmut und Schmerz erfüllten, so belebte mich trotzdem das erhebende Gefühl, daß das Regiment seine Schuldigkeit getan und in diesem Teilgefecht die siegreiche Entscheidung herbeigeführt hat. Mit Stolz darf es die Blicke zu seinem erhabenen obersten Kriegsherrn erheben. Am nächsten Tage erhielten wir aus dem Armeekommandobefehl Kunde von dem glänzenden Siege auf der ganzen Linie. Viel später erfuhren wir den Namen der Schlacht. Er lautet: *Krasnik*."

Ueber die Bedeutung des Sieges bei *Krasnik* schreibt die Wiener „Neue Freie Presse“: „Die Schlacht bei *Krasnik* ist als großer Einleitungskampf in dem Feld-

zug gegen Rußland von einer, wie wir wohl sagen dürfen, symptomatischen Bedeutung. Sie läßt vor allem erkennen, daß der Aufmarsch unserer Streitkräfte nach einem gut überlegten, glänzend durchdachten Plan erfolgte, und daß die einleitende Offensive, für die schon im Frieden grundlegende Bestimmungen ausgearbeitet worden waren, durch eine in die Augen springende geistige Ueberlegenheit unserer Führung gekennzeichnet wird. Bei uns der Angriff in breiter Front mit möglichst vielen Kolonnen, die den Gegner an zahlreichen Punkten anpacken können; auf der russischen Seite die traditionelle Gliederung in hintereinander stehende Gruppen, das System der Aufstellungen in Positionen, das in der Mandchurei wiederholt Schiffbruch gelitten hat. Bei uns der kraftvolle, alle Führer, vom höchsten bis zum niedersten, durchdringende offensive Gedanke und das immer und überall zutage tretende Bestreben, sich gegenseitig zu unterstützen. Auf der russischen Seite die Sucht, den Feind in Positionen zu erwarten, und der mangelnde Einflang in den Aktionen der einzelnen größeren Heereskörper.“

## Die Riesenschlachten in Russisch-Polen und Galizien

### Die letzten Grenzgefechte

Die Zusammenstöße mit dem russischen Grenzschutz (vgl. I, S. 102) setzten sich an der galizischen Grenze auch in den Tagen nach dem 20. August noch fort.

Eine hervorragende Waffentat einer Honveddivision (ungarische Landwehr) ist durch eine nachträgliche amtliche Meldung bekannt geworden. Die Division hatte am 16. August die schwierige Aufgabe, die russische Grenzsicherung am Zbruz zu durchbrechen, um festzustellen, ob sich dahinter stärkere Kräfte befänden. Bei *Satanow* gelang die Erzwingung des Uebergangs und der Einbruch in russisches Gebiet. Die Honvedkavallerie stieß südwestlich von *Kuzmin* auf überlegene feindliche Kavallerie, die von Infanterie unterstützt war. Der Feind wurde trotzdem von den Ungarn in die Flucht getrieben. Die Verfolgung stand erst am nächsten Abschnitt des *Smotrizbaches* still, wo sich russische Verstärkungen festgesetzt hatten. Obwohl der Angriff nicht Sache der Reiterei war, griffen die Honveds den Feind in seiner befestigten Stellung an, wobei sie größere Verluste erlitten. Der Kampf bewies, daß in dieser Gegend größere russische Kräfte standen. Nach Lösung ihrer Aufgabe quartierte sich die Honveddivision bei *Satanow* ein. Nachts überfielen Ortsbewohner, vermutlich verstärkt durch versteckt gehaltene Soldaten, die schlafenden Honveds, von denen sie eine Anzahl töteten. Daraufhin wurde der Ort strafweise niedergebrannt. Nach diesem Vorfall sammelte sich die Honveddivision wieder vollkommen schlagfertig.

Am 21. August fanden Kämpfe bei *Tomaszow* und *Kamionka-Strumilowa* statt. Der Beginn des Gefechtes bei *Kamionka-Strumilowa* erfolgte durch den Angriff eines Kosakenregiments auf eine Traintkolonne von Verwundeten. Er ist von einem Hauptmann und seiner Begleitmannschaft sechs Stunden lang abgewehrt worden. Als Verstärkungen herankamen, wurde schließlich ein Sieg über eine Kosaken- und eine Dragonerbrigade erfochten. Dabei fielen zwei russische Generäle, von denen einer der General *Wannowski* war, ein Sohn des früheren russischen Kriegsministers. Die allgemeine Haltung der österreichisch-ungarischen Kavallerie war tollkühn. Sie attackierte sogar Schützengräben mit vollem Erfolg.

Zusammenfassend läßt sich sagen, daß es den Russen nicht gelungen ist, den aus geographischen Gründen überaus schwierigen Aufmarsch der österreichisch-ungarischen

Truppen in Galizien zu stören, obwohl sie für diesen Zweck schon im Frieden dicht an der Grenze Kavalleriemassen bereitgestellt hatten, die allein etwa die Stärke der gesamten österreichisch-ungarischen Kavallerie besaßen und durch zahlreiche Schützenregimenter, die eine Eliteinfanterie sein sollten, festen Rückhalt bekamen. Die Oesterreicher hatten den russischen Angriff darum in den ersten Mobilmachungstagen erwartet. Aber nur schwächere Kavallerie- und Infanterieabteilungen versuchten Ueberfälle auf die vordersten kleinen österreichischen Grenzposten, die aus Gendarmen, Landsturm Männern und Finanzwächtern der allernächsten Umgebung gebildet waren. Fast zwei Wochen verstrichen, bis endlich der allgemeine Vorstoß der russischen Kavalleriedivision und Schützenbrigaden, durch Artillerie verstärkt, deutlich in die Erscheinung trat. Aber auch diese Versuche mißlangen kläglich, obwohl sie nur an solchen Stellen unternommen wurden, wo sie auf weit geringere Kräfte stießen.

In den Grenzgefechten hat sich der galizische Landsturm ganz besonders bewährt. Zahlreiche Dekorationen wurden ihm verliehen.

### Die Schlacht von Zamosc und Komarow

Bis in die dritte Augustwoche war es also gelungen, die russischen Angriffe auf Galizien abzuweisen. Inzwischen hatten aber die Russen ihre ganze Macht versammelt und gingen nun auf ihrem linken Flügel gegen Lemberg vor. Da die österreichisch-ungarische Armee gleichfalls mit ihrem linken Flügel vorstieß, entwickelte sich eine Schlachtlinie, die sich — wenn man die gegen Lublin eingesezte, in unausgesezten Kämpfen vorwärts dringende Danlische Heeresgruppe hinzunimmt — von der Weichsel bis an den Dnjester in einer von Nordwesten nach Südosten gehenden, 400 Kilometer langen Front erstreckte. Am Ende des wochenlangen Ringens hatte sich diese Linie in eine ausgesprochen nord-südliche verwandelt.

Der Riesenkampf begann auf dem westlichen Flügel, auf dem die Oesterreicher die Offensive ergriffen hatten. Ueber die Entwicklung der ersten Schlachten berichtet ein amtlicher Bericht des stellvertretenden Generalstabschefs v. Höfer:

„Nestlich der bei Krasnik nach dreitägiger Schlacht siegreichen Armee Dank begann am 25. August die zwischen Huczwa und Wieprz dirigierte Armee Muffenberg den Angriff auf die aus dem Raume von Cholm gegen Süden vorgerückten feindlichen Kräfte. Hieraus entwickelte sich die Schlacht von Zamosc und Komarow.

Am 28. August wurde das Eingreifen der über Belz und Uhnów herabbefohlenen Gruppe des Erzherzogs Josef Ferdinand fühlbar. Da an der Chaussee Zamosc-Krasnostaw verhältnismäßig nur schwächere Kräfte gegenüberstanden, konnten erhebliche Armeeteile am 29. August aus dem Raume von Zamosc gegen Osten einschwenken und bis Czesniki vordringen. Demgegenüber richtete der überall mit größter Tapferkeit und Hartnäckigkeit kämpfende Feind seine heftigsten Anstrengungen gegen den Raum von Komarow, wohl in der Absicht, hier durchzustoßen. Abends stand die Armee in der Linie Przewodow, Grodek, Czesniki, Wieliczka, wobei Grodek und Czesniki etwa die Brechpunkte der Front bildeten. Russischerseits hatten neue, von Krylow und Grubieszow herangeführte Kräfte in den Kampf eingegriffen.

Am folgenden Tage setzte die Armee Muffenberg die angebahnte Umfassung, der Feind seine Durchbruchversuche fort, die schließlich die eigene Front bis Lubunie-Larnawatka zurückbogen. Indessen vermochte sich die Gruppe des Erzherzogs im allgemeinen bis an den Fahrweg Telatyn-Machanie vorzuarbeiten.

Am 31. August schritt die Einkreisung des Feindes unter heftigsten Kämpfen fort, da auch von Norden her gegen Komarow eingeschwenkt wurde. Bei Komarow bereits äußerst gefährdet, begannen die Russen den Rückzug gegen Krylow und Grubieszow,

erwehrt sich jedoch der drohenden Umklammerung durch Offensivvorstöße nach allen Richtungen, namentlich gegen die Gruppe des Erzherzogs.

Endlich, in den Nachmittagsstunden des 1. September, wurde es sicher, daß die Armee Aussenberg, in der auch die Wiener Truppen und eine vom General der Infanterie Boroewic geführte Gruppe mit außerordentlicher Zähigkeit und Bravour kämpften, endgültig gesiegt habe.

Komarow und die Höhen südlich Tyszowce wurden genommen, der Erzherzog drang gegen Staroje Sielo vor; Scharen von Gefangenen, zahlloses Kriegsmaterial, darunter 200 Geschütze und viele Maschinengewehre, fielen in unsere Hände.“

Die schlichten Daten dieses Generalstabsberichts werden von dem Wiener Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten“ ausführlich erläutert. Er schreibt: „Zu einer der größten Schlachten, die bisher in diesem Weltkriege geschlagen worden sind, gehört unzweifelhaft die neuntägige blutige Schlacht bei Zamosc-Tyszowce, die mit dem glänzenden Siege des Generals Aussenberg über die Russen geendet hat. Genauere Mitteilungen über die Riesenschlacht geben ein annäherndes Bild von der Größe dieses gewaltigen Kampfes. Auf russischer Seite standen hier die Armee von Wilna, sowie offenbar ein Teil der bei Krasnik geschlagenen Armee von Warschau im Kampf. Die Russen erhielten jedoch im Laufe der Schlacht noch weitere Verstärkungen. Am fünften Gefechtstage stieß zu den Russen eine neue Kraftgruppe, die anscheinend kurz vorher in Wladimir-Wolnytskij ausgeladen worden war und deren Stärke wohl mit einem Armeekorps bemessen werden kann. Diese Verstärkungsgruppe stieß über Grubieszow nach Ueberschreitung des Fließchens Huczwa gegen den linken österreichischen Flügel vor. Ferner meldet aber auch der österreichische Generalstabsbericht das am 29. August erfolgte Eingreifen russischer Verstärkungen aus der Richtung von Arhlow am Bug. Es waren anscheinend Kräfte, die als Reserve des russischen Oberkommandos im Raume Rowno-Lud standen, vielleicht auch Truppen, die einem Militärbezirk des inneren Rußland angehörten und sich erst im Antransport auf den Kriegsschauplatz befanden.

Der Brennpunkt der Schlacht war der Ort Komarow, etwa in der Mitte zwischen Zamosc und Tyszowce. Der russische Armeekommandant, es soll der General Plehwe gewesen sein, hatte die Absicht, das Zentrum der österreichischen Stellung bei Komarow zu durchstoßen. Hier standen deutschböhmisches und tschechische Regimenter brüderlich Schulter an Schulter und hielten heldenmütig den wütendsten Angriffen stark überlegener russischer Kräfte stand. Nach tagelangem Ringen um Komarow gelang es der russischen Uebermacht, das österreichische Zentrum bis Labunie und Tarnawatka zurückzudrücken. Aber gerade durch diesen Vorstoß im Zentrum gerieten die Russen in eine verhängnisvolle Sackgasse. In geradezu genialer Weise hatte es General v. Aussenberg auf eine Einkreisung der russischen Armee abgesehen. Das 2. Armeekorps hatte auf dem linken Flügel im Nordwesten zum Sturme auf Zamosc angesetzt. Mährische Regimenter und niederösterreichische Landwehr gingen hier mit unerschütterlicher Ruhe, wie auf dem Exerzierplatz vor und nahmen die stark befestigten Stellungen des Feindes. Die österreichische Landwehr, obwohl eine Truppe erster Linie, führt bekanntlich keine Fahnen. Bei Zamosc hat sie sich russische Fahnen geholt. Nach der Einnahme von Zamosc setzte der linke österreichische Flügel die Umgehung nördlich über Czesniki fort. Aber es war ein überaus schwieriges Gelände, in dem Moräste mit tiefem Sandboden abwechseln. Vollendet wurde der Sieg jedoch im Süden. Beiderseits des Fließchens Huczwa rückten neue österreichische Kräfte heran, westlich der Huczwa das 6. Kaschauer Korps unter General Boroewic, östlich die Armeegruppe des Erzherzogs Josef Ferdinand mit dem 14. (Tiroler) und dem 5. (Preßburger) Korps. In breiter Front rückten die Tiroler, Salzburger, Desterreicher und Ungarn vor und bedrohten die Rückzugslinie des

Feindes. Die Erstürmung von Tszowce auf dem linken russischen Flügel durch die Truppen des Erzherzogs Josef Ferdinand entschied die Schlacht. Nur der schleunige Rückzug konnte die russische Armee vor dem Abgeschnittenwerden retten. Das südlich Komarow vorgestoßene russische Zentrum konnte allerdings der Katastrophe nicht mehr entgehen. Von links und rechts umklammert, erlitt es die schwersten Verluste, verlor den größten Teil seiner Artillerie, und der Rest wurde nach der Wiedererstürmung von Komarow durch die Oesterreicher in wilder Flucht gegen den Bug geworfen. Die Trophäen des schwer errungenen Sieges waren glänzende: 20 000 Gefangene, 200 Geschütze, zahlreiche Maschinengewehre, mehrere Fahnen, sowie die Geheimmappen des 19. russischen Armeekorps. Die sofort eingeleitete Verfolgung der Russen gegen den Bug wurde „bis zum letzten Hauch von Mann und Roß“ durchgeführt und hat den Erfolg des Sieges noch erheblich vergrößert.“

Die Armee Aussenberg hatte es bei Komarow mit einem geradezu verzweifelten Widerstand der Russen zu tun. Das Gelände mit seinem teils sumpfigen, teils tief versandeten Boden bereitete dem Angreifer große Schwierigkeiten. Ueberall von Abschnitt zu Abschnitt hatten die Russen schon lange vorher überaus starke Deckungen angelegt und verteidigten sie, obwohl sie ständig dezimiert wurden, durch immer neue Reserven. Die Oesterreicher sahen den schon besiegten Feind von Stunde zu Stunde gleichsam neu aus dem Boden wachsen. Das erklärt die lange Dauer dieser Kämpfe.

Den Sturm auf Zamosc schildert ein Teilnehmer folgendermaßen: „Am 29. kam es zum Sturm auf Zamosc und mit unserer braven Musikkapelle an der Spitze, waren Sturm und Einmarsch in die nunmehr eroberte Stadt ein zusammenhängendes Ganzes. Mit klingendem Spiel zog die Musik voran und wir, als ob es zur Burgwachablösung ginge, hinterdrein. Zwei Tage blieben wir in Zamosc, dann ging's weiter.“

Einen anderen Sturmangriff schildert ein Offizier des Infanterieregiments Freiherr v. Heß Nr. 49, das sich überhaupt in dieser Schlacht besondere Vorbeeren verdient hat. Er schreibt: „Das von dem Kompagniekommandanten avisierte „Vorwärts, Hesser!“ übertrug sich der Truppe förmlich in Fleisch und Blut, und trotz des heftigsten feindlichen Infanterie- und Artilleriefeuers konnten wir in einem Anlauf die Höhen gewinnen. Die Russen hatten sich am Waldrand in der Tiefe verschanzt, und vor dieser Aufstellung lag noch eine stark versumpfte Wiese. Doch alle Hindernisse waren umsonst! Rechts und links brannten die Dörfer, und hinter dem Walde schlugen die Flammen aus dem Schlosse Michalow empor und färbten den Abendhimmel blutig rot. Bei dieser schaurig-magischen Beleuchtung, die unsere tüchtige Artillerie verursacht hatte, gingen wir von einer Feuerstellung in die andere, und um halb neun Uhr stürmten wir die feindliche Stellung mit einem solchen Elan, daß der Feind fluchtartig vertrieben wurde. Leider hatten wir auch bedeutende Verluste, namentlich an Offizieren, erlitten. Nach diesem heldenmütigen Kampfe sammelte sich das Regiment in der eroberten Stellung, und unbergeflücht wird es jedem bleiben, der an diesem Ehrentage teilgenommen, als auf dem blutigen Schlachtfelde, von uns Hessern in stolzer und rührender Weise gesungen, unsre Volkshymne erklang.“

In den Kämpfen unter Erzherzog Josef Ferdinand haben sich besonders die Tiroler hervorgetan. Ein verwundeter Fähnrich eines Tiroler Kaiserjägerregiments erzählt: „Sie sollten einmal die Tiroler im Felde sehen! Wenn's zum Sturme geht, der Trompeter das Signal bläst und das Hurra über das Feld gellt, dann setzen sie als Zugabe noch mit ihren Fuchzern ein, daß einem vor Freude das Wasser in die Augen kommt, und dann geht's ohne Erbarmen an den Feind, der solchem Ansturm nicht standhalten kann. Liegt der Tiroler in der Feuerlinie, so raucht er mit allem Behagen seine Pfeife und schießt ruhig drauf los, als wär's am heimischen Scheibenstand.“



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Abschied von Honved-Truppen vor der Fahrt  
nach Galizien



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Rückkehr leicht verwundeter Honved-Truppen  
nach den Kämpfen bei Lemberg



Phot. Kistophot, Wien

Osterreichisch-ungarische Dragoner färben Schimmel für den Kriegsgebrauch



Phot. Kistophot, Wien

Gefangene Spione auf dem Transport zum Kriegsgericht

Gibt es dann einmal einige Stunden Rast, so dauert es nicht lange, und es ist ganz im Scherz eine kleine Kauferei im Gange: irgendwie muß sich doch die Kampfbegierde der Bergjöhne Luft machen. Ihre Kampfesfreude ist nicht zu schildern. Ich habe es oft erlebt, daß Tiroler Kaiserjäger direkt vom Verbandsplatze mit Schußwunden in Beinen und Armen wieder zur Truppe zurückkamen und meinten, sie seien verbunden, nun gehe es schon wieder.

Unsere Artillerie leistete Großartiges. Wenn uns die Artillerie deckte und unsere Maschinengewehre ihr Feuer in die Feinde warfen, fühlten wir uns so sicher wie auf dem Exerzierplatz, zumal die Russen zu hoch schossen und ihr Feuer uns wenig anhatte. Auch unsere Kavallerie bewährte sich sehr gut. Ein russischer General, der schwer verwundet gefangen genommen wurde, äußerte: „Wir haben die österreichische Kavallerie unterschätzt; sie hat Großartiges geleistet.“ Die Russen nehmen keine Attacke an; sie schießen gewöhnlich nur aus dem Hinterhalt. Auch die russische Infanterie hält einem Sturm nicht stand.

Die Nächte waren schauerlichschön. Wenn der rotglühende Sonnenball zur Küste gegangen war, wenn dann aus hunderten von Schründen Feuer aufblitzte, der Feuerchein brennender Dörfer die Nacht erhellte, die Schrapnells gleich kleinen Leuchtkugeln in den Lüften kreisten, so war das ein schauerlichschöner Stimmungseffekt. Als ich nach einem dreißigstündigen Schlaf in einem Lazarett erwachte, war mir die Ruhe etwas so Ungewohntes, daß ich mich nach dem Stimmungszug des Schlachtfeldes zurücksehnte.“

Auf die Frage, ob denn den Truppen im Felde auch von den Vorgängen auf den anderen Kriegsschauplätzen Mitteilung gemacht werde, erwiderte der junge Fähnrich: „Ja und sogar auf ganz originelle Weise. So hieß es einmal im Befehl: „Die 3. Kompagnie stellt die Feldwachen aus. — Der Papst ist gestorben. — Sieg der Deutschen in Nordfrankreich. — Sieg der Oesterreicher an der Save. — Morgen Brot- und Munitionsfassung. — Morgen große Sonnenfinsternis.“ Sie sehen daraus, daß auch wir nicht ganz ohne Nachricht aus der Welt draußen waren, wenn sie uns auch etwas kunterbunt serviert wurde.“

### Das weitere Vordringen der Armee Dankl

Nach der Schlacht bei Krasnik räumten die Russen das Gebiet westlich der Weichsel und ließen nur schwache Kräfte, meist Kavallerie, zurück, die unter dem Druck der österreichisch-ungarischen Vorhuten nach kurzen Gefechten zurückwichen, wobei sie hinter sich Brücken, Dörfer und Gehöfte zerstörten. Das trockene Wetter der vorhergehenden Wochen hatte aber die sonst abgrundlosen Wege fahrbar, die uferlosen Flüsse durchwatenbar gemacht. Das Vordringen der Danklschen Armeen stand also unter einem verhältnismäßig günstigen Stern.

In einer zweiten Schlacht vom 27. August, die durch die heldenmütige Erstürmung einer stark befestigten Stellung auf den Höhen von *Niedrzwicaduz*a gekrönt war, gelang es, die zurückgeworfenen russischen Kräfte und herangeführte Verstärkungen, im ganzen etwa zehn Divisionen von sechs verschiedenen Korps, nochmals zu schlagen. Ein österreichisch-ungarisches Korps nahm in dieser zweiten Schlacht einen General, einen Oberst, drei sonstige Stabspersonen, 40 Offiziere und etwa 2000 Mann gefangen und erbeutete wieder sehr viel Kriegsmaterial.

In den folgenden Tagen drang die ganze Heeresgruppe umfassend bis nahe an *Lublin* heran.

Wie die Verwundeten in den Krakauer Lazaretten übereinstimmend erzählen, hatten die Russen in der Gegend von *Lublin* schon wenige Tage nach den Ereignissen in *Serajewo* mit fieberhafter Hast, die schon seit langer Zeit errichteten *Betonhäusern*

gräben in stand gesetzt, wobei sie die Ortsbevölkerung zur Mitarbeit anhielten. Gleichzeitig wurden die Schützengräben vermehrt. Die Beschaffung von Lebensmitteln ging ununterbrochen vor sich, sogar in den Schützengräben wurden Depots angelegt. Das russische Spähsystem war überall großartig organisiert; selbst die Ortsbewohner waren eigens hiefür geschult worden.

Ungeheure Schwierigkeiten hatten Artillerie und Train der österreichisch-ungarischen Armeen zu überwinden. Infolge des Mangels an Straßen mußte über weite Sandflächen und Ackerland gefahren werden, so daß das Vorwärtskommen nur sehr langsam möglich war. In den ungeheuren Waldkomplexen kannten die Russen natürlich jeden Weg und ihre Stellungen waren hier so stark, daß sie nur unter großen Opfern daraus vertrieben werden konnten.

Auffallend war, daß die Bauern die Dörfer im Kampfgebiete verlassen hatten und in den Waldungen in Erdhöhlen hausten. Das Vieh wurde ausnahmslos von den Kosaken weggetrieben. Viele Dörfer waren von den Russen völlig eingeäschert worden. Nicht besser erging es den Gehöften der Großgrundbesitzer, die fast ausnahmslos von den Kosaken ausgeplündert und dann niedergebrannt worden waren.

### Die erste Schlacht in Ostgalizien

Der ersten großen Schlacht in Ostgalizien, die etwa gleichzeitig mit den Schlachten vor Lublin und bei Zamosc und Komarow tobte, gingen verschiedene kleinere Gefechte voraus, unter denen eines bei Czernowitz vom 24. August Erwähnung verdient. Gegen österreichisch-ungarischen Landsturm stand auf russischer Seite die ganze podolische Division im Kampfe, voran die Komienzer und Tschinewer Regimente. Als die österreichischen Kräfte anrückten, zog sich der Feind östlich von Czernowitz zurück. Er erlitt auf der Flucht große Verluste. Die Beute betrug 800 Gefangene, darunter einige Stabs-offiziere, 500 Gewehre, vier Maschinengewehre und viel Munition.

Die erste Schlacht bei Lemberg begann, als die russische Heeresleitung durch zahllose freiwillige und bezahlte Spione die Stellung und Kräfteverteilung der österreichisch-ungarischen Armeen erkundet hatte, mit einem allgemeinen Ansturm in der Front. Während noch die österreichisch-ungarischen Reservekorps nach ihrem Bestimmungsräum unterwegs waren, wurde die verhältnismäßig schwache in der Front stehende Armee zwischen Rawaruska und Zloczow und südlich davon mit doppelter Uebermacht angegriffen.

Ueber den Hergang der Kämpfe berichtet ein amtliches Communiqué des stellvertretenden Generalstabschefs v. Höfer:

„Am 27. August stießen die zur Abwehr des weitaus überlegenen feindlichen Einbruchs in Ostgalizien bestimmten Kräfte in der Linie Dunajow-Busk auf den Gegner. Trotz des Erfolges der von Dunajew her die Höhen westlich Pomorzany gewinnenden Kolonnen konnten die beiderseits der Zloczower Chaussee vorgehenden Armeeteile gegen den namentlich auch an Artillerie weit überlegenen Feind nicht durchdringen.

Am 28. August setzten die Russen den Angriff — auch auf die östlich von Lemberg kämpfenden Armeeteile — fort. Nachmittags war das Zurücknehmen hinter die Gnila Lipa und in den engeren Raum östlich und nördlich Lemberg nicht mehr zu umgehen, zumal auch unsere südliche Flanke aus der Richtung Brzezany bedroht wurde. Die rückgängige Bewegung vollzog sich in voller Ordnung, ohne daß der offenbar gleichfalls stark mitgenommene Feind wesentlich nachdrängte.

Am 29. August griffen die Russen an der ganzen Front erneut an und verschoben Kräfte aus dem Raum nordöstlich Lemberg gegen Siden.

Tags darauf steigerte sich dieser Angriff zu größter Heftigkeit. Insbesondere von Przemyslany und Firlejow her vermochte der Feind immer neue Kräfte einzusetzen,

denen gegenüber unsere Truppen nach vergeblichen Versuchen, sie durch Offensivstöße neuer, im Raume westlich Rohaczyn versammelter Armeeteile zu entlasten, gegen Lemberg und Mikolajow weichen mußten.

In allen diesen Kämpfen erlitten unsere braven Truppen, hauptsächlich durch die an Zahl weit überlegene, auch aus modernen schweren Geschützen feuernde feindliche Artillerie große Verluste.“

Der Kriegskorrespondent der „Neuen Freien Presse“, Roda Roda, berichtet seinem Blatt über die erste Lemberger Schlacht: „Welche Strapazen unseren wackeren Infanteristen dort jenseits von Lemberg zugemutet werden mußten, davon macht sich niemand eine Vorstellung, der die Dinge nicht miterlebt oder von Teilnehmern geschildert gehört hat. Es sind beispiellose Anspannungen des Körpers und des Geistes, wie sie nur im Krieg allein, im Frieden aber nicht einmal unter den ausgesucht schwierigsten Verhältnissen verlangt und ertragen werden können.

Seit zehn Tagen liegen unsere Infanteristen im Kampf, stecken seit zehn Tagen in ihren Kleidern, ebenso viel Nächte schlafen sie auf bloßer Erde — stehen Stunde um Stunde auf dem Quivive, unter Gottes freiem Himmel, unter einem Wolkenbruch von Geschossen im Angesicht des Feindes und des Todes.

Zehn Tage tragen sie in Marschtausrüstung Tornister mit Feldgeräten. Sie zu verpflegen, ist bei Tageslicht sicherlich nicht möglich. Wenn es angeht, fährt, sobald es dunkel wird, die Feldküche zu den Reservisten vor. Den Reservisten obliegt dann die Menschenpflicht, die Kameraden in der Schwarmlinie mit Nahrung zu versehen und vielleicht abzulösen. Da und dort mag einer die Konservenbüchse seiner eisernen Ration aufgebrochen, das kalte Fleisch gierig verschlungen haben.

Kein Schlaf für die Müdesten. Ein großer Teil der kämpfenden Regimenter wird auch bei Nacht auf Gefechtsvorposten liegen, in der Schwarmlinie mit dem Gewehr in der Hand, ewig aufgeschauert durch Trugbilder, in steter Erwartung feindlicher Ueberfälle. Hinten, ein-, zwei-, dreitausend Schritt weit hält die Artillerie. Die Geschütze sind für den Nachtschuß eingerichtet.

Daß solche zehntägige Schlachten in Europa möglich sind, ist ein Wunder, so unbegreiflich, wie die Fähigkeit des Körpers, sich auch diesen Ueberspannungen noch anzupassen. Der kräftigste Muskel müßte da den Dienst versagen, wenn die Seele nicht erfüllt wäre von Soldatentugend. Wir werden von dem Leiden, dem Selbdenmut unserer ostgalizischen Armeen erst nach dem Feldzuge hören und dann erschauern vor der Größe der Erlebnisse. Welches ihr Schicksal immer werden mag, ob ihnen Erfolge erblühen oder nicht, unsere Soldaten der Lemberger Front sind Helden, jeder einzelne ein Leonidas und Mucius Scävola zugleich.“

### Die Räumung Lembergs

Am 3. September räumten die österreichisch-ungarischen Truppen Lemberg, um die offene Stadt vor einer Beschießung zu bewahren, und weil ihnen für die bald darauf beginnende neue Offensive strategisch wertvollere Stellungen angewiesen worden waren. In einer halbamtlichen Erklärung, die die „Wiener Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht, heißt es: „Die Räumung erfolgte methodisch ohne jegliche Ueberstürzung als dringend gebotene und einzig richtige strategische Maßregel, deren weiteres Hinausschieben schwere Nachteile sowohl für die Armee wie für die Bevölkerung der Stadt hätte nach sich ziehen können. Wichtige militärische operative Rücksichten erheischten die Räumung der Stadt. Vom rein menschlichen Standpunkte und vom Gesichtspunkte der Opportunität hätte es nicht den geringsten Sinn gehabt, die offene Stadt den Gefahren einer Beschießung auszusetzen.“

Daß es sich nicht, wie die Russen natürlich behaupteten, um eine Eroberung der Stadt durch ihre Truppen, sondern um eine freiwillige Räumung gehandelt hat, beweisen zahlreiche Berichte von Lemberger Bürgern. Ein nach Budapest geflüchteter Lemberger erzählt: „Mehrere Tage vor der Räumung der Stadt kündete die Militärbehörde dem Bürgermeister an, daß Lemberg aus strategischen Gründen aufgegeben werde. Der General, der dies dem Bürgermeister mitteilte, sagte: „Beruhigen Sie die Bevölkerung, sie hat eine Woche Zeit, ihr Vermögen in Sicherheit zu bringen.“

Der Bürgermeister verkündete sofort, daß die Räumung bevorstehe. Es wurde angeordnet, daß die Banken bis Mitternacht offen bleiben und den Geldverkehr abwickeln sollten. Jeder konnte sein Geld bekommen. Der Bürgermeister traf Verfügungen, damit die wertvollen Mobilien ohne Störung weggebracht werden. Außer den Wertgegenständen konnten die Leute auch Kunstgegenstände, teure Gemälde, wertvolle Möbelstücke, Wäsche und Instrumente mitnehmen.

Sogleich begann eine große Wanderung. Jedermann erledigte seine schwebenden Angelegenheiten und fing an zu packen. Tag und Nacht war alles auf den Beinen. Die Züge verkehrten fortwährend; ganze Wagenscharen fuhren hin und her. Alles in größter Ordnung. Niemand klagte über die Maßregel. Die Bessergestellten reisten nach Ungarn, der ärmeren Bevölkerung wurden Aufenthaltsorte in den ungarisch-galizischen Grenzorten angewiesen. Das Zusammenhalten der Bevölkerung und die Zuborkommenheit des Militärs waren ergreifend. Alles half.“

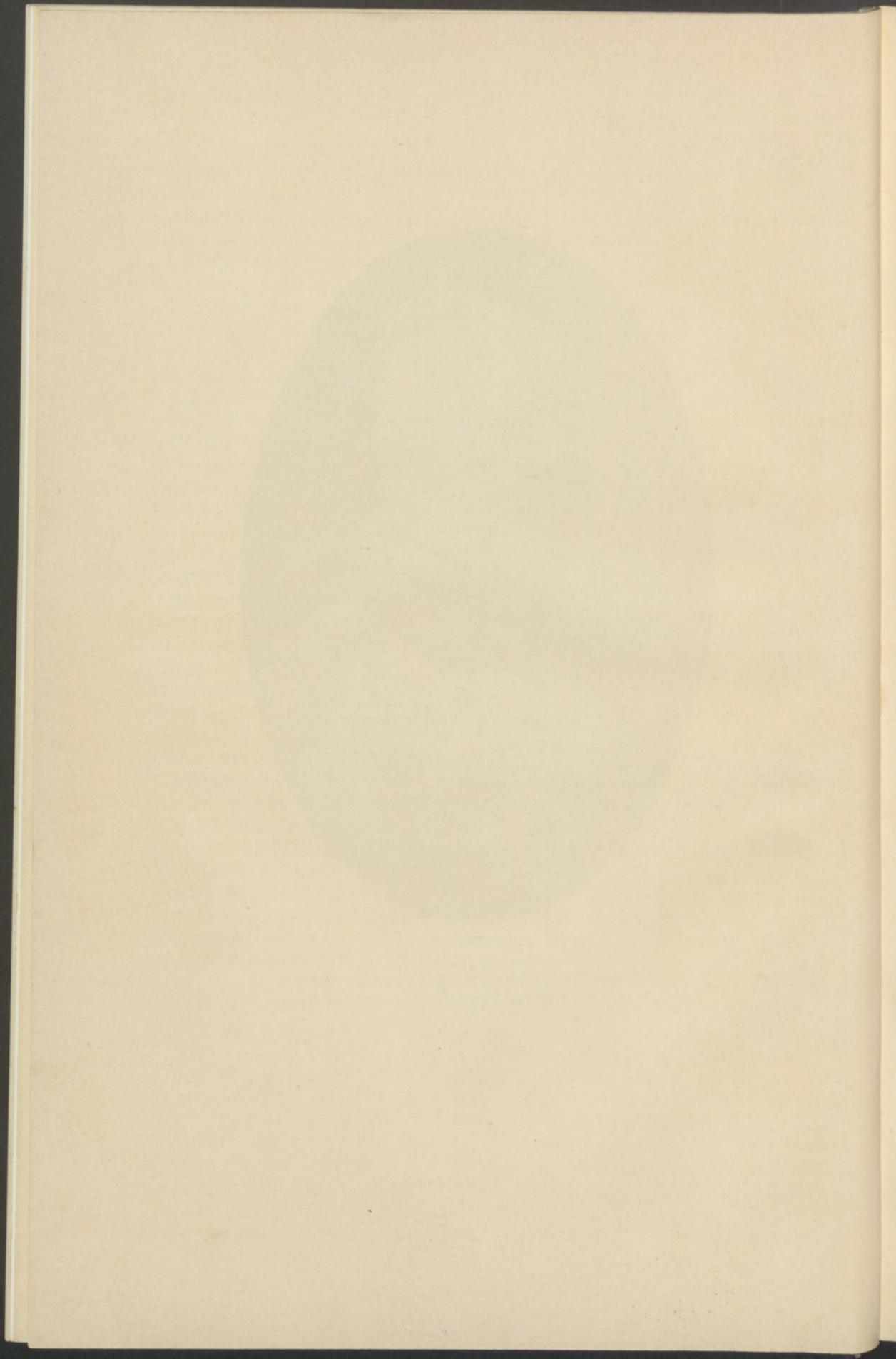
Dennoch hoffte die Einwohnerschaft bis zum letzten Augenblick, ein Sieg der draußen kämpfenden österreichisch-ungarischen Truppen werde das Unheil noch abwenden. Erst als das bei Winniki, unmittelbar vor Lemberg kämpfende Militär auf dem Rückzug die Straßen der Stadt durchzog und von dem Heranrücken der Russen berichtete, entschlossen sich die meisten der bemittelteren Bürger zur Abreise. „Man eilte zu Fuß nach dem entfernten Bahnhof,“ schreibt ein Augenzeuge, „da es keine Droschken mehr gab. Um abreisen zu können, sollte sich jeder mit einem Paß der Kommandantur versehen. Der Andrang vor der Kommandantur war jedoch so groß, daß nur ein geringer Teil der Reiseflüchtigen abgefertigt werden konnte. Die Reisenden glaubten Hab und Gut der Plünderung preisgegeben zu haben. Glücklicherweise lag es jedoch in der Absicht der Russen, Lemberg zu schonen. Um Plünderungen vorzubeugen, wurden sofort nach dem Einmarsch der Russen vor allen größeren Geschäftslokalen Wachposten aufgestellt. Die Lokalbehörden hatten keine Zeit gehabt, durch Anschlag die Bevölkerung von dem bevorstehenden Einzug der Russen zu benachrichtigen. Der Bürgermeister Neumann, einer der Schöpfer der polnischen Legionen, hatte ebenfalls die Stadt schleunigst verlassen, da die Russen auf seine Gefangennahme einen hohen Preis ausgesetzt hatten. Ebenso haben sich die autonomen Landesbehörden aus der Hauptstadt entfernt und ihren Sitz vorläufig in den Karpathenkurort Krynica verlegt. Von den nach Lemberg geflohenen Einwohnern der kleineren, durch die Russen bereits eingenommenen Städte wurde übereinstimmend berichtet, daß das Vordringen der Russen durch die Spionage und den Verrat russophiler Ruthenen begünstigt worden sei. Kurz vor der Räumung Lembergs fanden denn auch daselbst noch zahlreiche Exekutionen ruthenischer Hochverräter statt.“

Der Einzug der Russen in Lemberg wird in den Krakauer Blättern folgendermaßen geschildert: „Donnerstag, den 3. September, um 3 Uhr nachmittags zogen die Russen in Lemberg ein. Zum Stadtkommandanten wurde General Rudzki ernannt. Der General stattete den Erzbischöfen aller drei Riten seinen Besuch ab: dem römisch-katholischen Erzbischof Bilczewski, dem griechisch-katholischen (unierten) Erzbischof Graf Szepthycki und dem armenischen Erzbischof Teodorowicz, wie auch dem durch seinen Patriotismus bekannten römisch-katholischen Bischof Bandurski. Als Vertreter der Stadtver-



Phot. C. Viehner, Wien

Feldmarschall Erzherzog Friedrich von Österreich  
der Oberbefehlshaber der österreichisch-ungarischen Armeen



waltung fand General Rudzki die drei Vizepräsidenten, Dr. Rutowski, Dr. Stahl und Schleicher vor. Er vereidete Dr. Stahl und machte ihn für eine geordnete Verwaltung sowie für die Ruhe der Stadt verantwortlich. Der General erklärte, daß die Bevölkerung nichts zu befürchten habe, wenn sie sich ruhig verhalten würde. In Lemberg wurde nur ein russisches Bataillon zur Aufrechterhaltung der Ordnung zurückgelassen. Die Russen sollen alles bar bezahlen und sich keine Uebergriße zuschulden kommen lassen. Sie hindern auch die hinter der russischen Armee herziehenden ruthenischen Bauern an Raub und Plünderung. Die wichtigeren Gebäude werden bewacht. Vorläufig droht der Stadt keine Gefahr. Man fürchtet nur, daß sie gelegentlich eines späteren Entsatzkampfes stark leiden könnte, da die Russen sich in der Stadt selbst verteidigen wollen.“

### Die zweite Schlacht in Ostgalizien

Nach drei Tagen des Ausruhens begann die galizische Riesenschlacht von neuem. Die vor Lemberg stehende österreichisch-ungarische Armee griff im Verein mit der von Nordwesten her einwirkenden Aussenberg-Armee den überlegenen Feind in raschem Zupacken an, als er sich eben von den in neuntägigem blutigem Ringen erhaltenen schweren Schlägen erholen, Verstärkungen heranziehen und neue Operationen durch Truppenverschiebungen vorbereiten wollte. Nur in diesem geschickt gewählten Zeitpunkt konnte die neue Offensive einer numerisch schwächeren Armee Aussicht auf nennenswerten Erfolg haben. Der Kriegskorrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ schreibt: „Welches glänzende Zeugnis für den Geist, die materielle Verfassung und die vorzügliche Versorgung einer Armee, wenn ihre Leitung drei Tage nach einem Ereignis, wie es der unentschiedene Abbruch einer Millionenschlacht ist, mit verstärkter Energie einen neuen Angriff befehlen kann, der dem numerisch überlegenen Gegner den Willen des Schwächeren aufzwingt! Die russische Riesearmee wälzte ihre Kolonnen heran, um die österreichisch-ungarische Armee niederzutreten. Mit ungeheuren, blutigen Opfern haben die tapferen österreichischen Truppen den Schlag pariert, die russischen Armeen nur Schritt für Schritt und mit schweren Verlusten vorgehen lassen und sich zwischen Weichsel und Dnjestr in einem vierhundert Kilometer langen und fünfzig Kilometer tiefen Raum gestellt. Als die galizische Landeshauptstadt freiwillig geräumt wurde, wollte die russische Heerführung selbst nicht an diesen Erfolg glauben. Lemberg blieb unbesezt und die russischen Armeen zögerten, vorzugehen, obwohl die österreichisch-ungarischen Vorposten im Zentrum bis Grodel zurückverlegt worden waren. Mehr oder minder verlässliche Nachrichten aus dem russischen Heereslager besagten bald, daß ein Gros der russischen Armeen sich in der Richtung Rawaruska zwischen das österreichische Zentrum westlich Lembergs und die aus Russisch-Polen heranrückende Aussenberg-Armee schieben oder wenigstens eine neue Front nach Nordwesten bilden wolle, sowie daß namhafte russische Kräfte über Struj und Drohobycz den Dnjestr forcieren und die österreichisch-ungarischen Stellungen bei Sambor umgehen sollten. Wenn diese Nachrichten zutreffen, so muß noch während der Truppenverschiebungen der Angriff der österreichisch-ungarischen Truppen erfolgt sein.“

In der kurzen Pause zwischen den Schlachten war mit fieberhafter Anspannung gearbeitet worden; man hatte sich durch rasche Versorgung der zahlreichen Verwundeten, durch die Heranholung neuer Vorräte von Lebensmitteln, Munition und Verbandzeug in die vordersten Linien, und nicht zuletzt durch verdoppelte Aufklärung zum neuen Schlage gerüstet. Tausende verwundeter und unverwundeter russischer Gefangener wurden in Pflege genommen, Tausende der heimischen Bevölkerung auf ihrer Abwanderung nach Westgalizien und Oberungarn durch die Ueberlassung von Fahrgelegenheiten und Nahrungsmitteln tatkräftig unterstützt.

Bei der Wiederaufnahme der nach neun Tagen abgebrochenen Lemberger Schlacht stieß die österreichische Hauptarmee auf der Grodener Chaussee und südlich davon in der Richtung auf Lemberg gegen die russische Hauptarmee vor. Dieselben Kräfte, die an der ersten Lemberger Schlacht beteiligt waren, ergriffen trotz der dort erlittenen großen Verluste und Strapazen mit ungeschwächter Energie bei Grodel die Offensive. In fünf Tagen und fünf Nächten arbeiteten sich die aus alpenländischen und ungarischen Elitetruppen bestehenden Zentrumsgruppen von Jarworow, Grodel und Komarow aus täglich einige Kilometer vor, so daß am 11. September abends der Südflügel bereits Dornfeld, 20 Kilometer südlich Lemberg, erreicht hatte.

Ueber den Verlauf der Schlachten berichtet ein ausführliches amtliches Communiqué des Kriegspressequartiers:

„Der Sieg der Armee Auffenberg bei Zamosc und Komarow hatte eine Kriegslage geschaffen, die es ermöglichte, zu einem Angriff gegen die in Ostgalizien eingebrochenen, sehr starken russischen Kräfte vorzugehen. In Erkenntnis der Notwendigkeit, unsere nach den Gefechten östlich Lemberg zurückgegangene Armee zu unterstützen, erhielt die in der Schlacht bei Komarow siegreich gewesene Armee den Befehl, gegen den geschlagenen Feind nach kurzer Verfolgung nur untergeordnete Kräfte zurückzulassen, ihr Gros aber im Raume Karol-Uhinow zum Vorrücken in der ihrer bisherigen Angriffsrichtung fast entgegengesetzten Richtung Lemberg zu gruppieren, was schon am 4. September durchgeführt war.

Die Russen schienen nach ihrem Einzug in die ihnen kampflos überlassene Hauptstadt Galiziens einen Flankenstoß in der Richtung Lublin vorzuhaben, wobei sie unsere hinter die Grodener Teichlinie zurückgeführte Armee wohl vernachlässigen zu können glaubten. Indessen stand diese Armee bereit, in die zu erwartende Schlacht unserer nun vom Norden gegen Lemberg anrückenden Armee einzugreifen. Am 5. September war diese Heeresgruppe bereits über die Bahnstrecke Rawaruska—Soryniec hinausgelangt. Weiterhin mit dem linken Flügel den Raum von Rawaruska behauptend, schwenkte sie mit dem rechten am 6. September bis Kurniki ein und trat am 7. September in ersten Kampf gegen starke nordwärts verschobene feindliche Kräfte.

Mit Tagesanbruch des 8. September begann auf der 70 Kilometer breiten Front Komarow-Rawaruska unser allgemeiner Angriff, der bis zum 11. durchaus erfolgreich war, und namentlich am südlichen Flügel, nahe an Lemberg herangetragen wurde.

Trotz dieser Erfolge wurde es notwendig, eine neue Gruppierung unseres Heeres anzuordnen, weil sein Nordflügel bei Rawaruska bedroht war und frische, weit überlegene russische Kräfte sowohl gegen die vorwärts Krasnik kämpfende Armee, als auch im Raume zwischen dieser und dem Schlachtfelde von Lemberg vorgingen.

In den schweren Kämpfen östlich von Grodel am 10. September waren Ihre k. u. k. Hoheiten der Armeeoberkommandant Erzherzog Friedrich und Erzherzog Karl Franz Josef bei der dort angreifenden Division.

Wie in allen bisherigen Schlachten und Gefechten haben unsere braven, nun schon seit drei Wochen ununterbrochen kämpfenden Truppen auch vor Lemberg ihr Bestes geleistet und ihre Bravour und Tüchtigkeit abermals erwiesen. In der fünftägigen Schlacht hatten beide Teile schwere Verluste. Namentlich bei Rawaruska wurden mehrere Nachtangriffe der Russen blutig abgewiesen.“

Die zweite Schlacht bei Lemberg hat den Oesterreichern 10 000 Gefangene, darunter viele Offiziere, gebracht. Auch eine Menge Geschütze wurde erbeutet.

Daß trotz alledem der Erfolg nicht ausgenutzt werden konnte, lag einzig und allein an der ungeheuren numerischen Ueberlegenheit der Russen, die mindestens 17 Divisionen, das sind etwa 370 000 Mann, mehr hatten. Russischerseits kamen zudem fort-

während frische Nachschübe, während die österreichisch-ungarischen Truppen drei Wochen lang in ständigen verlustreichen Kämpfen, mit anstrengenden Märschen dazwischen, tagsüber fochten und nachts heunruhigt wurden. Die österreichischen Verluste waren sehr erheblich, aber die der Russen noch bedeutend größer.

\* \* \*

Wenn man die Riesenschlacht in Galizien als ein Ganzes, als eine einheitliche kriegerische Operation betrachtet, — und die Weltgeschichte wird das sicher tun — ist diese Schlacht die langwierigste und ausgedehnteste, zudem mit der größten Zahl von Kämpfen seit Menschengedenken. Die Schlacht von Rossbach war in zwei Stunden zu Ende, die Schlacht von Biegnitz dauerte drei Stunden. Unter den Napoleonischen Schlachten waren die längsten die von Aspern und Leipzig, von denen die erste 21 Stunden, die letztere drei Tage währte. Die dritte Schlacht von Plewna schlug diesen Rekord mit sechs mal vierundzwanzig Stunden. Die Schlacht von Mukden dauerte vom 27. Februar bis zum 13. März auf einer Front von 120 Kilometern mit einer Streiterzahl von 600 000 Mann. Bei Königgrätz waren es rund 450 000, bei Leipzig 475 000.

Nach englischen Meldungen sind auf dem galizischen Schlachtfeld im ganzen 100 000 Russen gefallen.

### Das russische Spionagesystem

In den verschiedensten Schlachtberichten ist die Rede von dem Spionagenez, mit dem die Russen ganz Polen und Galizien überzogen hatten. Der Rubel rollte, zahllose Spione haben den russischen Truppen den Weg bereitet. Rußland hat es sich ungezählte Millionen kosten lassen, um sich unter den armen ukrainischen Bauern Spione und Helfershelfer zu sichern. Schon seit Jahren hat es seine Leute in die verschiedenen Bezirke einzuschmuggeln gewußt und dann mit Geld fleißig nachgeholfen, also die Taktik verfolgt, die es schon vor 150 Jahren übte, als es Polen unterwühlte, um es zu zerstören. Die russische Uebermacht scheut kein Mittel, obwohl ihr so vieles in diesem Kampf mit einem Schwächeren günstig ist: die unererschöpflich scheinenden Mannschaftsreserven, die Kriegserfahrung des Offizierkorps, die Reorganisation eines wesentlichen Teils der Feldartillerie, und vor allem die Politik, der es gelang, für Mobilisierung und Anhäufung von Vorräten aller Art dem Gegner einen mindestens zweimonatlichen Vorsprung abzugewinnen.

Wie die Spione zu Werke gingen, zeigt der Brief eines verwundeten Offiziers eines österreichischen Jägerbataillons. Er erzählt: „Auf unserem Vormarsch hatte sich eines Tages ein Bauer an unsere Mannschaft herangedrängt und bot sich als Führer an. Wir wiesen ihn fort, worauf er gegen ein Gehölz lief, in das er etwas uns Unverständliches rief, wobei er mit der Hand auf uns deutete. Wir hatten genug gesehen, und zwei wohlgezielte Schüsse verhinderten, daß er jemals wieder den Russen einen derartigen „Fingerzeig“ gebe. Wie berechtigt diese rasche Justiz war, konnten wir bei unserem Näherkommen entdecken. Ein vorsichtiges Absuchen des Gehölzes ergab, daß darin Russen verborgen waren, die uns, wenn wir sie nicht entdeckt und von dort vertrieben hätten, in den Rücken gefallen wären.“

In der Wahl ihrer Mittel bewiesen diese russenfreundlichen Bauern eine erstaunliche Erfindungsgabe und Verschlagenheit. Sie verrieten der russischen Artillerie die österreichisch-ungarischen Stellungen durch vereinbarte Rauchfeuer, durch Spiegel- und andere Signale, die sie zum Teil von den Bäumen aus abgaben, durch Vortreiben von Röhren in die Schwarmlinie und zahlreiche andere, den Unerfahrenen harmlos erscheinende Veranstaltungen. Vielsach benutzten sie Telephone, deren Leitungen im Boden vergraben waren.

## Der österreichische Rückmarsch

Wie aus dem Generalstabsbericht über die zweite Schlacht bei Lemberg hervorgeht, hatte sich unterdessen die Lage auf dem Nordflügel ungünstig verschoben. Ein Hauptteil der russischen Armee hatte die ursprüngliche Anmarschlinie geändert und war gegen die aus dem Gebiet von Jamosc herangerückte Armee Luffenberg vorgegangen, die sich nach anfänglichen Teilerfolgen bald durch den weit stärkeren Gegner bedroht sah. Ebenso stieß die bisher siegreich vorgebrungene Armee des Generals Dankl vor Lublin auf immer stärker werdende neue russische Kräfte, deren Ueberlegenheit, namentlich an Artillerie, offensichtlich war. Deshalb mußte die Armee Dankl zurück, um so mehr als Teilkräfte des Gegners sich in den Raum Rawaruska—Jaroslaw einzuschieben suchten, um den Wiederanschluß der Armee Dankl an das übrige österreichische Heer abzuschneiden. Trotz den bei Lemberg mit übermenschlicher Anstrengung erungenen Vorteilen mußte sich das Oberkommando entschließen, die Gesamtoffenfiv einzustellen und die Armeen möglichst rasch in einem Raum zu versammeln, dessen günstige Stellungsmöglichkeiten die Gewähr boten, daß der russische Vormarsch nachdrücklich zum Stehen gebracht werden konnte. Die Ablösung vom Feind ging überall glatt von statten, am frühesten bei der Armee Dankl, am besten bei den erfolgreichen Lemberg-Armeen und am schwierigsten bei der Armee Luffenberg, die auch den schwersten Weg zurückzulegen hatte.

Ueber den Rückmarsch der Armee Dankl schreibt ein Augenzeuge: „Wer nach dreitägigem Regenwetter auf einer Landstraße in Russisch-Polen gefahren ist, der wird sich die ungeheuren Schwierigkeiten, die Napoleon mit seinen 600 000 Mann überwinden mußte, leicht vorstellen können. Wer heute Gelegenheit hatte, auf denselben, gewiß besseren Straßen als 1813 eine Infanterietruppendivision mit ihren Trains vorbeimarschieren zu sehen, wird sich über die ungeheuren Verluste der Napoleonischen Heere nicht wundern, besonders, wenn er sich gleichzeitig der Mühe unterzieht, ein Dorf im Weichselgebiet zu durchwandern und die Bauernhütten anzusehen. Man begreift es kaum, wovon hier der Bauer während eines langen Winters, wovon das ganze Land lebt. Eins, zwei Fässer mit Korn gefüllt, eine, zwei magere Kühe und ebensoviel Schweine ist alles, was man in einer solchen Holzhütte vorfindet. Ein Bündholz — und in fünf Minuten bleibt von dem ganzen dürftigen Bauwerk nichts als ein Haufen glühender Asche. Die Ueberwinterung eines größeren Heeres erscheint fast unmöglich. Und es müßten keineswegs solche Massen in Betracht kommen, wie sie heute nördlich der Karpathen versammelt sind. Wenn auch die Mundvorräte durch äußerste Anspannung der vorhandenen Transportmittel aus dem Herzen der Monarchie herangeschafft werden könnten, so ist kein genügendes Obdach für Mann und Roß vorhanden.

Diese für das Land traurigen Tatsachen dürften neben der gewaltigen Uebermacht des Feindes mit ein Grund gewesen sein, warum der anfänglich erfolgreiche Offensivstoß der österreichisch-ungarischen Armeen zu dem Manöver eines Rückzuges umgewandelt wurde. Dafür spricht schon die ganze Verfassung der weichenden Truppen, die wohl wenig Günstiges zu erzählen wissen, wenn sie über ihren Aufenthalt in Rußland befragt werden, in militärischer Hinsicht jedoch den Eindruck machen, als hätten sie zwar längere Märsche hinter sich, aber keineswegs Gefechte, bei denen es um Sein und Nichtsein gegangen sei; ganze Bataillone bringen ihre Munition unberührt zurück. Das verleiht diesem angeblich erzwungenen Rückzug einen ganz anderen Charakter. Und noch mehr! Es wurde erzählt, daß ungarische Honvedsoldaten die Verwegenheit hatten, mitten in der Schlacht, in der Schwarmlinie 600 Schritte vom Feinde entfernt, kleine Feuer zu unterhalten und Kartoffeln zu braten. Vorkommnisse beweisen, wie richtig die

Berichte der ersten Verwundeten waren, daß sich die österreichisch-ungarischen Soldaten aus der russischen Infanterie gar nichts machen, und daß Positionen, an denen die Russen keine Artillerie zur Stelle hatten, von unsern Mannschaften wie auf dem Exerzierplatz gestürmt wurden. Das beste Leumundszeugnis einer operationsfähigen Armee sind aber ihre Trains. Nach den Kämpfen bei Lublin konnte man tagelang gewaltige Traintkolonnen aller Gattungen, Feldbäckereien, Munitions- und Rote Kreuzkolonnen in der Richtung vom Kriegsschauplatz und zurück fahren sehen; alles stets in der besten Ordnung, ob man sie im Lager als nächtigende Truppe oder unterwegs antraf. Für den scharfen Beobachter ein Zeichen, daß der Rückzug kein Debäcle war. Wenn man bedenkt, daß die in Galizien requirierten Fuhrwerke keineswegs erster Qualität sein können, und daß auch das Pferdmaterial im Lande sehr schlecht ist, so muß man staunen, daß nirgends verlassene Fuhrwerke zu sehen sind und ein Pferdkadaver äußerst selten, gewissermaßen nur als notwendige Illustration des Krieges zum Vorschein kommt. Und als sich nach Tagen das erste im Feuer gewesene Regiment zeigte, wurde es im Vorbeimarschieren von den in Galizien stehenden Reservetruppen mit Jubel begrüßt, und es hat sich von diesen nur dadurch unterschieden, daß die Soldaten unrasiert und ungebürstet ausgesehen haben. Nicht einmal von Erschöpfung konnte man reden, denn alles lachte und war frohgemut. Man hätte glauben können, die Heeresleitung ließe die Truppen nach Galizien zurückmarschieren, damit sie sich dort wieder waschen, baden und rasieren könnten.“

Der Kriegsberichterstatter des „Pester Vlohd“ bestätigt diese Wahrnehmungen. Er schreibt: „In der Armee Aussenbergs mußte zweimal der Befehl zum Rückzuge gegeben werden; an den ersten Befehl wollten die Truppen gar nicht glauben, weil sie die Ursache des Rückzugs nicht einsehen konnten! Dieses Zögern ist ergreifend und auch verständlich und charakterisiert unsere ganze Situation. Die seit Wochen im Kampfe stehenden Soldaten sahen nur immer, daß sie ständig siegreich vordrangen, Gefangene machten, Kanonen erbeuteten und die Russen unter großen Verlusten zurückwarfen. Sie konnten also nicht begreifen, wie die strategische Lage sie zum Rückzuge zwang. Unsere Truppen sind bis auf den heutigen Tag ungeschlagen. Nur infolge der ungeheuren Uebermacht ergab sich eine Lage, die eine rückwärtige Neugruppierung der Kräfte notwendig erscheinen ließ.“

Nachdem die österreichisch-ungarische Hauptarmee und die beiden Seitengruppen Aussenberg und Dankl die Ablösung vom Gegner glücklich vollzogen hatten, marschierten sie in voller Ordnung unter Mitnahme von 10 000 Gefangenen und 80 erbeuteten Geschützen ab. Der äußerst mitgenommene und geschlagene Gegner war außerstande, die Abziehenden nennenswert zu beunruhigen.

## Episoden aus den österreichisch-ungarischen Kämpfen gegen Rußland

### Vorbemerkung

Es liegt in der Eigenart der österreichisch-ungarischen Berichtserstattung, daß in ihren Schlachtberichten auf Episoden und Taten einzelner größeres Gewicht gelegt wird, als in der deutschen Presse, die den Blick mehr auf das Ganze gerichtet hält. Die österreichische Darstellungsweise wird so sicherlich manchem Helden besser gerecht, dessen Andenken bei uns in der Bewunderung vor dem allgemeinen Heldentum untergehen würde. Da sich in diesen Geschichten und Einzelbildern zahlreiche charakteristische und typische Momente finden und sich in ihnen besonders der

jähre Kampfesmut der österreichischen und ungarischen Truppen gegenüber der furchtbaren feindlichen Uebermacht leuchtend widerspiegelt, soll ihnen auch in unserer Chronik ein etwas breiterer Raum gewährt werden.

### Drei Helden

Der Hauptmann des Generalstabskorps Oskar Rosman hat am Morgen des 29. August in den Kämpfen bei Zamoše und Komarow durch einen Sturz mit dem Flugapparat den Heldentod erlitten. Mit welcher kühner Begeisterung er seine Pflicht erfüllte, bezeugt sein letzter Brief, in dem er eine seiner Fahrten schildert. „Ich hielt es,“ schreibt er, „nachdem ich schon viele Flüge auf weite Distanzen hatte machen lassen, für notwendig, einmal auch selbst einen Flug über die Köpfe der Russen zu unternehmen, weil ich der Ansicht bin, daß, wer von andern verlangt, daß sie täglich den Kopf in den Rachen des Löwen legen, wenigstens einmal die Bereitwilligkeit zeigen muß, es auch zu tun. Ich setzte es durch, daß man mich ziehen ließ. Nun ich flog! Gut ausgerüstet mit Pistole und Mundvorrat und Schlassack für den Fall, daß ich irgendwo niedergehen mußte, wo ich nicht beabsichtigt hätte. Schön war's, herrliches Wetter; ich voller Freude und Zuversicht. Da, so zirka 80 km weit weg von meinen Freunden, fand ich sie endlich — die Russen! Wie die Ameisen krochen sie unten, wohl mehr als einige Tausend. Mehrmals sah ich, daß sie Salven abgaben; in dicken Schwaden sah ich den Rauch aufsteigen trotz der großen Höhe, aber wir lachten nur und winkten ihnen zu, da wir uns in unserer Höhe von 1200 Metern sicher fühlten, vor den in solcher Höhe schon recht matten Kugeln; zwei Drittel der Kugeln sahen wir durchrutschen durch die Tragflächen. Da — Krach! Eine Kugel ins Benzinreservoir, gerade unter meinem Sitz! Die untere Wand durchschlug sie, an der oberen Wand machte sie nur mehr eine Dulle, und ich spürte sie am Oberschenkel gerade wie einen Nasenstüber. Nicht viel ärger. Aber was schlimm war — nun rann das Benzin in einem zierlichen Strahl herunter, ein dünner Faden, mit dem die Hoffnung von dannen ging, heimwärts zu gelangen. Br! Also schnurstracks: Kehrt Euch, linea recta heimwärts! Wird es noch halten bis dorthin? Kritische Situation, und gerade da fing's an, zu beuteln, so daß ich schon fürchtete, mein Pilot sei verwundet und beherrsche den Apparat nicht mehr.

Ich drehe mich um und sehe ein ruhiges Gesicht aus der Fliegerhaube herausgucken und lache ihm zu. Dort, weit hinein, erscheint auch schon in nebelhafter Ferne der Ort, wo ein paar eigene Truppen sein sollten — dorthin, aber wir'ds Benzin halten? Da — noch immer 15 km von dort: blem, blem, sch—sch... Der Motor ist aus! Hinunter im Gleitflug, noch über ein Dorf weg, und jenseits auf ziemlich geneigtem holperigem Sturzader, steht der Vogel, der vorher noch so brummte, still und stumm, und wir zwei drin, allein auf russischem Boden! Heraus mit den Pistolen! Wie wird die Bevölkerung sein, die nun auch schon in hellen Scharen aus dem Dorfe herbeiströmte? Die Offizierskappe versteckt! Den berühmten Sturzhelm auf dem Kopf, Lederwerk über der Bluse, ging ich den Leuten degagiert entgegen, bestimmte zwei mit ein paar böhmischen Brocken, die ich von meinem früheren Diener gelernt hatte, als Wächter für den Apparat, unterstützte das Ganze durch meine Ballonführerlegitimation, die auch russisch ausgestellt war, kurz, die Leute parierten, brachten mir dann einen Wagen, mit dem ich und mein Pilot, wie wenn das so sein müßte, unsern Truppen zu über eine Stunde fuhr — ein Bröckel Oesterreich im weiten Russenland! Von dort sofort ein Zug Husaren, dann so zwanzig Infanteristen auf Wagen hinaus zum Apparat, wo der brave Mann für den vermeintlichen Russen oder Franzosen noch Wache hielt; ein Faß Benzin und ein Spengler waren auch dabei, der das Loch geschwind verstopfte; Benzin wird nachgefüllt und trotz böigster Luft zieht der Vogel wieder heimwärts zu meinen Leuten! Die Kugel habe ich mir her-

ausnehmen lassen aus dem Benzinreservoir, wo sie stecken geblieben war, und trage sie als Uhranhängsel! . . .“

\* \* \*

Vom siebenbürgischen Infanterieregiment Nr. 51 stand am 29. August früh eine Kompagnie unter Hauptmann Hugo Kosch innerhalb einer langen Verteidigungsfront südöstlich von Bemberg. Sie hatte eine für die Verteidigung wichtige Höhe inne und daher den Auftrag des Divisionskommandos, hier unbedingt auszuharren. Der Kampf währte erbittert bis zum Abend, und unsere Front wurde schließlich in unmittelbarer Nähe der Kompagnie von starker russischer Uebermacht durchbrochen. Die Nachbartruppen erhielten daher den Befehl zum Rückzug; ihnen schlossen sich in der Dunkelheit irrtümlich Teile der erwähnten Kompagnie an. Hauptmann Kosch bemerkte dies nicht sogleich und sah sich plötzlich nur noch mit einem Zug, also einem Viertel seiner Leute, auf seinem Stützpunkt allein. Getreu seinem Befehl verteidigte er diesen mit seinen fünfzig Infanteristen bis sechs Uhr morgens die ganze Nacht hindurch. Um diese Zeit verstärkte der Gegner seinen Angriff derart, daß schließlich drei russische Bataillone, also dreitausend Mann, gegen diesen einen Zug standen. Der Hauptmann nahm daher seine Leute eine kurze Strecke bis zu einer nahen Ortskiffiere zurück, sammelte dort noch etwa fünfzig Mann versprengter Truppen und leistete neuerdings hartnäckigen Widerstand, bis die mittlerweile auf vier Bataillone angewachsenen Russen die kleine Abteilung fast völlig umzingelt hatten. Es gelang Kosch, sich noch glücklich durchzuschlagen und der Gefangennahme zu entgehen. Der Kaiser verlieh ihm das Militärverdienstkreuz.

\* \* \*

In der ganzen österreichisch-ungarischen Armee wird von den Heldentaten eines einfachen Infanteristen gesprochen, die fast beispiellos sind. Der Infanterist Julius Reif des deutsch-polnisch-schlesischen Landwehrinfanterieregiments Nr. 31 zeichnete sich am 24. August im Gefecht bei Suchodol (nördlicher Kriegsschauplatz) dadurch aus, daß er die Mannschaft der dritten Kompagnie, der er angehörte, zunächst durch Worte, dann durch sein Beispiel anfeuerte. Ganz allein sprang er im feindlichen Feuer vor und riß wie im Fluge die von den Russen eingeschlagenen Distanzpflöcke heraus, die das Einschließen des Gegners erleichtern sollten. An der Spitze seiner nacheilenden Kameraden stürmte er dann die feindliche Stellung, die von der russischen Uebermacht mit schweren Verlusten an Toten, Verwundeten und Gefangenen fluchtartig geräumt wurde. Reif wurde hierauf sofort zum Korporal ernannt. Drei Tage später harrete der neue Korporal mit seinen zwölf Mann, trotz heftigen Artillerie- und Gewehrfeuer, in einer gegen das feindliche Feuer vollständig ungedeckten Stellung aus, während die übrige Mannschaft derselben Kompagnie, fünfmal vorgeführt, unter dem Geschosshagel jedesmal zurückflutete. Am 28. August, führt der Bericht des Regimentskommandos weiter aus, brachte der mit einem Zugskommando betraute Korporal Reif seinen Zug, etwa fünfzig Mann, taktisch richtig mit unvergleichlichem Glan gegen die feindliche Stellung vor und trug auf diese Weise wesentlich zur Zurückdrängung des Feindes bei. Im Verlaufe des Gefechtes bemerkte er an einer Waldblöße einen Trupp Russen, der mit Reserven etwa hundert Mann stark war und sich anschickte, unsere vorrückenden Truppen von der Flanke anzugreifen. Reif brachte seinen Zug auf etwa siebenzig Mann und stürmte auf den etwa dreihundert Schritte entfernten Gegner los. Er selbst stach den feindlichen Kommandanten mit dem Bajonett nieder. Als die Russen die Aufforderung zur Uebergabe mit Feuern beantworteten, erwiderte die Abteilung Reifs in gleicher Weise. Die Hälfte des Feindes fiel, der Rest entfloh. Bald darauf bemerkte Korporal Reif auf einer nahen Anhöhe vier feindliche Maschinengewehrabteilungen, die unsere Truppen beschossen. Reif ließ die Bedeckung von etwa vierzig Russen durch sieben Mann aus der

Flanke beschossen und stürmte mit seiner übrigen Mannschaft geradeaus die Höhe, erbeutete die Maschinengewehre und nahm die ganze Bedeckungsmannschaft gefangen. Er wurde dafür sofort zum Feldwebel befördert und wird sowohl die silberne als auch die goldene Tapferkeitsmedaille erhalten.

### Rückblicke

von R o d a R o d a

Am 23. August kämpfte das Wadowicer Regiment Nr. 56 beim Meierhof Jozefin (fünfzehn Kilometer östlich von Krasnik). Der Infanterist Suway war Gefechtspatrouille im Wald. Durch verborgene Schützen wurde er an der rechten Hand schwer verletzt. Er ließ sich's nicht verdrießen, die Gegner, die nun seine persönlichen Feinde geworden waren, im dichten Gestrüpp zu suchen, und fand zwei Kosaken auf den Bäumen. Mit dem heißen linken Arm legte er das Gewehr an und schoß die Kosaken herunter. Der Hornist S a n i e c z y k machte es Suway nach. Er nahm das Gewehr eines Gefallenen und ging den Kosaken zu Leib. Sie alle, die da in den Baumkronen saßen, mußten daran glauben. Als aber russische Verstärkungen herankamen, blies der Hornist unaufhörlich Sturm, bis der Feind geworfen war.

\* \* \*

Den Urthyp der Gleichgültigkeit und Ruhe stellte ein schlichter Trainsoldat auf. Er war von der Verpflegungsstaffel mit dem Befehl weggeschickt worden, einem Bataillon die Brotration nachzubringen. Als er mit seinem Fuhrwerk am Bestimmungsort eintraf, war das Bataillon nicht da, es war als Reserve vorwärts abgegangen. Der Trainsoldat mußte wohl wissen, wie weh der Hunger tut und daß die Kameraden in der Front verteuftelt wenig nach den Fleischkonserven fragen, wenn sie nicht auch das Brot dazu bekommen. Er fuhr denn eigenmächtig, ohne Auftrag dem Bataillon nach und fragte sich glücklich durch bis zu den Reserven. Dort war das Bataillon aber wieder nicht. Man hatte es in die Schwarmlinie eingesetzt. Ruhig, im Schritt, im heftigsten Schrapnellfeuer querfeldein fuhr der Trainkutscher dahin, ein Ziel für sämtliche russischen Geschosse. Doch wie unlängst das Torpedoboot „Ulan“ Hunderten von Kanonen der französischen Schlachtflotte entging, so muß auch ein Schutzengel den waderen Trainer begleitet haben. Er lieferte sein Brot ab und kam unverletzt zurück.

\* \* \*

In den langwierigen Raufereien bei Mukden und vor Port Arthur geschah es oft genug, daß Infanteristen in der Schwarmlinie, mit dem Gewehr in der Hand, stundenlang schliefen und erquickt erwachten. Mir ist ein interessanter Fall dieser Art gestern von einem Mitkämpfer erzählt worden: Es war nach dem Gefecht bei Czernowitz, 24. August: am Abend hatten die Russen, völlig ermattet, um einen Waffenstillstand bis zum Morgen. Der befehligende Feldmarschalleutnant unserer Truppen bewilligte ihn nicht. Und was geschah? Die verfolgten Russen schliefen an Ort und Stelle ein — genau wie ihre Verfolger. Die Parteien lagen einander gegenüber auf ein paar hundert Schritte, kaum durch Gefechtsvorposten gesichert. Und das Schlachtfeld war totenstill die ganze liebe Nacht.

\* \* \*

In der Schlacht bei Waterloo, im dichtesten Kugelregen, pflügte ein Bauer ruhig seinen Acker. Dieser Mann hat nun ein Gegenstück gefunden. Im Centrum der Lemberger Schlacht, kaum zwei Kilometer hinter der Schwarmlinie, für Artilleriegeschosse leicht erreichbar, bestellte ein Bauer mit seinen Säulen friedlich sein Feld und rauchte die Pfeife dazu. Verwundete, die eben zurückkehrten, haben es gesehen und bezeugt.

## Kleine Bilder aus dem großen Krieg

von Ludwig Bauer

## Galizien und der erste Sieg

Endlich sind wir in Galizien und hier spüren wir gleich: dies ist eine andere Welt, und wir sind dem Feind näher; es ist, als ob wir den dicken, bösen Atem Rußlands schon riechen könnten. Die Leute hier sind ja die Nachbarn, und was wir bloß in Zeitungsblättern gelesen, das haben ihre nächsten Angehörigen und Volksgenossen am eigenen Leibe erlitten. Wenn man sie fragt, so flüstern sie kaum, so schrecklich sind die Greuel, die sie zu berichten haben. Und es ist rührend, zu sehen, mit welcher Inbrunst sie den Soldaten und Offizieren nachblicken; die sind ja nunmehr ihre einzige, freilich starke Bürgschaft, daß die Kosaken nicht einbrechen, ihre Dörfer und Städte nicht in Flammen aufgehen, ihre armseligen, dürftig genährten Weiber nicht von tierischer Grausamkeit zerrissen werden. Je näher wir Rußland kommen, desto ärmer, gedrückter das Volk. Ein trüber Ausdruck von dumpfem Schmerz auf den polnischen Gesichtern, das Leid und der Druck von vielen Jahrhunderten Schmach und Unterdrückung in den traurigen Gestalten der Ghettojuden. Sie spähen in unsern Mienen, ob sie wenigstens ihres bißchens Armut sicher sind, ob Mord und Brand nicht über sie herfallen werden.

Im Grafenschloß. Die weiten Plätze des vornehmen Parkes von einer bunten Menge von Offizieren und Berichterstattern erfüllt. Die Journalisten interessieren wenig; es ist der Krieg, nicht die Korrespondenten, den man sucht. Automobile mit Kurieren knattern staubüberdeckt herbei. Und draußen vor dem Portale stehen die polnischen Juden in ihren langen Raftans, die bleichen Gesichter von ungeschornen Bärten überwachsen. Auch die kleinen Jungen tragen schon die Schläfenlödchen geringelt, gehen in denselben düsteren langen schwarzen Röcken wie die Alten, und sie scheinen auch kaum jung, sie haben in ihren Mienen den gleichen traurigen Ernst wie ihre Väter, große, sprühende, fragende Augen, die von sehr viel ererbtem Leid wissen. Schwermütig, wie benommen, fast erschreckend still, so starren sie auf uns, möchten so gerne fragen und wagen es nicht. Aus dieser kleinen galizischen Judenstadt sollen allein achtzig Menschen unter den Fahnen stehen. Aber nicht dies allein bewegt sie; hier sind ja alle unter der Gefahr des Feuers, wenn das riesige, böse Tier jenseits der Grenze nicht gezähmt und gebändigt wird. Alle hoffen, aber sie sind so arm, daß sie sich nicht einmal recht zu hoffen trauen. So starren sie her auf das Schloß, zu uns, wohin die Nachrichten kommen, der Telegraph, die Kuriere Bottschaft sagen. Aber noch wissen sie, wissen wir nichts. Noch liegt das Schweigen schwer auf allen wie ein dunkler Mantel.

Da läuft ein Offizier durch die Bäume zu einer Gruppe von Journalisten. Noch bevor er den Mund öffnet, weiß man, er bringt gute Bottschaft. Man sieht den Mann zum erstenmal, aber die Anspannung des Wartens war so groß, daß man ihn mit dem Blicke schon verschlingt, ehe er zu uns kommt, und man fühlt, daß man ihn nie vergessen wird, denn er bringt irgendeine Kunde, die uns froher und freier macht, unsere Zuversicht bestärkt. Er ist da, und er bestätigt unsere Erwartung: ein Sieg. Nein, eigentlich sogar zwei Siege! Vormarsch über die Lysagura. Schon haben die Oesterreicher den halben Weg zwischen Krakau und Zwangorod durchschritten. Dann: zwei russische Armeekorps geschlagen, über dreitausend unverwundete Gefangene, Geschütze, Maschinengewehre. Eigentlich sagt er das alles noch nicht, er erzählt nur von einer guten Nachricht, die bereits da ist, uns in einer Stunde amtlich verkündigt werden soll. Aber wie unerträglich lang ist eine Stunde! Und man sieht, wie die Worte dem Boten auf der Zunge brennen! Da kommt auch schon ein anderer Offizier, und nun sickert die Nachricht durch, nein, richtiger, sie durchbricht den Boden wie ein übermächtiger

Quell. Und — da erfährt man auch schon von dem Rückschlag des russischen Kavallerieangriffes gegen Nowosilicza. Zwanzigtausend Mann geworfen. Die Augen glänzen. Wohl wissen alle hier, dies ist natürlich noch nicht die Entscheidung. Aber nach manchen herrlichen Scharmützeln war dies da wie dort der erste große Kampf, und er bewies uns, was wir alle wußten und doch mit stürmischem Zweifel bestätigt hören wollten.

Plötzlich aber dringt von draußen ein unbegreifliches Geheul, das niemand vergessen kann, der es je vernahm. Es schwingt über den riesigen Park, es erfüllt den glänzenden Sommernachmittag. Vor dem Portale staut sich die ganze kleine Judenstadt, es ist nicht etwa ein Haufe von Menschen, es ist alles, was hier nur kriechen kann, Alte, Kinder, Weiber. Jrgendwie haben sie die Nachricht vom ersten großen österreichischen Sieg über die Russen erfahren, sie sprang über die Gitter des Grafenschlosses zu ihnen, und nun ist es wie Tollheit, ein rührender, lächerlicher und großartiger Rausch. Diese Menschen wissen noch nicht, wie man jubelt, ihr klägliches Leben hat es sie ja nie gelehrt. Jenes Geheul war ihr Jubel, ihr erster Jubel. Sie pressen und drängen sich vor dem Portal, phantastische, fremdartige Gestalten. Nun erscheinen die Offiziere vor ihnen, kommen eilends aus dem Schlosse und Parke herbei, und sie heben die Hände zu ihnen auf, die Kastanjuden, wie zu helfenden Göttern. Rufe in jenem heiseren, gurgelnden „Jiddisch“, das bis weit über Warschau hinaus ihre Sprache ist, begrüßen die Retter. Und ein Augenblick ist nun angebrochen, da jene Geduckten und Getretenen auferstehen und ihre Seele offenbaren. Der tiefe, glühende Sklavenhaß gegen die russischen Peiniger lodert auf. Ein Haufen von Jüngeln zieht hinter der schwarzgelben Fahne, und die Alten beginnen einen . . . Freudentanz. Wie wohl vor Jahrtausenden das Volk des Königs David, wenn ihr Feind geschlagen ward. Uralte Tempelgefänge, die sich Jahrtausende erhielten, werden laut. Und sie klingen als Huldigung zu den österreichischen Offizieren. Jehobahs großer Zahltag kam; ihr üppiger, stolzer Feind, der sie anspie und zertrat, ward besiegt. Der ohnmächtige Haß, den sie niedermürgen mußten, er steht auf all den armen Gesichtern. Sie singen, sie tanzen, eine Volksleiche, die zu neuem Leben erwachte. Ihre Brüder und Schwestern werden frei sein, Menschen werden können.

So feierte die kleine galizische Judenstadt Oesterreichs ersten großen Sieg über die Russen.

### Der tote Russe

Zwei Stunden sind die Kaiserjäger heute schon marschiert, ohne daß ein Schuß gefallen ist. Das ärgert sie, aber sie trösten sich mit dem Gedanken, daß heute unbedingt „etwas los sein wird“. Richtig, da pfeift es auf einmal hoch in der Luft, oder eigentlich ist es kein richtiges Pfeifen, mehr das boshafte Summen einer Riesenmücke: ein Schrapnell. Es fliegt weit über ihre Häupter, und alle drehen sich um, wobei sie unwillkürlich sich bücken, und sehen ihm nach, wo es explodieren wird. Es ist ziemlich weit — ein kleines, tüdliches gelbes Flämmchen und dann schüttet es sich wütend auf den leeren zertretenen Boden aus. „Wie wenn es sich giften würde!“, meint ein Tiroler. Aber sie gehen noch rascher vorwärts, um an den Wald zu kommen; wenn sie ordentlich ausholen, dauert es noch eine halbe Stunde. Wenn die Russen bis dahin sich nicht zu gut auf die Distanz einschießen! Die Soldaten verändern die gerade Richtung, gehen im Zickzack wie Betrunkene. Der Hauptmann setzt ein besorgtes Gesicht auf. Eine halbe Stunde ist lang. Er hat die Wut der Infanteristen gegen diese nichtswürdigen Bomben, Granaten, Schrapnells, die von irgendwoher aus einer Weite kommen, die er selbst nicht angreifen kann. Er spricht mit den anderen Offizieren, sie alle warten sehnsüchtig auf unsere Artillerie. Sie muß sich beeilen, um den Feind zum Schweigen zu bringen. Im Gehen sieht der Hauptmann mit rückwärtsgewendetem Kopf sich um, wo sie steckt, erkennt mit dem Feldstecher, wie die Batterien hinter die Deckung eines Hügelchens

fahren. Es geht so rasch als möglich; ihm freilich kommt es langsam vor. „Das kann noch zehn Minuten dauern,“ meint er ungeduldig, und sieht nervös auf die Uhr. Da kommt auch schon die zweite Salve. Gottlob, noch immer hinter ihnen ins Leere spritzend, aber doch schon viel näher. Keine dreihundert Meter mehr hinter unseren letzten Soldaten, schätzt er und gibt Befehl, sich noch weiter zu zerstreuen.

Die Tiroler unterhalten sich indes miteinander im Marsch. Man muß laut sprechen in solchem Lärm, und sonderbar klingt's, wie sie in ihrem harten, bedächtigen Dialekte sich zuschreiben. Dies ärgert sie am meisten, daß noch kein Russe zu sehen ist, nicht einmal so groß wie ein Stechnadelkopf. Und daß es heute gewiß keinen Morgentaffee geben wird. Und dann schimpften sie auf dieses verdammte Land, in dem es gar keine Berge gibt. Das wäre so hübsch da oben zu stehen, zu zielen, zu sehen, wer mit dem Gewehr die meisten Treffer macht. Und sie erinnern sich an ihre Scheibenschießen und ihre Preise. Aber da kommt schon die neue Salve. Diesmal ist sie in der Distanz schon ganz richtig bemessen, nur ein wenig nach rechts, weil sie die letzten zwei Minuten die Richtung nicht mehr wechselten, sondern geradeaus gegangen sind. „Die erwischen uns doch,“ meint einer. Und die anderen schütteln bedächtig zustimmend die Köpfe und sehen auf den Hauptmann. Die Situation ist ungemütlich, ja sie sieht sogar verzweifelt aus. Deckung gibt es nirgends bis zu dem Walde, und es kommt ihnen vor, als wäre er verhext und wäre nun weiter als vorher. Alle blicken auf die Offiziere und den Hauptmann. Dieser fühlt schwere Beklemmung, nicht gerade Angst, aber er hat Weib und Kinder und hinter ihm gehen 250 Männer, für die er verantwortlich ist. Dabei spürt er, daß er seine Sorgen, seine schwere Stimmung den Leuten auch nicht mit einer Gebärde verraten darf. So greift er mit einer Bewegung in die Tasche, holt eine zerknitterte, zerbrochene Zigarre hervor. Die Leute sind sehr befriedigt. Sie denken nicht weiter darüber nach, aber in ihrem Unterbewußtsein ist's: „Es kann nicht gar so arg sein, wenn der Hauptmann eine Zigarre anzündet“... Doch der Hauptmann zündet sie nicht an. Denn auf einmal ist er nicht mehr da. Diesmal trafen die Schrapnells gut. Man sieht nichts mehr von ihm, nicht von den anderen, die in seiner Nähe marschieren. Ein Leutnant schreit, sie möchten sich ganz verteilen, dem Walde zulaufen. Und der Leutnant setzt unbewußt den letzten unausgesprochenen Gedanken des Hauptmanns fort: „Wenn nur schon endlich unsere Artillerie anfangen würde! Dann würden die Feinde sofort versuchen, sich auf sie einzustellen, und bis dahin wären wir in der Deckung!“

Die Soldaten laufen jetzt vorwärts zu zweit oder dritt. Wie hüpfende kleine Punkte. Es geht nicht gut, weit zu laufen, wenn man mehr als 40 Kilo auf dem Rücken trägt. Und dann läuft der Tiroler nicht gern. Nicht einmal vorwärts; er geht am liebsten seinen geraden, schweren Schritt. Die Schrapnells fallen jetzt nicht mehr als einzelne Tropfen, sondern ein Wolkenbruch ist's. Da fängt auf einmal in ihrem Rücken ein Gedröhne an; wie Himmelsglocken klingt es ihnen: das ist unsere Artillerie! Endlich!

Schon längst sehen sie nicht mehr; die einen liegen, die anderen gehen, aber ein jeder ist allein. Keiner denkt jetzt etwas, keiner kann auch nur beim Hölllärm etwas denken. Aber da hören die Schrapnells zu surren auf, und der Zillerthaler, der nun keine zweihundert Schritt mehr vom Walde ist, beginnt in seinen brummenden Schädel Ordnung zu bringen. Na, so haben unsere Kanoniere sie doch endlich erwischt und den Hauptmann gerächt! Aber wenn sie ein paar Minuten früher gekommen wären! Schade, daß es nicht gegangen ist! Wo sind denn die anderen? Er sieht sich nicht um, er möchte gern der erste im Walde sein und beeilt sich. Da bemerkt er zu seinem Erstaunen gerade vor sich einen Russen breit hingefallen, das Gesicht zur Erde. Das Gewehr liegt neben ihm. Für sein Leben gern möchte der Zillerthaler es als Beute nach Haus bringen; aber er hat sich vorgenommen, es nur einem Feinde wegzunehmen, den er selbst erschossen hat.

Einem Toten — niemals! Er bedauert außerordentlich, daß der Russe, der erste, den er je gesehen hat, schon tot ist — aber da läßt sich eben nichts machen! Pech! Auf einmal pfeift etwas neben seinem Fuße, streift ihn, gerade so, als wollte es ihn an der Zehe kitzeln. Das ist eine Gewehrugel, eine rechtschaffene Kugel, wie der Zillerthaler sie kennt und gern hat. Blitzschnell wendet er sich um — steht da keine dreißig Schritte hinter ihm der tote Russe auf und hat geschossen! Auf so nahe nicht getroffen! Eine riesige Verachtung erfasst den Tiroler. Der andere legt gerade noch einmal an — der Zillerthaler hat schon sein Gewehr im Anschlag, ein rascher, scharfer Blick, und schon hat er geschossen, und da liegt der Russe wieder. Der Zillerthaler möchte ja so gern als Erster im Walde sein, aber er möchte doch auch wissen, ob er ihn getroffen hat, vielleicht stellt der Kerl sich nur so, der feige Hund, und dann . . . das Gewehr, das russische Gewehr! Und er kehrt sich um und läuft zum Russen! Es kann zwar wieder ein Schrapnell kommen, aber er ist zu neugierig nach seinem Schusse, zu gelüftig nach seiner Beute. Und da steht er schon neben dem Russen, sieht ihn mit Kennerblick an: Brustschuß! Dann faßt er das erbeutete Gewehr und geht vorwärts zum Walde. Zu Hause wird man ihn beneiden beim Schießstand! Da steht er nun schon im Walde — noch keiner von den anderen ist da! Na, die lassen sich Zeit! Er macht sich's bequem, legt den Tornister ab, wartet. Und betrachtet zärtlich sein russisches Gewehr! Wie gut, daß der Russe so ein Lump war und noch gelebt und geschossen hat! Er hat Glück . . . Da sitzt er im Walde, und die anderen kommen nicht.

#### Nacht des Grauens

Der kleine russische Leutnant hatte seit einer Woche schon keine Zigarette geraucht, und dies traf ihn noch härter als seine Gefangenschaft. Als ich ihm eine Zigarette anbot, strahlte sein derbes, gutmütig dummes Kindergesicht, und er erzählte immerzu. Er war so glücklich, sprechen zu können. Aber auf einmal wurde sein Gesicht lang, ernsthaft, anders. Das war, als er mir von jener Panik in den Kämpfen von Chodorow berichtete, von der in den Zeitungen nichts zu lesen war. Er sagte: Wir waren den ganzen Tag im Feuer der Oesterreicher gestanden. Zuerst fielen die Kugeln zu weit, und da sahen wir uns an und lachten. Aber gleich hatten sich die Feinde eingeschossen, schon die nächste Salve kam näher, da lachten wir nicht mehr, denn nichts ist unheimlicher als zu sehen, wenn die Kugeln uns gleichsam suchen, und schon gefunden zu haben scheinen: Ah, da seid ihr ja! Wie so eine Salve kam, krochen wir nachher um, schauten auf, ob noch jemand lebe. Wir waren so hoffnungslos geworden, daß wir an Flucht nicht einmal dachten. Da hätten wir ja aufstehen, die Deckungen verlassen, uns erheben müssen, und das wäre offenbar Selbstmord gewesen. Schließlich war wohl jeder zweite Mann von uns gefallen. Da war es dunkel geworden, das Feuer ließ nach, und wir konnten uns zurückziehen. Die Knie schmerzten uns, und es war ganz ungewohnt, wieder aufrecht zu stehen, gehen zu sollen. Benommen und betäubt vom Lärm, von der Aufregung, dem entsetzlichen Anblick der fallenden Kameraden, krochen wir noch Stunden lang, mehr als wir gingen. Dann hieß es, daß wir Nachtlager nehmen dürften, und wir fielen auf den Boden, zu träge, um auch nur eine Decke loszuschlagen. Unsere Erschöpfung war derartig groß, daß wir eigentlich gar nicht schliefen, sondern nur lautlos ausgestreckt lagen. In unseren unklaren Vorstellungen dauerte der Kampf noch fort, als sich die Oesterreicher auf uns einschossen und ihre schreckliche „Gabel“ uns faßte. Man hielt es für möglich, daß sie uns verfolgen könnten und also waren alle Lichter ausgelöscht. Die Nacht aber hing böse und schwarz über dem Lager, stumm, denn die Leute waren zu müde, um zu stöhnen oder zu schnarchen. Da geschah es, daß ein Schuß knallte, ein einziger Schuß im Dunkel über die Tausende hin, und er

zerriß die falsche Ruhe; er packte uns alle bei den entsetzlichen Erinnerungen, die in einem jeden trotz des Schlummerns wach waren, und alle sprangen auf, der Schrei des Ueberfallenen dröhnte, wir griffen nach unseren Waffen und sahen nichts. Zweifellos war der Feind schon eingedrungen, faßte uns an der Gurgel, und so schoß alles besinnungslos durcheinander, packte sich an, rang, stach, fluchte. Aber die Flüche der Sterbenden klangen seltsam russisch, und in einem winzigen Lichte sahen wir plötzlich — uns selbst, uns allein, keinen Feind. Erschreckt und beschämt wie Menschen nach einem Wahnsinnsanfall, wenn sie wieder zur Besinnung kommen, starrten wir uns an. Hatte es denn nicht geschossen? Ein Posten meldete sich: Ein Pferd hatte sich losgerissen, drohte die anderen scheu zu machen, und so hatte er auf den Ausreißer geschossen. Indes stöhnten die Verwundeten, und wir sammelten die Toten: Vierzehn lagen da, die wir gemordet hatten: Brüder. Der Anblick war so schrecklich, daß der Hauptmann, der das Anpflöden der Pferde hätte beaufsichtigen sollen, in seiner Müdigkeit aber sich zu rasch hingelegt hatte, seinen Revolver hob und sich vor uns erschöß. Wir fühlten uns alle wie Verbrecher oder Narren, von einem bösen Geiste verführt.

Mit unserer Widerstandskraft war es vorbei; diese Nacht nach diesem Tage noch zu ertragen und gute Soldaten zu bleiben, ginge über Menschenkraft. Am nächsten Tage geriet denn auch ich mit dem größten Teile des Regiments in Gefangenschaft.

#### Offiziersmesse nach der Schlacht

Die Stimmung ist herrlich. Acht Tage lang hat man gekämpft; nun ist der Kampf gut entschieden. Denn: Es gibt endlich wirkliches Essen, und man sitzt. Vor einem zererschossenen, rauchgeschwärzten galizischen Dorfwirtshaus. Lieber draußen im Freien als drinnen. Zum ersten Male fast seit Kriegsbeginn hat man Zeit; es kann zwar im nächsten Augenblick Alarm geblasen werden, aber jetzt haben sie Zeit, und sie geben sich schwelgerisch dem köstlichen Augenblick hin. Einige verwilderte Hühner werden entdeckt, man beeilt sich, sie zu schlachten, zu rupfen und zu braten. Und nebenan riecht es aus der Feldküche göttlicher als aus der feinsten Restaurantsküche. Einige wacklige Bänke hat man auch requiriert, der Luxus wird geradezu schon sündhaft. Die Sonne strahlt gutmütig, alle Gemüter sind befreit und losgebunden, ein jeder hat zu erzählen, hört zugleich zu, wie die anderen erzählen, es ist ja so viel zu erzählen. Und man fragt nach den Kameraden, und wie man hört, daß einer gefallen sei, gibt es zwei Sekunden Pause; dann sagt der eine: „Ein braver Kerl!“ Der andere „Schade!“ Ein Augenblick, in dem sie Abschied nehmen und ihr Gefühl ihm nachwerfen wie die Erdscholle ins Grab. Dann sprechen sie weiter.

Dann schätzen sie ab, wie lange der Krieg dauern kann. Nicht als ob sie schon müde wären, worauf sie gutes Recht hätten. Aber es stellt sich heraus, daß ein jeder aus irgend einem Grund gerade zu einem bestimmten Tag gern zu Haus wäre. Weihnachten geben sie alle preis — es ist zwar sehr schade, aber so früh wird es sich leider nicht machen lassen. Der Hauptmann hat im Februar silberne Hochzeit, der Oberleutnant erklärt geheimnisvoll, am 16. März müsse er Urlaub haben, und an diesem Tag habe also der Weltkrieg beendetigt zu sein. Die Entspannung von der entsetzlichen Mühsal hat alle in Fröhlichkeit getaucht, töricht harmlose Scherze fliegen umher. Der Regimentsarzt, der geradewegs aus einer viel prattizierenden Reserve kommt, erklärt mit unerschütterlicher Ruhe: „Ich bewillige den Weltkrieg bis Mai, nicht länger.“ Man fragt ihn: „Warum?“ Und er versichert: „Im Mai bade ich jedes Jahr.“ Gelächter. All diese Männer haben den Schmutz und Staub der umstrittenen und blutbefleckten galizischen Erde auf sich, in ihren Kleidern, ihren verwilderten Haaren, und bei einem jeden muß man sein gewöhnliches, sein Friedensgesicht, erst heraussuchen. Wie das Wort „Bad“ fällt, werden sie leidenschaftlich. Es zeigt sich,

daß ärger als Gefahr, Hunger und Ermüdung ihre Unsauberkeit sie peinigt. Mit Schmerz und Ekel sehen sie die notgedrungene Verwahrlosung ihres Körpers und ihrer Kleidung; sehr wahrscheinlich unterscheidet dies die Helden von 1914 von jenen früherer Jahrhunderte. Keine Wäsche . . . warmes Wasser . . . Seife . . . sie schwelgen in den Worten, in der Vorstellung. Für einige Minuten sind alle Erinnerungen des Heroismus, der übermenschlichen Anstrengungen hinuntergetaucht, alle denken: Ein Bad! Und ein langer ungarischer Major zieht feierlich aus seiner Kartentasche einige dünne zerblätternde Scheiben hervor: Seife in Blattform. Neidisch sehen die Kameraden ihn an.

Die Hühner kamen. Es sind zwar noch Federreste an ihnen, aber sie schmecken köstlich. Kaffee duftet, dampft. Man schreibt eilige Karten, sammelt Unterschriften; erste Grüße nach der Schlacht. Als man die Karte vor der Schlacht schrieb, dachte ein jeder: Vielleicht sind es die letzten Grüße. Wie ein Geschenk ist alles: dieser Tag, diese Sonne, diese Möglichkeit, wieder Abschied nehmen zu dürfen, die Hoffnung. Ein Oberleutnant fragt: „Hast Du Brestany gesehen?“ „Ja,“ ruft ein anderer: „Vorgestern bei Grodek. Er hat famos gehalten, sein Regiment war das erste, das“ . . . Der Major hört zufällig zu: „Brestany? Den haben wir heute früh begraben. Er sah schrecklich aus.“

Das Signal zum Aufbruch. Alle schwingen sich auf die Pferde. Drei Minuten später ist ihre Munterkeit, Hoffnung, der aufgewachte Frohsinn dieser aufatmenden Stunde verschwunden, und nichts bleibt außer gebrochenen elenden Bänken vor einer leeren rauchgeschwärzten Dorfchenke, Verlassenheit und einer vergessenen Kuh, die verzweifelt brüllt.

#### Der Gefangene

Bei Sonnenuntergang bekam der Feldwebel den Befehl, mit einigen Mann beim nahen Wäldchen Posten zu beziehen, dort, wo es in Geftrüpp überging. Weit und breit war kein Feind zu sehen; man war ihm schon seit Tagen nicht begegnet, und die Sache hatte also keine andere Unannehmlichkeit, als daß die Leute um ihre Nachtruhe kamen. Die Nacht war wohl dunkel, doch mild, die Luft angenehm, warm, von friedlichster Sanftheit. Die paar Soldaten schritten in gemächlichem Marsche dahin, der Feldwebel ziemlich weit voran. Während die Mannschaft noch an fünfzig Schritt hinter ihm über ein kleines Holzbrückchen ging, war er schon am Bestimmungsorte angelangt. Mit einem mißtrauischen Blicke musterte er das Wäldchen; nichts regte sich. Als er sich wieder zu seinen Leuten umdrehte, sah er ganz unmittelbar vor sich zwei andere Soldaten, so nahe, daß er sie greifen konnte. Er hielt sie für irgend eine andere Patrouille, die heimkehrte, und wollte sie mit einem gut österreichischen „Serbus“ begrüßen. Da kamen ihm ihre Uniformen fremdartig vor, und im selben Augenblick begriff er, daß es Russen waren, die genau den gleichen Auftrag hatten wie er: die Deffnung vor dem Wäldchen zu bewachen. Er hatte jedoch keine Zeit, weiter über diesen sonderbaren Zufall nachzudenken, denn der eine Russe griff schon nach seinem Bajonett. Indes der Feldwebel war rascher gewesen und hatte die Waffe dem Feinde mit einer kurzen, überraschenden Bewegung entziffen. Der Mann selbst aber war ihm entwischt und wollte in den Wald laufen wie sein Kamerad, der einen Schritt weiter gestanden war als er. Der Feldwebel schrie ihm zu, stehen zu bleiben, sonst werde er schießen. Und wenn der Russe auch sicher die Worte nicht verstand, so muß er ihren Sinn doch wohl begriffen haben. Denn mit einer wie automatischen Bewegung hob er beide Arme hoch und stand unbeweglich. Der Oesterreicher näherte sich ihm bedächtig, packte ihn, schob ihn mit einer beinahe gemüthlichen Geste derart vor sich hin, daß der Russe ihm den Rücken zuekehrte, und gehorsam schritt nun der Gefangene der Brücke zu, über die gerade die anderen Oesterreicher marschierten, die von dem ganzen Zwischenfall nichts bemerkt hatten. Aber sie waren nun alle außerhalb des Waldschattens, und auf einmal kamen aus dem Walde

Kugeln über sie. Nicht eben viele; der andere Russe, der entwischt war, wollte damit wohl nur seine Freude kundgeben. Blitzschnell war der Feldwebel unter die Böschung gesprungen, über welche die Brücke ging, der Gefangene ihm nach, obwohl er ihn gar nicht hielt. Aber nun waren die Russen, die ja ihn ebensogut treffen konnten, auch seine Feinde; gehorsam folgte er jeder Bewegung des Feldwebels. Als sein früherer Genosse wie zum Abschied noch einmal schoß, da fluchte er auf gut russisch, genau so wie der Feldwebel auf gut alpenländisch. Und im Eifer suchte der Russe sein Gewehr, um auch zu schießen, und erinnerte sich erst jetzt, daß sein neuer Freund, der neben ihm im dunklen Graben lag, es ihm doch gerade erst weggenommen hatte.

Die Schießerei hatte aufgehört, und nun kamen alle zusammen. Die Oesterreicher wachten, und der Russe, der früher die gleiche Aufgabe gehabt hatte, fand, daß die Oesterreicher das ausgezeichnet besorgten und er also diese Nacht wohl schlafen könne. Man plauschte zuerst ein wenig und verstand sich ausgezeichnet, dann warf der Feldwebel ihm seinen Mantel als Decke zu. Der Russe brummte zufrieden wie ein Mops, der es behaglich hat, rollte sich, gähnte, schlief ein und wachte am Morgen auf, sehr zufrieden, die Nacht so unvorhergesehen gut verbracht zu haben.

### Der Kurier

Mitternacht. Eine kleine Stadt, unweit der Feuerlinie. Truppen stehen dort, liegen jetzt, schlafen den dicken, schweren Schlaf der Uebermüdeten. Ein Automobil knattert in die unheimliche Ruhe hinein. Sonst war hier ein gefährliches Schweigen, über dem der Kanonendonner gerade nur wie die Ahnung eines fernen Hauches zitterte. Jetzt faucht der Motor, zerreißt aufgeregt die Stille. Ein Mann springt heraus, der im Dunkel gar nicht zu unterscheiden ist; er kann alt oder jung sein, Offizier oder Soldat — niemand vermöchte es zu wissen. Der wachhabende Kommandant spricht einige Worte mit ihm, Dann poltern sie die schlafende Wirtschaft auf. Hartnäckig, unbarmherzig. Die Schläfer wehren sie zuerst, aber es hilft nichts, die Stimmen klingen zu gebieterisch. Der Mann aus dem Automobil läuft die Treppe hinauf, mit einer erzwungenen Hastigkeit, die zusammenbrechen würde, wenn sie sich dazu Zeit ließe. Dann wird eine elende, stinkende Dellampe entzündet, und der Automobilist wickelt sich aus seinen Hüllen. Ist ein hübscher, schlanker Oberleutnant mit einem blassen, nervösen Gesicht. Ein Kurier, der unbedingt morgen Nacht in Wien sein muß. Augenblicklich ist etwas an der Maschine zu ergänzen. Und dadurch hat er eine halbe Stunde notgedrungen Muße. Die Kameraden, vom Tumult aufgeschreckt, sammeln sich um ihn. Bieten ihm zu essen an. Er blinzelt mit seinen gewaltsam aufgerissenen Augen: Essen? Ach ja, das ist eine ausgezeichnete Idee! Wann hat er denn das letzte Mal gegessen? Vorgestern oder war das erst gestern? Er weiß es nicht. Auch nicht, wo er gegessen hat. Ein Unteroffizier stürzt hinaus, die Leute zu wecken. Aber bevor die Wirtzleute sich entschließen aufzustehen, vergeht zu viel Zeit. Und also kocht der Unteroffizier rasch selbst einen Tee, und ein Offizier läuft in sein Quartier, um ein Stückchen Wurst oder eine Dose Sardinen dort zu holen.

Der Kurier-Offizier schnuppert indes die dumpfe, stinkende Wärme der elenden Stube ein und sagt ganz ernsthaft: „Gut habt ihr es hier!“ Ist ein eleganter junger Kavaliere, der sich eben aus einer goldenen Zigarettendose eine Zigarette nimmt, und findet es dennoch hier herrlich. Schlürft den Tee langsam, Löffel für Löffel, wie man sich eines unerbitterten Gewinnes erfreut. Er muß zum Sprechen gleichsam einen Anlauf nehmen. Man fragt ihn dies, das; er war ja zuerst Flieger im Süden, dann ist er mit Botschaft auf seinem Auto immerzu im Hauptquartier, auch in der Schlacht gewesen, hätte so viel zu erzählen. Aber auf die meisten Fragen hat er nur die Entschuldigung: „Verzeiht, ich weiß es jetzt nicht. Ich fahre nunmehr fast ununterbrochen eine Woche. Es ist mir

ganz unmöglich, über etwas nachzudenken. . .“ Er hat seit einer Woche in keinem Bette gelegen, immerzu Nachrichten bringend, er kennt den Schlaf nicht, und auch jetzt säße er nicht hier, wenn nicht die Maschine für einen Augenblick ermattet wäre; die Maschine seines Körpers ermattet nicht.

Aber da wird ihm auch schon die Behebung des Hindernisses gemeldet, und sofort springt er auf. Der Kamerad mit der Wurst und den Sardinen ist noch nicht da. In der nächsten Minute muß er kommen. Der Kurier lächelt bloß bei dem Gedanken zu warten, schnallt sich den Säbel um. Einen zweiten trägt er wie einen Spazierstock: einen russischen. Kriegsbeute. Man fragt ihn. . . Doch er winkt nur grüßend und stürzt weiter in die unendliche Nacht.

### Ruhhandel

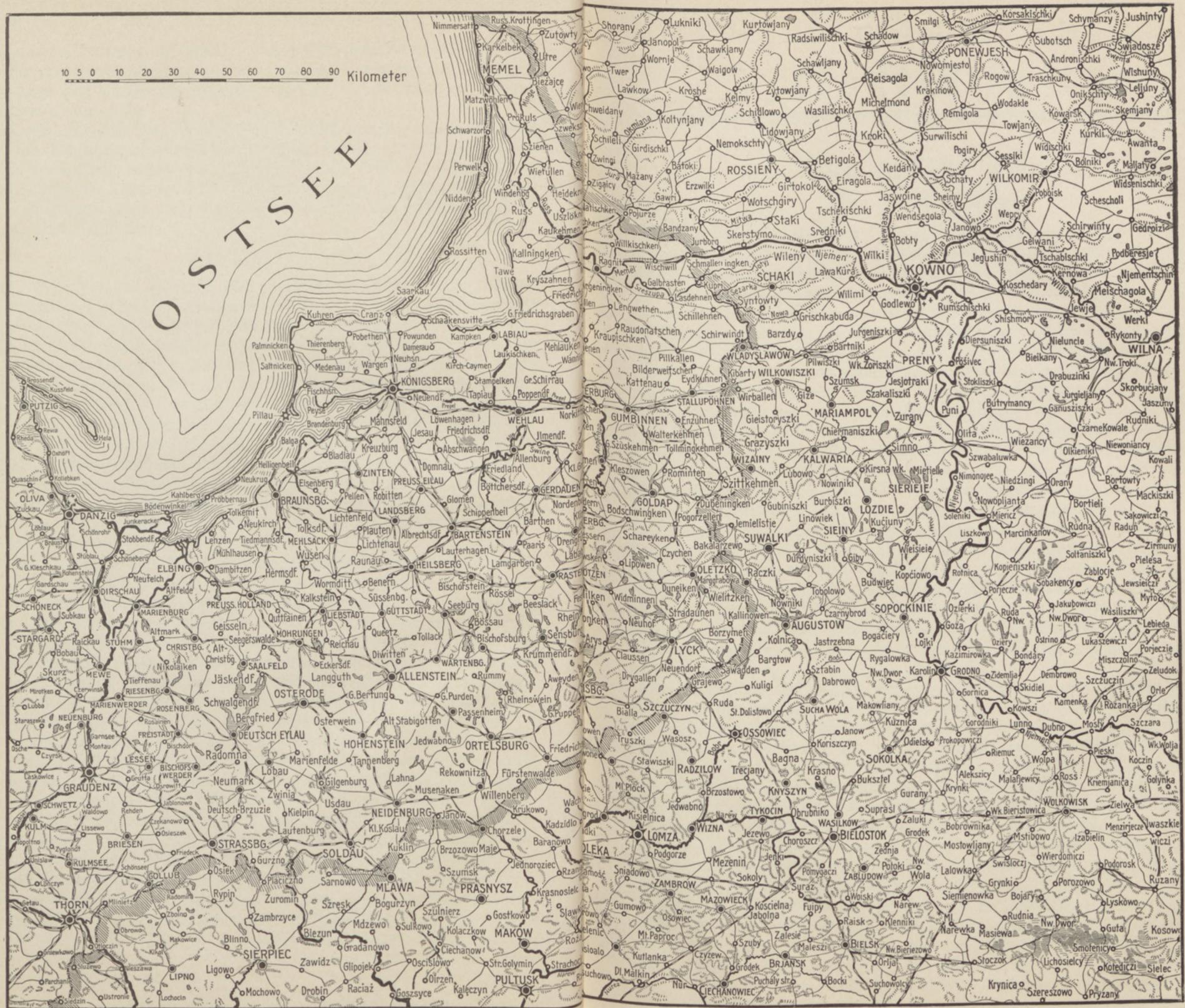
Es galt, für die Feldküche unbedingt Vieh zu requirieren. Dabei traf die Kuh des Menasse Fischbein das Mißgeschick, vor die Augen unserer Patrouille zu kommen. Sie hätte es lieber unterlassen sollen. Es war keine Kuh, deren Anblick erfreute; die Knochen standen ihr wie Messer aus dem Leibe; das Euter war faltig und verdriickt, und sie sah aus wie die sieben mageren Jahre. Immerhin aber: sie war eine Kuh, und eine andere in der Eile nicht aufzutreiben. Eile aber tat Not; denn erstens benötigten die österreichischen Soldaten Fleisch, und zweitens war der Feind nicht weit. Also griffen die Soldaten die Kuh, und führten sie mit sich. Sie fragten nach Menasse Fischbein; aber er hatte sich irgendwo verkrochen; sie wollten seiner Frau Geld dalassen, jedoch sie weigerte sich, es anzunehmen, weil es bestimmt weniger sei, als sie für diese Kuh zu erwarten berechtigt seien. Kaum waren indes die Soldaten mit der Kuh abmarschiert, als auch schon ein kleines Männchen hinter ihnen einhertrippelte: Menasse. Er jammerte zuerst, und dann, als er aufgefordert wurde, doch endlich seinen Preis zu nennen, verlangte er dreihundert Rubel für die Kuh.

Die Soldaten waren empört über diese Unverschämtheit, lachten ihn aus und versicherten, sie würden höchstens vierzig Gulden ihm anweisen. Fischbein fuhr sich aufgeregt in den rötlichen Haarwald, verfluchte den Tag seiner Geburt, und begann nun zu handeln. Die Soldaten waren unterdessen im Bivak angekommen, und schickten sich sofort an, die Kuh zu schlachten. Fischbein schrie und gebärdete sich dabei viel aufgeregter als die Kuh selbst. Während sie abgehäutet wurde, lief er von einem zum anderen, versuchte in seinem Jargon, ihn von der Gerechtigkeit seiner Forderung zu überzeugen. Die Soldaten hörten ihm zu, ohne ihn recht zu verstehen, lachten und schickten ihn zu einer anderen Kompagnie. Er lief fast das ganze Lager ab, war ein duzendmal in Spionageverdacht, aber immer wieder wurde er als der Mann entdeckt, dem die Kuh noch zu bezahlen war. Das sprach sich blitzschnell herum, in einer Stunde war er geradezu populär. Man suchte ihn auf, handelte zum Spaß mit ihm, und er wurde immer leidenschaftlicher. Als ihm statt der vierzig Gulden achtzig Kronen angeboten wurden, da fing er erst an, recht lebhaft zu werden. Plötzlich kam der Feind in Sicht, die Truppen nahmen Stellung, und inmitten von ihnen lief Fischbein, der sich noch immer nicht auskannte, und erklärte, er wäre schon mit zweihundert Rubel zufrieden. Schüsse fielen; er handelte weiter, er fürchtete sich nicht, er dachte gar nicht daran, sich zu fürchten, er machte das ganze Gesecht mit und hätte so gut wie die anderen die Tapferkeitsmedaille verdient. Doch er bekam sie nicht, sondern nur zweihundert Kronen — einen Rippenstoß nicht angerechnet, weil er die müden Sieger nicht schlafen ließ. Als jedoch am nächsten Tage die Oesterreicher wieder durch den Ort zogen, grüßte Menasse Fischbein sie zutraulich wie alte Bekannte, und flüsterte den Soldaten zu:

„Braucht ihr nicht wieder eine Kuh, ich habe noch eine!“

Zakład Historyczny  
U. M. K.  
w Toruniu

Übersichtskarte für die deutschen Kämpfe an der Nordostgrenze



U. M. K.  
W. Torontu

# Der Einbruch der Russen in Nordostdeutschland

## Der russische Feind

Von Graf A. v. Monts

Wenn aus dem russischen Nachbar sozusagen über Nacht ein russischer Todfeind wurde, so ist Deutschland hieran absolut unschuldig. Engländer und Franzosen mögen vielleicht mit einem Schein des Rechts behaupten, daß unsere Politik mitunter unklar gewesen, aber Rußland gegenüber war Deutschland beständig der nachgebende, der hilfsbereite und der in schweren Stunden unbedingt zuverlässige Freund, zum Beispiel während der japanischen Krise, und als nachher bedrohliche innere Wirren das Zarenreich erschütterten. Der Wunsch, mit dem großen Nachbar in Frieden zu leben, ließ uns die seit dem Berliner Kongreß immer offenkundiger werdende Abneigung einflußreichster Regierungs- und weiter Volkskreise übersehen. Die sich immer intimer gestaltenden russisch-französischen Beziehungen fanden vielfach die Auslegung, daß Rußland, von altersher durch so viel Bande mit Preußen-Deutschland verknüpft, mäßigend und beruhigend auf seinen Genossen einwirken würde. In ähnlichem Sinne glaubten wir auf unsern Alliierten an der Donau Einfluß nehmen zu müssen, ja wir gingen im Eintreten für russische Präntensionen oft so weit, daß bei manchem Politiker der uns befreundeten Doppelmonarchie Erstaunen und Befremden hervorgerufen wurde. Die offizielle k. u. k. Politik freilich begegnete sich fort und fort mit der unseren in dem Bestreben, auch mit Opfern den Frieden zu erhalten. Man stand nicht an, 1912 die Türkei dem frivolsten, von Rußland organisierten Ueberfall auszuliefern, und ließ es ruhig geschehen, daß an Stelle eines wohlgesinnten, inaggressiven Nachbars höchst verdächtige, zum Teil sich offen als Feinde bekennende Staatsgebilde traten. Aber alles war fruchtlos. Immerhin haben die beiden alliierten Kaiserreiche den Beweis friedlichster, vielfach direkt als Schwäche ausgelegter Gesinnung erbracht und nichts unversucht gelassen, um den Weltbrand zu verhindern.

Es erübrigt sich auszuführen, daß seit längerem eine auf den Krieg gerichtete europäische Verschwörung bestand. Ein von der französischen Nation leichtfertigerweise mit der höchsten Würde bekleideter eitler Advokat, umgeben von ehrgeizigen Strebern, rebanchelüfternen Generalen und den von Rußland gekauften Boulevardpreßpiraten, eine kleine, dem chauvinistischen Pariser Konzern wahlverwandte Clique verbohrt, aber energischer, englischer Staatsmänner, der verblendete König und die französisierte Oberschicht eines mühsam sein Leben fristenden Mittelstaats, das waren die Elemente, die Rußland an seinen Wagen spannte. Einer verließ sich auf den andern, und alle begegneten sich in der Ueberschätzung der eigenen, der Unterschätzung der Macht Zentraleuropas. Als Haupttrumpf aber erschien die ungeheure russische Armee. Indes wird auch die gewaltige moskowitzische Uebermacht einer im wahren Sinne pro aris et focis kämpfenden Minderheit von Mitteleuropäern nicht standhalten. Deutsche und österreichische Tapferkeit müssen Europa und seine Zivilisation vor dem Einfall der modernen Hunnen schützen. Ja, so paradox dies auch klingen mag, die heute mit uns im Kampfe stehenden Westeuropäer, oder doch sicher ihre Söhne und Enkel, können nur durch unsere Siege gegen namenloses Unheil geschützt werden. Darin liegt vielleicht der tragischste Zug des sich jetzt abrollenden Völkerdramas, daß die Staatslenker des

Westens im blinden Haß gegen das emporstrebende Deutschland die Solidarität der Kulturinteressen und die uns allen durch die russische Barbarei drohende Gefahr verkannten. Zwischen dieser und der abendländischen Zivilisation klast ein tiefer Riß und unüberbrückbar sind die Gegensätze. Deshalb mußte alles noch so redliche Bemühen der Kabinette von Berlin und Wien, die abreißenden Fäden immer neu zu knüpfen, schließlich vergeblich bleiben. Auch die von manchen genährte Hoffnung, daß ein Zerfall des Kolosses oder eine Selbstbefreiung des armen geknechteten Muschiks Europa von dem russischen Alp befreien würde, erscheint bisher trügerisch.

Peter der Große wies seinem Volke die verhängnisvollen Bahnen, auf denen Rußland seither wandelt. Die Expansion nach allen Richtungen und Unifizierung der eroberten Länder wurde leitender Grundsatz. Es ist erstaunlich, welche weite Gebiete im Laufe von zwei Jahrhunderten verschlungen wurden. Mehr wie 160 Millionen Einwohner zählt jetzt das an Landumfang das englische und chinesische Reich übertreffende Zartum, und immer neue Provinzen sollen nach der Theorie eines allslawischen Weltreiches angegliedert werden. Wo die Waffen versagten, wurden die friedlichen Nachbarstaaten mit den verwerflichsten Mitteln unterminiert. Schweden, Polen, das Groß-Chanat, die Türkei, Persien erlagen weit mehr Bestechungen und Verrätereien als russischen Siegen, und meisterhaft wurde jede europäische Krise, jede Uneinigkeit und Eifersucht des Oszidents zu neuen Uebergreifen und Machterweiterungen benutzt.

Mit der Türkei glaubte man jetzt so ziemlich fertig zu sein, nun kam die Reihe an die schon lange durch unerhörte Maulwurfsarbeit in ihrem Herzen, in Prag, Agram und Lemberg bedrohte Monarchie der Habsburger. Der Hebel sollte Serbien sein. Dort residierte als russischer Prokonsul Herr Hartwig, ohne ihn fiel keine politische Stednadel in diesem auf Mord basierten Raubstaat zur Erde. Eingeweihte haben daher auch nie daran gezweifelt, daß auf der russischen Gesandtschaft in Belgrad das entsetzliche Attentat von Serajewo ausgeheckt wurde. Nur die durch Rußland gewährte Rückendeckung ermutigte Serbiens Machthaber, die Mörder mit arabischen Waffen zu versehen und durch staatliche Organe über die bosnische Grenze schmuggeln zu lassen. Das weitere ist bekannt, wie schließlich auch die russische Zentralregierung die serbischen Königsmörder unter ihre Fittiche nahm, wie inzwischen und zwar schon vor dem Attentat die Mobilisierung in Inner-Rußland eingeleitet, und wie die ersten Würdenträger des Reichs, ja, der Zar selbst, unter Verpfändung des Ehrentwortes mit dreister Stirn die kriegerischen Vorbereitungen ableugneten. Daß angesichts dieser Arglist die bisher so langmütige deutsche Regierung keinen Augenblick schwankte und gleich entschlossen wie das befreundete Oesterreich-Ungarn den Kampf gegen die gewaltige Uebermacht mannhafte aufnahm, verdient das höchste Lob.

Ebenso verhängnisvoll wie nach außen erwiesen sich Peters Staatsgrundsätze für das Innere seines Reichs. Auch der letzte Rest ständischer Gliederung wurde zerschlagen, die Erhaltung der Selbstherrschaft zum Staatszweck erhoben und im wesentlichen die Nation in zwei große Massen geteilt, den Tschin, das herrschende, aber schlecht bezahlte, durchweg unehrliche Beamtentum, und die misera contribuens plebs der Bauern. Der letzte Quell aller Geseze und jeden menschlichen und göttlichen Rechts wurde auch in diesem trotz allem Firnis doch orientalisches gebliebenen Staatswesen der Herrscher, nur daß der russische Absolutismus durch Meuchelmord gemildert erschien. Peter der Große tötete kurzerhand seinen zum Altrussentum neigenden Sohn und Thronfolger Alexis. Sein einziger Enkel, Iwan II., wurde als Kind von der den Thron usurpierenden Elisabeth in Schlüsselburg interniert und dort 25 Jahre später auf Geheiß der ebenso gewalttätigen, unrechtmäßigen Zarin Katharina erdrosselt, nachdem sie zuvor schon ihren Gemahl Peter III. hatte töten lassen. Kaiser Paul wurde unter Zustimmung

seines Sohnes, des „Engels“ Alexander I., von seinen Gardeoffizieren umgebracht. Alexander II. starb durch Mörderhand, und nur wie durch ein Wunder entging Alexander III. mehrfachen nihilistischen Anschlägen. Er sowohl wie jetzt Nikolaus II. umgaben sich mit Wall und Mauern und unzähligen Schutzwachen und führten mehr das Leben von Gefangenen, wie das von Selbstherrschern des größten Reiches der Erde. Es liegt auf der Hand, daß solche Zustände und die beständige Angst vor einem gewaltsamen Ende die Zaren der mit ihrer Bewachung und mit den Staatsgeschäften betrauten Kamerilla schließlich willenlos ausliefern müssen. Hiermit gelangte das Staatsschiff allmählich in die Hände völlig unverantwortlicher Persönlichkeiten, die niedrigen Trieben gehorchten und im Zusammenraffen von öffentlichen Geldern, in Befriedigung von Rachsucht oder maßlosem Ehrgeiz unter dem Schwächling Nikolaus II. die letzte Scheu abstreiften. Wie so mancher Monarch glaubte dabei der geschobene Herrscher in seinem Dünkel noch immer selbst zu schieben, während die wirklichen Zügel der Regierung schon längst seinen Händen entglitten waren. Ebenso wenig wie von oben ergab sich aus der Masse des durch Jahrhunderte geknechteten Volkes eine Gegenwirkung. Eine böse Rotte korrumpierter Großfürsten, fanatischer Politiker, streberischer Diplomaten und geldgieriger Polizeibüttel erlaubte sich jede Willkür und Gewalttätigkeit, ohne irgendwelche Kontrolle durch Krone oder öffentliche Meinung. Selbst die leiseste Opposition wurde aufs grausamste unterdrückt. Da aber schließlich auch ins dunkelste Rußland Präferenzzeugnisse gelangten, waren die Zeitungen strengstens verhalten, alle Mißstände im Innern mit Stillschweigen zu übergehen. In auswärtigen Dingen dagegen wurde ein gewisser Spielraum gelassen, falls die Blätter sich zu fortbauern dem Hezen gegen Deutsche, Finnen, Polen oder Juden verpflichteten. So wurden breite Schichten des von Hause aus gutmütigen Großrussentums mit Neid und Haß namentlich gegen das Deutschtum erfüllt. Diese bis zur polizeilichen Freigabe von Plünderungen ganzer Stadtviertel und Ermordungen en masse, den sogenannten Pogromen, gehende Ablenkung entzog erfahrungsgemäß auch den Auflehnungen des sich allmählich selbst in Rußland bildenden Mittelstandes und der Industriearbeiter die nachhaltige Kraft. Die große Masse des verhetzten Volkes, der Bauernstand, versagte sich, und wenn gelegentlich auch hier bedenkliche Symptome sich zeigten, so erschien ein auswärtiger Krieg, der Ruf zur Verteidigung des heiligen Rußlands als letztes und probatestes Ventil. In zynischer Weise erklärte einst Väterchen Nikolaus I., als er einen Türkenkrieg vom Zaune brach, das trop plein der Armee brauche einen Aderlaß. So mögen auch die heutigen Machthaber gedacht haben, angesichts der wachsenden inneren Gärung müsse eine tüchtige Blutabzapfung das Volk auf andere Gedanken bringen. Im schlimmsten Falle würde der Kampf ein unentschiedener sein, denn bei der erdrückenden Uebermacht einer Friedenspräsenz von 1 800 000 Mann, hinter der schier unerschöpfliche Reserven stehen, wäre ein entscheidender gegnerischer Sieg ausgeschlossen.

Und doch muß dieser Sieg errungen, muß der schöne Erfolg, den die braven Truppen Deutschlands erkämpft haben, zu einem endgültigen ausgestaltet werden. Mit unseren westlichen Nachbarn werden wir uns schließlich als Bewohner desselben Hauses, als Europäer, auseinandersetzen. Aber mit Rußland in der Staatsform der asiatischen Despotie ist ein Ausgleich glatterdings unmöglich. Weder bei uns noch bei unserem Alliierten besteht ein Haß gegen das arme, unterjochte Volk, wir müssen uns indes sagen, daß allein die Millionen seiner Krieger die Basis bilden für das schändliche Treiben der jetzigen Machthaber. Wenn die Russen selbst sich nicht dieser Volksverderber entledigen können, so müssen wir das mit Blut und Tränen zusammengekittete zarische Regime umstürzen, damit unsere Söhne und Nachkommen nicht ähnlich Furchtbares durchzukämpfen haben wie die jetzige Generation.

## Gesamtüberblick über die Kämpfe

### Die amtlichen deutschen Meldungen

#### 23. August.

Die Stau- und Vorflutdeiche der Elbinger Niederung sind an verschiedenen Stellen durchstoßen worden. Darin ist kein Anzeichen für eine unmittelbare Bedrohung zu erblicken, sondern nur eine längst geplante Vorsichtsmaßregel.

#### 24. August.

Während auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Lage des deutschen Heeres durch Gottes Gnade eine unerwartet günstige ist, hat auf dem östlichen Kriegsschauplatz der Feind deutsches Gebiet betreten. Starke russische Kräfte sind in der Richtung auf die Angerapp und nördlich der Eisenbahn Stallupönen-Insterburg vorgeedrungen. Das 1. Armeekorps hat den Feind bei Wirballen in siegreichem Gefecht aufgehalten. Es wurde zurückgezogen auf weiter rückwärts stehende Truppen. Die hier versammelten Truppen haben den auf Gumbinnen südlich vorgehenden Gegner angegriffen. Das 1. Armeekorps warf den gegenüberstehenden Feind siegreich zurück, machte 8000 Gefangene und eroberte mehrere Batterien. Eine zu ihm gehörende Kavalleriedivision warf zwei russische Kavalleriedivisionen und brachte 500 Gefangene heim. Die weiter südlich kämpfenden Truppen stießen teils auf starke Befestigungen, die ohne Vorbereitungen nicht genommen werden konnten, teils befinden sie sich im siegreichen Fortschreiten.

Da gingen Nachrichten ein vom Vormarsch weiterer feindlicher Kräfte aus der Richtung des Narew gegen die Gegend südwestlich der Masurischen Seen. Das Oberkommando glaubte hiergegen Maßnahmen treffen zu müssen, und zog seine Truppen zurück. Die Ablösung vom Feind erfolgte ohne jede Schwierigkeit. Der Feind folgte nicht.

Die auf dem östlichen Kriegsschauplatz getroffenen Maßnahmen mußten zunächst durchgeführt und in solche Bahnen geleitet werden, daß eine Entscheidung gesucht werden kann. Diese steht unmittelbar bevor.

Der Feind hat die Nachricht verbreitet, er habe vier deutsche Armeekorps geschlagen. Diese Nachricht ist unwahr, kein deutsches Armeekorps ist geschlagen. Unsere Truppen haben das Bewußtsein des Sieges und der Ueberlegenheit mit sich genommen.

Der Feind ist über die Angerapp bis jetzt nur mit Kavallerie gefolgt. Längs der Eisenbahn soll er Insterburg erreicht haben. Die beklagenswerten Teile der Provinz, die dem feindlichen Einbruch ausgesetzt sind, bringen dieses Opfer im Interesse des ganzen Vaterlandes. Daran soll sich dieses nach erfolgter Entscheidung dankbar erinnern.

Der Generalquartiermeister v. Stein.

#### 29. August.

Unsere Truppen in Preußen unter der Führung des Generals v. Hindenburg haben die vom Narew vorgeedrungenen russische Armee, fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen, in dreitägiger Schlacht in der Gegend von Tannenberg, Hohenstein und Ortelburg geschlagen und verfolgen sie jetzt über die Grenze. v. Stein.

#### 30. August.

Der Kaiser hat den siegreichen Streiter im Osten, General v. Hindenburg, zum Generalobersten ernannt und ihm das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen.

#### 31. August.

Der Sieg der Armee des Generalobersten v. Hindenburg ist von weitaus größerer Bedeutung, als zuerst übersehen werden konnte. Trotzdem neue feindliche Kräfte über Reidenburg eingriffen, ist die Niederlage des Feindes vollständig. Drei Armeekorps



Phot. C. Bieber, Berlin

Generalleutnant Ludendorff



Phot. Gottlieb & Sohn, Danzig

Generaloberst Aug. v. Mackensen



Phot. H. Kühnwindt, Königsberg

Russische Gefangene (etwa 7000 Mann) aus der Schlacht bei Hohenstein. Die Mannschaften sitzen, die Offiziere mit dem Regimentspopen stehen



Phot. Phototel, Berlin

Eine Straße aus dem von den Russen zerstörten Hohenstein



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Der Mispelsee bei Hohenstein (Ostpreußen), an dessen Ufern besonders heftig gekämpft wurde

Korps sind vernichtet. 60 000 Gefangene, darunter zwei kommandierende Generale, viele Geschütze und Feldzeichen sind in unsere Hände gefallen. Die im nördlichen Ostpreußen stehenden russischen Truppen haben den Rückzug angetreten. v. Stein.

### 1. September.

Nach weiteren Mitteilungen des Hauptquartiers ist die Zahl der Gefangenen in der Schlacht bei Gilgenburg=Ortelsburg noch größer gewesen, als bisher bekannt. Sie beträgt 70 000 Mann, darunter 300 Offiziere. Das gesamte Artilleriematerial der Russen ist vernichtet. Sie wurden von den deutschen Truppen von drei Seiten gefaßt und in die Sümpfe und Seen Masurens geworfen.

### 2. September.

Generaloberst v. Hindenburg hat an die von ihm befehligte Armee am Jahrestage von Sedan folgenden Heeresbefehl erlassen: „Soldaten der 8. Armee! Die vieltägigen heißen Kämpfe auf den weiten Gefilden zwischen Allenstein und Neidenburg sind beendet. Ihr habt einen vernichtenden Sieg über fünf Armeekorps und drei Kavalleriedivisionen errungen. Mehr als 60 000 Gefangene und ungezählte Geschütze und Maschinengewehre, mehrere Fahnen und viel sonstige Kriegsbeute sind in unseren Händen. Die geringen, der Einschließung entgangenen Trümmer der russischen Narewarmee fliehen nach Süden über die Grenze. Die russische Wilnaarmee hat von Königsberg her den Rückzug angetreten. Nächst Gott dem Herrn ist dieser glänzende Erfolg eurer Opferfreudigkeit, euren unübertrefflichen Marschleistungen und eurer hervorragenden Tapferkeit zu danken. Ich hoffe, euch jetzt einige Tage wohlverdienter Ruhe lassen zu können. Dann aber geht es mit frischen Kräften wieder vorwärts. Mit Gott für Kaiser, König und Vaterland, bis der letzte Russe unsere teure, schwer geprüfte Heimatprovinz verlassen hat und wir unsere sieggewohnten Fahnen ins Feindesland hineingetragen haben. Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!“

### 3. September.

Die Truppen des Generalobersten v. Hindenburg ernten weitere Früchte ihres Sieges. Die Zahl der Gefangenen wächst täglich. Sie ist bereits auf 90 000 Mann gestiegen. Wieviele Geschütze und sonstige Siegeszeichen noch in den preußischen Wäldern und Sümpfen stecken, läßt sich nicht übersehen. Anscheinend sind nicht zwei, sondern drei russische kommandierende Generale gefangen. Der russische Armeeführer ist nach russischen Nachrichten gefallen. v. Stein.

### 4. September.

Generaloberst v. Hindenburg meldet den Abtransport von mehr als 90 000 unverwundeten Gefangenen. Das bedeutet die Vernichtung einer ganzen Armee. v. Stein.

Auf die Meldung v. Hindenburgs antwortete der Kaiser mit folgendem Telegramm: „Ihr Telegramm hat mir eine unsagbare Freude bereitet. Eine Waffentat haben Sie vollbracht, die nahezu einzig in der Geschichte dasteht und Ihren Truppen einen für alle Zeiten unvergänglichen Ruhm sichern und so Gott will, unser teures Vaterland für immer vom Feinde befreien wird. Als Zeichen meiner dankbaren Anerkennung verleihe ich Ihnen den Orden „Pour le mérite“ und ersuche Sie den braven, unvergleichlichen Truppen Ihrer Armee für ihre herrlichen Taten meinen kaiserlichen Dank auszusprechen. Ich bin stolz auf meine preußischen Regimente. Wilhelm I. R.“

### 10. September.

Generaloberst v. Hindenburg hat den linken Flügel der noch in Ostpreußen befindlichen russischen Armee geschlagen und sich dadurch den Zugang in den Rücken des Feindes geöffnet. Der Feind hat den Kampf aufgegeben und befindet sich in vollem Rückzug. Das Ostheer verfolgt ihn in nordöstlicher Richtung gegen den Njemen. v. Stein.

Prinz Joachim von Preußen ist am 9. September durch einen Schrapnellschuß verwundet worden. Die Kugel ging durch den rechten Oberschenkel, ohne den Knochen zu verletzen. Der Prinz war als Ordonnanzoffizier auf dem Gefechtsfelde tätig gewesen. Er ist in das nächstliegende Garnisonslazarett übergeführt worden.

Prinz Joachim Franz Humbert ist der sechste (jüngste) Sohn des Kaisers. Er wurde am 17. Dezember 1890 im Berliner Schloß geboren und hat gegenwärtig den Rang eines Oberleutnants im 1. Garderegiment zu Fuß.

#### 10. September.

An den gegenwärtigen Kämpfen in Ostpreußen nimmt das 17. Armeekorps unter Führung seines kommandierenden Generals, General der Kavallerie v. Mackensen, hervorragenden Anteil. Mehrere Batterien sind erbeutet worden. v. Hindenburg.

General v. Mackensen hat an sein Korps folgenden Tagesbefehl erlassen:

„Soldaten des 17. Armeekorps! Gestern habt Ihr gegen zwei feindliche Fronten gekämpft, den Feind einerseits bei Kruglanken, andererseits bei Possessern aus seinen nach allen Regeln der Kunst besetzten und geschickt verteidigten Stellungen geworfen und damit auch den Kameraden vom 1. Armeekorps Luft gemacht. Das Zusammenwirken der Infanterie und Artillerie gegen die feindlichen Befestigungen war vielfach mustergültig. Fast jeder Truppenteil des Armeekorps hat durch besondere Leistungen zum Erfolge des Tages beigetragen. Die 1. Kompagnie des Danziger Infanterieregiments 128 hat eine Batterie von acht Geschützen im Feuer genommen, das Infanterieregiment von Borcke durch seinen Angriff den Kampf bei Kruglanken entschieden. Das Armeekorps hat dank seiner Tapferkeit die schwere Aufgabe erfüllt, die ihm gestellt war. Der 9. September wird für alle Zeiten ein Ehrentag des 17. Armeekorps und damit eines jeden Mitkämpfers bleiben. Ich danke allen Offizieren und Mannschaften für die erneut gegebenen Beweise kriegerischen Manneswertes. Glückauf Ihr Kameraden zu neuen Taten! Die Russen müssen aus Preußen hinaus!“

#### 11. September.

Das 22. russische Armeekorps (Finnland) hat versucht, über Lyda in den Kampf in Ostpreußen einzugreifen. Es ist bei Lyda geschlagen worden. (Das sogenannte finnische Armeekorps heißt so nach seinem Standort, rekrutiert sich aber nicht aus Finnen.)

#### 12. September.

Die Armee des Generalobersten v. Hindenburg hat die russische Wilnaarmee nach mehrtägigem Kampf vollständig geschlagen. Der Rückzug der Russen ist zur Flucht geworden. Generaloberst v. Hindenburg hat in Verfolgung bereits die Grenze überschritten und meldete bisher über zehntausend unverwundete Gefangene und etwa achtzig Geschütze. Außerdem wurden Maschinengewehre, Flugzeuge und Fahrzeuge aller Art erbeutet. Die Kriegsbeute steigert sich fortgesetzt. v. Stein.

#### 13. September.

Kaiser Franz Josef verlieh dem siegreichen Führer der deutschen Ostheere, Generalobersten v. Hindenburg, das Großkreuz des St. Stephanordens und das Militärverdienstkreuz mit der Kriegsdekoration, ferner dem Generalmajor Ludendorff den Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsdekoration.

#### 14. September.

Die Vernichtung der russischen Wilnaarmee schreitet fort. Die eigenen Verluste sind verhältnismäßig gering. Die Armee Hindenburg ist bereits jenseits der Grenze.

Das Gouvernement Suwalki ist unter deutscher Verwaltung gestellt.

#### 15. September.

Generaloberst v. Hindenburg telegraphierte an den Kaiser: „Die Wilnaarmee — 2., 3., 4. und 20. Armeekorps, 3. und 4. Reserbedivision, 5 Kavalleriedivisionen — wurde durch die (zweite) Schlacht an den masurischen Seen und die sich anschließende

Verfolgung vollständig geschlagen. Die Grodnoer Reservearmee, — 22. Armeekorps, der Rest des 6. Armeekorps und Teile des 3. sibirischen Armeekorps — hat in besonderem Gefecht bei Syd schwer gelitten. Der Feind hatte starke Verluste an Toten und Verwundeten. Die Zahl der Gefangenen steigert sich. Die Kriegsbeute ist außerordentlich. Bei einer Frontbreite der Armee von über 100 km und bei einer ungeheuren Marschleistung von zum Teil 150 km in vier Tagen, bei den auf dieser ganzen Front und Tiefe sich abspielenden Kämpfen kann der volle Umfang noch nicht gemeldet werden. Einige unserer Verbände sind scharf ins Gefecht gekommen. Die Verluste waren aber doch nur gering. Die Armee war siegreich auf der ganzen Linie gegen den hartnäckig kämpfenden, aber schließlich fliehenden Feind. Die Armee ist stolz darauf, daß ein kaiserlicher Prinz in ihren Reihen gekämpft und geblutet hat.“ Hindenburg.

An seine Truppen hat v. Hindenburg folgenden Tagesbefehl erlassen: „Soldaten der 8. Armee! Ihr habt neue Lorbeeren um eure Fahne gewunden. In zweitägiger Schlacht an den masurischen Seen und in mehrtägiger rücksichtsloser Verfolgung durch Litauen hindurch bis weit über die russische Grenze hinaus habt ihr nun auch die letzte der beiden in Ostpreußen eingedrungenen feindlichen Armeen, die aus dem 2., 3., 4., 20. und 22. Armeekorps sowie dem 3. sibirischen Armeekorps, der 1. und 5. Schützenbrigade, der 53., 54., 56., 57., 72. und 76. Reservebrigade und der 1. und 2. Garde-Kavalleriedivision bestehende Wilnaarmee nicht nur geschlagen, sondern zerschmettert.“

Bis jetzt sind mehrere Fahnen, etwa 30 000 unverwundete Gefangene, mindestens 150 Geschütze, viele Maschinengewehre, Munitionskolonnen und zahllose Kriegsfahrzeuge auf den weiten Gefechtsfeldern aufgebracht. Die Zahl der Kriegsbeute nimmt aber immer noch zu.

Eurer Kampfesfreudigkeit, euren bewunderungswürdigen Marschleistungen und eurer glänzenden Tapferkeit ist dies zu danken. Gebt Gott die Ehre, er wird auch ferner mit uns sein! Es lebe Seine Majestät der Kaiser und König!“

#### 15. September.

Die Armee Hindenburg ordnet sich nach abgeschlossener Verfolgung.

#### 17. September.

Der kommandierende General v. Mackensen hat das Eisernes Kreuz erster Klasse erhalten. Die zweite Klasse ist ihm bereits im Dezember 1870 verliehen worden.

### Amtliche russische Meldungen

Als Proben für die Art der amtlichen russischen Berichterstattung mögen einige Meldungen über die Niederlagen in Ostpreußen folgen.

#### 2. September.

Im südlichen Ostpreußen führten die Deutschen beträchtliche Verstärkungen auf ihrer ganzen Front heran und griffen mit erheblich überlegenen Kräften unsere beiden Armeekorps an. Diese erlitten starke Verluste durch die schwere Artillerie, die die Deutschen aus den benachbarten, an der Weichsel gelegenen Festungen herangebracht hatten. In diesem Kampfe fiel General Samsonow. Wir sind weiter in Fühlung mit dem Feind und führen neue Verstärkungen heran.

#### 14. September.

Da die energischen russischen Operationen in Galizien eine ganz besondere Aufmerksamkeit notwendig machten, verhinderten sie Rußland vorläufig, genügende Streitkräfte nach Ostpreußen zu senden, um die glücklich begonnene Invasion fortzusetzen. Aus diesem Grunde machte die Armee des Generals Rennenkampf in den ersten Septembertagen auf der Linie Gerdauen-Labiau halt. Die Deutschen ergriffen jedoch am 7. September die allgemeine Offensive gegen dieses Heer und führten eine Bewegung in der Richtung auf

die südliche Grenze aus. Infolge des unübersichtlichen Gebietes der Masurischen Seen konnte General Rennenkampf erst am 11. September die Ueberflügelung seiner linken Flanke durch die Deutschen erkennen, was ihn zum Rückzug veranlaßte. Am nächsten Tage unternahm er, um die feindliche Offensive aufzuhalten, an gewissen Punkten aktive Operationen, die jedoch die Anwesenheit numerisch sehr überlegener deutscher Streitkräfte feststellten. An dieser Front dauern die Kämpfe fort.

#### 16. September.

Das schnelle und kräftige Vorgehen der Armee Rennenkampf nach Ostpreußen hinein und unsere entscheidenden Erfolge über die mehr als eine Million starke österreichisch-ungarische Armee haben die Deutschen gezwungen, einen beträchtlichen Teil ihrer Streitkräfte von der Westgrenze fortzuziehen. Vom 28. August bis zum 7. September haben die Deutschen fortwährend Verstärkungen nach ihrer Ostfront gebracht. Sie begannen dann eine Operation zwischen den Masurischen Seen hindurch, in einer ihnen genau bekannten Gegend, die zwischen Wäldern und Seen eine Menge von Engpässen bildet. Sie nahmen ihren rechten Flügel vor und drohten sich mit starken Kräften auf der Linie Nordenburg—Goldap—Suwalki zu entwickeln. Diese Operation drohte die Truppen des Generals Rennenkampf in eine gefährliche Lage zu bringen, traf aber auf den Widerstand der Flügel unserer Deckungstruppen, die voller Hingabe den feindlichen Stoß aufhielten. Am 14. September, nach Kämpfen, die den Feind viele Verluste kosteten, entzogen sich unsere sämtlichen Truppen dieser gefährlichen Lage und nahmen für die weiteren Operationen Bereitschaftstellungen ein.

#### Die deutschen und russischen Führer in den ostpreussischen Kämpfen

Dem Oberbefehlshaber des deutschen Ostheeres, Generalobersten v. Benedendorff und Hindenburg standen die Generäle v. Mackensen und v. Ludendorff zur Seite. Die gegnerische Armee befehligte zeitweilig der Oberstkommandierende des russischen Heeres, Großfürst Nikolajewitsch, selbst, im übrigen lag die Führung der Wilnaarmee in den Händen des Generals v. Rennenkampf, die der Rarewarmee in den Händen des Generals v. Samsonow, beide vom russisch-japanischen Kriege her bekannt.

Paul v. Benedendorff und v. Hindenburg wurde 1847 als ältester Sohn eines Majors zu Posen geboren und 1866 dem 3. Garderegiment zu Fuß als Sekondeleutnant überwiesen. Er machte kurz darauf bei diesem Regiment den Feldzug gegen Oesterreich mit, besonders die Gefechte bei Soor und Königshof, sowie die Schlacht bei Königgrätz. Ueber sein Verhalten in der Schlacht bei Königgrätz berichtet die Regimentsgeschichte des 1. Garderegiments zu Fuß: „Plötzlich erhielten die Schützen des Leutnants v. Hindenburg Kartätschfeuer. Nach kurzem Schnellfeuer warf sich Leutnant v. Hindenburg im „Marsch! Marsch!“ auf die Geschütze. . . Von einer Kartätsch-Kugel am Kopf gestreift, sinkt Leutnant v. Hindenburg einen Augenblick betäubt zu Boden. Als er schnell wieder aufspringt, sieht er bereits drei Geschütze in den Händen seiner Leute, während zwei andere Geschütze, das eine von drei, das zweite nur von einem Pferde gezogen, in Richtung auf Wschestara zu entkommen suchen. Auch diese beiden Geschütze werden von der 5. Kompagnie erobert, als sie in einem Hohlweg zwischen Rosberik und Sweth stecken bleiben.“ v. Hindenburg erhielt für sein tapferes Verhalten den Roten Adlerorden 4. Klasse mit Schwertern.

Am Feldzug 1870/71 nahm v. Hindenburg als Regimentsadjutant teil, machte die Schlachten bei Gravelotte-St. Privat und Sedan, sowie die Belagerung von Paris mit und erwarb sich das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. Er blieb bis 1873 Bataillonsadjutant, erhielt 1872 das Premierleutnantspatent und besuchte von 1873 bis 1876 die Kriegsakademie.

Hierauf seit 1877 zum Großen Generalstab kommandiert und 1878, unter Beförderung zum Hauptmann, in den Großen Generalstab versetzt, kam er 1884 als Kompagniechef in das 3. posensche Infanterieregiment Nr. 58 in Fraustadt. 1885 in den Großen Generalstab zurückberufen und zum Major befördert, trat er 1888 zum Generalstab des 3. Armeekorps in Berlin über und wurde ein Jahr darauf dem Generalstab der Armee aggregiert und beim Großen

Generalstab zur Dienstleistung kommandiert. 1889, unter Einreihung in das Kriegsministerium, mit Wahrnehmung der Geschäfte eines Abteilungschefs in diesem beauftragt, wurde er 1890 Abteilungschef im Kriegsministerium, 1891 Oberstleutnant, 1893 Kommandeur des Infanterieregiments Nr. 91 in Oldenburg, 1896 erfolgte seine Ernennung zum Chef des Generalstabs des 8. Armeekorps in Koblenz, 1897 seine Beförderung zum Generalmajor, 1900 die zum Generalleutnant und Kommandeur der 28. Division in Karlsruhe.

Der dem Armeeführer des östlichen Kriegsschauplatzes als Generalstabschef beigegebene Generalmajor **L u d e n d o r f f** verbrachte den größeren Teil seiner militärischen Laufbahn im Generalstab. Er wurde 1881 Leutnant, 1890 Oberleutnant, 1895 Hauptmann und 1901 Major. Nachdem er die Kriegsakademie besucht hatte, fand er zunächst Verwendung im Großen Generalstab, dann im Generalstab der 5. Armee-Inspektion und der 9. Division. 1908 erfolgte seine Beförderung zum Oberstleutnant im Großen Generalstab. Mit seiner Beförderung zum Oberst im Jahre 1911 erhielt **Ludendorff** das Kommando über das Niederrheinische Infanterieregiment Nr. 39, bis ihm 1914 das Kommando der 85. Infanteriebrigade, unter Beförderung zum Generalmajor übertragen wurde.

**A u g u s t v. M a c k e n s e n** wurde am 6. Dezember 1849 als Sohn eines Rittergutsbesizers auf Haus Leipnitz in der Provinz Sachsen geboren. Er besuchte das Gymnasium in Torgau, dann in Halle, wo er auch seine ersten Studiensemester verlebte. Den Feldzug 1870/71 machte er im 2. Leibhusarenregiment mit, in das er 1869 als Einjährig-Freiwilliger eingetreten war; er wurde zum Leutnant der Reserve befördert und erhielt das Eiserne Kreuz zweiter Klasse. 1873 trat er dauernd in die Armee ein, wurde 1876 Brigadeadjutant und 1878 Oberleutnant. 1880 wurde er zum Generalstab kommandiert, in dem er auch später einen großen Teil seiner militärischen Laufbahn zubrachte. 1882 wurde er zum Hauptmann ernannt, 1887 erhielt er ein Eskadronskommando im 9. Dragonerregiment. 1888 trat er wieder in den Generalstab ein und wurde noch im selben Jahr Major beim Stab der 4. Division. 1894 wurde **Mackensen** Oberstleutnant und Kommandeur des 1. Leibhusarenregiments, 1897 Oberst und im folgenden Jahr diensttuender Flügeladjutant des Kaisers. 1899 erhielt er den erblichen Adel. Im Jahr darauf zum Generalmajor und General à la suite befördert, wurde er 1901 Kommandeur der Leibhusarenbrigade („Totenkopfbrigade“). Seit 1908 ist **v. Mackensen** General der Kavallerie und kommandierender General des 17. Armeekorps. Auch als Militärschriftsteller ist **v. Mackensen** hervorgetreten; er hat u. a. eine Geschichte der Leibhusaren geschrieben.

Die Siege des Generals von Hindenburg gewinnen noch an Bedeutung, wenn man Näheres über die Persönlichkeiten weiß, die die Macht der Russen führten. **P a u l v o n R e n n e n k a m p f** ist vielleicht der tüchtigste Mann im russischen Heere. Im Boxerkriege und im russisch-japanischen Kriege hat er sich großen Ruhm erworben. Den „Tigergeneral“ nannten ihn die Chinesen, denen er besonders zu schaffen machte. Im Kriege gegen die Japaner war **Rennenkampf** beinahe der einzige General, der sich bewährte. Die Japaner hatten auf seinen Kopf 200 000 Rubel gesetzt.

Sein Name sagt schon, daß **Rennenkampf** aus deutschem Blute stammt. Freilich ist schon eine lange Zeit verflossen, seit die **Rennenkampfs** Stodrussen wurden. Aber noch vor fünfzig Jahren war der Kunstschriftsteller **Alexander von Rennenkampf** ein Freund **Alexander von Humboldts** und des Berliner Bildhauers **Rauch**.

**Paul von Rennenkampf** ist im Sommer dieses Jahres sechzig Jahre alt geworden. 1870 trat er in das russische Heer ein, wurde 1873 Offizier — seine Ausbildung hatte er auf der Junkerschule in Selsingfors erhalten — und nahm dann verschiedene Stellungen im Generalstab wie im Heere ein. 1895 wurde er Oberst und Chef des 36. Dragonerregiments, 1899 Chef des Stabs der Truppen des Transbaikalgebietes. Als Generalmajor zog er in den Boxeraufstand, als General der Kavallerie in den Krieg gegen die Japaner, in dem er vielleicht größere Erfolge errungen hätte, wenn ihm die Eiferfucht **Kuropatkins** nicht das Wirkungsfeld beschnitten hätte. Nach dem Kriege wurde **Rennenkampf** kommandierender General des 3. russischen Armeekorps in Wilna. 1913 ernannte ihn der Zar zum Oberbefehlshaber des ganzen Wilnaer Militärbezirks, der vier Armeekorps umfaßt.

Auch **General Samsonow** galt für einen der fähigsten und begabtesten russischen Heerführer. Er zeichnete sich hervorragend im russisch-japanischen Kriege aus, in dem er eine sibirische Kosaken-division befehligte. Später wurde er zum Kommandeur eines Armeekorps ernannt, und zuletzt war er zum Befehlshaber der Truppen in Turkestan befördert worden. Bis zum Ausbruch des Krieges stand er in Taschkent. Er war sehr populär, sein Name war allen Schichten der Bevölkerung vertraut.

## Die Russen in Ostpreußen

### Der russische Einmarsch

Rußland hatte gegen Ostpreußen zwei Armeen aufgestellt, bestehend aus elf erstklassigen Korps des stehenden Heers, zwei Schützenbrigaden, sechs Reservedivisionen und fünf Kavalleriedivisionen, darunter die Petersburger Garde und andere Elitetruppen, insgesamt etwa 650 000 Mann. Der Feldzug begann wie gegen Oesterreich mit dem Einbruch starker Reiterchwärme. Sie wurden in zahlreichen kleinen Gefechten (I, S. 97 bis 99) bis um die Mitte August von den deutschen Grenzschutz- und Landwehrtruppen zurückgehalten, so daß die deutsche Mobilmachung ungehindert vor sich gehen konnte.

Inzwischen hatten sich hinter der vorgeschobenen Kavallerie die russischen Heere gesammelt. Die hinter dem Njemen aufmarschierte Armee unter General v. Rennenkampf überschritt die Grenze und drang auf der Linie Eydtkuhnen—Königsberg langsam vor, da unsere Heeresleitung noch nicht über genügend starke Kräfte verfügte, um dem Feind, dessen Stärke sie erkundet hatte, mit sicherer Aussicht auf Erfolg entgegenzutreten. Die Kämpfe bei Stallupönen (I, S. 99), Wirrballen und Gumbinnen (II, 36) waren also Rückzugsgefechte, die trotz des Erfolgs den strategischen Plan nicht ändern durften. Am 21. August zogen die Russen in Gumbinnen, am 24. in Tilsit ein.

Die Rückzugskämpfe im nördlichen Ostpreußen waren zum Teil sehr heftig und blutig. Das russische Gardekorps hat bei Gumbinnen schwer gelitten; unter den Gefallenen waren die russischen Prinzen Johann und Oleg Konstantinowitsch. Ein Ostpreuße erzählt: „Die Kämpfe bei uns im Norden sind ungeheuer schwer und erbittert gewesen und haben nicht wenig Blut gefordert. Auch auf unserer Seite sind große Verluste zu beklagen, aber weit mehr hat doch der Russe bluten müssen. Bei Stallupönen kamen zeitweise 60 Russen auf einen Deutschen, so daß die Unseren bei einer solchen enormen Uebermacht natürlich zurückweichen mußten. Zwischen Insterburg—Stallupönen—Pillkallen und der Bahnlinie Insterburg—Tilsit wurde tagelang schwer gerungen, bis dieses Terrain den Russen überlassen blieb, aber deren Verluste waren dafür gewaltig. Besonders schwer hat hier Rußlands Garde gelitten; auch die beiden Leibflosakenregimenter sind bei Kraupischken in einem für uns günstigen Terrain durch Maschinengewehre wie mit der Sense schockweise niedergemäht worden. Beide Regimenter hatten durchweg Schimmel, die nach der Schlacht auf der Wiese dicht wie Schnee ausgefät lagen. Auf der Linie von Kraupischken nach Stallupönen—Gumbinnen, wo es sehr, sehr heiß zugegangen ist, lagen die Toten nicht etwa einzeln herum, sondern in großen Bergen. Chaussée- und Schützengräben waren gehäuft mit Toten, so dicht angefüllt, daß man nicht mehr seinen Fuß dazwischen setzen konnte. Ja, an vielen Stellen standen sie sogar in den Gräben eng zusammengepfercht aufrecht, so daß Vorübergehende glaubten, es wären Lebende, die ihr Gewehr nur lässig im Arm hielten. Kam man aber hinzu, dann sah man eine so dichte Mauer aus Toten, daß für keinen mehr Platz umzufallen war. Ebenso sind auch die russischen Garbedragonen zwischen dem Feuer unserer Maschinengewehre vollständig zusammengebrochen. Wir können von Glück für uns sagen, daß der Feind eine sehr schlechte Munition für die Artillerie hatte. In den Artilleriekämpfen bei Walterkehmen haben die Russen gut geschossen, und ihre Granaten kamen wie Regentropfen herab, aber dennoch war die Wirkung gering, denn wenn nur zehn Prozent von ihnen krepieren, und das ist Tatsache, kann von einem nennenswerten Erfolge keine Rede sein.

Nach dem Rückzug formierten sich unsere Gruppen dann hinter der Deime auf der Linie Labiau—Labiau. Hier haben die Russen schwere Opfer bringen müssen, um am Ende doch nichts zu erreichen. Bei Labiau wurde die Eisenbahnbrücke durch uns ge-

sprengt. Nun fingen die Russen mit dem Bau einer Holzbrücke an und versuchten mehrmals, sie zu vollenden, aber immer ergebnislos. Eingegrabene Artillerie und Maschinengewehre haben von der gegenüberliegenden Seite aus Tag und Nacht die russischen Kolonnen forttrasiert und ihnen enorme Verluste beigebracht. Streckenweise lagen am Ufer die Toten in hohen Bergen und versackten das Flußbett der Deime bis auf den Grund mit Leichen, die noch weit bis über den Wasserspiegel reichten und so eine Brücke aus menschlichen Körpern abgaben. Erst nach und nach unterspülte das Wasser den Leichendamm und trieb die Toten in Rudeln nach dem Haß ab.“

Die deutsche Heeresleitung richtete ihr Hauptaugenmerk auf die zweite russische Armee, die vom Narew her in die südlichen Teile Ostpreußens eindrang. Ueber die Rückzugsgefechte, die auch ihr geliefert wurden, ist fast nichts bekannt geworden; nur die russischen Bulletins zeigten, daß man siegesgewiß immer weiter vorrückte, bis man genau die Stelle erreicht hatte, die der deutsche Generalstab, vor allem Generaloberst v. Hindenburg, dem inzwischen der Oberbefehl über die Ostarmee übertragen worden war, zur Vernichtung des Feindes ausersehen hatte.

Die Siegeszuversicht der Russen war geradezu naiv. In der Proke eines erbeuteten russischen Geschützes fand man hundert Stück einer frisch geprägten Kupfermünze, die auf der einen Seite das Bild des Zaren, auf der andern Seite die Aufschrift: „Einzug in Berlin 1914“ trug. In Petersburg wurde auf Veranlassung des Zaren ein nationaler Flaggentag abgehalten, bei dem russische Flaggen auf den Straßen verkauft wurden. Der Erlös betrug 50 000 Rubel. Die Summe soll vom Zaren demjenigen russischen Soldaten überreicht werden, der zuerst nach Berlin gelange. Die Londoner „Times“ schrieb: „Wenn die Kosakenlanzen das Brandenburger Tor berühren, nicht eher wird der Friede zu dem vom Getöse der Waffen verwirrten Europa zurückkehren. Das deutsche 1. Armeekorps und zwei Reservearmee Korps sind in Ostpreußen schwer geschlagen und nach Königsberg getrieben worden, wo sie in kurzem eingeschlossen sein werden. Sie mögen immer noch von der See her verstärkt werden, und die Einnahme von Königsberg wird eine schwierige Aufgabe sein, doch es ist sicher, daß sie vollendet werden wird, wenn im weiteren Feldzug alles gut geht. Weiter im Westen sind das 20. Armeekorps und seine Reserve Truppen nach Osterode zurückgedrängt worden; sie sind in vollem Rückzug. Bald wird Ostpreußen in russischen Händen sein, und der Angriff auf die deutschen Festungen an der unteren Weichsel kann beginnen.“

Interessant ist auch der Aufruf an die Preußen, den die Russen verbreitet haben. Er lautet: „An Euch Preußen wenden wir Repräsentanten Rußlands uns, als Herolde des vereinigten großen Slaventums mit Worten der Vernunft: „Haltet ein, Ihr Unverständigen, bevor es zu spät wird!“ Seht Euch um: die ganze Welt starrt von Waffen gegen Euch, die Ihr den Weltfrieden stört! Rußland, Frankreich, England, Serbien, Montenegro, die von Euch zur Gegengewehr herausgeforderten Belgier und sogar Japan — alle erheben die Waffen gegen Euch, wie gegen wilde Hunnen, zur Verteidigung ihrer Länder gegen Euren Ueberfall! Euer Bundesgenosse Italien hat sich von Euch gewandt. Schweres Leid schwebt über Euren Häuptern! Die slawische Lawine von Osten, die vereinigten Franzosen, Engländer und Belgier von Westen umklammern Euch mit eisernen Fesseln. Die deutsche Regierung, in blindem Eifer, betrügt ihr eigen Volk, das bereits voll Todesfurcht um sich schaut. Welche Siege sind Euer vor Lüttich? Wo sind die erfochtenen Lorbeeren gegen Frankreich? Wo die russische Revolution und die Streiks? Das alles sind Utopien! In West und Ost verliert Ihr Kampf auf Kampf. Dieses alles wird Euch streng verheimlicht. Ganz Rußland erstand wie ein Mann für die allgemeine slawische Frage und wird sein Schwert nicht niederlegen, bevor dieser Kampf bis zur Neige ausgekämpft ist. Wir bringen Euch den Zukunftsfrieden zur

stillen, kulturellen und produktiven Arbeit — doch werft die Waffen zur unnützen Gegenwehr von Euch, vergießt nicht Ströme unnützen Blutes. Der Russe ist großmütig und friedensliebend; wir werden keine Rache üben für Eure barbarischen Gemetzel in Kalisch und Czenstochau und Eure Unterdrückungen der friedlich arbeitenden Landesbevölkerung. Wir kämpfen gegen das deutsche Heer und nicht gegen das Volk. Die in Deutschland lebenden Polen sind uns slawische Anverwandte. Seid unbesorgt! Eure Familien, Weiber und Kinder, Euer Hab und Gut sind für uns unantastbar. Der friedliebenden Bevölkerung schlagen wir vor, sich ruhig und friedlich zu verhalten und reichen derselben unsere Hand. Legt Eure Waffen nieder, die Euch durch Euren Staat mit Gewalt in die Hände gedrückt worden sind! Gebt Euch gefangen! Die Russen nehmen sich der Gefangenen freundlich an und verfahren mit ihnen milde. Ein Gefangener ist für uns kein Feind mehr. Verwundete werden von uns nicht niedergemetzelt.“

Sehen wir, wie es sich in Wahrheit mit der russischen Milde verhielt.

### Die Russen in den ostpreussischen Städten

In den Städten hielten die russischen Befehlshaber im allgemeinen auf strenge Disziplin. Hier wurden auch vorzugsweise Eliteregimenter einquartiert, während man das flache Land den Kosaken überließ. Natürlich kamen auch in den Städten Ausschreitungen einzelner Soldaten vor, die aber meistens sofort von den Offizieren, je nach dem Grad der Verfehlung, mit Ohrfeigen, Stockprügeln oder Peitschenhieben bestraft wurden. Verschiedene derartige Fälle sind aus Angerburg, Allenstein und Gumbinnen bezeugt. Ein Beispiel für viele. Eine Offiziersköchin in Gumbinnen schreibt an ihre „Gnädige“: „O, liebe Frau Baronin, einen Krieg kann man sich nur vorstellen, wenn man mitten drin gestanden hat. Am Montag schlugen russische Soldaten die Türe ein, ich hatte alle Zimmer zugeschlossen, nur mein Zimmer war auf. Da haben sie mir aber auch alles aus meinem Koffer genommen; ich schnell raus und habe mir Offiziere geholt und gefragt, ob man sich so was gefallen lassen brauche. Ein russischer Soldat hat mich gepackt und hinter den Müllkasten geschleppt und als ich schrie, nahm er ein Rasiermesser aus der Tasche und wollte mir die Kehle durchschneiden. Da kam ein russischer Offizier im Auto, sprang aus seinem Auto und schoß auf den Soldaten. Dann hat er einen Zettel an die Tür geklebt, daß in dem Haus der Kommandeur der 8. Ulanen wohnt, und er hat das Haus der Ehrenhaftigkeit der Russen anvertraut. Er sagte, nun könnte ich ganz ruhig sein; aber am anderen Tage kamen sie wieder; ich mir wieder die Offiziere auf der Straße aufgefangen und fragte, wer nun Obrigkeit in Gumbinnen sei; da sagte ein Major: „Kennenkampf ist Kommandant von Gumbinnen“. Nun sagte ich, der Herr Major möchte doch auf das Haus aufpassen, ich wollte hin und mich beschweren. Also setzte ich dem Herrn Major einen Kaiserhof gefahren; der Kommandant war noch nicht zu sprechen, da hat der Herr Hauptmann mir noch Kaffee bestellt, dann habe ich mich beim Kommandanten melden lassen, und wurde auch angenommen. Ich sagte, ob es ein deutscher Offizier nötig hätte, der im Krieg wäre und sein Eigentum nicht schützen könnte, von russischen Soldaten plündern zu lassen, und ob es die russische Behörde erlaubte, daß mir der Hals abgeschnitten würde. Da sagte Herr Kennenkampf: „Rein, Sie sollen alle Rechte haben, die Sie bei den Deutschen hatten, wir sind auch Menschen. Und wenn Sie meinen, daß deutsche Offiziere russische Frauen und ihr Eigentum schützen, die russischen Offiziere schützen deutsche Frauen auch!“ Ich habe dann zwei russische Posten Tag und Nacht vor unserm Hause gekriegt. Ich habe die beiden ja müssen verpflegen, aber vorne haben die beiden aufgepaßt, und hinten ich.“



Phot. Phototef, Berlin

Aus dem zerstörten Soldau. Auf dem Turme hatten die Russen ein Maschinengewehr aufgestellt



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Blick auf die masurenischen Seen



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

Eine erbeutete russische Feldküche wird zur Speisung der Truppen wie der ausgeplünderten Landbevölkerung verwendet



E. Benninghoven, Berlin-Friedenau

Ostpreussische Landbevölkerung, die auf der Flucht vor den Russen ihre Wohnungen verlassen hat

Ihre Einkäufe bezahlten Offiziere und Mannschaften in den meisten Fällen bar, wenn auch die Geschäftsinhaber beim Wechseln viel Geld einbüßten, da der Rubel einen Zwangskurs von drei Mark hatte.

Das Oberkommando der Wilnaarmee hatte sein Quartier in Insterburg aufgeschlagen. General Rennenkampf und zeitweilig auch der Oberstkommandierende der russischen Armee, Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, hatten im ersten Hotel, im „Dessauer Hof“, Wohnung genommen. Der Wirt hat in den 19 Tagen, in denen der russische Generalstab bei ihm wohnte, sehr interessante Erfahrungen gemacht. Kurz bevor die Russen eintrafen, hatte eine deutsche Patrouille von zwei Mann bei ihm gewohnt. Es gelang den beiden Soldaten nicht rechtzeitig, das Hotel zu verlassen und so steckte denn der Wirt den einen in einen Maurerkittel, den andern in einen Kellnerfrack. Sie entgingen auf diese Weise der Gefangenschaft. Als das Oberkommando im „Dessauer Hof“ Wohnung nahm, wurde zuerst das ganze Haus nach Bomben abgesucht. Die im Keller liegenden Kohlensäureflaschen hielten die Russen für — Höllemaschinen und ließen sie weit hinaus auf einen freien Platz bringen. Erst als ihnen später das Bier nicht mündete, und der Wirt die nötigen Erklärungen gab, wurde eine der Flaschen unter starker Bedeckung herbeigeholt und die Russen überzeugten sich von der Ungefährlichkeit der „Bomben“. Natürlich haben die Russen im Hotel sehr gut gelebt, der Sekt floß in Strömen und der Adjutant des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch, Oberst v. Gräwen, forderte von dem Wirt, daß er die Kellner durch Damenbedienung ersetze. Als General Rennenkampf bei seiner Rückkehr von dieser „Neuerung“ erfuhr, war er nicht sonderlich davon erbaut und schrie: „Hinaus mit dem Weiberpad!“ Die russischen Offiziere gaben sehr viel Geld aus. Als es schließlich dem Adjutanten des Großfürsten an Geld mangelte, blieb er die Hotelrechnung schuldig und versprach dem Wirt, für den Betrag Kolonialwaren zu schicken. Als die Waren in die Nähe von Insterburg kamen, hatte jedoch schon die russische Herrschaft ihr Ende erreicht und die Bagage fiel in die Hände der deutschen Truppen.

In der Stadt hat General Rennenkampf auf Ordnung gehalten. Sie hat denn auch nicht allzuviel Schlimmes erduldet. Das ist nach dem Zeugnis der Insterburger besonders der Energie des Stadtrats Dr. Bierfreund zu verdanken, der, weil der Oberbürgermeister geflohen war, von General Rennenkampf zum Gouverneur der Stadt gemacht wurde und sich in dieser schwierigen Situation ausgezeichnet bewährt hat. Ein Korrespondent berichtet: „Die von diesem Manne unterzeichneten Anschläge zeigen in ihrem Wortlaut eine erfreulich männliche Haltung gegenüber den Gewalthabern der Stunde. Gleich in der ersten Ankündigung stehen die Worte: „Insterburg ist von der russischen Armee besetzt. So lange diese Besetzung dauern wird . . .“ Diese Andeutung auf das Vergängliche der Russenherrschaft hat dem tapferen Insterburger Stadtrat nichts geschadet; ebensowenig wie die vernünftige Vorsicht, mit der er die zuweilen seltsamen Akte, die er als Gouverneur zeichnen mußte, immer nur als „Befehle des Generals Rennenkampf“ angibt, ohne sich irgendwie mit ihrem Inhalt zu belasten. Er mahnt seine lieben Mitbürger, alle Prüfungen geduldig zu ertragen, den Soldaten höflich zu begegnen und ihnen keine hohen Preise abzuverlangen. Er weist auf einige Geschäfte hin, die „zwangsmäßig ausverkauft“ wurden, durch aufgebrochene Türen und geöffnete Badenkästen. Solche „zwangsweisen Ausverkäufe“ sind an einigen Türen durch die Unterschriften des Generals Rennenkampf oder des Kommandanten Merinowsky bescheinigt.

Schlimmer wurde es, als auf einige Aeroplane vom Dach der Maschinenfabrik von Brasch in der Bahnhofstraße mit einem Revolver geschossen worden war. Den Aeroplanen war zwar nichts geschehen, aber die Fabrik wurde niedergebrannt. Sie steht als Ruine zwischen stattlichen Häusern.

Noch trüber aber sah es aus, als bei einer Explosion des Wasserwerkes außer sieben Insterburger Bürgern auch ein russischer Major verletzt wurde, der ein vertrauter Freund Rennenkampfs war. Die Bürger waren tot, der Russe war nur verwundet; dennoch schwur General Rennenkampf, daß hier ein Dynamitattentat gegen die Russen vorliege, ließ achtzehn Insterburger durch seine Kosaken gefangen nehmen und drohte, sie alle zu erschießen, wenn der Major nicht mit dem Leben davon komme. In dem Anschlag, der dieses verkündet, vibriert ein kräftiger Unterton der Empörung in den Worten, mit denen Dr. Bierfreund die „sieben deutschen Toten“ und den „einen verwundeten Russen“ stilistisch gruppiert. Die achtzehn Geiseln von Insterburg sind mit dem Leben davongekommen, denn auch der russische Major blieb am Leben. Der Nachmittag aber, an dem die Entscheidung über den Erfolg der ärztlichen Behandlung erwartet wurde, war nicht sehr angenehm für die Männer, die als Gefangene im Rathaus saßen und warteten.“

Von der Besetzung Tilsits erzählt ein Bürger der Stadt folgende interessante Einzelheiten: „Auf dem Rathaus mußte die weiß-gelb-schwarze Fahne gehißt, die Kasernen der verlausten Horde übergeben und jedem Verlangen unweigerlich nachgegeben werden. Die Russen erklärten frei heraus, daß wir nicht mehr Deutsche, sondern Russen wären. Stellenweise prangten schon Tafeln mit der Aufschrift: Neu-Rußland, Gouvernement Tilsit, und die ganze Provinz Ostpreußen, die Korn- und Pferdekammer des Deutschen Reiches erschien den Herren als sicherer Besitz. Gleich nach der Besetzung der Stadt begann der russische Aufmarsch, neben mehreren Artillerieregimentern und größeren Trupps Kavallerie kamen bei uns auch Infanterieregimenter und dazu Tausende von Wagen mit Proviant und Kriegsmaterial durch. Alles war in miserablen und loddrigem Zustande und nur gewisse Dinge wie Spaten, Hacken und Beile waren neu und wohl auch erst in der letzten Minute beschafft. Die Leute, die hier passierten, waren durchweg aus dem Inneren Rußlands und kamen von hinter Moskau und aus dem Ural. Wie die Lüge in Rußland zum Gesetz erhoben wird, beweist die Tatsache, daß die Mobilisation trotz aller Friedensversicherungen uns gegenüber schon im Monat März begonnen wurde. Ich selbst habe Mannschaften aus den verschiedensten Regimentern gesprochen und von allen ausnahmslos gehört, daß sie im März Hals über Kopf von Hause haben fortmüssen. Um eine Meuterei und ein Fortlaufen zu verhindern, wurde ihnen keine scharfe Munition gegeben und vorgelogen, daß es zum Kaisermanöver ginge. Erst in Tauroggen, in der Nähe der deutschen Grenze, erhielten sie scharfe Patronen und kriegsmäßige Ausrüstung und da erst hieß es, daß sie gegen Deutschland in den Krieg müßten. Nun gab es kein Zurück mehr.

Dieses Prinzip wurde beibehalten, um die Unzuverlässigkeit der Soldaten soweit als möglich zu verringern. So hieß es, unsere Stadt sei von einer sehr starken Besatzung verteidigt und dennoch schon nach kurzer Zeit mit großer Bravour genommen worden. Beweis dafür: Ich höre, wie ein russischer Soldat mehrere Leute nach etwas fragt, und da sie ihn nicht verstehen, trete ich hinzu und höre die Frage, wo hier das große Schlachtfeld sei. „Welches Schlachtfeld?“ fragte ich und erhielt zur Antwort, Tilsit sei doch durch eine große Schlacht genommen und 10 000 Prussaki seien tot. Dann wurde den Leuten erzählt, fünf Forts von Königsberg seien gefallen und sie brauchten nur noch auf Berlin zu marschieren. Ein anderer Soldat fragte mich, wie weit es noch bis Berlin wäre; ich sagte ihm darauf, daß die Entfernung von hier bis Berlin nicht so groß wäre, wie die bis Königsberg, worauf er meinte, „dann morgen in Königsberg und übermorgen in Berlin“. Den nachkommenden Regimentern mußte man neue Fortschritte erzählen. So hörte ich wiederholt Soldaten behaupten, daß sie sich in Königsberg befänden und alle anderen Bezeichnungen der Stadt, vor allem auch der Name Tilsit erlogen seien. Das Schönste aber war für das zuletzt ankommende Regiment aufgespart.

Nachdem es mit Sang und Klang bei uns eingerückt war, gingen die Soldaten truppweise an die Besichtigung der Stadt. Ich sah schon von weitem, wie ungefähr 20—25 Mann jedes Haus untersuchten und neugierig auf die Türschilder gafften. Endlich kamen sie zu mir und fragten mich, wo denn der Wilhelm wohne! Was? sagte ich, der Wilhelm? Mir war es, als ob ich eine Ohrfeige bekommen hätte. Na ja, sagten sie, wer denn sonst? Wir sind doch in Berlin und sollen den Wilhelm nach Petersburg bringen!“

Fast dieselben Vorkommnisse werden aus Allenstein berichtet; auch dort meinten die Offiziere: „In wenigen Tagen sind wir in Berlin, da können wir uns ausruhen, und nachdem wir Kaiser Wilhelm gefangen genommen haben, kehren wir nach Hause zurück!“ Die Mehrzahl der Leute glaubte, es sei von Allenstein nach Berlin nur noch ein Katzensprung.

Die Städte Allenstein und Lyck hatten schwere Kriegslasten zu tragen. Allenstein mußte für die Verpflegung der Russen sorgen, obgleich es nur ein Viertel des Verlangten an Brot, Zucker, Salz, Tee, Reis, Erbsen usw. aufstreiben konnte; der Stadtkasse von Lyck wurde sofort eine Kontribution von 70 000 Mark auferlegt. Dazu kamen nach und nach noch weitere Beträge von insgesamt 60 000 Mark.

Ueber die Besetzung von Lyck schreibt ein Kriegsberichterstatter: „Die Soldaten freuten sich, eine so schöne Festung — wie sie Lyck nannten — nach kurzem Kampfe genommen zu haben. Sie beehrten alle Schnaps- und Weinniederlagen mit ihrem Besuch und verschmähten es auch nicht, in eine Apotheke einzubrechen. Große Vorliebe zeigten sie für Parfümerien aller Art und für Uhren, die besonders bei den Kosaken beliebt waren. Als Bezahlung legten die russischen Soldaten das erste Mal einen halben oder einen ganzen Rubel, dann den geladenen Revolver auf den Tisch. Als sie in den ersten Tagen in der Nähe des alten Gymnasiums lagerten, führten sie in den Abendstunden ihre Nationaltänze auf oder sangen die schwermütigen Lieder ihrer Heimat. Auf den Treppen sitzend, haben sie auch oft mit ungelentem Bleistift nach Hause geschrieben. Die russische Besatzung war zum großen Teil in den Kasernen der alten deutschen Garnison untergebracht, zum kleineren Teil lagerten sie außerhalb der Stadt. In Bürgerquartiere sind nur Offiziere gelegt worden.“

Schlimmer ging es in Ortelshurg zu. Die Königsberger „Sartungsche Zeitung“ gibt auf Grund von Mitteilungen zuverlässiger Zeugen von den Ortelshurger Schredens- tagen folgende Schilderungen: „Erst schien es gar nicht so schlimm werden zu sollen. Anfänglich gaben sich die Russen äußerlich ziemlich nobel und ließen sich zu keinen Gewalttätigkeiten hinreißen. Sie amüsierten sich auf ihre Weise mit den zu diesem Zweck mitgebrachten „Damen“ und dem dazugehörigen Sekt. Die ersten Uebergriffe geschahen, als die Geschäfte den „Damen“ die nötigen Toiletten besorgen mußten, damit bei den zusammengeschleppten Klavieren und Harmoniums ein Tänzchen veranstaltet werden könne. Dann erschien eines Tages bei einem Geschäftsmann der Divisionär, verlangte einen Pelzmantel und ließ so nebenher, als der Kaufmann erklärte, er könne einen solchen Mantel nicht aufstreiben, die Bemerkung fallen, er werde wahrscheinlich genötigt sein, die männliche Bevölkerung zu erschießen. Die eigentlichen Ausschreitungen gegen die Zivilbevölkerung begannen, als sich die Russenherrschaft ihrem Ende zuneigte. Man erhob gegen mehrere Bewohner die erlogene Anklage, sie hätten auf Militär geschossen. Unter diesem Vorwande haben die Russen nicht nur Häuser in Brand gesteckt, sie haben sogar mehrere Personen bei lebendigem Leibe in den Häusern verbrannt. Eine johlende und tobende Soldateska hat dem scheußlichen Schauspiel zugeschaut, während Infanterie mit aufgepflanztem Bajonett die Türen und Fenster des Hauses bewachte, um die verzweifelten Bewohner bei einem Fluchtversuch wieder in die Flammen zurückzutreiben.“

## Die Russengreuel in den ostpreussischen Dörfern

Während die Städte noch gelinde weggekommen sind, haben die Dörfer, besonders im mittleren und südlichen Ostpreußen fürchterlich gelitten. Zahllose Schandtaten und Grausamkeiten haben die Kosaken begangen. Aus der unendlichen Menge der darüber vorliegenden Nachrichten geben wir zunächst eine amtliche Verkündigung wieder, in der die bis zum 5. September zuverlässig festgestellten Fälle aufgezählt sind. Sie lautet: „Eine Reihe von Landleuten ist von den Russen festgenommen und nach Rußland abgeführt worden. Der Landrat von Goldap soll gezwungen worden sein, Vieh, das aus seinem Kreise von den Russen zusammengebracht worden ist, nach Rußland zu treiben. Von vielen Gendarmen des Grenzgebiets fehlt jede Spur. Fest steht, daß ein Gendarm aus dem Kreise Pillkallen erstochen worden ist. Der Gendarm aus Bildertweitschen wurde von den Russen gefangen genommen. Man hat gesehen, wie er auf einer Proze gefesselt durch Ehdikuhnen gebracht wurde. Dann ist er erstochen worden. Seine Leiche lag auf dem Marktplatz in Ribarty. Die evangelischen Pfarrer in Scharehken (Kreis Marggrabowa) und in Schittkehmen (Kreis Goldap) weigerten sich, den Russen Angaben über die Stellung unserer Truppen zu machen. Sie wurden deshalb in den Mund geschossen. Der eine ist tot, der andere wurde schwer verwundet ohne Hoffnung auf Genesung in das Krankenhaus nach Goldap gebracht. In einem Dorf im Kreise Pillkallen wurden die Frauen und Kinder zusammen auf ein Gehöft getrieben, die Haustore geschlossen und das Gehöft in Brand gesteckt. Erst, als die Eingeschlossenen in höchste Noth und Bedrängnis geraten waren, wurden die Tore geöffnet, und die gequälten Leute herausgelassen. Auf einem Gutshof bei Schittkühnen wurde der alte Besitzer erschossen. Die Wirtin wurde genötigt, den Russen Speise und Trank zu bringen. Als alles aufgezehrt war, mußte sie in einer Gasse, die von den russischen Soldaten mit aufgepflanztem Bajonett gebildet war, Spießruten laufen und wurde dabei schwer verletzt. In einem Dorfe des Kreises Stallupönen wurde unter der unwahren Behauptung, daß aus dem Dorfe geschossen worden sei, eine Reihe von Bewohnern, darunter Frauen und Kinder, nach vorheriger Marterung erschossen. Ebenso wurden im Dorfe Schillehnen im Kreise Pillkallen zehn Personen unter dem gleichen falschen Vorgeben niedergemacht. Im Dorfe Radszen haben die russischen Soldaten fast alle Gebäude angezündet, so daß im Augenblick fast das ganze Dorf in Flammen aufging. Auf die unglücklichen Bewohner des Dorfes wurde mit Hieb- und Schußwaffen losgegangen. Getötet wurden in diesem einen Dorfe zwei Männer und acht Frauen, drei Männer wurden verletzt. Ähnliche Vorfälle von Mord, Brand und Verwüstung werden aus zahlreichen Grenzorten gemeldet. Bei den Mordbrennereien gingen die Russen in der Weise vor, daß zunächst die Domänengehöfte als königliches Eigentum mit den Vorräten niedergebrannt wurden. Dann wurden die Güter vorgekommen und dann die Dörfer. Bis zum 18. August waren aus dem Gumbinner Bezirk sechs Domänen und aus dem Pillkaller Kreise allein über 15 Dörfer und Güter niedergebrannt.

Nach den vorliegenden Schilderungen sind die Russen bei diesen Mordbrennereien ganz systematisch vorgegangen. Den Truppen zogen mit Zündmaterial ausgerüstete Brandkommandos voran, welche die Häuser mit petroleumgetränkten Schwämmen und Brandraketen anzündeten. Gewöhnlich wurden die Bewohner zuerst aufgefordert, die Häuser zu verlassen. Manche Kommandanten ließen gelegentlich die Wohnhäuser stehen und beschränkten sich auf das Abbrennen der Ställe und Scheunen. Die Verheerung der Dörfer wurde häufig unter dem Vorwande vorgenommen, daß daraus geschossen worden sei. In Wirklichkeit ist dies wohl niemals der Fall gewesen. Die in den westlichen Gouvernements garnisonierenden russischen Truppen, besonders das Gardekorps, scheinen im

großen und ganzen die Grundsätze des Völkerrechts eher beobachtet zu haben. Gelegentlich warnten solche Truppenführer, die bei flüchtigen Streifereien im Lande eine ihren Wünschen entsprechende Aufnahme gefunden hatten, Pfarrer und Gutsbesitzer vor der rohen und grausamen Gefinnung ihrer eigenen später eintreffenden Kameraden.“

Die Schilderungen, die Augenzeugen der russischen Greuel geben, sind so entsetzlich, daß man gern den Leser damit verschonen möchte, wenn es nicht bitter notwendig wäre, auch der Nachwelt zu zeigen, welcher Schandtaten die Russen fähig gewesen sind. Wir beschränken uns auf die Wiedergabe einiger un widerleglicher Zeugnisse.

1. Beim Armee-Oberkommando ist folgendes Schreiben eingelaufen: „An das Armee-Oberkommando. Zwei Tage nach der Schlacht bei Zorothowo traf ich auf der Chaussee Gutstadt—Seelburg einen Trupp Rekruten, etwa 21 Mann, welche am Tage vorher von Kosaken überfallen worden waren. Man hatte den Rekruten entweder ein Bein oder eine Hand abgehakt und sie dann so an der Chaussee liegen lassen. Ein Gendarm hatte die Rekruten begleitet und lag auf der Chaussee so gefesselt, daß er knien mußte, die Hände auf dem Rücken gebunden. Ohren und Nase waren ihm abgeschnitten. Sie lebten zum größten Teil noch. Ich ließ sie durch Zivilpersonen aus Gutstadt dorthin bringen, da ich selbst keine Zeit hatte, mich weiter um sie zu kümmern. v. Liedemann, Oberleutnant des Reserve-Kürassierregiments Nr. 5.“

2. Ein Generalstabsoffizier berichtet, er selbst habe gesehen, daß ein russischer Offizier einen abgeschnittenen Frauenfinger mit einem Ring daran in der Tasche gehabt habe. Bereits seit Tagen hörte man, daß die Russen eine Frau im Schützengraben vergewaltigt, ermordet und ihr den Finger mit dem Ring abgeschnitten haben. Die Sache war also bestätigt. Den russischen Offizier hat man totschlagen lassen; eine Kugel war der Kerl nicht wert.

3. Ein weiterer Bericht an das Armee-Oberkommando lautet: „Ich habe den Auftrag erhalten von Sr. Exzellenz dem kommandierenden General des 11. Armeekorps, dem Armee-Oberkommando zu melden, daß aus Stallupönen Frauen und Kinder von den Russen fortgetrieben und auch Kindern die Hände abgehakt worden sind. De la Croix, Rittmeister der Reserve.“

4. Der Wehrmann August Kurz, 5. Kompagnie Landwehr-Infanterieregiment Nr. 19, und der Wehrmann Hermann Fanselow, 1. Kompagnie Ersatz 152, erklären eidesstattlich, daß sie im Walde bei Grodiken, der erstere elf, der zweite neun Frauenleichen mit abgeschnittenen Brüsten und aufgeschnittenen Bäuchen gesehen haben.

5. In dem Dorf Abschwangen im Kreise Preußisch-Eylau sind am 29. August 40 Ortsbewohner von den Russen hingemordet worden. Wie der Amtsvorsteher Graap berichtet, ergriff die 550 Köpfe zählende Einwohnerschaft des Dorfes beim Heranrücken der Russen die Flucht. Sie wandte sich nach Königsberg, um über Westpreußen nach Berlin zu reisen. In Kreuzberg erreichte die Flüchtigen ein Telegramm ihres Landrats, sie möchten zurückkehren, da die Gegend von den Russen geräumt sei. Ein Teil der Einwohner kehrte darauf zurück. Drei Tage nach der Rückkehr in dem zum Teil niedergebrannten und stark verwüsteten Ort machten sich Anzeichen geltend, daß die Russen sich wieder näherten. Als sich die Einwohner zur neuen Flucht rüsteten, sprengte eine deutsche Patrouille durch das Dorf. Zwei Kürassiere saßen ab und schossen aus einer Deckung gegen ein herankommendes russisches Automobil, das, verfolgt von den Kürassieren, daraufhin Kehrt machte. Nach kurzer Zeit wurde das Dorf von einer größeren Abteilung Russen besetzt. Der russische Offizier wie die Mannschaften behaupteten nun, von den Zivilpersonen sei auf das russische Automobil geschossen worden. Trotz der Aufklärung, die der Amtsvorsteher über die deutsche Kürassierpatrouille gab, wurden die Einwohner auf die Straße getrieben. Der Lehrer, ein Vater von sechs Kindern, der

in die Kirche flüchten wollte, wurde von sechs Kugeln niedergeschossen. Dann wurden die Ortsbewohner in zwei Gruppen geteilt und nach den beiden Enden des Dorfes abgeführt. Hier mußten sich die männlichen Bewohner über fünfzehn Jahre in Reih und Glied aufstellen, während die Frauen und Kinder etwas abseits aufgestellt wurden. Nun erklärte der russische Offizier, der die deutsche Sprache gut beherrschte, daß alle aufgestellten männlichen Personen standrechtlich erschossen werden würden, weil Zivilpersonen auf das russische Auto geschossen hätten. „Der Jammer unserer Frauen und Kinder, die nach den Bestimmungen der Russen Augenzeugen dieses Erschießens sein mußten,“ heißt es in dem Bericht des Amtsvorstehers weiter, „war herzerreißend. Noch einmal schwor ich dem die Exekution leitenden russischen Offizier unter nochmaliger Abgabe meines Ehrentwortes, daß nicht von Zivilpersonen, sondern von der deutschen Patrouille geschossen worden sei. Gleichzeitig zeigte ich dem Offizier ein Dankschreiben eines russischen Obersten, das dieser mir seinerzeit für die gute Bewirtung übergeben hatte. Ob nun die Abgabe meines Ehrentwortes oder das Dankschreiben des Obersten den russischen Offizier milde und nachgiebig gestimmt hatte, konnte ich nicht ermes sen. Genug, er ließ sich von dem herzerreißenden Jammer der Frauen und Kinder erweichen und nahm von einer Exekution der einen Hälfte gegenüber Abstand. Schlimmer erging es freilich der anderen Hälfte unserer Dorfbewohner. Hier waren alle Tränen und Bitten der Frauen vergeblich. Eine krachende Salve vom entgegengesetzten Ende des Ortes belehrte uns, daß ein Teil unserer Mitbewohner, etwa 40 an der Zahl, unter dem mörderischen Gewaltakte eines brutalen Feindes das Leben ausgehaucht. Eine junge, erst vier Wochen verheiratet gewesene Frau, die Gattin des Besitzers Riemann, trat im Angesicht der blutigen, zuckenden Körper ihres Ehemannes, des Vaters und des Schwiegervaters zu den Russen und bat auch sie zu erschießen, da ihr Leben jetzt zwecklos wäre. Doch die Russen zogen ab und ließen die überlebenden Frauen und Kinder inmitten ihrer hingemordeten Väter, Gatten, Brüder und Söhne in stummer Verzweiflung zurück.“

Die preussische Regierung hat sofort nach der Räumung Ostpreußens durch die Russen in den hauptsächlich betroffenen Regierungsbezirken Königsberg, Gumbinnen und Allenstein Untersuchungskommissionen eingesetzt.

Die rechte Antwort im Namen des deutschen Heeres gab den Russen ein deutscher Flieger, der folgenden Brief in russischer Sprache in die feindlichen Linien hinabwarf: „An General Kennenkampf. Eurer Erzellenz geben wir bekannt, daß durch die völkerrechtswidrige Niederbrennung unschuldiger Ortschaften und das Hinschlachten ihrer Bewohner die russische Armee jedes Anrecht auf schonende Behandlung verwirkt hat. Das Blut der Ermordeten komme auf ihr Haupt.“

## Die Schlacht bei Tannenberg

Die gewaltige Schlacht von Tannenberg, Hohenstein und Ortelsburg oder, wie man sie gewöhnlich nach dem Quartier des Generals v. Hindenburg kurz bezeichnet, die Schlacht bei Tannenberg\*) stellt sich strategisch als eines der genialsten Einkreisungsmanöver dar, das die Kriegsgeschichte kennt. Der Vormarsch der im südlichen Ostpreußen einmarschierten russischen Armee, die mit der im Nordosten vorgebrungenen Truppenmacht Hand in Hand operieren sollte, war von der Umgebung

\*) Dieser Name soll zugleich an die erste Schlacht bei Tannenberg im Jahre 1410 erinnern, in der das verbündete Heer der Polen, Litauer, Tataren, Russen und Böhmen das halb so starke Heer der Deutschritter schlug. (Vgl. die lesenswerte Broschüre von Paul Fischer, Tannenberg, die Schlacht bei Tannenberg-Grünfelde 15. Juli 1410 und Ostlands Schicksal. Graubenz 1910, Verlag von Gustav Röhres Verlagsbuchhandlung.)

Hohensteins aus — diese Stadt selbst war von den Russen ebenfalls besetzt worden — in der Richtung auf Deutsch-Eylau und Osterode beabsichtigt. Eine gemischte deutsche Landwehrdivision, unterstützt durch schwere Artillerie, stemmte sich der feindlichen Uebermacht entgegen, während eine andere deutsche Heeressäule von Südwesten her den Feind angriff und ihn durch die Vorschiebung des rechten Flügels über Neidenburg hinaus zu umfassen suchte. Gleichzeitig wurden von Norden her stärkere deutsche Streitkräfte aus der Linie Allenstein-Wartenburg-Bischofsburg vorgeworfen, denen es gelang, ihren linken Flügel über Passenheim vorzuschieben, so daß die Russen nach erbitterten Kämpfen aus ihren Stellungen nach Südosten in die masurischen Sümpfe und Seen gedrängt wurden. Tagelang hat das Ringen gedauert. Bei der gewaltigen Ausdehnung in wechselndem Gelände, halb Wald, halb See, dazwischen Wiesen und Ackerflächen, konnte von einer zusammenhängenden Front keine Rede sein. Es ist vorgekommen, daß Teile der Russen rechtwinklig zueinander gekochten haben.

Die wichtigste Operation in der ganzen Schlacht war die Umgehung des linken russischen Flügels und seine Abdrängung von der Grenze. Diese Aufgabe fiel dem 1. Armeekorps zu, das den rechten deutschen Flügel bildete. Ueber seinen Anteil an der Schlacht bei Tannenberg gibt eine amtliche Darstellung folgende Aufschlüsse: „Das 1. Armeekorps wurde von dem Schlachtfeld von Gumbinnen abberufen, um gegen die linke Flanke und den Rücken der von Rarew vorgehenden russischen Armee den entscheidenden Schlag zu führen. Unmittelbar aus den Eisenbahnwagen heraus mußten die Truppen, wie sie eben eintrafen, in Marsch gesetzt werden. Nach sehr großen Marschleistungen traf das Korps am 26. August — einem schwülen Spätsommertage — zum erstenmal auf die Vortruppen des Feindes und warf sie bis zum Abend nach Osten zurück.

Am nächsten Tage sollte unter ernststen, blutigen Kämpfen die Entscheidung in dem großen Ringen, das den Namen Tannenberg erhalten hat, heranreifen. Bei Bessolowen und Usdau (südlich Gilsenburg) sperrte das 1. russische Armeekorps, dem über Soldau immer frische Kräfte, Teile der Gardedivision Warschau, zuflossen, den Weg in den Rücken der feindlichen Armee. Der Gegner hatte sich in außerordentlich starker, mit großem Geschick angelegter Stellung eingegraben. In zähem, blutigem Waldgefecht erkämpfte sich der rechte Korpsflügel um Bessolowen schrittweise Gelände. Auf dem linken Flügel wurde der Infanterieangriff auf Usdau, die Einbruchsstelle des Armeekorps, vorgetragen. Um 11 Uhr vormittags wurde das Dorf Usdau im Sturm genommen, seine Besatzung, das alte russische Regiment Wiborg, mit dem Namenszug des Kaisers auf den Schulterklappen, nach tapferem Widerstand aufgerieben. Unter schweren Verlusten wich der Gegner im Verfolgungsfeuer der Artillerie auf Soldau aus. Damit war die Flanke der Rarewarmee dem vernichtenden Vorstoße des 1. Armeekorps preisgegeben.

Am 28. August folgte der eine Teil des Armeekorps dem weichenden Gegner zunächst bis Soldau, während der Rest zu jener rücksichtslosen Verfolgung einsetzte, die der Masse der Rarewarmee den Rückweg nach Polen sperrte. Unaufhaltbar schob sich das Korps trotz der verzweifeltsten Gegenwehr, die Teile der Russen, besonders in den Wäldern, leisteten, über Neidenburg an der großen Straße nach Willenberg vorwärts.

Am 30. August morgens — soeben war der gewaltige Ring um das 13., 15. und 23. russische Armeekorps geschlossen — traf die Meldung ein, daß neue russische Kräfte in einer 36 Kilometer langen Linie auf Neidenburg in den eigenen Rücken vormarschirten. Das 1. Armeekorps, fest entschlossen, die ungeheure Beute, die in den Wäldern seiner harnte, niemals freizugeben, machte in spannender Enge nach Norden und Süden Front. Gelassenmütig deckten die Teile, die bei Neidenburg nach Süden herausgeschoben waren, den Rücken des Armeekorps, bis Nachbartruppen eingriffen.

Am 2. September stand das 1. Armeekorps, wiederum auf dem rechten, zur Ent-

scheidung berufenen Flügel der Armee bereit, nunmehr mit der nördlich stehenden Armee Rennekampf, ihrem alten Gegner von Gumbinnen, abzurechnen.“

Ein Angehöriger des 1. Armeekorps beschreibt in einem Feldpostbrief den letzten Teil dieses glänzenden Vorgehens, der den Tapferen den Lohn für alle ihre Mühen brachte. „Als wir nach Rauschwerder weitermarschierten,“ schreibt er, „sahen wir links, daß die Russen am Waldrande weiße Tücher schwenkten. Endlich kam ein Trupp mit einer großen weißen Fahne und da gingen wir mit ebensolcher entgegen. Die Russen ergaben sich ohne Schuß, zwei Armeekorps. Der russische Oberbefehlshaber mußte seine Leute auffordern, die Waffen wegzuworfen, sonst schösse unsere Artillerie. Nun kamen, nachdem die Russen geblasen hatten, an dieser Stelle 20 000 Gefangene aus dem Wald. Alles durcheinander, darunter ein kommandierender General und andere höhere Offiziere. Auch ein Feldprediger, der wie Tolstoi aussah. Der andere Kommandierende hatte sich schon vorher selbst erschossen. Die Offiziere, einige Hundert, Generalstab usw. wurden in zwei Gehöften auf Stroh zusammengepfercht. Die Leute lagen in großen Roggärten, teilweise barfuß und hungrig, Nächte hindurch auf den feuchten Wiesen von uns bewacht. Zu Tausenden trieben wir die noch drinsteckenden Russen und Pferde heraus. Es wurde großer Pferdemarkt abgehalten, wobei ich eine Fuchsstute erhielt, ein prächtiges Tier mit Offizierssattelzeug. Tags darauf ritten wir mit der Kompagnie in den Wald und schleppten auf russischen Fahrzeugen mit russischen Pferden, Waffen, Feldstühle, Tische, Aktentaschen, Karten, Koffer usw. heraus. Wir fuhren viele Feldküchen, Geschütze, Maschinengewehre, Patronenwagen, Scheinwerfer, Telephonwagen, Kutschwagen und vieles andere heraus, trieben noch einige hundert Pferde vor uns her und erschossen die verwundeten und zum Teil bis an den Hals auf den Sumpfwiesen versunkenen Pferde. Wie wenn man in einen Ameisenhaufen stößt, so waren die russischen Geschütze und Wagen durcheinandergeraten, als sie sich von allen Seiten von uns umzingelt und von unserer braven Artillerie beschossen sahen. Umgestürzte Wagen, acht Pferde auf einem Haufen, teilweise unverletzt unter den Wagen und Russenleichen, schrecklich anzusehen, deckten das Land, greulicher Gestank erfüllte die Luft.“

Im Zentrum bei Hohenstein, der eigentlichen Anmarschfront der Russen, hatte eine gemischte Landwehrbrigade wiederholte, von russischen Kerntruppen mit ungeheurer Wucht ausgeführte Vorstöße nach Nordwesten auszuhalten. Die Landwehrtruppen schlugen sich prächtig und warfen die Russen schließlich in kühnem Ansturm aus Hohenstein hinaus, in erbittertem Straßen- und Häuserkampf Mann gegen Mann den Gegner niederringend. Ein Kriegskorrespondent, der Hohenstein kurz nach der Schlacht besucht hat, schreibt: „Wir kommen nach Hohenstein, einem sonst freundlichen Städtchen von 30 000 Einwohnern. Aber statt der Freundlichkeit herrscht hier des Krieges ganzes Grausen. Alles liegt in Trümmern. Durch die zerschossenen Häuserfronten sieht man ins Innere. Nichts ist ganz geblieben. Hier schwelt es noch in dichten Wolken, da lodern noch die Flammen, unerträgliche Glut verbreitend. Tote Russen liegen in den Straßen und totes Vieh; der Geruch ist kaum zu ertragen. Die Russen hatten hier drei Tage gehaust, dann wurden sie vertrieben. Unsere schwere Artillerie, die Hervorragendes leistet, heizte ihnen gehörig den Abschied ein. Eine Scheune, in der sich hundert Kosaken verschanzt hatten, wurde in Brand geschossen. Gestern und auch heute noch fand man in den Kellern versteckt und verbarrikadiert Russen. Einige von ihnen erschossen heimtückisch heute zwei Landwehrmänner; die Meuchler schießen nicht mehr.“

Unsere Landwehr erhielt von einer rechten Nebendivision und nördlich von einem von Allenstein kommenden Armeekorps Unterstützung. Nach heftigem Kampf wurden die Russen geworfen und mehrere tausend Gefangene gemacht; auch Geschütze und Maschinengewehre erbeutet. Die Russen wurden östlich gegen die Seen zurückgedrängt.“

Gleichzeitig mit dem im Süden über Neidenburg vorgehenden 1. Armeekorps griffen dann auch starke deutsche Kräfte von Norden her an. Schon am 26. August, zu Beginn der Schlachten bei Tannenbergl, hatte bei Sauerbaum, eine Meile von Seeburg, ein Gefecht stattgefunden, in dem die deutschen Truppen, unter ihnen auch der Seeburger Landsturm, über 8000 Gefangene machten und 30 russische Geschütze mit ebensoviel Munitionswagen erbeuteten. Die deutschen Truppen rückten dann über Allenstein, Wartenberg und Bischofsburg in der Richtung auf Passenheim vor; besonders heftig entwickelte sich der Kampf auf ihrem linken Flügel, so daß sich die Russen schließlich von drei, ja beinahe vier Seiten gefaßt und in die Seen gedrängt sahen.

Das Ergebnis war die völlige Vernichtung der Rarewarmee, die 150 000 Tote auf dem Schlachtfeld ließ, 93 000 unverwundete Gefangene, darunter mehrere Generale, und mindestens 500 Geschütze dem Sieger ausliefern mußte. Nur spärliche Reste flohen über die Südgrenze Ostpreußens. Dabei hatten die Deutschen überall einer ungeheuren Uebermacht gegenübergestanden. Daß die russischen Meldungen diese Tatsache auf den Kopf stellten, ist nur zu begreiflich.

## Niederlage und Flucht der russischen Wilnaarmee

### Die Schlacht von Allenburg — Nordenburg — Angerburg

Die Wilnaarmee unter dem Oberbefehl des Generals v. Rennenkampff ist nur mit knapper Not dem Schicksal der Samsonowschen Rarewarmee entgangen. Während diese in den eisernen Klammern Hindenburgs zermürbte, saß Rennenkampff mit seinem Korps ruhig in Insterburg — fast drei Wochen, ohne sich um Samsonow zu kümmern, ohne ihm zu Hilfe zu eilen, obwohl seine Lage immer kritischer wurde. Der Kriegsberichterstatler der „Frankfurter Zeitung“, Max Theodor Behrmann, schreibt: „Was konnte Rennenkampff bewegen, die wenigen Tagemärsche zu scheuen, die seine Truppen von denen Samsonows trennten? Man meint vielfach, Rennenkampff habe die Samsonowschen Streitkräfte für genügend stark gehalten, um Hindenburg Trotz zu bieten; doch dies dürfte kaum zutreffen. Rennenkampff hätte annehmen sollen, daß eine rechtzeitige Verstärkung der Samsonowschen Truppen durch zwei oder drei Korps genügt haben würde; andererseits aber führte der Weg zur Weichsel nicht über die starke und somit jedenfalls zeitraubende Festung Königsberg, sondern über Allenstein. Es dürften aber ganz andere, weniger militärische als rein persönliche Momente den General Rennenkampff haben ruhig zusehen lassen, wie Samsonow verblutete. Diese Beweggründe kann nur derjenige recht verstehen, der Rußland und die russischen Militärverhältnisse kennt. Samsonows Vorbeeren — wenn von solchen überhaupt die Rede sein konnte — haben Rennenkampff schon im mandschurischen Feldzuge nicht schlafen lassen: Samsonow war zweifellos einer der sehr wenigen, wirklich begabten und ernstlich gebildeten russischen Heerführer, während Rennenkampff doch nur der für seine Person schneidige Reitergeneral — aber auch nicht mehr — gewesen und geblieben ist, dem für die moderne Kriegsführung in großem Stil so ziemlich alles fehlt. Aber ein unbezwingbarer Ehrgeiz beherrscht diesen Mann, und so konnte es ihm keineswegs gleichgültig bleiben, ob und wie der ernste, nüchterne Samsonow auf der südlichen Linie vorwärts kommen würde. Ich bin überzeugt, daß der Befehlshaber der Wilnaer Armee mit grimmem Lächeln die Kunde von Samsonows Unglück und Ende vernommen hat.“ Es ist aber natürlich auch denkbar, daß Rennenkampff die Stärke der gegen Samsonow stehenden deutschen Armee wirklich unterschätzt und die ernstesten Kämpfe nur als eine Fortsetzung der Rückzuggefechte angesehen hat.

Bald darauf hätte ihn selbst das Schicksal ereilt, wenn er es nicht vorgezogen hätte, nach verhältnismäßig kurzen Kämpfen der zweiten Umklammerung zu entgehen, die Generaloberst v. Hindenburg an den masurischen Seen vorbereitet hatte. Man vergewärtigte sich die Stellung der Armee Kennenkampf beim Beginn der Schlacht: sein rechter Flügel stand in der Gegend von Allenburg, der linke lehnte sich an den Mauersee bei Angerburg an, während in Serdauen in einem vorgeschobenen stumpfen Winkel die größte Truppenmasse in starker Stellung lag. Durch vorzügliche Fliegermeldungen von diesem Aufmarsch unterrichtet, wurde auch von deutscher Seite eine starke Truppenmacht auf Serdauen angesetzt, während natürlich zugleich die ganze Frontlinie angegriffen wurde. Gleichzeitig war der linke feindliche Flügel durch deutsche Kavallerie und weitere Truppenmassen zwischen den Seen hindurch umgangen und hier zunächst ein im Anmarsch befindliches russisches Korps geschlagen worden. Dadurch wurde Kennenkampf bekannt, daß sein linker Flügel, den er durch die Seen völlig gedeckt glaubte, in Gefahr war, umklammert zu werden. Und da inzwischen auch seine Frontstellung erschüttert war, beschloß er den Rückzug auf der für ihn einzig möglichen Abmarschlinie Insterburg—Gumbinnen—Stallupönen.

Am 6. September hatte der Anmarsch der Armee Hindenburg gegen die russische Wilnaarmee begonnen, und am 10. September ging die erste deutsche Siegesmeldung in die Welt, ohne daß der tagelang anhaltende erbitterte Kampf damit eine Unterbrechung, geschweige denn einen Abschluß gefunden hätte.

Dem Entscheidungskampf in der Schlacht bei Allenburg—Nordenburg—Angerburg am 10. September hat der Kriegskorrespondent der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“, Rolf Brandt, als Augenzeuge beigewohnt. Er berichtet: „Die deutsche Armeeführung hatte eine Zange gelegt, indem sie starke Truppenmassen über Angerburg hinaus durch die Seenkette seitlich gegen den südlichen russischen Flügel vorgehen ließ. Die deutsche Kavallerie war in den Rücken der Russen angesetzt. Anzunehmen war, daß auf dem rechten russischen Flügel die völlig unwegsamen Wälder des Frisching die Operationen sehr erschweren würden. Das war, grob umrissen, die allgemeine militärische Lage, als wir am Donnerstag früh auf der Rastenburger Straße nach dem südlichen Flügel des Schlachtfeldes fuhren, in der Richtung auf Drengfurt, von wo vermutlich das Eintreten des Flankenangriffs zu beobachten war....“

Wir halten an dem neuen Kirchhof von Drengfurt; ein paar hundert Meter vor uns sehen wir eine schwere deutsche Batterie im Feuer. Ich eile nach vorn und komme noch eben recht, um zu sehen, wie der Feuerstrahl aus dem Eisenrohr zuckt. Die Mannschaften stehen rauchgeschwärzt hinter den Erdwällen. Es war der letzte Schuß der Batterie aus dieser Stellung. Im gleichen Augenblick kommt der Befehl zum Positionswechsel. Die schweren Säule preschen den Berg hinauf, in einem Nu stehen die mächtigen 15 cm-Haubitzen hinter ihren Prozen. Die sechs Pferde ziehen an, die Peitschen klatschen leicht und in vollem Galopp geht es hinunter und — vorwärts. Wir rücken vor!

Ich gehe die paar Schritte weiter bis zum Hügelrande, rechts an dem dort haltenden Korpsstabe vorbei, und stehe auf der Höhe des alten Friedhofes. Ungeheuer entrollt sich vor meinen Augen das Panorama des Schlachtfeldes. In weitem Halbkreis lodern Dörfer und Gehöfte in hellen Flammen. An allen Punkten des Horizonts ziehen schwarze Schwaden, die der Wind breit zur Seite legt. Man sieht deutlich trotz der Sonne, die durch den Dunst glüht, die roten springenden Feuer. Eben geht Tiergarten in Flammen auf. Es scheint die Folge der Arbeit unserer Haubitzenbatterie zu sein; Kohenstein brennt, Prinowen brennt.

Längs der Ufer des Rehauer Sees zu unseren Füßen jagt deutsche Artillerie nach vorn. Sie durchquert das breite Tal, und bald sieht man sie nördlich des Hügel 150,

des Fuchsberges, in Stellung gehen. Deutlich erkennt man die sechs feuernden Geschütze und sieht, wie die Munitionskolonnen hinter dem Hügel in Deckung gehen. Da fliegen über dem grauen Pulbergewölk und den schwarzblauen Rauchschwaden helle, weiße kreisrunde Wölkchen. Eins, zwei, drei . . ., man zählt deutlich acht weiße Wolkenscheiben, die scheinbar vor unserer Artillerie fliegen. Die Wolken bekommen einen Augenblick — ein Wimperzucken dauert fast länger — einen schwarzen Rand an ihrer unteren Seite, dann sind sie versflogen. Russische Schrapnells, die vorläufig viel zu hoch und zu weit vor der deutschen Batterie explodieren. Bald sind die Russen aber eingeschossen, und scheinbar über unserer Batterie flattern die weißen Fäden, aus denen die Eisendusche nieder-rauscht. Jetzt feuern unsere Geschütze stärker. Der Himmel scheint in Brand zu stehen, der Horizont dehnt sich nach hinten, weil immer neue Dörfer aufflammen.

Durch das Fernglas sieht man schwarze Punkte weit voneinander entfernt über die Felder sich vorwärts bewegen. Es ist die weit auseinandergezogene deutsche Infanterie, die scheinbar außerordentlich schnell vorrückt. Viel zu hoch über ihren Reihen zerplatzen unaufhörlich russische Schrapnells. Man hört von Norden Kleingewehrfeuer, das bald verstummt. Um ein Uhr fünfundvierzig hat das russische Schrapnellfeuer seinen Höhepunkt erreicht. Fünf Minuten vor zwei Uhr setzt eine Pause ein, die noch einmal kurz unterbrochen wird. Um zwei Uhr fünfzehn hört das russische Feuer auf. Die Unsrigen rücken vor, und zwar ziemlich schnell. Es macht sich die Einwirkung unseres Flankenangriffs, weit hinter Löhnen herumgeführt bemerkbar. Es ist nicht möglich, den Wert des gesehenen Kampfes abzuschätzen. Mit einer unbändigen Freude, die langsam wie Flut emporsteigt und das Herz schneller schlagen läßt, stellt man nur fest, daß die Unsrigen vorrücken . . . Während wir durch den Kolonnenstaub, der die Sonne wie starker Nebel tatsächlich nicht durchschimmern läßt, in unser Quartier fahren, hat sich die Entscheidung, der wir zum Teil beiwohnen durften, schon vollzogen. Denn auch im Zentrum haben die Russen bei Nordenburg nachgeben müssen, sie werden in völliger Flucht auf den Njemen zurückgehen. Ostpreußen kann aufjubeln.“

### Die Schlacht bei Lyck

Als in der Schlacht bei Allenburg-Nordenburg-Angerburg der rechte deutsche Flügel die entscheidende Schwentung, die Umgehung der linken russischen Flanke, ausführte, wurde plötzlich der Anmarsch neuer russischer Kräfte gegen Lyck gemeldet. Dank der heldenmütigen Haltung der deutschen Landwehr, besonders der Division von der Goltz, die die Russen am Einfall durch die Seenenge bei Lyck zu verhindern hatte, ist das Städtchen vor dem Schicksal bewahrt geblieben, das so viele seiner ostpreussischen Schwesterstädte betroffen hat.

Die Schlacht begann am 12. September nachmittags 3 Uhr mit einem Angriff der Russen über Neuendorf gegen Szybba. Das 22. Armeekorps (Stabsquartier Helsingfors, Finnland) und Teile des 6. Armeekorps (Stabsquartier Bialystok) haben ihn ausgeführt. Wunderbarerweise warteten die Russen die Wirkung ihrer Artillerie gar nicht ab. Der Angriff erfolgte vielmehr ohne jede Artillerieunterstützung. Deutscherseits wurde die Verteidigung der neuen Landwehrbrigade sehr wirksam durch eine schwere Batterie des Feldheeres auf dem Exerzierplatz bei Lyck und eine Feldbatterie unterstützt. Der erste Angriff war also abgeschlagen.

Den weiteren Verlauf der Schlacht schildert der Kriegsberichterstatter der „Rossischen Zeitung“ folgendermaßen: „Die Nacht vom 12. zum 13. September benutzten unsere Truppen dazu, sich zu verschanzen, konnten aber die Schützengräben dann nicht benutzen, weil sie voll Wasser liefen. Von morgens  $\frac{1}{2}$  5 Uhr an donnerten die Geschütze von unserer Seite mit solchem Erfolg, daß die Visière des Neuendorfer Hoch-

waldes stellenweise wie gemäht liegt. Trotzdem kamen Teile des 3. sibirischen Armeekorps unter dem Schutze des Nebels bis auf 200 Meter heran.

Inzwischen hatte Erzellenz von der Goltz, eine russische Umgehung von Bartossen her voraussehend, der zweiten Brigade die Deckung der westlichen Seenenge übertragen. Diese Brigade aber wurde durch einen russischen Angriff nordöstlich Hyd festgehalten, worauf General von der Goltz eine Reserve von sieben Kompagnien auf Bartossen ansetzte und nach Lözen telephonieren ließ, man solle alle dort verfügbaren Truppen mit der Bahn sofort nach Schedlisken zur Deckung seines rechten Flügels absenden. Während dieses Gespräches wurde der Draht von den Russen durchschnitten, so daß man zunächst nicht wußte, ob der Auftrag verstanden war.

Die sieben Kompagnien kamen zwischen dem Sanowo und dem Hyder See zunächst gut vorwärts; als sie sich aber aus dem Walde heraus entwickelten, erhielten die vordersten Linien von unsichtbaren Maschinengewehren so vernichtendes Feuer, daß an weiteres Vorgehen nicht zu denken war. So war Hyd von Süden, Nordost und West von überlegenen russischen Kräften umklammert. Die Einwohner ahnten nichts von der großen Gefahr. Während der Generalstab auf dem Flügel am See stand und die russischen Granaten zu seinen Füßen ins Wasser klatschten, promenierte ganz harmlos dahinter auf der Straße ein zahlreiches Publikum, das aus den absichtlich heiteren Mienen unserer Offiziere auf eine glänzende Lage des Kampfes schloß. Immerhin wurde der Angriff bis nachmittag des zweiten Tages im Westen, besonders durch glänzendes Schießen unserer Landwehrartillerie, aufgehalten. Ich sah heute Haufen von abgeworfenen Kopfdeckungen der Russen; sechs, sieben Reihen hintereinander, denen man die Hast und Angst vor unseren Schrapnells geradezu ansieht.

Um drei Uhr nachmittags begann eine Lokomotive zu rangieren; Lözen hatte den Auftrag doch verstanden. Der Kommandant hatte von der Besatzung zusammengebracht, was ging. Nun rollten die Züge heran, aus dem Waggon im Lauffschritt ins Gefecht. Bis eins kamen die Züge. Die ganze Nacht wurde von den Unseren gegraben und geschanzt.

Als der neue Tag hell wurde und die Führer in Erwartung des neuen Angriffs durch die Gläser blickten, war kein Russe mehr zu sehen. In Regen, Nacht und Nebel waren sie, wie Gefangene aussagten, im Galopp und Lauffschritt über die Grenze zurückgegangen. Das Pfeifen der Lokomotiven, die Erinnerung an Tannenberg, das gute Schießen unserer Landwehr hatten ihre Angriffslust gebrochen.“

### Die Flucht der Russen aus Ostpreußen

Die Linie Insterburg—Gumbinnen, auf der der russische Rückzug begann, mußte von unseren Truppen von Süden her erreicht werden, bevor die in solchen Rückzügen äußerst gewandten Russen das Weite gewinnen konnten. Man kann sich denken, welche gewaltigen Anstrengungen den Tag und Nacht im Kampfe liegenden deutschen Truppen nun erst bevorstanden, zumal sie nicht über so gerade und bequeme Straßen verfügten, wie die von Insterburg über Stallupönen führende. Unsere Infanterie ist in diesen Tagen fünfzig und sechzig Kilometer marschiert und hat sich am Abend ihre Quartiere erst mit dem Bajonett erobern müssen.

Die Flucht der Russen ging von Insterburg über Gumbinnen, Eydtkuhnen, Wilkowiſſki nach Rowno, einer starken Festung, die dem geschlagenen Gegner einen Rückhalt bot. Hierhin sind zunächst auch der Oberbefehlshaber Großfürst Nikolai Nikolajewitsch, der Onkel des Zaren, der sich übrigens in Insterburg „Ew. Majestät“ titulieren ließ und sich als souveräner Herrscher Ost- und Westpreußens betrachtete, und der General v. Rennenkampf — man sagt in Zivilkleidern! — geflohen. Unsere Truppen folgten den Russen bis unter die Kanonen der Festung. In einem Kriegsbericht

des „Berliner Lokalanzeigers“ über die letzten Kämpfe in Ostpreußen heißt es: „In zwei Theilen sind die Russen über die Grenzen der Provinz abgezogen, gegen Norden eilten wohl die Hauptkräfte, gegen Osten geringere Truppenmengen. Der rechte russische Flügel, der beizeiten die rückwärtige Bewegung angetreten hatte, scheint die Ordnung ziemlich gewahrt zu haben, der linke dagegen zeigte nach allen eingegangenen Meldungen den Charakter einer regellosen Flucht. Der Gneisenau unseres ostpreussischen Blüchers, Generalmajor Ludendorff, hat im Sinne von Clausewitz bei der Verfolgung den letzten Hauch von Mann und Roß daran gesetzt. Wiederum sind es die Truppen der eigenen Provinz gewesen, die hier ihr Bestes hergeben mußten, um den Feind mit den Beinen zu schlagen. Bis zum letzten Dorf des unglücklichen Ostpreußens haben die Russen auf ihrem Rückzuge ihrer Grausamkeit und ihrer nutzlosen Zerstörungswut alle Zügel schießen lassen.“

Ein Leutnant, der die Verfolgung der Russen mitgemacht hat, erzählt: „Die Wucht der deutschen Stöße in den letzten Augusttagen hat die Russen hart aus ihren Träumen geweckt. Die trefflichere Wirkung unserer Artillerie wandte sie zu panikartiger Flucht. In Tag- und Nachtmärschen drängte die Infanterie nach und warf die einzelnen Truppen aus den Dörfern und Gehöften, in denen sie sich festgenistet hatten und aus denen sie auf die anrückenden Deutschen schossen. Sobald aber die Maschinengewehre zu knattern anfangen, kamen sie hervor und die Arme gingen in die Höhe, damit das liebe Leben gewahrt bliebe. Aus den Kellern und Heuböden wurden die letzten aufgestöbert und die Masse der Gefangenen schwoh immer mehr an.“

Wüst und traurig sieht es in den Bauernhäusern aus, aus denen wir die Russen verjagen. Die Truhen und Kommoden durchwühlt, und der letzte Inhalt, den die flüchtenden Bewohner nicht mitgenommen haben, überall verstreut, die Uhren, Glas und Porzellan zertrümmert, die Stühle und Schemel zertrümmert, ein wildes Durcheinander, aus dem alles irgendwie Brauchbare verschwunden ist. Aber die Plünderer erfreuen sich nicht allzu lange ihrer Beute. Die Flucht zwingt, allen Ballast wieder wegzuworfen. Eine ganze russische Gefechtsbagage mit den gefüllten Munitionswagen bleibt samt den Pferden stehen. Russische Feldküchen, primitiver als unsere vortrefflicher konstruierten Nahrungsspender, die mit ungelegtem Schornstein fast wie Maschinengewehre aussehen, sind im Sand stecken geblieben. Weggeworfene Ausrüstungsstücke aller Art bezeichnen die Rückzugslinie der Russen. Dort am Rand eines Waldstücks ist ein mit Laub bestecktes Geschütz stehen geblieben, wer Glück hat, findet einen schönen russischen Revolver mit roter Halschnur oder einen Offiziersäbel. Mitten auf dem Feld ragt aus den Schollen in melancholischer Einsamkeit ein stattlicher Samowar aus Messing auf, der uns in kalten Bivaknächten gute Dienste leisten könnte, wenn wir ihn mit-schleppen würden. Aber weiter geht es zwischen Toten und Verwundeten durch. Auf dem Abhang, der zu dem See hinunterführt, liegt mit ein paar anderen ein verwundeter Russe. Er deutet auf seine Feldflasche und auf den See und stößt keuchende Laute aus. Keine Zeit — die Schützenlinie bewegt sich weiter.

Herrenlose Gänse traben über die Felder und werden aufgegriffen. Gefattelte Offizierspferde mit wallenden Schweifen und langer Mähne, mit Packtaschen zu beiden Seiten, sind darunter, auch wundgeriebene Zugtiere, die sich aus den Strängen gerissen haben. Ihre geschundenen Stellen verraten die furchtbaren Anstrengungen des Marsches über das wellige Gelände. Die Beute an kräftigem russischem Pferdmaterial kommt unseren Fahrzeugen zustatten. Munitionswagen und Feldküchen, Leiterwagen und Karren dürfen nur noch vierspännig fahren. Und die Herren Leutnants machen sich fast alle beritten. Zwar ist da mancher, der noch mit keinem Pferderücken Bekanntschaft gemacht hat. Aber heldenmütig klemmt er sich auf einem Sattel fest und, da es der Zufall will, daß gerade an einem Sonntag der Weitermarsch in der Richtung auf Allenstein angetreten wird,

sieht man an diesem Tag die „Sonntagsreiter von Allenstein“ in der Marschkolonne erhaben über dem Fußvolk ihre Zigarre schmauchen.

Da kommen uns auch schon am Rand der Chaussee mit ihren dürftigen Sabelgelenken, mit Kleider- und Wäschebündeln bepackt, die Einwohner entgegen, die sich vor der Kriegsfurie in die Wälder geflüchtet hatten, wenn sie nicht gleich mit Sack und Pack auf Leiterwagen weiter nach Westpreußen gefahren waren. Sie dürfen nun wieder in ihre verwüsteten Heimstätten zurück und neue Ordnung schaffen, die ihnen nicht wieder gestört werden soll.“

### Die Befreiung von Tilsit

Nach Schilderungen von Augenzeugen

Am 12. September schlug auch für die Stadt Tilsit nach dreiwöchentlicher Besetzung durch die Russen die Stunde der Befreiung. Ueber diese denkwürdige Episode veröffentlicht die „Tilsiter Allgemeine Zeitung“ folgende anschauliche Schilderung:

„Um 2½ Uhr etwa verlautete in der Stadt, daß in der Nähe des Sonnenbades ein Handgemenge zwischen deutschen Truppen und den Russen im Gange sei. Auf die Kunde davon eilten wir selbst sofort hin zur Königsbergerstraße und in die Nähe des Karlsberges. Dort hörten wir tatsächlich bald Gewehr- und gleich darauf auch das erste Kanonenfeuer. Einzelne Blindgänger piffen dort aber bedenklich herum, so daß wir uns in die Königsbergerstraße zurückbegaben.

Jetzt rückte auch der letzte kümmerliche Rest der russischen Besatzung von Tilsit, Infanterie und etwas Artillerie, zur Verstärkung der russischen Front aus. Das Feuer wurde bald heftiger und teilweise sehr lebhaft. Flüchtlinge aus Kalkappen, wo die Russen in Stellung waren, zogen in großer Menge in die Stadt ein, ließen sich aber bald beruhigen.

Jetzt dröhnen mit einem Male die dumpfen Klänge unserer Feldhaubitzen, die eine so verheerende und von den Russen mit Recht gefürchtete Wirkung ausüben. Um 4½ Uhr etwa ließ das Geschütz- und Gewehrfeuer und das Geknatter der Maschinengewehre merklich nach, um bald gänzlich zu verstummen. Da erschienen auch schon die eben in die Front gerückten Russen auf dem Rückzuge in der Stadt. Einige wenige Leichtverwundete waren bereits vorher zu Fuß zurückgekehrt. Die Stimmung unter den Leuten war hundsmiserabel. Schweigend lassen wir die traurigen Gestalten an uns vorüberziehen, dann aber geht es hinaus zum Karlsberg.

Noch sind wir nicht an der Werthmannschen Villa angelangt, da kommen ein paar kleine Mädchen freudestrahlend, mit Gesichtern, wie wir sie in diesem Glanz und mit so verklärten Augen noch nie im Leben gesehen, atemlos angelaufen: Die Oesterreicher kommen! Und richtig, zu beiden Seiten der Straßen tauchen Pickelhauben auf. Es sind nicht die Oesterreicher, die wir auch freudig begrüßt hätten, es sind vielmehr preußische Landwehrrinfanteristen, alles Berliner und Märker. Die Wackeren sind noch nicht einmal selbgrau, sie tragen die blaue Friedens-Litewka der Infanterie.

Als die Scharen der Verfolger immer dichter werden, hebt ein Jubeln, ein Fauchen an, das mit Worten zu schildern unmöglich ist. Blumen in ungezählten Mengen fliegen unseren braven Vaterlandsverteidigern zu. Man kommt aus dem Staunen nicht heraus, woher, gewissermaßen im Handumdrehen, alle diese riesigen Mengen von Blumen kommen. Aus allen Häusern eilen Frauen, Männer und Kinder heraus, um den anrückenden Preußen Wasser, Bier, andere Getränke, Wurst, Brötchen, Schokolade in einer Menge zu reichen, daß die über diesen beispiellosen, begeisterten Empfang gerührten Soldaten lachend und mancher vielleicht mit einer verstoßenen Freudenträne im Auge schließlich dankend ablehnen.

Jetzt faust auch die erste Feldartillerie heran. Nur schwer kann sie sich anfänglich einen Weg durch die Völkerwanderung bahnen. Aber bald sieht die Bevölkerung trotz der jedes Maß überschreitenden Begeisterung mit bewunderungswürdiger Disziplin ein, daß die Straßen geräumt werden müssen. Da endlich kann die Artillerie im gestreckten Galopp in die Fabrikstraße und in die Hohe Straße einbiegen.

Die Vorgänge und Ereignisse überstürzen sich jetzt in schier sinnverwirrender Fülle. An einigen Stellen der Stadt entspinnt sich ein kurzer Straßenkampf. Noch haben die Russen nicht einmal die Luisenbrücke vollständig überschritten, schon glimmen vom andern Ufer der Memel von den Russen gelegte Zündschnüre, um die Brücke in die Luft zu sprengen, da braust wie das Ungewitter eine preußische Batterie heran und rast den Russen nach auf die Brücke. Voran der Hauptmann mit seinem Adjutanten, einem anderen Offizier und einigen Berittenen. Am Ende der Brücke springt der Hauptmann — Fletcher ist der Name dieses Helden — vom Pferd, schlägt mit seinem Degen auf einige russische Infanteristen ein und eilt spornstreichs ans Ende der Brücke, durchhaut mit dem Degen Drähte und Zündschnüre, der Degen geht dabei zum Teufel, er nimmt die Pistole in die Rechte, erteilt schnell seinen nachfolgenden Leuten noch den Befehl, auch eine andere Schnur und Drähte zu durchhauen, und faust den Russen dann weiter nach. Es ist nicht nur ein Bravourstück von seltener Schneid, das dieser Offizier vollbracht hat, es hat eine Bedeutung von ungeheurer Tragweite. Die für die Verfolgung und für die Stadt überhaupt unschätzbar wichtige Luisenbrücke ist gerettet. Nie wollen wir dem Hauptmann Fletcher und seiner Batterie dieses Heldenstück vergessen.“

Daß die Russen nicht nur die Stadt geschont, sondern sich sogar einer verhältnismäßig guten Haltung befleißigt hatten, war vor allem das Verdienst des Oberbürgermeisters und der Stadtverordneten, die sämtlich treu auf ihren Posten ausharrten. Nur in der leerstehenden Kaserne, wo die Russen gehaust hatten, fanden sich hernach die üblichen Spuren ihrer Barbarei. „Alles war verwüstet,“ schreibt ein Tilsiter Buchhändler, „Schränke wurden als Aborte benutzt, Spiegel und Bilder zerschlagen usw. Bemerkenswert möchte ich hierbei gleich, daß dieselben russischen Truppen später als Gefangene unter Leitung ihrer Offiziere alles selbst wieder sauber machen mußten, und zwar gründlich; der mitgefangene Pape mußte sogar Fenster putzen.“

\* \* \*

Am 13. September morgens haben die letzten Russen die Provinz Ostpreußen verlassen. Am 15. September war die Verfolgung abgeschlossen; etwa 40 000 Gefangene, mindestens 150 Geschütze und gewaltige Kriegsmaterialien waren erbeutet.

Die Verluste der russischen Heere auf sämtlichen Kriegsschauplätzen, in Galizien und Ostpreußen, betragen bis Ende September 250 000 Gefangene und etwa 1100 Kanonen; rechnet man dazu etwa die gleiche Anzahl Tote und Verwundete, so beläuft sich die Summe der russischen Verluste — eher mehr als weniger — auf eine halbe Million.

Wenn die Verluste an Mannschaften auch leicht durch die unererschöpflichen Reserven des Kaiserreichs ausgefüllt werden können, so muß doch der Verlust eines Viertels des gesamten Artillerieparkes als ein empfindlicher Schaden betrachtet werden.

### Nach den Schlachten

Durch die barbarische Kriegsführung der Russen sind die Gegenden, in denen die Schlachten tobten oder durch die die Flucht der russischen Armeen ging, fürchterlich verwüstet worden. Nicht nur zahllose Dörfer, besonders im südlichen Teil von Ostpreußen, sondern auch Städte und größere Ortschaften wurden in Grund und Boden geschossen. Nur wenig gelitten haben Rastenburg und Gumbinnen, schwer dagegen Nordenburg, wo man zwar die Häuser stehen ließ, aber sämtliche Wohnungen ver-

wüstete, ferner Angerburg, Goldap und Tapiau, vollständig zerstört wurden Stallupönen, Eydtkuhnen, Gerdauen, Possessern, Hohenstein, Ortelsburg und vor allem Reidenburg. Ueber die Zerstörung von Reidenburg, wo die Russen deutsche Truppen vermuteten, berichtet der Bürgermeister: „Nachdem am Sonnabend, den 22. August vormittags in unserer vom Militär gänzlich entblößten Stadt mehrere Kosaken Schwadronen beim Durchreiten die Fenster zerschossen und dabei etliche Personen zum Teil schwer verletzt hatten, wurde die wehrlose Stadt von 2 bis 5 Uhr von den Russen mit 300 Granaten beschossen und dadurch zum größten Teil in Brand gelegt. Etwa 200 Häuser sind ein Raub der Flammen geworden und nahezu die Hälfte der über 5000 Einwohner zählenden Stadtgemeinde ist brot- und obdachlos geworden. Nichts ist aus diesen Häusern gerettet worden. Die einrückenden Russen haben dann in blinder Zerstörungswut in den noch vorhandenen Häusern alles Mobiliar, Wäsche und Kleider usw. in der unglaublichsten Weise vernichtet und in den Not getreten. Gefindel von jenseits der Grenze hat den Rest gestohlen und sogar auf Wagen fortgefahren, wobei es von den russischen Truppen unterstützt wurde.“

Die Tat des Generals v. Hindenburg hat daher jene elementare Begeisterung geweckt, die dem Dankesgefühl eines von schwerer Heimsuchung plötzlich befreiten Volkes entspringt. Zahlreiche Städte verliehen dem Sieger von Tannenberg das Ehrenbürgerrecht, Universitäten und Hochschulen promovierten ihn zum Ehrendoktor, in Königsberg sämtliche Fakultäten, eine Ehrung, die in der Geschichte bisher einzig dasteht.

v. Hindenburgs glänzender Sieg erklärt sich vor allem aus seiner fabelhaften Kenntniss Ostpreußens. Ueber die strategische Verwendbarkeit des sumpfigen Gebietes der masurischen Seen standen sich seit Jahrzehnten zwei Ansichten gegenüber. Die eine, die des Generals Hindenburg, lautete kurz: „Die Russen müssen in die masurischen Seen gedrängt werden.“ Die andere Anschauung begann damit, daß man nicht einmal in die Nähe der masurischen Seen kommen dürfe. Hindenburg blieb in der Minorität und mußte bittere Angriffe ertragen. Er gab aber nicht nach. In den Manövern ließ er sich gewöhnlich an die masurischen Seen beordern. Das Ende war immer dasselbe, nämlich daß Hindenburg den Feind in die Seen einklemmte. Wenn die Soldaten bei den Uebungen erfuhren, daß sie gegen Hindenburg zu kämpfen hatten, wiederholte sich alljährlich der fast sprichwörtlich gewordene Ausruf: „Feuer gehen wir baden!“ Man sagt, die Offiziere seien nur noch in wasserdichten Uniformen zu seinen Manövern gegangen.

Auch im Ruhestande verbrachte der General seine Sommerferien mit Vorliebe an den masurischen Seen, unablässig mit dem Studium des Geländes beschäftigt. Als der Feind nun wirklich in die Nähe der „Hindenburgschen“ Seen kam, wußte die oberste Heeresleitung, daß er der rechte Mann war, um ihn dort zu fassen und zu schlagen. Hindenburg selbst erzählt: „Vor ein paar Wochen noch war ich Pensionär in Hannover. Ich hatte mich freilich — selbstverständlich — gleich nach Ausbruch des Krieges zur Verfügung gestellt, hatte auch den Bescheid erhalten, daß man im Bedarfsfalle auf mich zurückgreifen werde. Aber seither hatte ich nichts mehr gehört. Mir wenigstens schien die Ungevißheit des Wartens endlos, und nach ein paar Wochen hatte ich auch bereits alle Hoffnung auf Reaktivierung aufgegeben. Da kam mit einem Male die Depesche, die mir mitteilte, daß mich Seine Majestät mit der Führung des Ostheeres beauftrage. Ich hatte nur gerade so viel Zeit übrig, mir das Allernotwendigste an wollener Unterkleidung zu kaufen und mir meine alte Uniform ein bißchen feldmäßig zurecht machen zu lassen. Da kam auch schon mein prachtvoller Generalstabchef Ludendorff mit einem Extrazug an. Schlafwagen, Speisewagen, Lokomotive — so fuhr ich nach Ostpreußen wie'n Fürst. Na, und bisher ist ja alles recht gut gegangen.“

## Russische Kriegführung

Auf die Rücksichtslosigkeit und Bestialität der russischen Kriegführung werfen folgende sicher beglaubigte Nachrichten ein grelles Licht:

1. Bei gefangenen Russen, die auf dem Transport durch Breslau kamen, sind verschiedentlich D u m d u m g e s c h o s s e gefunden worden. Man hatte immer geglaubt, diese Art von Kriegführung sei ein Privileg der Franzosen, Belgier und Engländer. Es zeigte sich aber, daß die Russen von ihren „zivilisierten“ Verbündeten gelernt hatten.

2. Es ist mehrfach vorgekommen (z. B. in der Schlacht bei Lannenberg), daß die Russen, wenn unsere Soldaten mit dem Bajonett stürmten, in einer Entfernung von ungefähr 150 Metern zum Zeichen der Uebergabe die Hände erhoben. Kamen aber die Deutschen auf 50 Meter heran, so warfen sich die ersten Reihen der Russen zu Boden, um den bis dahin (häufig auf Bäumen) versteckt gehaltenen Maschinengewehren Raum zu geben, die auf unsere Soldaten ein mörderisches Feuer aus nächster Nähe eröffneten. Auch von österreichischer Seite wird diese Erfahrung bestätigt.

3. Es ist bewiesen, daß die Russen, wenn sie sich zum Abzug aus einer Ortschaft gezwungen sahen, die letzten Minuten vor ihrer Flucht noch benutzten, um wehrlose Bewohner in bestialischer Weise hinzumorden und durch Handgranaten die Häuser in Brand zu setzen. Allein in Angerburg sind kurz vor dem Abzug der Russen dreizehn männliche Personen, davon acht mit einem Strick zusammengebunden, hingemordet worden. Fünzig andere, die dasselbe Schicksal erleiden sollten und bereits in einem Keller eingesperrt waren, konnten noch rechtzeitig befreit werden. Natürlich gaben die Russen vor, es sei von den Bewohnern der Ortschaft auf ihre Verwundeten geschossen worden. Tatsächlich haben russische Soldaten selbst Fehlschüsse auf das russische Lazarett abgegeben, um einen Schein des Rechts zu haben, gegen die unschuldigen Bewohner vorzugehen.

4. Es ist durch einen Ohrenzeugen bewiesen, daß der russische Befehlshaber Rennentampf am Montag, den 24. August, vormittags, ausdrücklich erklärt hat, daß er das Neutralitätszeichen des Roten Kreuzes nicht achte. Ein von den Deutschen aufgefangener Truppenbefehl ist die Bestätigung dafür. Auch in der Schlacht bei Rawaruska in Galizien wurde ein österreichisch-ungarischer Lazarettzug bombardiert.

5. Auf dem Turm der Irrenanstalt zu Lapiaw, wo preußisches Militär den Vorstoß der russischen Heere aufhielt, wehten noch am 19. September zwei zerschossene Rote-Kreuz-Flaggen. Der Turm war von vielen Geschossen getroffen. In der Irrenanstalt selbst wurden von einschlagenden Geschossen 15 Kranke getötet und 21 verwundet.

6. Ein Unteroffizier vom 83. Regiment hielt mit 24 Mann einen Munitionseisenbahnzug an, der gerade Dratehnen verlassen wollte. Er forderte den russischen Zugführer auf, zurückzufahren. „Meine Maschine ist kaput,“ sagte dieser. „Gut, so bist du auch gleich kaput“ und der Unteroffizier setzte ihm das Gewehr auf die Brust. Da ging mit einemmal der Zug rückwärts! Die mit Munition vollbeladenen Wagen — sie entstammten der Warschau-Wiener Bahn — waren mit dem schützenden Zeichen des Roten Kreuzes versehen!

7. Am 25. August mittags wurde folgender Funkpruch aufgefangen: „General Postowski an den Kommandeur des 1. Armeekorps: Ich bitte unverzüglich weiterzugeben an die 2. Inf.-Div. und den Stab des 23. Armeekorps. Der Kommandierende befahl, eine Kompagnie mit einem energischen Kommandeur auszuscheiden mit dem Auftrag, alle Förster ohne Ausnahme zu erschießen. Es ist die Warnung zu erlassen, daß bei der kleinsten Wiederholung von Ueberfällen alles mitleidslos vernichtet, die ganze Bevölkerung getötet, das ganze Eigentum verbrannt werden wird.“

Der russische General Martos, der einen ähnlichen Blutbefehl gegeben haben soll, ist in deutsche Gefangenschaft geraten und wird vor ein Kriegsgericht gestellt werden.

Ein wenig günstiger lauten die Zeugnisse über die militärische Tüchtigkeit der russischen Truppen. Alle Berichte stimmen mit dem Gesamturteil überein, das General v. Hindenburg selbst über sie gefällt hat: „Die russische Artillerie schießt gut, freilich mit enormer Munitionsverschwendung; die Infanterie ist gleichfalls nicht gerade untüchtig. Aber die russische Kavallerie ist zu nichts zu brauchen.“ Rolf Brandt, der Berichterstatter der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ schreibt über die Kosaken: „Die russische Kavallerie hat von Anfang an versagt, ihre ersten Vorstöße, die Ostpreußen überschweben sollten, brachen unter dem Feuer von Landsturmkompanien zusammen; bei Tannenberg und den Masurischen Seen war ihre Aufklärungsarbeit außerordentlich schlecht und ungenügend. Daß den Kosaken jeder militärische Wert abzusprechen ist, scheint die russische Heeresleitung von vornherein gewußt zu haben, sie sollten nur „beunruhigen“. Daß dies Gefindel aber brigadenstark vor deutschen Radfahrerpatrouillen ausgerissen ist, scheint nicht einmal die russische Heeresleitung angenommen zu haben. Denn in den Briefen eines höheren russischen Offiziers, die man gefunden hat, stand der bezeichnende Satz, daß er sich die Minderwertigkeit der Kosakenkavallerie doch nicht so hoffnungslos vorgestellt habe.“

Die Behandlung der Pferde spottet jeder Beschreibung. Ich habe nach Hohenstein und nach den Schlachten bei den Masurischen Seen Gäule der russischen Heereskavallerie gesehen, die in solch ekelerregenden Zustand nur dadurch geraten sein konnten, daß sich der Mann überhaupt nicht um seine Pferde kümmerte. Eine Kavallerie, die derartig mit ihren Pferden umgeht, kann nichts leisten, ihr fehlt jeglicher Reitergeist. Die kann ein Land vielleicht ebenso schinden wie die armen Klepper, aber sie wird niemals ernstes kavalleristischen Aufgaben gewachsen sein.“

Ueber die russische Artillerie sagt derselbe Korrespondent: „Die Artillerie war von Anfang an die beste russische Waffe. Zu Beginn des Feldzuges sollen einige Granaten tatsächlich mit Lehm und ähnlichem Zeug gefüllt gewesen sein. Das ist möglich; jedenfalls aber sind diese echt russischen Mängel sehr bald abgestellt worden. Die Sauberkeit des russischen Schießens ist fast überall gleichmäßig und hervorragend.“

Ueber die russische Infanterie ist ein gleichmäßiges Urteil unmöglich. Im ganzen wird der Kriegsberichterstatter der „Neuen Freien Presse“ recht haben, der zwar ihren Mangel an Initiative hervorhebt, daneben aber auch ihre Zähigkeit in der Verteidigung von Schützengräben. „Unsere Kämpfer,“ schreibt er, „treffen den mit harter Mühe zurückgedrängten Feind nach kurzem Vormarsch in neu ausgehobenen Schützengräben schon wieder an, und das Spiel von gestern und von vorgestern kann abermals beginnen. Der Franzose zieht, glühend vor Kampfes-eifer, zu Feld und greift wütend an; geschlagen, läuft er trostlos und kopflos davon und stellt sich sobald nicht wieder. Der russische Soldat geht ohne Erregung dem Feind entgegen und nimmt alles als Gottesfügung. Sieg wie Niederlage macht ihn nicht übermütig, ein Schlag aufs Haupt bringt ihn nicht aus der Fassung, er ist im Frieden gewohnt, zu dulden; er duldet auch im Kriege. Lethargisch langsam, unverdrossen baut er seine Schanzen, verteidigt sie, läßt sich daraus vertreiben und baut am nächsten Abschnitt neue.“

Allerdings dort wo es sich um Offensivstöße handelt, müssen die Offiziere stets mit geladenem Revolver hinter der Front stehen und ihre Leute vorwärtstreiben. Ja selbst im Offizierskorps sind Unselbständigkeit und Passivität, besonders bei den unteren Chargen, ein leidiger Mißstand. Es soll vorgekommen sein, daß gefangene russische Offiziere gerade so von Knuten und Kolben zerschlagen waren, wie ihre Mannschaften; die Leute waren am Rücken so blutig und schwarz angelaufen, daß man sie sofort ins Lazarett bringen mußte.

Unter solchen Verhältnissen ist es erklärlich, daß sich die russische Heeresleitung nach überirdischem Beistand umsieht. Eines der verehrtesten wunderthätigen Heiligenbilder Russlands, die Erscheinung der Jungfrau Maria vor dem russischen Heiligen Sergius zur Zeit der Vertreibung der Tartaren von Moskau, ist nach dem Hauptquartier des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch gebracht worden. Seit der Zeit des Zaren Alexander hat dieses Heiligenbild das russische Heer auf allen Feldzügen begleitet.

## Die geschändete Heimat

Von Fritz Reck-Malleczewen

Durch den Morgennebel des ostpreussischen Herbstes trägt mich die kleine Stute. Als mir der alte Daniel, ach wie so manches anderemal zu frohem Ritt, den Bügel hielt, sah ich auf seiner runzligen Hand, auf dieser Hand, die mich auf meinen ersten Kinderwegen geführt hatte, eine Perlschnur kreisförmiger, schlechtverheilter Wunden. Und langsam geht mir die Erinnerung auf an das erstemal, daß ich solche Wunden sah: das war in jenem Jahr, als Rußland drüben in den baltischen Ostseeprovinzen die Revolution niederwarf, als man das Säusen der Kosakenpeitschen hörte, deren eingeflochtene Bleistücke eben diese Wunden schlugen.

„Die Tochter wollten sie nehmen,“ hat mir der alte Daniel auf meinen fragenden Blick gesagt, „und ich wollte das nicht lassen.“

„Und haben sie sie genommen, Daniel?“ Da schweigt der Alte mit finsterem Blick. Und ich weiß genug. Ich reite fort von dem Hof, der verwüstet liegt, den sie zusammengeschossen haben, obwohl er friedlich dalag, auf dem sie in sinnloser Roheit das angefettete Vieh mit Lanzen durchrannten, das edle Trakehnerblut niederknallten, die hochheilige Mutterstute und die fröhlichen Herden adeliger Füllen auf den weiten grünen Koppeln.

Ich reite ins nächste Dorf. In anderen Herbstmonden brannten dort vor den geschützten Giebeln masurischer Bauernhäuser die Geranien, kletterten derbe Bauernblumen bis hinauf zu den Pferdeköpfen der Firste, trieb in die freundlichen Gassen der Herbstwind den süßen Duft reisender Kartoffelfelder und mit ihm, dem heimatfremd Gewordenen immer die Lust zu fröhlicher Rebhuhnsuche unter der wehmütig goldenen Pracht unseres Herbsthimmels. Dieser September hat mit anderem Rot gemalt, hat den Rauch von anderen Feuern hergeweht, als von denen fröhlicher Kartoffelgräber. Die Mühle liegt, wie alles fast, zerschossen da. Die Eisenteile ihrer Maschinen ragen in die Luft, wie das Gerippe eines verwesten Tieres der Vorwelt. Der Müller soll unter dem Schutt liegen. Soll. Wer weiß es? Wer weiß, wo alle die geblieben, die hier noch vor ein paar Wochen eine wie zum Hohn doppelte und dreifache Ernte bargen?

Durch die Trümmer treibt der Wind ein Zeitungsblatt, ein längst zerknittertes: „es wird herzlich gebeten, alle Nachrichten über den Verbleib der Frau . . . . und ihrer drei kleinen Mädchen an . . . . kommen zu lassen.“ Ich kannte die Frau. Und wenn ich denke, daß dieses schlanke braune Geschöpf dem berittenen Vieh von drüben in die Hände gefallen ist, überläuft's mich. Der Mann, der sie und seine armen drei kleinen Mädels sucht, kommandiert eine preussische Feldbatterie. Ich weiß, daß seine Geschütze so leicht ihr Ziel nicht fehlen werden . . . .

Dort drüben am Fluß steht das Haus eines alten Sonderlings, der sich vor Jahren aus der großen Stadt in diesem einsamen Winkel in eine Welt seltsamer Bücher eingeschlossen hatte. Das Haus selbst ist unversehrt. Von dem Bewohner erzählt nur eine vertrocknete, von Fliegen umschwärmte Blutlache. Sie haben ihn erschossen, weil er zornig seine Welt verteidigen wollte und den Eindringlingen den Eintritt wehrte. Möglich, daß sie ihn gerade im Studium von Hartknoch's dickleibigen Chroniken, oder von

Christian Garwes „Gesellschaft und Einsamkeit“ gestört. In den Zimmern ist alles unversehrt. Reihen alter Bände auf einfachen Brettern. Ich greife aufs Geratewohl hinauf: Hufelands, „Ueber die Kunst das menschliche Leben zu verlängern“. Hier am Ort der Toten. Ich lache nicht. Ich hab's an anderen Orten erfahren, daß der Knochenmann solch grause Scherze liebt . . . .

Ein paar Brandstätten weiter war einmal das Forsthaus. War einmal. Jetzt ist's ein Haufen schlecht verkohlter Holzbalken, der die Luft mit dem heizenden Geruch angebrannter Kadaver verpestet. Im Garten steht ein frisches schnell genageltes Holzkreuz. Die Frau und zwei Kinder. Ihr Verbrechen war, daß sie die Sprache der Nahrung heischenden Russen nicht verstand und nicht das Gewünschte brachte. Gut so. Schlimmeres ist ihr erspart geblieben.

Ich reite zum nächsten Waldhügel. Vor Jahren sah ich die ernteschwere Ebene zum letztenmal. Und wie ich sie heute sehe, diese lange, lange Reihe rauchender Stätten ehemaliger Edelstühe und Dörfer, diese nun von unserem letzten Kampf zerrwühlte Grenzmark, diese tausendfach blutende, geschändete Mutter, da erst steigt mir die große Wut auf, der Zorn, den ich in meinem heimatsfernen Häuschen drüben auf der bayerischen Hochebene nicht kannte und nicht begriff: die Leidenschaft, die tausendmal blutigere, tausendmal grausamere Rache dieser Schmach zu erleben . . . .

Hinter dem Hügel liegt ein kleiner See, ein abgrundtiefer. Einer von unseren tausend. Unter den Buchen ringsum liegen riesige Steine. „Opfersteine“, sagt der Volksmund. „Götterhain“, flüstert eine uralte Sage. Rauch steigt durch die goldgelben Herbstgipfel. Ostpreußische Landwehr lagert hier. Ich kenne diese Gesichter und kenne sie heute doch nicht wieder. Kenne heute im Antlitz meines Volkes, das meines Blutes ist, nicht den grimmen, finsternen Zug: nehmt euch in acht, die ihr hier branntet und schändetet. Keine Mär flüstert, sondern die Briefe derer, die es sahen und schauernd erlebten, daß in der Wut der Befreiungskriege die alten Götter wieder lebten, daß auf dem Leipziger Schlachtfelde ostpreußische Landwehr keinen Pardon gab, um das Feindesleben den abgeschiedenen Geistern der eigenen gefallenen Offiziere zu opfern. Nehmt euch in acht: auf diesem Boden wächst seltsames Volk mit dunkler Seele. Und noch heute könnte aus dem Dickicht, aus den grundlosen Sümpfen die Riesenfaust der alten Götter fahren und Taten zeugen, vor denen selbst diese Tage in Grausen erstarrten.

Den Hügel hinab in kurzem Galopp. Einmal springt an einem Gebüsch die Stute beiseite. Ein Brodem schlägt uns entgegen, eine furchtbare Wolke von Leichengeruch. Wie viele mögen dort liegen in dem kurzen Unterholz!

Das nächste Dorf, eingebettet in weite, weite Torffelder, versinkend unter den Horizont der Riesenebene hat keinen Feind gesehen. Der Bauer hat unter dem Geschützdonner friedlich geerntet. Und sät nun in den kargen, kalten Boden, als lägen dort, ein paar Kilometer von ihm nicht Hunderte, die nie mehr säen und ernten werden. Kinder spielen, und über das Feld, das Hügel nur und Wald trennen von der Totenebene, die ich durchritt, brennen die roten Farbtupfen der Weiberröcke. Ist es möglich, unabänderlich wahr, daß die, die dort drüben schlummern, die in ihren verwüsteten Höfen modern, einmal vergessen werden von denen, die nach ihnen kommen? Daß der nämliche Boden wieder gebären wird, der heute ihre gemarterten Leiber barmherzig verzehrt? Daß dieses Dasein in unabänderlichem Schritt vorbeiziehen wird an allem diesem Jammer, an denen, die waren?

Auf dem weichen Boden greift mein Fuchs zu gestrecktem Galopp aus. Der geliebte Herbstwind, der mir entgegenschlägt, und die Sonne wissen nur vom Leben.

Ach, das Leben und immer das Leben.



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Russische Artillerieoffiziere im Feldlager an der ostpreussischen Grenze



Phot. Phototek, Berlin

Ein Wachkommando deutscher Landsturmleute in Strohmieten an der Landstraße



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem deutschen Kriegslager an der russischen Grenze



Phot. Ed. Franck, Berlin-Friedenau

Aufräumarbeiten in der ev. Kirche zu Soldau (Ostpreußen)

## Episoden aus den deutsch-russischen Kämpfen

Der das Folgende erlebte, ist der Leutnant E. v. M. In Ostpreußen heißt er nach der „Vossischen Zeitung“ der „Fürst von Marggrabowa“ und die kleine Radfahrertruppe, die er führte, nannten die Kosaken die „Blitzteufel“. Sie fürchteten und haßten ihn wie keinen anderen in der deutschen Armee. Wie er sich seinen Namen verdiente?

Am 10. August bekam er in Löben den Auftrag, mit seinen Radfahrern nach Lyck zu fahren. Er fuhr los und kam morgens um 4 Uhr in Lyck an. Dort erhielt er die Nachricht, daß Marggrabowa von den Russen besetzt sei und brenne. Man schickte ihn mit einer Abteilung nach Marggrabowa, das ungefähr 30 Kilometer von Lyck entfernt liegt. Unterwegs trifft er etwa zehn Kilometer vor dem Ziel einen Leutnant im Auto, der ihn warnt: „Im Walde stecken Kosaken!“ Richtig, bald fallen vereinzelt Schüsse, die aber keinen Schaden anrichten. Er fährt weiter und trifft einen Zug Infanterie. Die Infanteristen lädt er in sein Auto, zweimal fünfzehn Mann und einmal zwanzig Mann und fährt sie etappenweise nach vorn. Zwei Kilometer vor der Stadt bekommt er lebhaftes Feuer. Nun muß auf das Auto, was Platz hat; auf dem Kühler sitzen drei, zwei hängen hinten an den Reserveschläuchen, dreißig Mann schafft er im ganzen so fort und fährt mit der schnellsten Geschwindigkeit in die Russen hinein und den steilen Berg nach der Stadt, immerfort feuernd, hinunter. In der Stadt hält gerade der russische General eine schöne Rede an die auf dem Marktplatz versammelten Einwohner, in der er ihnen verkündet, daß sie jetzt Russen geworden sind. Zum sichtbaren Zeichen der Annexion läßt er vom Postamt die deutsche Fahne herunterholen und als Siegestrophäe einpacken. Da kommt ein Posten vom Berge heruntergelaufen, schreiend: „Die Preußen! Die Preußen!“ und hinter ihm her saust der Leutnant mit seinem Auto und seinen Radfahrern und Infanteristen und knallt in die Russen hinein.

In Marggrabowa lag eine ganze russische Kavalleriedivision, und die ganze Division riß vor der kleinen Schar aus, die sie durch die Stadt trieb und noch weiter verfolgte. Unterwegs saßten sie noch ein Auto mit russischen Generalstäblern ab, die ihren Augen nicht trauten, als sie die Deutschen sahen. Sie kamen nicht zur Besinnung, denn bevor sie sich von ihrem Schreck erholt hatten, waren die anderen schon abgefessen und knallten sie nieder, erst die Offiziere, dann den Fahrer. Im Auto fanden sie eine dicke Ledertasche mit wichtigen Aufmarschplänen und -papieren. Daß man die Russen so schön in der Falle bei Tannenberg fing, ist nicht zum geringsten Teil auf diese Tat zurückzuführen.

Nach seiner kühnen Tat richtete sich der Leutnant mit seinen 23 Radfahrern in Marggrabowa ein, von den Bewohnern so stürmisch aufgenommen, daß seine Leute sich bogend den allzu heftigen Umarmungen entziehen mußten, machte sich zum Stadtkommandanten und alleinigen Beherrscher von Marggrabowa, und er und seine Leute wurden zum Russenschreck. Sechs Tage lang blieben sie und säuberten die Umgebung, die fortgesetzt von Kosaken belästigt wurde. Wer in die Stadt wollte, durfte hinein, aber niemand kam hinaus, der nicht einen von dem Leutnant und Kommandanten unterzeichneten Passierschein hatte. Tag für Tag kamen Meldungen, daß bald in diesem, bald in jenem Dorfe die Kosaken eingedrungen seien. Durch Spione waren sie immer genau unterrichtet, wo keine deutschen Truppen waren. Sie kamen dann, etwa sechzig bis achtzig Mann stark, und warfen kleine Handbomben in die Häuser. Sie schossen auf das Zivil und begingen unzählige Greuelthaten. In den sechs Tagen wurden die Radfahrer zu „Blitzteufeln“. Wo Kosaken gemeldet waren, erschienen sie, ein paar führen auf der einen Seite ins Dorf, die anderen auf der entgegengesetzten, und dann nahm man die Kosaken in die Mitte. Und die Kosaken rissen aus, sobald die Radfahrer ankamen.

Der Leutnant hat in den Tagen vom 11. bis zum 17. August ein regelrechtes Schußbuch wie ein Jäger geführt. Die 23 Radfahrer haben danach in den paar Tagen 388 Russen weggeknallt. Die Kosaken haben seither eine unbegrenzte Hochachtung vor den deutschen Radfahrern. Sie haben geschworen, jedem Radfahrer, den sie fangen würden, die Augen auszustechen. Sie haben aber keinen gefangen.

Sechs Tage lang hielten die Radfahrer den Ort, dann mußten sie auf Lyck zurückgehen. Als dann aber der Sieg gewonnen war, kam der Leutnant mit seiner Truppe noch einmal durch Marggrabowa. Und da trug man ihn und seine Leute im Triumph auf den Schultern durch das Städtchen. Als er als Erster in die Stadt Suwalki wollte, traf ihn die Kugel eines Kosaken, die ihn kampfunfähig machte. Aber vorher schoß er wenigstens noch den Kosaken, dessen Spitzbubengesicht aus einer Bodenluke herausgrinste, mit einem Kopfschuß ab.

\* \* \*

Als sich im August die kleine deutsche Besatzung Lycks vor den anrückenden russischen Truppen zurückziehen mußte, geschah es so schnell, daß es nicht mehr möglich war, einen der Außenposten rechtzeitig davon zu benachrichtigen. Die sieben Mann sahen sich deshalb am Nachmittag einer großen Truppenmacht gegenüber, die den gegenüberliegenden Wald belebte und anscheinend auf Lyck vorrückte. Trotzdem harrten sie auf ihrem Brückenposten aus. Eine russische Vorhut, die wohl das Gelände erkundete, wurde mit Schnellfeuer begrüßt. Die Russen glaubten einen größeren deutschen Posten vor sich zu haben und zogen sich wieder in den Wald zurück. Ein zweiter Vorstoß der Russen wurde von den Sieben mit derselben Tapferkeit abgeschlagen. In diesem Kampf wurde jedoch auch einer von den sieben Brückenwächtern verwundet.

Als es Abend geworden war, glaubten die sieben Wackeren, da am Walde schier unübersehbare Truppenmassen auftauchten, doch besser zu tun, sich in die Stadt zurückzuziehen. Der verwundete Kamerad wurde von ihnen in die Stadt getragen. Diese war zu ihrem Erstaunen aber schon von ihrem Truppenteil geräumt. Ihr Versuch, ihm nachzueilen, wurde vereitelt, weil bereits alle Straßenausgänge von den Russen besetzt waren. Sie saßen nun in der Falle und mußten damit rechnen, in russische Gefangenschaft zu geraten. Da halfen jedoch die Lycker. Der Verwundete wurde schnell ins Lazarett geschafft, und die übrigen sechs verbarg eine Handwerkerfrau in ihrem tiefen, schwer auffindbaren Keller. Erst am nächsten Morgen rückten die Russen in Lyck ein. Sie waren erstaunt, kein deutsches Militär mehr vorzufinden. Wie sie selbst erzählten, hatten sie geglaubt, die Stadt erobern zu müssen. Die sieben Brückenwächter hatten sie mit ihrem Schnellfeuer derart getäuscht, daß sie eine größere deutsche Truppenmacht vor sich zu haben glaubten und es deshalb vorzogen, nicht noch, wie zuerst geplant war, am Abend vorher in Lyck einzurücken. Nun wurden alle Ecken und Winkel der Stadt nach versteckten deutschen Soldaten durchsucht. Die sechs im Keller wurden jedoch nicht gefunden. Die Frau sorgte unterdessen für ihre Schutzbesohlenen. Sie versorgte sie nicht nur mit Essen, sondern beschaffte ihnen auch Zivilkleider. Da die Russenherrschaft in Lyck noch lange zu dauern schien, war es nicht möglich, die Soldaten immer im Keller zu verbergen. Es wurden daher Handwerker gewonnen, die sich bereit erklärten, sie als Gesellen einzustellen. Verstanden sie das angenommene Handwerk nicht, so machten sie sich doch nützlich, so gut es ging, und vor allem: sie konnten den Russen ruhig unter die Augen treten. Als dann die Befreier Lycks in die Stadt einzogen, schlüpfen die sechs schleunigst wieder in ihre Uniformen und meldeten sich dem Oberst. Der alte Soldat lächelte und klopfte der ehrfamen Frau auf die Schulter mit den Worten: „Das haben Sie brav gemacht!“

Der Geist, der in unserem Ostheer herrscht, spiegelt sich in folgendem Feldpostbrief wieder, in dem ein Soldat der Schlacht bei Tannenbergl seinen Eltern den Tod des Bruders mittheilt:

„Meine lieben guten Eltern! Es war ein heißes Ringen; aber gesiegt haben wir doch. Wir haben bei Hohenstein eine fünftägige Schlacht geschlagen und die Schlacht war unser. Die russische Narewarmee ist vernichtet und in alle Winde zerstoßen. Ueber eine Division ist gefangen mit Kanonen, Troß und allem. Es waren schwere Tage für uns, die an Entbehrungen und Anstrengungen groß waren; aber wir haben erreicht, was wir wollten! Alle Truppen haben mit unvergleichbarer Tapferkeit gekämpft, und viele von uns sind den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Ehre ihrem Andenken! Sie sind als Soldaten gestorben, die ihrem Kaiser und König das, was sie als junge Soldaten beim Fahnenweid gelobt, gehalten haben. Sie haben gezeigt, wie man mutig das Leben einsetzt und vor nichts zurückweicht.

Ich bin am 27. und 29. im Gefecht gewesen. Unser Regiment hat sich an diesen Tagen seine Lorbeeren erworben. Unser Kommandeur hat uns fürs Eiserne Kreuz eingegeben. Bald hoffe auch ich, den schönsten Schmuck tragen zu dürfen. Am 27. August habe ich unsere Fahne ins Gefecht geführt. Doch am 29. ging's heiß zu. Das war der Tag für die Radfahrerkompanie. Sie haben hier Uebermenschliches geleistet. Gegen einen siebenfachen Gegner haben sie standgehalten und sind nicht von dem Platz gewichen, wohin sie befohlen waren. Sie haben sehr gelitten, doch über ihnen allen strahlt die Krone des Ruhmes.

Ein Leutnant war mit einer kleinen Abteilung von Radfahrern vorgefahren, um den Feind zu erkunden. Vor einem Walde lag diese mutige Schar. Scharf beobachtete der Führer mit dem Glase den Waldbrand. Nichts regt sich. Mutig drang die Schar vor. Plötzlich hörten sie fremde Rufe. Sie warfen sich hin. Der Führer richtete sich auf, um zu sehen.

„Alles voller Russen, der ganze Wald ist besetzt!“ — so rief der Leutnant. Doch es gab kein Zurück mehr; auch in der Flanke war alles besetzt, nun hieß es siegen oder sterben. Dort erreichte sie das Geschick. Von einem Hagel von Geschossen überschüttet, lagen sie, dem Tode geweiht, da. Dazwischen das Geknatter der Maschinengewehre!

„Ich bin getroffen, meinen Zug übernimmt — —“ weiter kam der Führer nicht, das Glas fiel ihm aus der Hand. Und seinen Kameraden das Gewehr! Schwer verwundet wurde der Leutnant aufgefunden. Drei Kugeln hatten ihn durchbohrt.

Und dieser Leutnant, geliebte Eltern, der das vollbrachte, das war Euer Sohn.“

\* \* \*

Ein kleiner Vergnügungsdampfer, der zu Ausflügen auf den masurischen Seen benutzt wurde, ist in der Schlacht von Allenburg-Nordenburg-Angerburg zum Kriegsschiff geworden. Er erhielt den Namen „Barbara“ und wurde mit einem Geschütz bestückt. Nach mehreren Erkundungsfahrten war es der „Barbara“ vergönnt, aktiv in den Kampf einzugreifen. In einer von Offizieren herausgegebenen Kriegszeitung heißt es: „Am 10. September sollte der jüngste Sproß unserer Marine die Feuertaufe erhalten. Am ersten Tage der großen Schlacht stellte die „Barbara“ die Verbindung zwischen der 36. Division und der schweren Artillerie des 20. Armeekorps her und kehrte erst spät in der Nacht in den Heimathafen zurück. Doch schon nach einer Stunde hieß es wieder „Anker auf“. Im Dunkel der Nacht ging es nach der so oft schon besuchten Insel Upalten. Auf dieser sollte eine Batterie Haubitzen aus unserer Festung Aufstellung nehmen, um eine starke Batterie der Russen bei Thiergarten zum Schweigen zu bringen, deren Niederkämpfen unserer Artillerie trotz großer Anstrengungen nicht gelungen war. Den Vormarsch und die Arbeit dieser Batterie, die auf dem Dampfer „Möve“ und auf einem von den Pionieren gezimmerten Brahm untergebracht war, zu decken, war Auf-

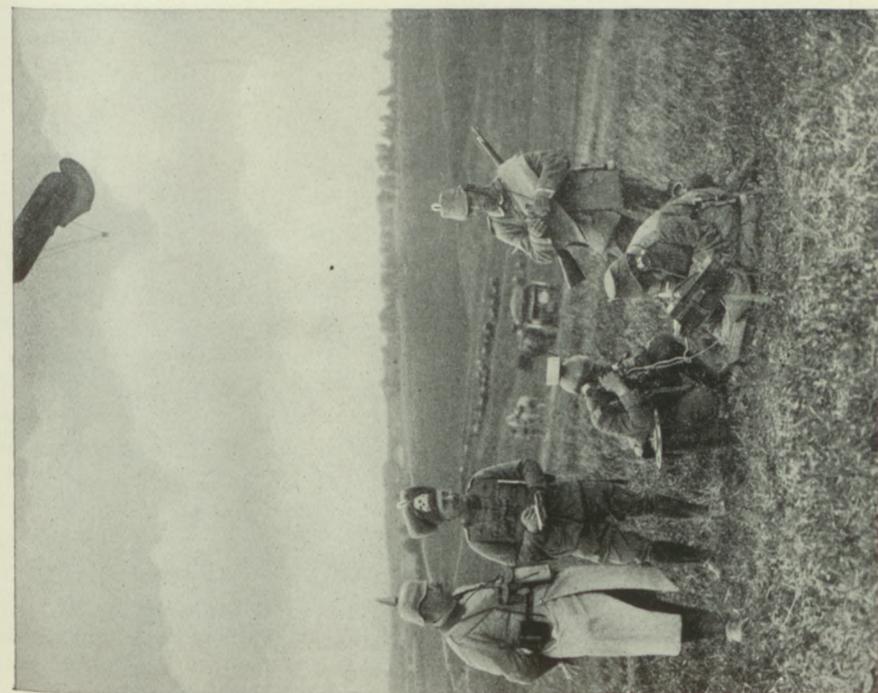
gab der „Barbara“. Schon eine Stunde vor Tagesgrauen lag sie gegenüber von Stobben vor Anker. Rüstig schritt die Aufstellung der Batterie vorstatten, um 6 Uhr bereits flog die erste Begrüßung nach Thiergarten hinüber.

Im Laufe des Vormittags, als die Schlacht auf diesem Teil eine günstige Wendung nahm, rückte die „Barbara“ vor, um selbst mit ihren schwachen Kräften am Kampfe sich zu beteiligen. In Höhe von Pristanien sichtete gegen 10 Uhr das Schiff ein Floß, auf dem sich zwei Leute befanden. Zuerst wußte man nicht, ob es Freund oder Feind wäre. Ebenso waren auch die Insassen des Flosses im Zweifel, konnten sie doch nicht ahnen, daß auf dem Mauersee unsere Heeresmacht einen Dampfer armiert hatte. Schußbereit gingen beide Teile aufeinander los, endlich erkannte man auf dem Floß zwei kühne Pioniere vom 26. Bataillon, die auf einer Erkundungsfahrt gegen Thiergartenspitze begriffen waren. Nachdem die „Barbara“ die beiden Pioniere an Bord genommen hatte, nahm sie Kurs nach Südosten, um den Kameraden ihre Aufgabe zu erleichtern. Nichts ist vom Feinde zu sehen. Der Wald und die Gehöfte scheinen vom Feinde nicht besetzt zu sein. Mit Volldampf geht es vorwärts, da auf etwa 250 Meter fallen vom Lande mehrere Schüsse. In dem Schilf an der Thiergartenspitze und an einem Feldwege nach einem Gehöfte führend wird eine stärkere russische Patrouille gesichtet. Doch die „Barbara“ war auf der Hut. Sofort eröffnen die Pioniere und die Geschützbedienung, welche auch mit Gewehren ausgerüstet war, ein lebhaftes Feuer. Wohl sinkt ein Vize-Feldwebel vom 26. Pionier-Bataillon, von einem Schuß im linken Oberarm getroffen, nieder, doch bald hat die „Barbara“ die Entfernung erreicht, auf die sie ihr Geschütz mit Erfolg wirken lassen kann.

Unter donnerndem Hurra der Besatzung fliegt das erste Geschöß in den Feind, der sofort auseinanderstiebt. Es folgt dann Schuß auf Schuß auf den Abhang und auf das Gehöft, in dem die Feinde verschwunden sind. Nachdem der Verwundete versorgt war, wurde die Aufklärung im Mauer- und Bodma-See fortgesetzt. Im Laufe des Nachmittags gelang es, aus dem Dorfe Kehlen eine starke Kosaken-Patrouille zu vertreiben, später bot eine lange Kolonne zweispänniger Wagen, die von Angerburg in nördlicher Richtung sich bewegte, ein willkommenes Ziel. Gegen 4,30 Uhr nachmittags kehrte das Schiff auf seinen Liegeplatz bei Insel Upalten zurück und war von hier aus Zeuge der Uebergabe der Russen an die tapferen Kameraden des 20. Armeekorps. Nachdem die Haubitzbatterie ihre Geschütze wieder abgebaut hatte, trat die kleine Flottille den Rückmarsch nach der Feste an. Schiff und Geschütz waren mit frischem Grün festlich geschmückt, unter der Besatzung herrschte großer Jubel und begeistert klang das „Deutschland, Deutschland über alles“ durch die Nacht. Der Dampfer hat jetzt seinen friedlichen Beruf wieder aufgenommen, das Geschütz ist seiner Batterie wieder einverleibt.“

\* \* \*

Ein Kriegsberichterstatter, der unsere tapfere Landwehr nach ihrem Ehrentag bei Hohenstein besucht hat, schildert folgende köstliche Episode: „Ein Hamburger Landwehrmann bringt einen Russen, den er im Walde ergriffen hat. Der Russe sieht total verhungert aus, hat einen leichten Streifschuß an der Schulter und leinene, zerrissene Militärkleider an. Darauf unser Landwehrmann: „Du armer Deuwel hast uns den Krieg of nich erklärt, so süßt du nich ut. Hier, komm her, hast ein Stück Kommißbrot, beten warm Eten wief di glif in min Kattel maken.“ Dieser Soldat kochte dem Russen ein Stück Fleisch, einige Kartoffeln mit Zubehör, und ließ seine Schulter durch einen Sanitäter verbinden. Nachdem der Russe, der wohl gleich mit seiner Erschießung gerechnet hatte, gegessen und außerdem noch eine Zigarette und eine Zigarre erhalten hatte (Dinge, die unsere Soldaten auch nur beschränkt als Liebesgabe erhalten), konnte ich nur die Ansicht eines anderen Landwehrmannes teilen, der meinte: „Dei löpt uns nich



Phot. K. Küßwinder, Königsberg

Aus einer Schlacht in Ostpreußen. Ein Fesselballon meldet dem Generalkommando



Phot. G. Benninghoven, Berlin-Grödenau

Beschickung eines feindlichen Flugzeugs an der russischen Grenze



Phot. Phototel, Weesin  
 Erbeutete russische Maschinengewehre



Phot. A. Kühfwindt, Königsberg  
 Eine erbeutete russische Feldküche

Zakład Historyczny  
 U. M. K.  
 w Toruniu

mehr weg, dei frett ut de Hand; öwer ob de uns dor dröven of so behandeln?“ Zum Schluß bekam der Russe auch noch warme Kleider aus den erbeuteten Stücken.“

\* \* \*

Ein schneidiges Jägerstüchchen schildert folgender dienstlicher Bericht: „Am 13. September 1914 waren wir — der Gefreite der Reserve Artur Mertineit, die Jäger der Reserve Bruno Bid, Gustav Haase, Ernst Szczesny und Fritz Störmer — von unserem Truppenteil, der 4. Kompagnie des Reserve-Jägerbataillons Nr. 1, abgetommen und wollten uns diesem im Dorfe Mallwischken, wo unser Bataillon sich aufhielt, anschließen. In dem Dorfe selbst begegneten wir dem Gendarmeriewachtmeister Szepat, der uns die Mitteilung machte, es befänden sich noch etwa 150 Russen in dem Dorfe Smailen. Er forderte uns auf, mit seinen Feldgendarmen die Russen gefangen zu nehmen, mit dem Bemerken, daß es auf Tod und Leben gehe. Wir folgten gern diesem Wunsche, denn es galt ein echtes Jägerstüchchen, oder ehrenvoll zu fallen. Wir schwärmten nun einen Kilometer vor dem Dorfe mit etwa zehn Schritt Zwischenraum aus und gingen gedeckt von links an das erste Gehöft, in dem wir Russen sahen, heran, während der Gendarmeriewachtmeister mit seinen beiden Feldgendarmen von der entgegengesetzten Seite auf das Gehöft zusprengte. Wir forderten die Russen auf, sofort die Waffen niederzulegen, mit dem Hinweis, daß hinter uns mehrere Regimenter Infanterie und Artillerie in Stellung lägen. Diese würden bei Abgabe nur eines Schusses sofort das Gehöft in Brand schießen, so daß keiner mit dem Leben davontäme. Ein deutschsprechender russischer Hauptmann forderte dann seine nicht 150, sondern etwa 400 Mann starken Truppen auf, die Waffen niederzulegen. Sie leisteten diesem Befehl fast unmittelbar Folge, und währenddem trafen unausgeseht Russen von den anderen Gehöften ein, die auf die Vorstellungen des russischen Hauptmanns bis auf etwa 30 Leute die Waffen niederlegten. Diese schienen geneigt, den Kampf aufzunehmen und brachten uns in eine kritische Lage. Wir waren daher genötigt, scharf vorzugehen und dank unserer Energie und den nochmaligen Vorstellungen des russischen Hauptmanns legten auch diese Leute die Waffen nieder. Nachdem uns dieser Handstreich gelungen war, ordneten wir unsere Gefangenen auf dem Wege nach Mallwischken in Gruppenkolonne; die genaue Zählung ergab: ein Oberstleutnant, 21 andere Offiziere, 1029 Mann und sieben Maschinengewehre. Da wir den Transport ohne Verstärkung noch sechs Kilometer bis Mallwischken allein ausführen mußten, bemächtigte sich der Jäger Szczesny des Pferdes des Oberstleutnants, schwang sich hinauf und ritt mit gezogenem Degen, den er dem Oberstleutnant abgenommen hatte, zur Sicherung des Transports mit den Gendarmen fortwährend um die Gefangenen herum. Der Gefreite Mertineit führte im Beisein des Gendarmeriewachtmeisters die Spitze des Zuges, während die Jäger Haase, Bid und Störmer die Seiten deckten und Mühe hatten, sie zusammenzuhalten. Wir hielten unsere Gefangenen immer im Lauffschritt, damit sie nicht zur Bestimmung kamen. In dem Dorfe selbst erhielten wir Unterstützung durch 40—50 Mann der dort stationierten Bagage vom Landsturm. Mit Hilfe der LandsturMLEUTE brachten wir unsere Gefangenen noch 35 Kilometer weiter nach der Stadt Gumbinnen, wo wir abends um  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr anlangten und alle in der Manenkaserne unterbrachten. Auf dem Wege von Smailen nach Mallwischken fragten die russischen Offiziere nach dem Vorhandensein unserer Truppen, worauf wir ihnen bedeuteten, daß sie jeden Augenblick zum Vorschein kommen würden. Ein russischer Hauptmann, der die Bemerkung machte, daß er bei Kenntnissnahme unserer geringen Truppenstärke ein Maschinengewehr zu unserer Vernichtung hätte auffahren lassen, bekam vom Jäger Haase eine ziemlich fühlbare Zurückweisung, worauf er, in sich gekehrt, sich jeder weiteren Äußerung enthielt.

# Rußland in der Zeit der ostpreußischen und galizischen Kämpfe

## Besetzung russischer Grenzbezirke durch die Deutschen

### Die Deutschen in Russisch-Polen

Das den ostpreußischen und den galizischen Kriegsschauplatz verbindende Gebiet, das von der Festung Warschau beherrscht wird, hat bisher nur untergeordnete strategische Bedeutung beansprucht. Die deutschen Truppen besetzten zwar zu Anfang des Kriegs einige polnische Grenzstädte und dehnten später diese Sicherungsmaßnahmen auch auf ziemlich weit vorgeschobene Stellungen aus. Zu größeren Kämpfen ist es in diesem Gebiet jedoch erst später gekommen.

Die deutschen und österreichischen Operationen ergeben sich aus folgenden *M e l d u n g e n*:  
**31. August.**

Die Russen hatten die Stadt Radom am 20. August verlassen. Am 27. morgens kehrten sie aber in Stärke von 2000 Mann wieder zurück. Als sich indes die Nachricht verbreitete, daß deutsche Truppen herannahen, entstand unter den Russen eine furchterliche Panik. In großer Hast und Unordnung verließen sie die Stadt abermals. Die russische Infanterie hielt sechs Werst hinter Radom. Als sich nun russische Kavalleriepatrouillen zeigten, glaubten sie, es sei der Feind und begrüßten sie mit einem Hagel von Geschossen. Es gab viele Tote und Verwundete. Neun verwundete Pferde kehrten am 28. ohne ihre Reiter in die Stadt zurück. Am 29. August besetzten die Deutschen Radom.

### **1. September.**

Nach Mitteilungen aus Petersburg gibt die russische Regierung zu, daß in Südpolen außer Petrikow, Konst, Radom und Opatow auch die wichtige Fabrikstadt Lodz von den deutschen und österreichischen Truppen besetzt ist.

Die polnischen Blätter enthalten Einzelheiten über die fortschreitende Besetzung von Russisch-Polen durch die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heere. Die ersten preußischen Patrouillen erreichten Lodz im selben Augenblick, als 300 russische Dragoner eine Vorstadt von Lodz an der entgegengesetzten östlichen Seite der Stadt verließen. Noch drei Stunden vorher war von dieser Vorstadt aus ein deutsches Flugzeug von russischen Soldaten beschossen worden. Alle Ortschaften zwischen Lodz und Kalisch wurden besetzt und selbst auf dem halben Wege von Lodz nach Lowitz hat preußische Kavallerie eine Eisenbahnbrücke zerstört.

Zur selben Zeit erfolgte die Besetzung der Ortschaften entlang der Bahnlinie Bromberg—Warschau, die in Lowitz ihren Knotenpunkt mit der Bahn Kalisch—Warschau hat. Die Besetzung von Wloclawek erfolgte schon in den allerersten Kriegstagen dadurch, daß ein deutscher Panzerzug mit Kanonen in den Bahnhof einfuhr. Vier deutsche Weichelschiffe gingen sofort flufaufwärts in der Richtung nach Dobrzyn. An der Warschau—Wiener Bahn ist das Gruben- und Industriebassin von Dombrowice zusammen mit Czenstochau seit den ersten Kriegstagen besetzt. Der ganze Landesteil ist von den russischen Behörden sofort geräumt worden. In den ersten zwei Wochen schob sich die deutsche Armee nur bis Neu-Adomsk vor, doch wurden in der Zwischenzeit sämtliche Eisenbahnbrücken, besonders die über die Warthe, wiederhergestellt. In dieser Zeit gingen deutsche Patrouillen bis nach Rokiciny, und russische Eisenbahnzüge verkehrten bis zur Station

Baba bei Piotrkow, das aber inzwischen von deutschen Patrouillen erreicht und wenige Tage später von der deutschen Armee besetzt wurde. Die weiteren Bahnstationen auf dieser Linie in der Richtung auf Skierniewice wurden von den russischen Behörden und dem russischen Bahnpersonal verlassen. Der polnische Teil des Personals blieb meist zurück und wurde bei der Uebernahme der Bahn durch die Deutschen im Dienst behalten. Deutsche Refognoszierungsritte erstreckten sich in der Richtung nach Kjelce bis nach Tomaszow—Kawski. Im Osten überschritten die deutschen Vorposten den Pilicafluß und sind zwischen Kjelce und Radom mit dem österreichisch-ungarischen Heere in Berührung gekommen. (Vgl. den österreichischen Generalstabsbericht vom 25. August, II, S. 1.)

Bekanntlich wurde auf die erste Nachricht von der Kriegserklärung Warschau von dem russischen Heere geräumt (vgl. I, S. 106); nur zwei Regimente blieben zur Aufrechterhaltung der Ordnung zurück. Nach zehn Tagen erfolgte jedoch eine Aenderung dieser Anordnungen; seither wurden die Truppen vom rechten Weichselufer her wieder auf die linke bis nach Skierniewice vorgeschoben. Die Bevölkerung wurde zu den Schanzarbeiten herangezogen, die Gemeinden wurden aufgefordert, Lebensmittelvorräte, besonders Schlachtvieh, für die Armee zusammenzubringen.

#### 7. September.

Die schlesische Landwehr hat nach siegreichem Gefecht 17 Offiziere und 1000 Mann vom russischen Gardekorps und vom 3. kaukasischen Korps zu Gefangenen gemacht. (Der Ort ist in der amtlichen Meldung nicht angegeben.)

#### 15. September.

Der Regierungspräsident von Münster, Graf v. Meerfeldt, ist auf allerhöchste Anordnung als Chef der Zivilverwaltung in die eroberten russisch-polnischen Gebietsteile berufen worden.

#### 16. September.

Generalleutnant v. Morgen hat folgende Proklamation in Polen erlassen: „Einwohner der Gouvernements Lomza und Warschau! Die russische Narew-Armee ist vernichtet. Ueber 100 000 Mann mit den kommandierenden Generalen des 13. und 15. Armeekorps sind gefangen, 300 Geschütze genommen worden. Die russische Wilna-Armee unter General Kennenkampf ist im Rückzug in östlicher Richtung, die österreichischen Armeen sind im siegreichen Vorrücken von Galizien her, die Franzosen und Engländer sind in Frankreich vernichtend geschlagen worden, Belgien ist unter deutsche Verwaltung getreten. Ich komme mit meinem Korps als Vorhut weiterer deutscher Armeen und als Freund zu euch! Erhebt euch und vertreibt mit mir die russischen Barbaren, die euch knechteten, aus eurem schönen Lande, das seine politische und religiöse Freiheit wieder erhalten soll. Das ist der Wille meines mächtigen und gnädigen Kaisers. Meine Truppen sind angewiesen, euch als Freunde zu behandeln. Wir bezahlen, was ihr uns liefert. Von euch und eurer bekannt ritterlichen Gesinnung erwarte ich, daß ihr uns als Verbündete gastfreundlich aufnehmt.“

Generalleutnant v. Morgen.

Gegeben im Königreich Polen, im September 1914.

### Die deutsche Verwaltung im Gouvernement Suwalki

Am 12. September wurde die Stadt Suwalki, die Hauptstadt des gleichnamigen Gouvernements, nach kurzem Kampf genommen. Am folgenden Morgen zog General v. Morgen mit einer Division in die Stadt ein, am Weichbild von Pfarrer und Bürgermeister mit Brot und Salz begrüßt. Die russischen Beamten waren geflohen. Ein Generalstabsoffizier wurde als Gouverneur des Gouvernements eingesetzt, dann ging es weiter, dem fliehenden Feinde nach.

Paul Lindenberg, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts“, der Suwalki unmittelbar nach der Besetzung durch unsere Truppen besucht hat, erzählt: „Das Bild dieser zirka 25 000 Bewohner zählenden Stadt war recht unermittelt ein anderes geworden. Staunend, nur untereinander flüsternd, ließen die Bewohner, von denen viele deutsch sprechen, das Militär an sich vorüberziehen, der Wechsel der Dinge war doch zu schnell gekommen! Und die Deutschen benahmen sich so ganz anders, als man erwartet, als man gefürchtet, nach den Voraussetzungen der bisherigen Machthaber. Die hatten alle aufgefordert, zu fliehen, „denn die Deutschen schlagen euch alle tot, plündern jede Wohnung“. Man schließt eben von sich auf andere!...

An den Straßenecken Bekanntmachungen des Höchstkommmandierenden oder des Militär-gouverneurs Hauptmann Volkmann in deutscher, polnischer, russischer und hebräischer Schrift. Die eine macht die Niederlagen der Franzosen, Belgier, Engländer und der Rennekampffchen wie der Rarew-Armee (Tannenbergs) bekannt und fordert zur Vertreibung „der russischen Barbaren, die euch geknechtet, aus eurem schönen Lande auf, das seine politische und religiöse Freiheit wiedererhalten soll“; die nächste setzt genau die zeitweiligen Preise fest, eine andere fordert auf, sofort alles über Minen, die an einzelnen Stellen gelegt sein sollten, zu melden. „Sollten deutsche Soldaten durch Sprengung von Minen zu Schaden kommen, wird die Stadt Suwalki dem Erdboden gleichgemacht“; eine vierte droht Bestrafung von Spionage durch sofortige Erschießung an, eine fünfte meldet als Warnung, daß mehrere nächtliche Plünderer der russischen Kaserne auf der Stelle erschossen wurden, und so fort. Alles kurz, energisch, erschöpfend!

Ja, die deutsche Verwaltung der Stadt und des Gubernements hat gleich tatkräftig und umsichtig eingesezt. Die Feuerwehrlente in ihrer Uniform mit blankem Metallhelm versehen den Dienst der Polizisten, es wurde eine provisorische Stadtverwaltung aus Bürgern eingerichtet, der Kurs des Rubels auf 1 Mark 40 Pfennig festgesetzt, Bezahlung jeglichen Privateigentums gewährleistet und das Militär angewiesen, die Bevölkerung als Freunde anzusehen. Zu diesen „Freunden“ schien der bisherige Bürgermeister nicht zu gehören. Ich war Zeuge, wie er gestern Mittag von mehreren Soldaten aus dem Rathause als Gefangener abgeführt wurde; er hatte seine Unterschrift unter einer Erklärung verweigert, daß er die deutschen Verordnungen befolgen wolle. Darin hieß es auch, daß derjenige, „der Mitteilungen irgendwelcher Art über Abzeichen, Stärke und Aufenthalt der deutschen Truppen macht“, schuldig der Spionage ist: „Wenn morgen ein russischer Spion kommt und mich über die deutschen Truppen ausfragt, muß ich ihm Rede stehen“, erklärte der Bürgermeister. Darauf nahm man ihn am Kragen und wird ihn nun fern seiner Kohlsuppe und seines Wutki, seiner eingelegten Gurken und marinierten Pilze in einer deutschen Festung unterbringen.“

## Rußlands innere Verhältnisse

### Hof und Regierung

Ueber die inneren Vorgänge in Rußland ist man seit dem Kriegsausbruch außerordentlich schlecht unterrichtet. Was in den Zeitungen erscheint, ist meist in der einen oder anderen Hinsicht Tendenzmeldung; Authentisches findet nur spärlich den Weg in die Deffentlichkeit. Die folgenden Mitteilungen sind im wesentlichen den Erzählungen eines aus Rußland über Schweden zurückgekehrten Deutschen entnommen, die in der „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht worden sind.

Der Zar ist von Moskau (vgl. I, S. 104) wieder nach Peterhof zurückgekehrt; die Zarin-Mutter, die sonst im Anitschkow-Palast mitten in Petersburg lebt, hat den Kleinen

Palast auf der Jelagininsel bezogen, der bisher dem Ministerpräsidenten als Sommerwohnung diente. Der Zar überließ ihn Stolypin nach dem ersten Attentat, das auf diesen verübt wurde, weil sich auf der Jelagininsel die Absperrung und Ueberwachung in schärfster Form leicht durchführen läßt. Der Ministerrat, der täglich Sitzungen hält, unterbreitet seine Beschlüsse wie immer dem Zaren zur Bestätigung. Es ist aber ein offenes Geheimnis, daß die wirkliche Staatsgewalt an den Oberkommandierenden Großfürsten Nikolaj Nikolajewitsch übergegangen ist, der als Führer der Hof-Militärpartei eine ergebene Schar von Anhängern in allen Aemtern und bei Hofe hat. Der Großfürst zeichnet auch alle Erlasse an die Bevölkerung. So trug das Manifest, das den Polen die volle Religionsfreiheit, die Freiheit ihrer Sprache, die Befreiung von der Zensur und eine ausgedehnte Selbstverwaltung zusicherte, wenn sie den russischen Thron loyal unterstützen würden, die Unterschrift Nikolaj Nikolajewitschs, der seither bekanntlich diese ganz wertlosen, für die russische Regierung in keiner Weise verbindlichen Zusagen auch formell wieder rückgängig gemacht hat.

Der Großfürst, der sich schon jetzt die langersehnte zarische Gewalt anmaßt, hat auch einen Erlaß an die Juden veröffentlicht, der zu den Gerüchten von dem Aufrufe des Zaren Anlaß gegeben haben mag; immerhin ist es möglich, daß die russischen Behörden in den westlichen Gouvernements absichtlich gefälschte Manifeste verbreiteten. Den Juden verspricht der Großfürst schon erheblich weniger als den Polen. Immerhin dürfen sie sich während des Kriegs in allen Gouvernementshauptstädten aufhalten, in Petersburg, und Moskau freilich höchstens 30 Tage lang. Die Verschidungen ganzer Judenfamilien wegen tatsächlicher oder vermuteter Uebertretung der Ansiedelungsvorschriften soll während der Kriegsdauer eingestellt werden. Daneben hört man aber immer häufiger von Pogromen, die von den Kosaken auf eigene Faust veranstaltet werden. Hier drückt Großfürst Nikolajewitsch offenbar beide Augen zu.

Die den österreichischen und ungarischen Blättern zugesandten Meldungen über russische Verhältnisse sind natürlich mit einer gewissen Vorsicht aufzunehmen. Immerhin ist die Nachricht des amtlichen ungarischen Pressebureaus über Rücktrittsabsichten des Kriegsministers Suchomlinow wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Großfürsten Nikolajewitsch nicht unwahrscheinlich. Zwischen beiden soll es zu einem Zusammenstoß gekommen sein, als der Kriegsminister den Großfürsten für die russischen Niederlagen bei Tannenberg verantwortlich machte und sich im Militärkasino dahin äußerte, der Großfürst weiche den deutschen Armeen aus, wo er nur könne. Mit solchen Heerführern könne man nicht siegen, dann hätte man besser getan, den Zaren, das Reich und das Volk nicht erst in den Krieg zu heizen. Diese Aeußerung sei dem Großfürsten hinterbracht worden, der dann den Kriegsminister „in einer für einen Offizier ehrenrührigen Weise“ zur Rechenschaft gezogen habe.

Hofklatsch ist es aber offenbar, wenn von einer Hinrichtung der Gräfin Kleinmichel berichtet wird, einer Dame der Petersburger Gesellschaft, in deren Salons fast alle Botschafter und russischen Minister verkehrten.

### Die öffentliche Meinung

Es ist der russischen Regierung kurz nach dem Ausbruch des Krieges gelungen, sich von der Reichsduma, in der bekanntlich die Vertreter der Fremdböcker in einer verschwindenden Minderheit sitzen und die große Mehrheit des russischen Volkes überhaupt nicht vertreten ist, die Kriegskredite bewilligen zu lassen. Es wurden bei dieser Gelegenheit sogar von den Führern der meisten Parteien patriotische Erklärungen abgegeben. Dennoch hat wenigstens ein Teil der russischen Volksvertretung, wie wir jetzt aus schweizerischen Blättern erfahren, den Mut gehabt, der Regierung die Stirn

zu bieten. Die Mitglieder der Arbeiterpartei, die sich aus den wenigen freiheitlich gesinnten Bauernvertretern zusammensetzt, die durch die engen Maschen des Wahlrechtes schlüpfen konnten, und die Sozialdemokraten, die das ganze Industrieproletariat Rußlands vertreten, haben die Kriegskredite nicht bewilligt; sie haben sich vor der entscheidenden Abstimmung aus dem Sitzungssaal entfernt. Diese Haltung ist, abgesehen von dem persönlichen Mute der Abgeordneten, besonders beachtenswert, weil die Erklärungen der Führer beider protestierenden Gruppen keinen Zweifel daran ließen, daß sie vor allem gegen die jetzige Regierung Rußlands Einspruch erheben und durchaus nicht eine vaterlandslose Gesinnung vertreten wollten. Der Vertreter der Arbeitergruppe gab sogar eine ausgesprochen patriotische Erklärung ab. Er sagte u. a.: „Wir sind fest überzeugt, daß die Kraft der russischen Demokratie gemeinsam mit allen anderen Kräften unseren Feind entschieden zurückschlagen wird. Wir glauben, daß auf dem Schlachtfeld die Brüderschaft aller Völker Rußlands sich in großen Leiden behaupten wird. . . . Aber unsere Regierung ist auch in dieser schicksalschweren Stunde nicht gewillt, den inneren Zwist aufzugeben, sie amnestiert nicht einmal die Kämpfer für die Freiheit und das Glück des Landes, sie schließt nicht Frieden mit den nicht-russischen Völkern des Landes, die begeistert mit uns für das gemeinsame Vaterland kämpfen. Und statt die Lage der arbeitenden Klassen des Volkes zu erleichtern, belastet sie eben diese mit dem Hauptteil der militärischen Auslagen, indem sie die indirekten Steuern jetzt noch vergrößert.“ Die Rede des sozialistischen Abgeordneten, der im Namen seiner Fraktion sprach, ist leider in den vorliegenden Quellen nur auszugsweise wiedergegeben. Er erklärte, als die europäischen Regierungen den Krieg vorbereiteten, hätte das russische Proletariat gemeinschaftlich mit dem deutschen Einspruch erhoben. Verschiedene Umstände hätten jedoch die russischen Arbeiter verhindert, sich so offen wie ihre deutschen Brüder gegen den Krieg zu äußern. Aber die Herzen der russischen Arbeiter hätten während dieser großartigen Kundgebungen mit denen der Proletarier im Auslande geschlagen. Der Krieg sei eine Folge der Expansionspolitik, für die die herrschenden Klassen aller kriegführenden Staaten verantwortlich seien. Das Proletariat, der beständige Vertreter der Freiheit und der Volksinteressen, werde zu jeder Zeit die Kulturgüter des Volkes gegen jeden Angriff schützen.

Diese Haltung der Opposition konnte in der Presse und damit in der Öffentlichkeit zunächst kein Echo finden, da die *Prezsenzura* äußerst streng gehandhabt wird. Leere Stellen sind in den russischen Zeitungen fast auf jeder Seite zu finden, obwohl schon vor der Fertigstellung der Druckplatten alle Aufsätze und Mitteilungen der Zensur vorgelegt werden müssen; offenbar wird also eine doppelte Zensur ausgeübt, die oft noch im allerletzten Augenblick Stellen beseitigen läßt, die vorher genehmigt worden waren. Dafür unterbleiben allerdings die sonst so häufigen administrativen Geldbußen. Die Zeitungen sind so fast ausschließlich auf die Wiedergabe des amtlich übermittelten oder jedenfalls erwünschten Stoffes angewiesen. Daher kann die einmütige patriotische Haltung nicht verwundern, in die auch die Blätter der Opposition einstimmen, außer den sozialistischen, die sofort nach Kriegsausbruch unterdrückt worden sind. Die beiden in Petersburg erscheinenden deutschen Tageszeitungen, die zunächst noch weiter erschienen, konnten natürlich keine Ausnahme machen.

Für die Art der amtlichen russischen Kriegsberichterstattung sind bereits einige Belege mitgeteilt worden (II, S. 39 f.). Was in halbamtlichen und privaten Meldungen geleistet wird, übertrifft die kühnsten Erwartungen. Folgende Beispiele der „*Nowoje Wremja*“ vom 2. und 3. September mögen das veranschaulichen:

„In Ostpreußen haben sich unsere Truppen bereits vollständig erholt und beginnen, den Feind wieder zu bedrängen. Die Verluste, die unsere zwei Armeekorps erlitten,

sind nur durch die außerordentliche Schußweite der schweren Artillerie der Deutschen zu erklären. Diese Verluste haben jedoch unsere Stellungen im großen und ganzen keineswegs erschüttert.“

„In Frankreich eilen die französischen Armeen von Sieg zu Sieg. In der Umgegend von Péronne hat General Pau die Deutschen geschlagen. Der Feind hat 50 000 Mann verloren. Die Armee des deutschen Kronprinzen ist bei Longuyon besiegt worden.“

„Der Chef der bairischen Truppen — erzählt eine aus Frankreich nach Rußland zurückgekehrte Persönlichkeit — ist durch Zufall in Gefangenschaft geraten. Nur von einigen Offizieren begleitet, hatte er sich nach den vordersten Reihen begeben. Mitten in einem Walde stieß er ganz unerwartet mit einer großen französischen Patrouille zusammen. Die französischen Soldaten schossen auf die deutschen Offiziere und töteten zwei von ihnen. Die zwei andern wurden gefangen genommen. Einer von ihnen war eben Kronprinz Rupprecht. Um seinen Namen befragt, wollte er lange Zeit mit der Sprache nicht herausrücken. Schließlich brachte man ihn nach dem Hauptquartier Joffres. Auch hier antwortete er auf alle Fragen: „Ich habe keinen Namen.“ Endlich wurde er von General Pau erkannt.“

„Bei der Untersuchung des deutschen Kreuzers Magdeburg stellte sich ein interessanter Umstand heraus, der auf die Behandlung in der deutschen Marine schließen läßt. In jeder Offizierskammer fand sich eine lederne Peitsche, Handgriff 25 cm und neun Riemen von 30 cm Länge, auf den Griff ist K. M. (Kaiserliche Marine) und der Name des betreffenden Offiziers eingestempelt. Die Peitschen zeigen das Merkmal eines sehr häufigen Gebrauchs; besonders abgenutzt ist die des ersten Offiziers, der ja nach dem Charakter seiner dienstlichen Tätigkeit am meisten mit den untern Chargen der Besatzung in Berührung kommt.“ (Daß die Russen kein Verständnis für Reinigung der Uniformen haben und bei den Klopfspeitschen von sich auf andere schließen, ist nicht erstaunlich.)

Trotz aller Lügenberichte ist weder in Petersburg noch in Moskau eine rechte Kriegsbegeisterung aufgekommen. Das geht aus zahlreichen Briefen an gefangene russische Offiziere hervor. „Gebe Gott, daß dieser blödsinnige Krieg ebenso rasch zu Ende geht, wie er begonnen,“ schreibt eine gesellschaftlich sehr hochstehende Dame an ihren Sohn. Die Niederlage bei Tannenberg hat, wenn sie auch in ihrem vollen Umfang gar nicht bekanntgegeben wurde, auf die Stimmung in Rußland einen niederschmetternden Einfluß ausgeübt. Die Zeitungen bemühten sich zwar ernstlich, die öffentliche Meinung zu beruhigen. Es hieß, die Niederlage dürfe weder die Stimmung der Armee noch Rußlands selbst bedrücken. Der Verlust an Mannschaften sei bei dem unerschöpflichen Menschenmaterial, über das man verfüge, rasch zu ersetzen. Man solle auf den Winterfeldzug vertrauen; die nordische Natur werde Rußland wie 1812 noch besser verteidigen als die Truppen.

Dennoch blieb die **V o l k s s t i m m u n g g e d ä m p f t**. Der Unmut machte sich vor allem gegen England Luft. In russischen rechtsstehenden Kreisen wurde die Entente mit England niemals gebilligt, da man stets darauf verwies, daß die russischen Interessen mit denen Englands unmöglich harmonieren könnten. Grey trachte nur danach, Rußland und Frankreich in einen Krieg mit Deutschland zu verwickeln, um dann den Profit einzuheimsen. In russischen nationalen Zirkeln erhebt man nun neuerdings gegen England den Vorwurf, es schone seine Flotte zu sehr und schädige mit seinen operettenhaften Expeditionsarmeen unter dem Kommando prahlerischer Renommisten das Ansehen der Ententemächte moralisch und tatsächlich. Auch behandle die englische Berichterstattung Rußland als *quantité négligeable* und suche England eine führende Rolle im Landkrieg zuzuteilen. Die Zeitung „Semschtschina“ nimmt die Nachricht, daß man in England von einer langen Dauer des Krieges überzeugt sei, mit lebhaftem Unbehagen auf. Das Blatt ist fast geneigt, an eine Lücke Englands zu glauben. Für

England sei es tatsächlich von Vorteil, den Krieg lange auszudehnen, denn je länger der Krieg daure, desto mehr würden alle Kontinentalmächte geschwächt werden. Frankreich und Rußland müßten ihren Waffengefährten um jeden Preis von dieser für ihn sehr vorteilhaften, für die beiden andern Bundesgenossen aber sehr unborteilhaften Absicht, den Krieg in die Länge zu ziehen, abbringen. Es ist bezeichnend für das Verhältnis zwischen den Dreiverbandsmächten, daß ein russisches Blatt es straflos wagen darf, seinem Mißtrauen gegen England so unzweideutig Ausdruck zu geben.

### Die Lage der Deutschen in Rußland

Unter den falschen Meldungen leiden vielleicht am meisten die im Innern des Reichs, in Wologda und Orenburg, festgehaltenen Reichsdeutschen, die nicht die geringste Möglichkeit haben, sich über den wahren Stand der Dinge zu unterrichten. Ihre Lage ist nicht beneidenswert, bisher aber keineswegs beunruhigend. Bemittelte dürfen sich selber beköstigen, die Unbemittelten, die in Schulhäusern u. dgl. verhältnismäßig anständig untergebracht sind, sollen beschäftigt werden, so daß ihr Arbeitslohn die Lieferung einer besseren Kost ermöglichen wird. Die Zahl der deutschen Zivilgefangenen in Rußland ist Anfang September durch ein Abkommen zwischen der deutschen und der russischen Regierung erheblich vermindert worden; es wurde den beiderseitigen Untertanen gestattet, in ihre Heimat zurückzukehren, soweit es sich nicht um Personen zwischen 17 und 45 Jahren, Reserveoffiziere oder Verdächtige handelte.

Ein deutscher Buchhändler, der aus Petersburg zurückgekehrt ist, erzählt: „Im ganzen tut die russische Regierung jetzt — in den ersten Mobilmachungstagen war das anders — im Verein mit der Militärbehörde sehr viel, um Leben und Eigentum der Ausländer, auch der Deutschen, zu schützen. Es sind allenthalben Anschläge angebracht, welche die Behelligung der Ausländer streng untersagen und jeden etwa Mißhandelnden oder Verraubten auffordern, Anzeige zu erstatten, mit der Zusage energischer Bestrafung für die Missetäter. Und diese Zusage wird auch prompt gehalten, Exzesse gegen Ausländer werden schnell und schwer bestraft. Allerdings mußten, um Aufreizungen möglichst zu vermeiden, alle deutschen Firmenausschriften an den Häusern durch russische ersetzt werden, auch wurde den Deutschen nahegelegt, das Deutschsprechen in der Öffentlichkeit möglichst zu vermeiden. Unvergleichlich mehr hat aber eine andere einschneidende Maßnahme für die Sicherheit der Fremden gewirkt: das strenge, unbedingte Verbot des Verkaufs von Trinkbranntwein. Wenn nun auch die ganz Unverbesserlichen sich an den denaturierten Brennspritus halten — viele haben sich damit schon tödlich vergiftet —, so macht doch im ganzen Petersburg — und in anderen Städten ist es ebenso — den verblüffend ungewöhnlichen Eindruck einer gänzlich nüchternen Stadt. Während sich sonst allenthalben das Bild lauter, tierischer Trunkenheit bot, fehlen die Hooligans, jener verkommene Petersburger Mob, vor dem niemand sicher war, jetzt ganz im Straßenbild.“

(Das Schnapsverbot muß für russische Finanzverhältnisse geradezu verblüffen. Denn auf 110 Einwohner in den Städten und 100 in den Dörfern kommt in Rußland je eine kaiserlich russische Schnapsbude, eine „Kabat“, deren Pächter durch Gesetz gezwungen sind, bei Strafe die ihm vom Fiskus vorgeschriebene Menge Schnaps „unterzubringen“, d. h. dafür zu sorgen, daß sich der Gewinn aus dem Schnapsmonopol, der sich budgetmäßig mit 310 Millionen Rubel — fast einer Milliarde Mark — im Staatshaushaltsvoranschlag brüstet, möglichst steigere.)

Trotz der verhältnismäßig korrekten Behandlung der deutschen Gefangenen schürt die russische Regierung die D e u t s c h e n h e z e mit allen Mitteln. Auf Befehl des Zaren ist Petersburg in Petrograd umgetauft worden. Weitere Aenderungen deutscher Städtenamen sollen folgen. Das wegen der Plünderung der deutschen Gesandtschaft in Peters-

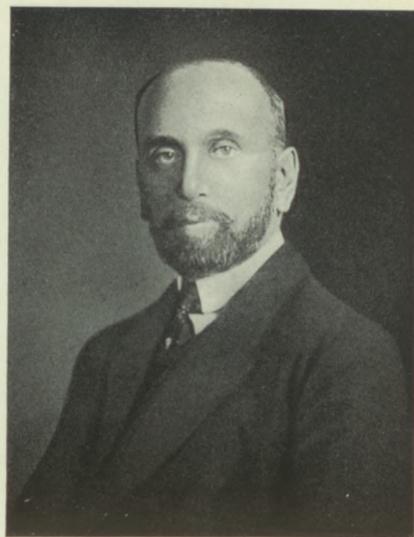


Phot. Charles Delius, Berlin

Großfürst Nicolai Nicolajewitsch, der Generalissimus  
der russischen Armeen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin  
Paul v. Kennenkampf  
Der Kommandeur der Wilnaarmee



Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau  
Sazonoff  
Der russische Minister des Aeußeren



Grigorowitsch  
Der russische Marineminister



Suchomlinoff  
Der russische Kriegsminister

Phot. Ed. Frankl, Berlin-Friedenau

burg verhaftete Gefindel wurde auf freien Fuß gesetzt. Der Untersuchungsrichter hatte festgestellt, daß die Leute nicht aus Plünderungslust, sondern aus edlen patriotischen Motiven gehandelt haben. Wie die „Nowoje Wremja“ berichtet, wurde der vom Böbel ermordete Beamte der deutschen Gesandtschaft, Hofrat Kattner, nicht während der Plünderung, sondern erst einige Tage darauf getötet. Das Blatt ist voller Freude über das gerechte Urteil des Richters, der Mörder und Plünderer als „edle Patrioten“ bezeichnet, und würde es am liebsten gesehen haben, wenn man die Helden für ihre herrlichen Taten noch belohnt hätte. Der Minister für „Volksaufklärung“ hat die Schließung aller Schulen des deutschen Schulvereins angeordnet, wodurch 300 000 Kinder, von denen ein großer Teil russischen Familien angehört, jedes Unterrichtes beraubt werden.

### Die Gärung in den russischen Provinzen

Die zahlreichen in den ersten Wochen des Kriegs auftauchenden Berichte über revolutionäre Bewegungen in russischen Provinzen haben Hoffnungen erweckt, die sich zunächst nicht bewahrheitet haben und nicht bewahrheiten konnten. Das Feuer glimmt nach wie vor unter der Asche, solange nicht entscheidende Ereignisse es entfachen. Ein genauer Kenner der russischen revolutionären Bewegung schreibt den „Leipziger Neuesten Nachrichten“: „Rußland lebt ja tatsächlich seit den sechziger Jahren in einer Revolution, die immer wieder Kräfte sammelt, zum Ausbruch kommt, verschwindet und wieder ausbricht, ohne daß Rußland eine vollkommene Erschütterung erfahren hätte. Die revolutionäre Bewegung der sechziger Jahre brachte die großen Reformen, die der siebziger Jahre mit ihren Attentaten, bekannt als die nihilistische, wurde durch die eiserne Reaktion unter Alexander III. zu Boden geworfen, und erst 1904, als Rußland unglücklich im japanischen Kriege kämpfte, erfolgte ein revolutionärer Ausbruch von eigener Kraft, von dem selbst Graf Witte sich düpiieren ließ und die Selbstherrschaft zum Waffenstrecken veranlaßte. Seitdem ist viel geschehen, um jener siegreichen Revolution vollkommen den Garaus zu machen. Durch rücksichtsloses Eingreifen wurden die revolutionären Organisationen zertrümmert. Das gilt besonders von der Bewegung in Finnland, Petersburg und den Ostseeprovinzen. Es wird daher zutreffen, wenn berichtet wird, daß die revolutionäre Bewegung ihre ganze Kraft darauf verwendet, wenigstens im Süden einen größeren Erfolg zu erzielen. Dort liegen die Verhältnisse für die Bewegung günstiger, einmal durch die Bedrückung, die den Kleinrussen und den Juden widerfährt, und dann wegen des Vorhandenseins großer Arbeitermassen in Odessa, im Industriebezirk von Jekaterinoslaw und Charkow. Ueberdies sind die drei Universitäten Charkow, Kiew und Odessa bekannte Revolutionsherde, wo Professoren und Studenten vielfach gemeinsame Sache gemacht und auch Anschluß an die Arbeiterbewegung gefunden haben. In Petersburg und Riga findet dieser Zusammenhang nicht so sehr statt, und die Arbeiterrevolten, die vor dem Ausbruch des Krieges in Petersburg stattfanden, waren mehr auf Provokation des Ministers des Innern, Maklakow, zurückzuführen, der dem Zaren eine innere Gefahr vor Augen stellen wollte, um ihn um so eher zur Herausgabe der Mobilmachungsordre zu veranlassen. Aus dem Gesagten wird man folgern dürfen, daß die revolutionäre Bewegung zum mindesten im Norden Rußlands für den Fortgang der kriegerischen Ereignisse vorläufig recht belanglos ist.“

Wirklichen Erfolg hat von allen zu Beginn des Krieges eingeleiteten Bewegungen nur die im Kaukasus gehabt: die Revolutionäre setzten sich in den Besitz von Baku. In den übrigen Provinzen sorgten die Zwangsmittel der Reaktion dafür, daß die Revolution nirgends ihr Haupt zu erheben wagte. Aus Finnland wird berichtet: „Generalgouverneur Seyn fährt fort mit neuen Strafen gegen die Zeitungen und mit Anklagen wegen Majestätsbeleidigung und Verletzung des Gleichstellungsgesetzes. Ueberall steht neues

Militär, das die Verhältnisse nicht kennt und die vorgefaßte Meinung hat, daß Finnland ein revolutionäres Land sei. Der Generalgouverneur nahm neuerdings die Anklage gegen den Sportverein „Boima“ wieder auf, der von russischer Seite beschuldigt wird, Waffen und revolutionäre Proklamationen eingeschmuggelt zu haben. Der langjährige Prozeß, der 1913 mit dem Freispruch der Angeklagten endete, soll jetzt unter der Militärdiktatur zum Hochverratsprozeß gestempelt werden. Die Lage ist ernst, da böser Wille alles mißdeuten kann.“ Auch zwei Jahresklassen diensttauglicher Finnen wurden einberufen, obwohl das Land seit Anfang des Jahrhunderts vom Kriegsdienst befreit ist.

## Die wirtschaftlichen Folgen des Kriegs für Rußland

### Nach dem Urteil eines Engländers

Die „Isolierung Rußlands“ behandelt der russische Berichterstatter der „Times“, Stephen Graham, in einem Ende September erschienenen Aufsatz. „Rußland wird immer mehr vom übrigen Europa abgeschlossen und ist ganz auf sich selbst angewiesen“, schreibt er. „Libau und Riga und die übrigen baltischen Häfen sind, was die Schifffahrt anbetrifft, völlig tot. Das Schwarze Meer ist am Bosporus zugestopft worden, und die Häfen von Odessa, Sebastopol, Noworossisk und Batum sind dadurch zur Untätigkeit verdammt. Das nördliche Eismeer hat infolge des Krieges an Handelsverkehr sehr gewonnen. Archangelsk ist ein bedeutender Hafen geworden, der amerikanische Schiffe aufnimmt, Passagierdampfer aus England und Lastschiffe in großer Zahl. Englische Dampfer sind den Ob-Fluß sogar bis nach Tomsk hinuntergefahren. Aber auch diese Herrlichkeit wird bald zu Ende sein, denn gegen Ende Oktober friert der Hafen von Archangelsk zu. Das Eismeer ist dann dem Verkehr verschlossen, und nach Rußland führt kein anderer europäischer Handelsweg mehr, als die mühselige und beschwerliche Straße vom Golf von Finnland und von Schweden. Doch zu Anfang Dezember friert auch der Golf von Finnland zu. Dann wird der russische Handel seinen Zustrom nur noch von Wladiwostok erhalten können. Die Folgen dieser Blockade machen sich schon jetzt in Rußland bemerkbar. In Friedenszeiten führt das Zarenreich große Mengen von Nahrungsmitteln aus, Getreide, Butter, Zucker, Eier, Fleisch usw. Aus der Unmöglichkeit, diese Erzeugnisse während des Krieges weiterzugeben, hat sich ein ungeheurer Ueberfluß an diesen Nahrungsmitteln in Rußland angesammelt. Schon gleich nachdem der Kampf begonnen hatte, konnte man in Sibirien ein plötzliches und unvermutetes Einsetzen der „Butterwoche“ erleben, jener Festzeit voll Schlemmerei, die sonst nur einmal im Jahr gefeiert wird. Die Butter, die sonst so sorgfältig gesammelt und so sparsam verwendet wird, staute sich überall an und wurde deshalb zu jedem Preis an das Volk verkauft. Die sibirischen Bäuerinnen, die sich sonst den Genuß der Butter versagen müssen, konnten nun darin schwelgen, da sie so billig geworden ist. Und so mußten auch andere Dinge, die sonst nur seltene Leckerbissen sind, für Spottpreise fortgegeben werden.“ Die russischen Bauern haben nun zwar viel Butter, Fleisch, Eier und Getreide, aber sie werden dieser aufgezwungenen Leppigkeit nicht froh, denn das, was sie noch nötiger brauchen, als diesen überflüssigen Tafelluxus, das fehlt, nämlich das Geld. Der Bauer konnte sich nichts kaufen, weil er nichts hat, aber auch für die wohlhabenden Klassen bricht eine schwere Zeit an, denn viele Dinge sind bereits sehr teuer geworden und werden immer teurer. Die Einfuhr von Manufakturwaren in Rußland hat vollständig aufgehört, die Vorräte, die die Geschäfte noch besaßen, schmelzen mehr und mehr zusammen, und eine ständig zunehmende Teuerung setzt ein. Deutschland hat ja nach Rußland eine gewaltige Menge von Werkzeugen und Geräten aller Art und besonders auch viele chemikalische Präparate eingeführt. Fast alle Medicinen kamen aus

Deutschland, und nun haben die Apotheken in Rußland fast nichts mehr. Dieser Mangel an Medicinen aller Art wird von den Kranken und Verwundeten äußerst schwer empfunden; besonders der Heilung der Soldaten stellen sich allein dadurch schwere, fast unüberwindliche Hindernisse entgegen. Auch der Preis von Kleidern und Schuhen ist bereits um 50% aufgeschlagen, was schwer ertragen wird, während andere Preiserhöhungen nicht so sehr ins Gewicht fallen. Daß die russischen Damen in diesem Winter ohne die Pariser Mode auskommen müssen und statt der neuesten Pariser Hüte und Kostüme sich mit den alten Modellen weiter behelfen, damit müssen sie sich eben abfinden. Und daß die Linte immer mehr kostet, wird man ja auch in dem nicht allzu schreiblustigen Rußland aushalten können. Eine andere tief in das russische Wirtschaftsleben einschneidende Erscheinung ist das Stillliegen fast aller öffentlichen Arbeiten. „Es ist erstaunlich, aber tatsächlich sind alle wehrfähigen Männer dieses ungeheuren Gebietes von Rußland und Sibirien jetzt an der deutschen und österreichischen Grenze. Alle ihre früheren Arbeiten sind verlassen, und so fehlen überall die tätigen Hände. Rußland wurde mitten in großen Unternehmungen vom Kriege betroffen. Wie viele Eisenbahnen hatte es anzulegen, wie viele Städte wollte es errichten! Alles liegt nun öde und leer, und die Herbstregen strömen hernieder auf Tausende verlassener Baugerüste und trübseliger Haufen von Ziegeln und Mörtel, bei denen am Tage der Mobilisation alles stehen und liegen gelassen wurde und in denen nun Wasser und Wind haufen.“

## Der Widerspruch des Panflawismus

Von Dr. Max Hildebert Boehm, Straßburg

Es heißt zweifellos dem Panflawismus Unrecht tun, wenn man ihn lediglich als Hirngespinnst einer Hofclique auffaßt. Zugegeben, daß er gegenwärtig ehrgeizigen Plänen Einzelner zum willkommenen Aushängeschild dient. Immerhin bedeutet er eine in einer besonderen Weltanschauung gegründete geschichtsphilosophische Doktrin, die als kulturpolitisches Programm auftritt. Durch Jahrzehnte hindurch lassen sich von der romantischen Richtung der Slavophilen her die Wurzeln dieser Bewegung verfolgen, die letzten Endes in die frühesten konservativen Reaktionen gegen die Reformbestrebungen europäisch gesinnter Monarchen zurückreichen. Gerade aber, wenn man den ideellen Gehalt des Panflawismus prüft, stößt man auf einen seltsamen Widerspruch. Er zieht seine besten Kräfte aus dem konservativen Protest gegen die „Sapadniki“, gegen das Westlertum. Aber er leiht die Waffen gegen den Westen vom Westen selbst, er will den Teufel mit Beelzebub austreiben. Das sei im folgenden etwas näher erläutert.

Es dürfte zweifellos sein, daß ein wesentlicher Zug östlichen Geistes, wie er im Panflawismus seiner Sonderart bewußt, dem Westen gegenübertritt, die unbedingte Anerkennung der beherrschenden religiösen Bindung ist. Während die Geschichte Zeugnis davon ablegt, daß dem deutschen Geist die religiöse Idee und der Staatsgedanke nicht kampflös zur Einheit aufgehen, ist es dem russischen östlichen Geist gemäß, daß beide im Zäsaropapismus zu einer derartigen Verschmelzung kommen, daß einerseits die Verordnungen des Staates mit der vollen Autorität religiöser Weihe umkleidet erscheinen, daß andererseits hinter den kirchlich-religiösen Geboten ohne weiteres die staatlichen Machtmittel stehen, um ihren Vollzug zu gewährleisten. Aus dieser Einheit, die latent schon lange vor ihrer Anerkennung in den Reformen Peters des Großen vorlag oder zum mindesten durch die Haltung der orthodoxen Kirche von Anfang an vorbereitet war, sog schließlich der russische Staatsgedanke eine solche Kraft, daß ein neuer russischer Nationalismus sich hinter ihm verbergen konnte, wie es auch heute noch — nur jeden-

falls betruft! — der Fall ist. So konnte über die nationalen Sonderansprüche der Ruthenen oder Kleinrussen beispielsweise im Namen der Glaubenseinheit zur Tagesordnung übergegangen werden. Selbstverständliche Voraussetzung war also, was in Westeuropa seit der Renaissance in Frage gestellt war, daß religiöse Einheit nationale Zerklüftung völlig zuzudecken vermöge.

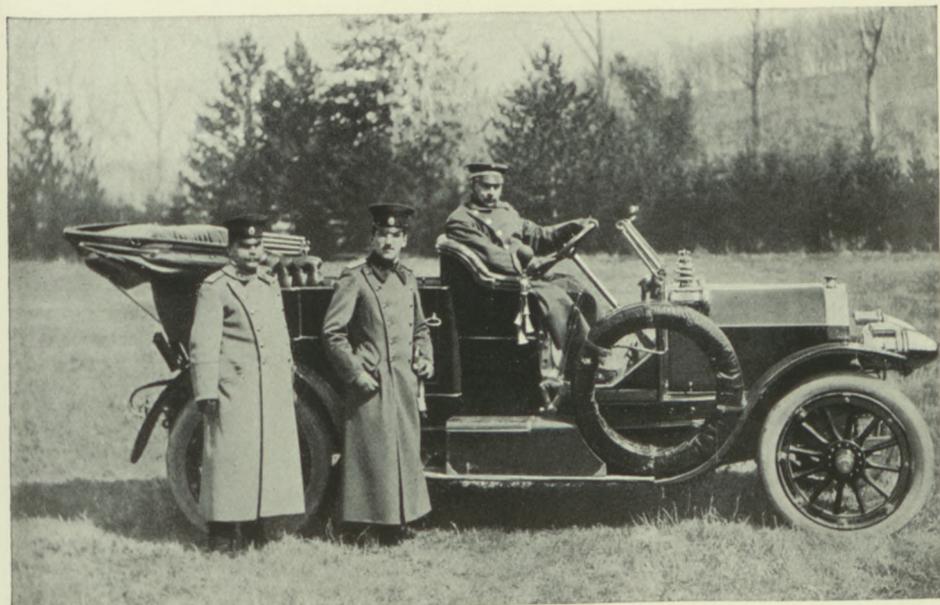
Auf dem ungeborstenen Boden der orthodoxen Anschauungen konnte dann auch der Kampf gegen die religionszerstrende Zivilisation Westeuropas mit durchaus überzeugenden Gründen aufgenommen werden. Anders stand zu diesem Problem Polen, das seine Religion nach Rom orientiert hatte. Es huldigte damit einem Katholizismus, der frühzeitig mit dem Zivilisationsgedanken hatte paktieren und damit die Entwicklung zum Protestantismus, von seinem Standpunkt also den Todeskeim, in sich aufnehmen müssen. So eröffnete sich zwischen Russen- und Polentum eine religiöse Kluft, die durch die verschiedene Stellung zur Zivilisation noch weiter aufgerissen wurde. Diesen Gegensatz mußte Rußland, gerade von seinem so stark verteidigten, so ängstlich gehüteten östlichen Standpunkt aus als unüberbrückbar anerkennen. Am wenigsten konnte vom Boden seiner Lehre aus eine nationale oder bloß staatliche Gemeinschaft zu dieser Brücke taugen. Es stand also vor der Alternative, entweder auf eine staatliche Einverleibung Polens zu verzichten oder aber es zu erobern, um es zu bekehren und von da aus zu entnationalisieren, zu russifizieren. Der durch die Jahrhunderte bewährte gewaltige Expansionstrieb Rußlands konnte sich zu diesem Verzicht nicht verstehen. Das aber kostete den Osten das Opfer seiner Zivilisationsfeindschaft. Denn das fortgeschrittene Westslawentum war mit den primitiven Kriegsmitteln des Ostens nicht zu überwinden. Moskau mußte sich selbst untreu werden, es mußte sich zivilisieren. Der Verlauf der Geschichte beschleunigte diesen Prozeß, sobald er einmal ins Rollen gekommen war. Polen begann zu zerfallen. Kleinrußland, lange unter polnischer Herrschaft, aber mit Großrußland durch den gemeinsamen orthodoxen Glauben verbunden, kehrte halb freiwillig zu Rußland zurück. Es war aber lange genug in der Einflusssphäre westlicher Zivilisation gewesen, um fortan im Zarenreich die Rolle des zivilisatorischen Sauersteigs zu spielen. So drang von da aus die Buchdruckerkunst und das Schulwesen in Rußland ein. Erst im achtzehnten Jahrhundert glich sich allmählich das Bildungsniveau zwischen Norden und Süden aus. Weiterhin gelang dann Rußland die politische Unterwerfung des größten Teils von Polen, die Bekehrung aber, also das Entscheidende, ist seinen verspäteten Versuchen mißglückt.

Es ist nun eine Erscheinung von höchster historischer Ironie, daß die im 19. Jahrhundert in Rußland aufgestandene nationalistische Richtung, die sich gegen die Verwestlichung Rußlands wendet, sich Panlawismus nennt. Darin liegt nämlich, wie nach dem Vorangegangenen deutlich ist, gerade ein Abfall von der östlichen Idee der absoluten Vorherrschaft der Religion, denn der Panlawismus will auch über religiöse Scheidungen hinweggreifen. Es liegt darin ganz im Gegenteil eine Anerkennung des gänzlich neuzeitlich-westlichen, unkatholischen Nationalitätsprinzips. Dieser Panlawismus hat — das haben die bisherigen Ereignisse deutlich genug gezeigt — in diesem Krieg zwischen dem Osten und dem Teil des Okzidents, der das „Gewissen“ Westeuropas darstellt, völlig Fiasco gemacht. Gewiß ist das zum großen Teil darauf zurückzuführen, daß das Westslawentum helläugig genug ist, um durch die Maske des Panlawismus hindurch die Frage des großrussischen Eigennutzes zu erkennen. Es zeigt sich aber darin auch — und das ist der Gipfel der Ironie! — daß gerade gegen den famosen Panlawismus sich der urlawische Religionsprimat durchsetzt. Denn gegen das orthodoxe Ostslawentum unter seinem Reichs- und Kirchenfürsten Nikolaus zieht der katholische slawische Westen unter den Fahnen Franz Josefs, der apostolischen Majestät.



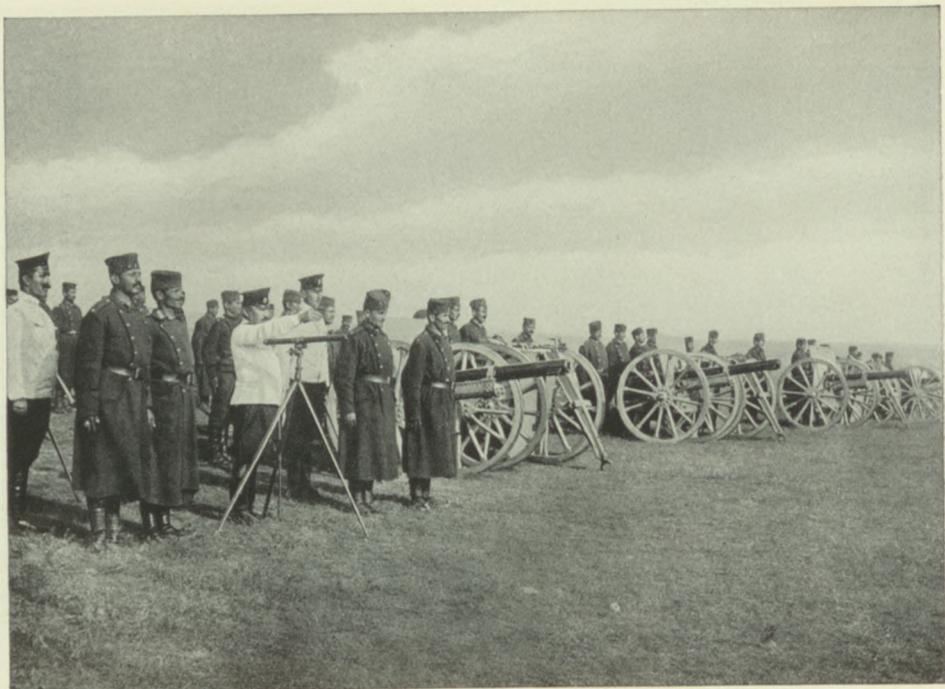
Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

Die 25 Kommandanten der serbischen Armee



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

Kronprinz Alexander von Serbien



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

Eine serbische Batterie in Feuerstellung



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

Serbische Landwehr

# Serbische und montenegrinische Vorstöße und ihre Abwehr

## Gesamtüberblick über die Kämpfe

### Die österreichisch-ungarischen Meldungen

30. August.

Die Montenegriner haben in den letzten Tagen die Beschießung von Cattaro vom Lovcen aus fortgesetzt. Die Beschießung der Stadt und Hafenanlagen hat nur sehr geringen Schaden verursacht. Das Feuer mehrerer schwerer Batterien in Höhenstellung, das durch Schiffsgeschütze unterstützt wurde, hat das Bombardement der Montenegriner zum Schweigen gebracht.

1. September.

Das Gros der französischen Mittelmeerflotte, bestehend aus 16 großen Einheiten und zahlreichen Torpedofahrzeugen erschien in großer Entfernung vor der Einfahrt in die Bocche von Cattaro und gab vierzig Schüsse aus schwerem Kaliber gegen das veraltete Fort auf der Punta d'Orto ab, ohne den dortigen Werken Schaden zuzufügen. Von der Besatzung wurden drei Mann leicht verwundet. Hierauf dampfte die französische Flotte eine Zeit hindurch in nordwestlicher Richtung und wendete sodann in Südkurs, anscheinend, um die Adria wieder zu verlassen. Es handelte sich offenbar um eine wirkungslose Demonstration der französischen Streitkräfte an unserer südlichen Küste.

Der stellv. Chef des Generalstabs, v. Höfer, Generalmajor.

1. September.

Auf dem Kriegsschauplatz am Balkan brach die im Grenzgebiete von Autovac stehende, von Generalmajor Heinrich v. Pongracz befehligte dritte Gebirgsbrigade, die schon einmal einen kühnen Vorstoß in das rauhe kriegerische Montenegro erfolgreich durchgeführt hatte, am 30. August von neuem gegen die auf den Grenzhöhen bei Bilek stehenden Montenegriner vor und warf die an Zahl überlegenen feindlichen Kräfte nach mehrtägigen heftigen Angriffen zurück, nahm ihnen dabei auch ein schweres Geschütz ab und befreite durch diese kühne Tat die von den Montenegrinern bedrängte Grenzbesetzung. Von den Höhen nordwestlich von Bilek wurden die Montenegriner abermals geworfen.

7. September.

Meldung des Oberstkommandierenden, Erzherzog Friedrich: Es gereicht mir zur besonderen Freude, bekannt geben zu können, daß über 4000 Mann serbischer Truppen bei dem Versuch, östlich von Mitrowiza in unser Gebiet einzubrechen, gefangen genommen wurden. Bei dieser Gelegenheit wurde von unseren Truppen im Süden auch serbisches Kriegsmaterial erbeutet.

10. September.

Die Nachrichten vom südöstlichen Kriegsschauplatz lassen erkennen, daß Teile der serbischen Armee, während wir die Drina überschritten, in Syrmien einbrachen, wo die Abwehr eingeleitet worden ist.

v. Höfer.

15. September.

Die über die Save eingedrungenen serbischen Kräfte wurden überall zurückgeschlagen. Syrmien und Banat sind daher vom Feinde vollständig frei.

v. Höfer.

16. September.

Serbien versucht es, durch Nachrichten über Niederlagen österreichisch-ungarischer Truppen im Auslande Stimmung zu machen.

Demgegenüber braucht nur auf die amtlichen Communiqués verwiesen zu werden. Hiernach haben wir die Drina überschritten und alle Versuche des Feindes, in Syrmien und im Banat Fuß zu fassen, vollständig und erfolgreich abgewiesen. v. Höfer.

#### 20. September.

Amtliche Meldung: Die französische Flotte, die seit der wirkungslosen Kanonade von Punta d'Ostro außerhalb der Adria verblieben war, hat in den letzten Tagen neue Großtaten vollbracht. Sie erschien am 19. September um sechs Uhr vormittags abermals vor der Bocche di Cattaro und beschoß eine Stunde hindurch erneut die Forts der Einfahrt aus den schwersten Kalibern. Sie erzielte drei Treffer mit geringer Wirkung und verwundete einen Kanonier. Hierauf steuerte sie, insgesamt ungefähr 40 Einheiten stark, gegen Lissa und beschoß um ein Uhr nachmittags die Semaphorenstation und den Leuchtturm. Sie verwundete zwei Mann, konnte jedoch sonst nur vorübergehenden Schaden anrichten. Bis ungefähr fünf Uhr nachmittags operierte das Gros der Flotte in den Gewässern vor Lissa und verließ dann mit südwestlichem Kurs feuernd den Schauplatz ihrer Tätigkeit.

Gelegentlich dieses Rückzuges erschienen Teile der Flotte vor Pelagosa. Auch hier wurde der Leuchtturm beschossen. Nach Zerstörung der Flaggenstation, unflätiger Verunreinigung des Trinkwassers durch gelandete Matrosen und Mitnahme des wenigen Proviantes armer Leuchtturmwächter sowie einiger Wäschestücke verließ auch dieses Geschwader die Adria.

#### 23. September.

In Serbien ringen unsere Balkanstreitkräfte mit großer Zähigkeit um den Erfolg. Soeben angelangte Nachrichten lassen erkennen, daß nunmehr die beherrschenden Höhen westlich von Krupanj (Jogodajah, Biljeg, Crni, Urh), um welche tagelang erbittert gekämpft wurde, sämtlich in unserem Besitz sind, und daß hier der Widerstand der Serben gebrochen wurde. Daß es während dieses Kampfes des Gros unserer Balkanstreitkräfte einzelnen serbischen oder montenegrinischen Banden gelingen konnte, in Gegenden vorzudringen, wo nur wenige Gendarmen und die unumgänglich notwendigen Sicherheitsbesatzungen zurückgeblieben waren, kann bei dem Charakter des Landes niemand überraschen. v. Höfer.

#### 28. September.

Nach mehr als vierzehntägigen hartnäckigen Kämpfen, während welcher unsere Truppen die Drina und die Save neuerdings überschritten haben, ist auf dem südöstlichen Kriegsschauplatz eine kurze Operationspause eingetreten. Unsere Truppen stehen insgesamt auf serbischem Territorium und behaupten sich vorerst in den blutig erungenen Positionen gegen unausgesetzte hartnäckige Angriffe. Sie enden stets mit bedeutenden Verlusten des Gegners. In den letzten Kämpfen wurden insgesamt 14 Geschütze und mehrere Maschinengewehre erbeutet. Die Zahl der Gefangenen ist bedeutend, ebenso die der Deserteure.

Die Nachrichten über die serbisch-montenegrinische Offensive nach Bosnien sind durch den Einfall untergeordneter Kräfte in das von den österreichisch-ungarischen Truppen nahezu vollkommen entblößte Gebiet an der Sandschaltgrenze hervorgerufen worden. Maßregeln zur Säuberung dieses Gebietes wurden unverzüglich getroffen.

Der Feldzeugmeister Potiorek.

#### 29. September.

Amtliche Meldung: Von serbischer Seite ist in den letzten Tagen im Ausland behauptet worden, die Serben hätten bei Krupanj einen Sieg errungen. Die österreichisch-ungarischen Truppen haben dort aber, trotz heftiger Gegenwehr, bei Beginn der Offensive die Drina überschritten und siegen auch heute durchweg auf



20 15 10 5 0 20 40 60 80 100 Kilometer

Überblickskarte über West-Serbien und Montenegro

serbischem Gebiet. Unsere Truppen halten die eroberten Höhen. In den letzten Tagen griffen die Serben zu einem neuen Mittel, um die Widerstandskraft unserer, zum Teile südslavischen Regimenter, zu schwächen, indem sie die kroatische Hymne anstimmten. Ein wohlgezieltes Feuer war die Antwort.

#### 2. Oktober.

Unsere in Serbien befindlichen Truppen stehen seit zwei Tagen im Angriffskampf. Bisher schreitet die eigene Offensive gegen den überall in stark verschanzten, mit Drahthindernissen geschützten Stellungen postierten Feind zwar langsam, aber günstig fort.

Mit der Säuberung der von serbischen und montenegrinischen Truppen und Irregulären heunruhigten Gegend *Bosniens* wurde energisch begonnen. Hierbei wurde gestern ein ganzes serbisches Bataillon umzingelt, entwaffnet und kriegsgefangen abgeführt.

Die von den Serben verbreitete Behauptung über die Vernichtung der 40. Honveddivision ist ein neuerlicher Beweis für die lebhafteste serbische Phantasie. Diese Division befindet sich, wie die Serben sich zu überzeugen in den letzten Tagen wiederholt Gelegenheit hatten, in bester Verfassung in der Gefechtsfront und hat ebenso wie bei Bisegrad auch an den Kämpfen der letzten Woche rühmlichen Anteil genommen. *Potiorek.*

#### 2. Oktober.

Die österreichisch-ungarische Regierung hat den Regierungen der neutralen Staaten eine *Verbalnote* folgenden Inhalts zukommen lassen:

Das Pressbureau in *Nisch* ließ eine Mitteilung verbreiten, daß den Berichten aller serbischen Kommandanten zufolge das österreichisch-ungarische Heer auf allen Fronten *Explosivkugeln* verwende. Die ersten zehn Salven der Maschinengewehre erfolgten immer mit *Explosivkugeln* und alle österreichisch-ungarischen Soldaten hätten in ihrer Munition zwanzig Prozent *Explosivpatronen*. Die österreichisch-ungarischen Kommandanten hätten strengste Befehle erteilt, um zu verhüten, daß diese Munition in serbische Hände falle. Desgleichen sei von diesen Kommandanten strenge angeordnet worden, bei österreichisch-ungarischen Verwundeten und Toten nach *Explosivkugeln*, die sie bei sich haben könnten, zu suchen.

Die österreichisch-ungarische Regierung weist diese jeder Begründung entbehrenden Behauptungen, die durchaus verleumderische Beschuldigungen sind, mit Entrüstung zurück und erhebt kategorischen Protest gegen dieses Vorgehen Serbiens, das auf Täuschung der öffentlichen Meinung abzielt.

#### 4. Oktober.

Die Beschießung von *Cattaro* ist durch drei große französische Panzer und vier Kreuzer wieder aufgenommen worden. Die Oesterreicher erwidern das Feuer auf das nachdrücklichste mit gutgezielten Schüssen. Zwei Kreuzer, die mehrere Male getroffen wurden, mußten den Kampfplatz verlassen. Dem größeren der zwei Kreuzer wurden die Schote glatt weggeschossen. Der kleinere mußte wegen schwerer Maschinenbeschädigung in *Schlepptau* genommen und nach dem Kanal von *Korfu* gebracht werden.

Die Stellung der Montenegriner auf dem *Lovcen* scheint sich trotz der Unterstützung, die sie durch inzwischen gelandete französische Artillerie erhalten haben, recht schwierig zu gestalten. Die „*Agence Havas*“ meldet aus *Cetinje*, daß die österreichisch-ungarischen Batterien von *Vornatz* und *Gerand*, unterstützt durch Kriegsschiffe, die montenegrinischen Stellungen auf dem *Lovcen* und *Erstas* heftig beschießen. Angeblich soll bisher nur Materialschaden angerichtet worden sein, es fragt sich jedoch, wie lange die Montenegriner es unter dem Feuer der schweren Geschütze werden aushalten können.

#### 4. Oktober.

Die im östlichen *Bosnien* eingetroffenen serbischen und montenegrinischen Kräfte zwangen, in dieses abseits der Hauptentscheidung liegende Gebiet mobile Kräfte zu ent-

senden. Die erste dort eingeleitete Aktion hat bereits einen erfolgreichen Abschluß gefunden. Zwei montenegrinische Brigaden, die „Spuska“, unter dem Kommando des Generals Bucovitz, und die „Zetska“ unter dem General Rajewitz, wurden nach zweitägigen blutigen Kämpfen vollkommen geschlagen und auf Foca zurückgeworfen. Sie befinden sich in panikartigem Rückzug über die Landesgrenze. Ihren ganzen Train, darunter nicht unbedeutende in Bosnien erbeutete Vorräte, mußten sie zurücklassen. Auch bei dieser Gelegenheit wurden mehrere Gefangene eigener vorgeführter Patrouillen, darunter ein Fähnrich, in bestialisch verstümmeltem Zustand aufgefunden. Potiorek.

#### 8. Oktober.

Die Säuberungsaktion in Bosnien macht weitere Fortschritte. Zu dem gegen die montenegrinischen Truppen erzielten Erfolge gesellt sich nun ein entscheidender Schlag gegen die über Bisegrad kampflos eingedrungenen serbischen Kräfte. Ihre nördliche Kolonne ist von Srebreniza gegen Bajna-Basta bereits über die Drina zurückgeworfen worden, wobei ihr der Train und die Munitionskolonne abgenommen wurde.

Die auf die Romanja-Planina vorgegangene Hauptkraft unter Kommando des ehemaligen Kriegsministers General Mhlos Bozanovic wurde von österreichisch-ungarischen Kräften in einem zweitägigen Kampfe vollständig geschlagen und entging nur durch eilige Flucht der von uns geplanten Gefangennahme. Ein Bataillon des 11. serbischen Regiments des zweiten Aufgebots wurde gefangen genommen, mehrere Schnellfeuergeschütze erobert. Potiorek.

#### 15. Oktober.

Die im Adriatischen Meer treibenden Minen haben am 30. September ein Fischerboot und acht Menschenleben bei Ancona und am Tage darauf ein zweites Boot und neun Menschenleben bei Rimini vernichtet. Sie waren durch den Sturm der vorigen Woche von der Dalmatinischen und Istrischen Küste weggetrieben worden, obwohl sie genau nach den Vorschriften der Internationalen Abmachungen verankert waren.

Diese Ereignisse hatten zu einer Anfrage der italienischen Regierung an das Wiener Kabinett geführt. Die Anfrage sollte keinen Protest, sondern nur eine freundschaftliche und höfliche Mitteilung bedeuten. Die österreichisch-ungarische Regierung hat darauf ihren Militärattaché in Rom ermächtigt, sich mit einem österreichisch-ungarischen Marineoffizier, der Sachverständiger in Minenfragen ist, nach Venedig zu begeben, um die Umstände zu untersuchen, unter denen in der Adria Minen frei geworden sind. Die Untersuchung ist nun abgeschlossen und hat zu der Feststellung geführt, daß sich durch unberechenbare Zufälligkeiten einzelne der an der österreichisch-ungarischen Küste fest angebrachten Seeminen von ihren Anker losgerissen haben und sodann durch den Wind und die Strömung gegen die italienische Küste getrieben worden sind. Die österreichisch-ungarische Kriegsmarine hat sofort alle Maßnahmen ergriffen, die geeignet sind, derartigen Unglücksfällen in Zukunft vorzubeugen.

#### 18. Oktober.

Am Morgen des 17. Oktober fand seewärts von der Punta d'Ostro ein Scharmützel zwischen einzelnen Torpedo- und Unterseebooten nebst einem Luftfahrzeuge und dem französischen Kreuzer „Waldeck-Roussseau“ statt. Trotzdem der Kreuzer unsere Einheiten heftig beschuß, rückten sie unversehrt ein. Das Leuchtfeuer der Punta d'Ostro wurde vom französischen Kreuzer ebenfalls beschossen, doch nur an der Galerie unbedeutend beschädigt. Das weiter seewärts beobachtete französische Gros verließ nach Sichtung der Unterseeboote schleunigst unsere Gewässer. Eigene Torpedofahrzeuge unternahmen in den frühen Morgenstunden des 18. Oktober einen Raub auf den Hafen von Antivari und zerstörten aus nächster Nähe einige Magazine und beladene Waggonen durch Geschützfeuer. v. Höfer.

**19. Oktober.**

Die serbische Presse verbreitet in den letzten Tagen eine Reihe von Siegesnachrichten, die vielleicht im Bereiche ihrer Wünsche gelegen sind, die aber mit den tatsächlichen Verhältnissen im völligen Widerspruche stehen und auf nachstehendes reduziert werden müssen:

1. Der angebliche Sieg bei Kurjacija war eine durch das Hochwasser der Drina bedingte, nicht aber durch einen serbischen Angriff erzwungene Räumung eines überschwemmten kleinen Brückenkopfes, dem an und für sich keine sonderliche Bedeutung zukam. Die Räumung vollzog sich in größter Ordnung, ja sogar ohne Störung durch den Gegner; es sind daher die Angaben über zahlreiche Gefangene usw. vollkommen unzutreffend.

2. Am Gucevorücken spielen sich infolge der großen Nähe der dort befindlichen Kampflinien fast täglich Kämpfe ab, in denen bald die Serben, bald die eigenen Truppen die Angreifenden sind; eine sonderliche Bedeutung kommt diesen Kämpfen nicht zu, daher sind auch die serbischen Nachrichten von einem großen Erfolge am Gucevorücken Entstellungen der Tatsachen. Dagegen verschweigt aber der Gegner, daß am selben Tage, an welchem der „glänzende Sieg“ am Gucevorücken errungen wurde, weiter südlich ein viel ernsterer, durch Artillerie unterstützter serbischer Angriff blutig abgewiesen wurde.

3. Auf der Romanja Planina setzt die von den Serben angeblich geschlagene Division eben die Säuberungsaktion fort. Teile derselben haben am 12. und 13. Oktober in heldenmütigen Kämpfen drei bis vier serbische Bataillone zersprengt und zahlreiche in den Wäldern herumirrende Soldaten und Offiziere gefangengenommen.

Dadurch ist die serbische Kriegsberichterstattung zur Genüge charakterisiert und bedarf keines weiteren Kommentars.

Potiorek.

**22. Oktober.**

Amtliche Meldung: Die starken serbischen und montenegrinischen Kräfte, die seinerzeit über die von Truppen entblößten südöstlichen Grenzteile im östlichen Bosnien eingedrungen sind und die einheimische moslemische Bevölkerung auch mit einer zügellosen Horde von plündernden und mordenden Freischaren heimgesucht haben, wurden nach dreitägigen erbitterten Kämpfen im Raum beiderseits der Straße Mokro—Kogaticza geschlagen und zum eiligen Rückzuge gezwungen.

**23. Oktober.**

Bei der Rückkehr von erfolgreicher Aktion in der Save stieß unser Flußmonitor „Temes“ auf eine feindliche Mine und sank. Von der Besatzung sind 33 vermißt, die übrigen gerettet.

b. Höfer.

**26. Oktober.**

Die Operationen zur Säuberung des bosnischen Gebietes machten weitere erfreuliche Fortschritte. Der auf Belika—Brod und Bratschevitich westlich von Bisegrad eingeholte und gestellte Gegner wurde am 24. d. M. abends angegriffen und nach Bisegrad zurückgeworfen. Unsere Verfolgungstruppen erreichten gestern die Drina bei Bisegrad, Megjegja, Gorazda und westlich davon. Somit ist Ostbosnien bis zur Drina vom Gegner vollständig gesäubert. Bei dieser Aktion erbeuteten wir zwei Geschütze und eine große Menge Infanterie- und insbesondere Artillerie-Munition. Die Montenegriner haben sich von den Serben getrennt und ziehen sich südwestlich zurück.

Potiorek.

**4. November.**

Nachträglich wird amtlich gemeldet: Während der Kämpfe auf der Romanja Planina wurden insgesamt sieben Offiziere und 647 Mann gefangen, fünf Geschütze, drei Munitionswagen, zwei Maschinengewehre und viel Munition und Kriegsmaterial erbeutet. Den Montenegrinern wurden über tausend Stück Vieh abgenommen, das sie aus Bosnien mitnehmen wollten.

## Die Vernichtung der serbischen Timokdivision bei Mitrowiza

Die Elitetruppe des serbischen Heeres, die berühmte Timokdivision, erhielt den Auftrag, in der Nacht auf den 6. September über die Save auf Mitrowiza vorzuzusetzen, um damit den Krieg auf österreichisch-ungarisches Gebiet zu tragen. Dieser Befehl erfolgte offenbar in der Annahme, die österreichisch-ungarischen Armeen seien im Kampf gegen Rußland so stark beschäftigt, daß sie einem serbischen Vorstoß keinen ernstlichen Widerstand entgegenzusetzen vermöchten. In Serbien, wo schon mehrere Tage zuvor das Gerücht umging, Berlin sei in die Hände der Ententetruppen gefallen und der deutsche Kaiser habe Selbstmord verübt, führte man den Vormarsch auf Mitrowiza auf einen unmittelbaren russischen Auftrag zurück.

Die serbischen Truppen hatten schon in den Tagen vorher vom ungarischen Saveufer aus Lichtzeichen ihrer Spione erhalten, die meldeten, daß der Weg frei sei. Nur hatte diesmal das österreichisch-ungarische Kommando von der Abgabe dieser Zeichen genaue Kenntnis. Das Kommando verfügte, der Uebergang der Serben solle nirgends behindert werden. Erst nachdem die serbischen Vorhuten in Eisenpontonen, teilweise auch den Fluß durchwatend, das andere Ufer erreicht hatten, rückte ihre Hauptmacht über zwei improvisierte Brücken nach Mitrowiza und Ostruschniza vor. An der Spitze marschierte eine Regimentsmusik, denn man hatte sich auf Grund der Spionageberichte einen kampflosen Einmarsch vorgestellt.

Ein verwundeter österreichischer Offizier erzählt den Hergang der Schlacht folgendermaßen: „Seit der Räumung von Schabatz (vgl. I, S. 179) konnte man am serbischen Donauufer eine lebhafte Bewegung bemerken. Von überallher kamen Meldungen, daß serbische Artillerie die Dörfer längs des ungarischen Ufers beschiesse, und daß zwischen Tobschider und Obrenobatz stärkere feindliche Kräfte im Vormarsch begriffen seien. Die serbische Artillerie stellte sich gegenüber von Mitrowiza auf und begann dieses zu beschießen. Wir standen bei Ruma. Samstag, den 5. September, nachmittags, begann ein serbisches Geschützfeuer längs der Save auf unsere Stellungen. Wir antworteten nur schwach. Zwei Bataillone meines Regiments erhielten Samstag nacht den Befehl, längs der Save östlich vorzugehen. Wir stellten uns gegenüber Jarak auf.

Die ganze Nacht hindurch wurden zwischen den Vorposten Schüsse gewechselt. Wir erhielten den Befehl, nichts zu tun. Am anderen Morgen konnten wir eine starke Truppenbewegung am serbischen Ufer bemerken. Wir zogen uns zurück und ließen nur Wachen am Saveufer. Wir marschierten vier Kilometer nördlich und trafen dort drei andere Bataillone, mit denen wir uns vereinigten und unseren Flügel nach Norden ausdehnten. Dann hörten wir lebhaftes Gewehrfeuer. Später hörte ich, die Serben seien über den Fluß und wollen bei Jarak eine Brücke schlagen. Ich erhielt den Befehl, mit meinem Zug zur Save vorzudringen. Wir sahen die Save voll mit Booten, auf ihnen serbische Soldaten. Die serbische Artillerie deckte den Uebergang. Auf meine Meldung erhielt ich den Befehl, ruhig auf dem Platze zu bleiben.

Es kamen immer größere Massen herüber, die in geschlossenen Reihen nordöstlich marschierten. Ich sah dies anderthalb Stunden mit an. Am serbischen Ufer hatten die Serben mit dem Bau der Brücke begonnen und die Artillerie war marschbereit. Da schlugen zwei Granaten in die Masse am serbischen Ufer. Das Artilleriefeuer wurde sehr lebhaft und die serbische Artillerie flüchtete. Der Fluß war noch voll mit serbischen Booten und Soldaten; diese wurden der Reihe nach vernichtet. Die serbische Artillerie begann nun auch zu schießen. Auch bei Sofice begann ein Artilleriefeuer, doch wir

mußten noch immer auf demselben Platz warten. Es wurde dunkel, und um neun Uhr erhielten wir endlich Befehl, uns unserem Bataillon anzuschließen. Um halb zehn Uhr waren wir schon im Feuer. Eine in Unordnung geratene serbische Masse wälzte sich gegen uns. Wir beschossen sie von vorne, eine andere Gruppe von rechts. Unsere Maschinengewehre waren rasch in Tätigkeit, wir drängten die Serben rasch gegen die Save. Ich wurde hierbei verwundet, und auf dem Verbandsplatze erzählte man mir später, daß die Serben vollständig vernichtet wurden.“

Die bei Kuma im Halbkreis aufgestellte ungarische Division, die von Jarak und Sofice aus durch Artilleriefeuer unterstützt worden war, hatte die Serben also fast umzingelt und trieb sie schließlich mit Gewehrfeuer und Bajonettangriff in die Save. Eine fürchterliche Panik ergriff die vom langen Kampf ermattete Timokdivision, etwa 5000 Serben wurden gefangen, ebensoviele fielen oder ertranken bei der Flucht über die Save. Ein aus 1500 Mann bestehender abgesprengter Trupp wurde bald darauf bei Indjija (zwischen Save und Donau) teils getötet, teils gefangen. Die Timokdivision war aufgerieben.

Ueber die Gefangennahme der Serben schreibt ein österreichisch-ungarischer Mitkämpfer: „Die Serben ergaben sich keineswegs, wie es in manchen Berichten hieß, ohne weiteres. Von einem Schwanken der weißen Tücher haben wir nichts bemerkt. Es muß als alleiniges Verdienst unserer Truppen hingestellt werden, daß diese eifftündige Schlacht mit einem so schönen Erfolge der Unseren endete. Unsere Truppen haben vom Offizier angefangen bis zum letzten Mann einen Heldenmut und eine Ausdauer bewiesen, wie man es selten finden wird. Es war ein sehr schwerer Kampf und darum ist der Sieg ein neues Ehrenblatt in der ruhmreichen Geschichte unserer Armee. Die Serben haben sich in diesem Kampf sehr ehrenvoll benommen, und man würde ihnen unrecht tun, wollte man ihre Haltung in diesem Kampfe verurteilen.“

## Die weiteren Einbruchversuche der Serben

Der Sieg bei Mitrowiza ermöglichte es den mit Absicht zurückgezogenen österreichisch-ungarischen Truppen, auch die bei Klenak, bei Kupinowo-Obrenowak, bei Semlin und bei Pancsova eingefallenen serbischen Divisionen der Reihe nach anzugreifen und wieder über die Grenze zu jagen. Ueber den vollständigen Zusammenbruch der serbischen Aktion gegen Syrmien und den Banat teilt die „Südslawische Korrespondenz“ aus amtlicher Quelle folgende Einzelheiten mit:

„Kurz nach dem Einbruch der serbischen Timokdivision bei Mitrowiza, die im Raume Kuma-Jarak von unseren Truppen vernichtet wurde, drangen reguläre serbische Truppen und größere Banden von Komitatschis an mehreren Stellen gleichzeitig in Syrmien und in den Banat ein. Die Serben überschritten im Westen bei Obrenowak-Progor, Pravo-Novoselo-Kupinowo und Dresak-Grabovak die Save, um in Syrmien einzufallen. Hier drangen auch mehrere tausend Mann serbischer Truppen, die bisher bei Belgrad gestanden und nordwestlich abgeschwenkt waren, bei Ostruschniza über den Fluß. Die Gesamtzahl der in Syrmien eingefallenen serbischen Truppen wird mit über 15 000 Mann angegeben, die Irregulären eingerechnet.

Der Vormarsch der serbischen Truppen wurde im ersten Moment von unserem Aufklärungsdienst festgestellt. Man ließ aber die in Syrmien eingefallenen Serben, ebenso wie es mit der Timokdivision bei Mitrowiza geschehen war, unbehelligt einmarschieren und den Uebergang vollenden. Die serbischen Truppen hatten an zwei Stellen Brücken über die Save geschlagen, sonst aber den Fluß, der niederen Wasserstand zeigte, auf Plätten und Rähnen übersezt. Die serbischen Truppen, die leichtes Geschütz und Maschinengewehre mitführten und bei denen sich auch eine Regimentsmusik befand, ver-

einigten sich, im Anfang ungestört, um sich in zwei Abteilungen in der Richtung gegen Jndjija in Marsch zu setzen. Die Serben wurden in einer ähnlichen Situation wie bei Mitrowiza-Kuma von unseren Truppen gestellt. Es entwickelte sich ein Kampf, der auf der ganzen Linie mit großer Hartnäckigkeit geführt wurde.

Als unsere Truppen von Peterwardein anrückende Verstärkungen einsetzen konnten, nahm der Kampf einen raschen, für den Feind ungünstigen Verlauf; er erlitt besonders durch unsere Artillerie furchtbare Verluste. Ein Teil der Serben wurde von ihrer Rückzugslinie abgeschnitten. Alle Versuche, unsere Linien zu durchbrechen, scheiterten an der bewunderungswürdigen Haltung unserer Truppen, die mit Elan gegen den Feind vorgingen.

Die in Syrmien eingefallenen serbischen Truppen erlitten eine katastrophale Niederlage. Die Zahl der gefallenen Serben ist sehr groß und dürfte mit dreitausend Mann zu niedrig veranschlagt sein. Tausende wurden gefangen genommen.“

Von den Serben, die bei Belkoselo in der Nähe von Pancsova und ostwärts an einigen Stellen in den Banat eingefallen waren, ist kaum ein Bruchteil wieder auf serbischen Boden zurückgekehrt. Ueber die Kämpfe in dieser Gegend heißt es in einem anderen österreichisch-ungarischen Bericht: „Die im Raum von Belkoselo auf dem serbischen Ufer versammelten Serben, etwa eine halbe Division stark, eröffneten am 12. September die Beschießung gegen die offene Stadt Pancsova. Unsere Beobachtungstruppen zogen sich beim Beginn des Bombardements zurück, nachdem festgestellt worden war, daß die Serben den Uebergang über die Donau durchführen wollten. Nach einem kurzen martierten Widerstande ließen unsere Truppen die Serben den Uebergang vollziehen. Nachdem die Serben in Stärke von etwa 8000 Mann den Uebergang vollzogen hatten, rückte ein Teil von ihnen gegen Pancsova, während das Gros den Marsch in der Richtung auf Dalova fortsetzte. Hier wurden die Serben von unseren Truppen gestellt, nach kurzem Artilleriegefecht mit dem Bajonett angegriffen und geradezu über den Haufen gerannt; sie erlitten ungeheure Verluste. Unsere Truppen machten Scharen von Gefangenen und erbeuteten fast das ganze Artilleriematerial. Der Rest der Serben ging über die Donau zurück. Der Rückzug kostete Hunderten das Leben. Ein Monitor beschloß die Fliehenden und demontierte die serbischen Artilleriestellungen gegenüber Pancsova. Die in Pancsova eingedrungenen Serben konnten nur zum Teil ihren Rückzug bewerkstelligen. Die Mehrzahl fand den Tod.“

Auch Semlin, die Nachbarstadt Belgrads, war ein paar Tage in serbischen Händen, aber die Zeit war so kurz, daß die Serben nicht einmal dazu kamen, zu plündern oder sonst ernstlichen Schaden zu stiften. Alle Privathäuser blieben heil. In keine einzige Wohnung drangen sie ein und selbst in der Eile zurückgelassene Wertsachen blieben unberührt. Geplündert wurde nur ein Kolonialwarengeschäft, dessen Waren die Serben offenbar notwendig brauchten; ein Semliner Arzt mußte ihnen seinen Kraftwagen „leihen“.

Die Einwohner wußten schon am Tage vorher, daß die Serben einen Ausflug nach Semlin planten. Viele verließen infolgedessen die Stadt mit Sack und Pack. Der Uebergang der Serben erfolgte auf einer Pontonbrücke. Die österreichisch-ungarischen Monitore befanden sich in gedeckter Stellung und ließen die Serben zunächst ruhig gewähren, da es sich darum handelte, sie in möglichst großer Zahl in die Hand zu bekommen. Die Offiziere nahmen im „Hotel Central“ Quartier und forderten den Besitzer auf, sie gegen Barzahlung zu verköstigen. Die Mannschaft entfernte vor allem die Straßentafeln, um sie durch mitgebrachte serbische zu ersetzen. Zum Bürgermeister wurde ein serbischer Apotheker von Semlin ernannt, der auch die serbische Zeitung, die in aller Eile hergestellt wurde, in den Straßen verkaufte oder besser: zu verkaufen suchte; denn die serbischen Soldaten interessierten sich ebenso wenig dafür wie die Bürgerschaft

von Semlin. Als die Serben das Anrücken der Magyaren wahrnahmen, verließen sie Hals über Kopf die Stadt. Die Offiziere flüchteten zuerst über die Pontonbrücke, ohne sich um ihre Sachen im Hotel zu kümmern oder die hohe Zeche zu bezahlen. Während ihrer Flucht über die Pontonbrücke wurden die Serben von den österreichisch-ungarischen Monitoren unter Feuer genommen. Es war ein Blutbad, nicht viel geringer als die Vernichtung der Timokdivision bei Mitrowiza. Viele stürzten in die Fluten der Donau, da die Brücke einbrach. Wie viele dabei ertranken, läßt sich nicht sagen.

Der große Serbeneinfall war also kläglich gescheitert, und zwar um so kläglich, als er mit einem ungeheuren Aufwand von pomphaften Siegesmeldungen, die von der serbischen Presse in alle Welt hinausposaunt wurden, und anderen theatralischen Zeremonien gefeiert worden war. Prinz Georg von Serbien hatte sich in der kleinen sirmischen Gemeinde Dobanovici durch einen serbischen Popen feierlich zum König von Sirmien krönen lassen!

Wie von einem schweren Druck befreit, atmeten die Kroaten und Slabonen auf, als ihr Land wieder serbenfrei war. Am glücklichsten waren die deutschen Bauern Sirmiens, die größtenteils in das benachbarte Virovitizaer Komitat geflüchtet waren. Mancher freilich fand seine Heimstätte verwüstet vor. Die einwöchige Serbenherrschaft hat genügt, um den Bewohnern des südslawischen Teils der Habsburgischen Monarchie die Freude an großserbischer Propaganda gründlich zu vergällen.

## Der österreichisch-ungarische Vorstoß über Drina und Save

Am 8. September überschritten die Oesterreicher die Drina und drangen in die Matschbaebene zwischen Drina und Save ein. Der Einmarsch erfolgte an zwei Stellen: die eine Kolonne überschritt die Drina bei Zwornik (dicht an der Einmündung der Drina in die Save), die andere in der Gegend von Bjelina, wo es gleich zu Anfang zu heftigen Gefechten auf der Linie Lesniza—Losniza kam. Nach der Vernichtung der Timokdivision und der Vertreibung der übrigen serbischen Truppen aus Sirmien und dem Banat stießen die österreichisch-ungarischen Streitkräfte auch über die Save vor. Die bei Zwornik über die Drina eingedrungene Gruppe traf bei Krupanj auf heftigen Widerstand. Nach tagelangem erbittertem Ringen konnten am 23. September die Einnahme der Höhen von Krupanj und der Rückzug der Serben gemeldet werden. Auch die über die Save vorstoßenden österreichisch-ungarischen Kräfte hatten in diesen vierzehn Tagen erfolgreich operiert. Auf Befehl des Armeekommandos trat darauf eine kurze Operationspause ein.

Ein österreichisch-ungarischer Offizier, der den Einfall über die Drina bei der nördlich vorstoßenden Gruppe mitgemacht hat, erzählt folgende Einzelheiten: „Am Dienstag, 8. September, um 1/3 Uhr morgens, überschritten unsere Truppen, gedeckt von den dichten Nebeln in den Niederungen der Drina, den Fluß und nahmen nach heftigem und für den Gegner sehr verlustreichem Kampf den serbischen Einfallsort L. Nachdem wir in L. genächtigt hatten, wo es ein opulentes erstes Souper auf serbischem Boden gab, bei dem einige brennende Häuser, aus denen geschossen worden war, die Beleuchtung gaben, setzten unsere Abteilungen am nächsten Morgen den Vormarsch ins Innere Serbiens fort.

Bei schönem und nicht zu heißem Wetter marschierten wir zwei Tage, ohne zunächst auf stärkeren Widerstand zu stoßen. Da wir befürchten mußten, daß die Serben die Wege mit Flatterminen gesichert hätten, so ließen wir zwei Herden vortreiben; diese Vorsichtsmaßregel erwies sich aber als unnötig. Die Serben, die von uns bei L. geworfen worden waren, hatten sich bis zu einer südwestlich gelegenen Stellung zurück-

gezogen, um sich uns hier, gut verschanzt, entgegenzustellen, scheinbar in der Absicht, unsere Vereinigung mit unserer zweiten Gruppe, die über Krupanj operierte, zu verhindern.

Der serbische Plan mißlang vollständig. Unsere brillante Artillerie hatte es den Serben, wie immer, unmöglich gemacht, ihre Positionen längere Zeit zu behaupten. Als unsere braven Leute hierauf die Serben unter Eljen- und Ziviorufen mit den Bajonetten angriffen, flohen sie panikartig. Die Ortschaft, die die Serben als Stützpunkt benützt hatten, stand teilweise in Flammen, als wir dort gegen Abend einmarschierten.

Inzwischen hatte, wie wir später erfuhren, unsre zweite Gruppe bei Krupanj einen scharfen Kampf mit serbischen Truppen, die wie es heißt, von dem Prinzen Georg geführt worden waren. Auch dort wurden die Serben vollständig geschlagen und das fünfte serbische Infanterieregiment ganz aufgerieben. Man erzählt uns, daß man den Prinzen Georg beinahe gefangen genommen hätte, als die Unsrigen einen Sturm auf die feindlichen Positionen unternahmen und den Gegner in die Flucht trieben. Unterdessen haben wir mit unsrer zweiten Gruppe Fühlung genommen und setzten unsern Vormarsch unter täglichen kleinen Kämpfen fort. Bei den Unsrigen ist die Stimmung ausgezeichnet und die Begeisterung groß. Der Gesundheitszustand unsrer Truppen ist vortrefflich."

Von der Heftigkeit der Kämpfe, die sich unmittelbar an die hier geschilderten anschlossen, gibt die „Südslawische Korrespondenz“ ein passendes Bild. Es handelt sich um einen tagelangen Ansturm auf eine wichtige, von den Serben besetzt gehaltene Höhe, in denen sich das bosnisch-herzegowinische Infanteriebataillon 3/3 in hervorragender Weise auszeichnete. Die Kämpfe um diese Höhe, die von den österreichisch-ungarischen Soldaten später als „Totenschanze“ bezeichnet wurde, begannen in den ersten Morgenstunden des 16. September. „Die in der linken Flanke unserer vormarschierenden Truppen liegende Höhe,“ schreibt die „Südslawische Korrespondenz“, „war von serbischer Artillerie besetzt und mußte um jeden Preis genommen werden. Nach einem mörderischen Artilleriegefecht wurde gegen 11 Uhr vormittags zum Angriff angesetzt, worauf die Bosniaken unter den Rufen „Bis ans Messer!“ (na noz!) todesverachtend die Höhe stürmten. Es ging ein heftiger Regen nieder und dichter Nebel verhüllte die Aussicht. Die Bosniaken nahmen nach einem blutigen Ringen die „Totenschanze“ ein, die von Leichen bedeckt war. Die ganze Bedienungsmannschaft der beiden hier aufgestellten Geschütze und der kommandierende serbische Offizier waren gefallen. Die Serben versuchten in wiederholten Angriffen, die wichtige Stellung wieder zu nehmen, die von den Bosniaken schließlich mit den Bajonetten verteidigt wurde. Die Lage auf der eroberten Höhe war fürchterlich, da die hier gefallenen Serben seit Tagen unbeerdigt lagen. Am 20. mußte die Totenschanze neuerlich gestürmt werden, da der Feind durch seine Artillerie eine zeitweilige Räumung erzwungen hatte. Zwei Kompagnien bosnischer Truppen nahmen die Höhe, die nun endgültig in unserem Besitz blieb. Da es infolge der Geländeschwierigkeiten unmöglich war, die Geschütze zurückzubringen, wurden sie gesprengt. Die Serben hatten bei den Kämpfen um die Totenschanze furchtbare Verluste erlitten und räumten schließlich erschöpft den Kampfplatz.“

In den Kämpfen in der Macwa ist Prinz Georg von Serbien durch einen Schuß in den Rücken verwundet worden. Ferner ist Major Tankosic, einer der Anstifter des Serajewoer Attentats, gefallen. Major Tankosic, der früher Kommandant der Komitatschibanden war, befehligte auch in den Drinakämpfen eine größere Komitatschibande und wurde durch einen Schrapnellschuß getötet. Tankosic stand an der Spitze der „Narodna Odbrana“; in dem Ultimatum, das die österreichisch-ungarische Regierung an die Belgrader Regierung gerichtet hat, wurde bekanntlich die Bestrafung der Majors Tankosic verlangt (vgl. I, S. 6). Die serbische Regierung erklärte in ihrer Antwortnote (vgl. I, S. 10), sie habe Tankosic noch am Abend, an dem die österreichisch-ungarische Note übergeben worden sei, verhaften lassen.

## Der montenegrinisch-serbische Einfall im östlichen Bosnien

Der Ende August unternommene montenegrinische Vorstoß hatte durch die schwere Niederlage der Montenegriner bei *Bilek* (S. 81) ein rasches Ende gefunden. Die dritte österreichisch-ungarische Gebirgsbrigade unter Generalmajor *Pongracz* schlug den in starker Uebermacht befindlichen Feind, der von serbischen und russischen Offizieren geführt wurde, vollständig und zwang ihn zur Zurücklassung des schweren Geschützes und mehrerer Gebirgskanonen.

Während der Kämpfe in der *Matschwa* in der zweiten Hälfte des September hatten die Oesterreicher an der bosnischen Grenze nur wenige Gendarmen und die unumgänglich notwendige Sicherheitsbesatzung zurückgelassen. Diese Gelegenheit benutzten die Montenegriner, um mit zwei Brigaden und mehreren starken Bänden erneut in *Bosnien* einzufallen. Gleichzeitig gingen serbische Kräfte über *Wisegrad* vor. Das gemeinsame Ziel war *Serajewo*. Auf der *Romanja Planina*, den Höhen östlich von *Serajewo*, kam das montenegrinisch-serbische Vordringen zum Stillstand.

Ein authentischer Bericht, den die „Südslawische Korrespondenz“ veröffentlicht, schildert den Einbruch der Montenegriner und ihre Vertreibung folgendermaßen: „Die beiden montenegrinischen Brigaden, die zu den Elitetruppen der montenegrinischen Streitmacht zählen und daher für diese Expedition in Verwendung gekommen waren, drangen in der Richtung von *Foca* her nach *Bosnien* ein. Das Ueberschreiten der Grenze war dem in geschlossenen Massen vordringenden Feind nur dadurch möglich gewesen, daß an den Einfallstellen nur untergeordnete Kräfte des österreichisch-ungarischen Grenzschatzes standen. Bis zur Versammlung entsprechender starker Truppen von unserer Seite, die mit der Aufgabe betraut wurden, den Feind über die Grenze zurückzuwerfen, konnten die Montenegriner ein Stück weit ihren Vormarsch fortsetzen, wobei in einigen Dörfern, die sie passierten, von ihnen geplündert und alles, was ihnen irgend wertvoll erschien, mitgenommen wurde. Nach Versammlung unserer Kräfte wurde der Feind, der sich inzwischen an einer strategisch günstigen Höhenposition festgesetzt und verschanzt hatte, von den Unserigen angegriffen. Eine überaus wirkungsvolle Beschießung der feindlichen Positionen durch unsere Artillerie zwang die Montenegriner, ihre Stellungen nach und nach zu räumen.“

Ein Mitkämpfer erzählt: „Am 18. Oktober haben die Kämpfe mit den starken serbischen und montenegrinischen Truppen begonnen, die an diesem Tage etwa 30 Kilometer vor *Serajewo* standen. Wir nahmen die Offensive auf und sind dem vollständig geschlagenen Feinde, den wir vor uns hertreiben, ununterbrochen auf den Fersen.“

In den Tagen zuvor hatten wir unter der genialen Führung unseres Brigadiers Generalmajor v. *Pongracz* die Montenegriner in einem eintägigen Treffen auf das Haupt geschlagen und etwa zehn feindliche Bataillone zum Rückzuge gezwungen, der mehr einer Flucht glich; hierauf richtete sich unser Angriff gegen eine weiter rückwärts stehende serbische Division, mit der sich die geschlagenen Montenegriner hatten vereinigen können. Der Feind wurde überlegen geschlagen und die nach Süden führende Straße gesäubert.

Nach einigen Tagen der Ruhe wurde der Angriff gegen die Hauptstreitkräfte der Serben und Montenegriner befohlen, die östlich von *Serajewo* standen. Am 18. Oktober begannen diese großen Kämpfe. An dem genannten Tage griffen wir die Feinde auf den Höhen der *Romanja Planina* an. Am nächsten Tage war der Feind im Rückzuge. Wir verfolgten den Feind rücksichtslos und zwangen ihn am 21. zu einem Treffen, das

wohl das bedeutendste in diesem Feldzugsabschnitte war. Die österreichisch-ungarischen Truppen, die unter den schlechten Terrainverhältnissen und unter der Ungunst des Wetters zu leiden hatten, leisteten gleichwohl Hervorragendes. Es hatte bis zum Tage dieses Treffens drei Tage und Nächte geregnet, ohne daß auch nur eine Stunde Pause eingetreten wäre. Wir waren bis auf die Haut durchnäßt, und da uns der Train zwei Tage lang nicht erreichen konnte, nicht übermäßig gesättigt. Daß alle diese Umstände den Offensivgeist unserer Truppen nicht lähmen konnten, bewies der 21. Oktober. In den Abendstunden des vorhergehenden Tages hatten wir schon mit dem Feind Fühlung genommen. In den ersten Frühstunden begann dann der Kampf, der heiß und erbittert war. Bei strömendem Regen drangen wir unaufhaltsam die steilen und bewaldeten Höhen hinan, weder Artilleriefener noch Infanteriegeschosse hielten uns auf. Mit den Bajonetten wurden die Höhen nach der Reihe genommen, von denen die niedrigste über 1000 Meter hoch war. Spät nachts war der Feind geschlagen und zog sich unter dem Schutze seiner Nachhut zurück. Die Verluste des Feindes waren enorm, aber auch wir hatten den Tod manches Kameraden zu beklagen. Gefangene, eroberte Geschütze, Verwundete, alles wirr durcheinander. Wir ruhen nach der Schlacht und ich schreibe diesen Bericht.“

Das war die Schlacht bei Rogatica. Wie sich nachträglich herausstellte, waren auf montenegrinischer Seite auch Franzosen gefallen, die offenbar dem französischen Skutarietachment angehört hatten.

Bosnien war vom Feinde frei. Ein Beweis, wie sehr die Stadt Serajewo bereits bedroht war, ist das Dankstelegramm, das sie nach der Vertreibung der Serben und Montenegriner an den österreichisch-ungarischen Armeekommandanten, Feldzeugmeister Potiorek, sandte: „Im Namen der Landeshauptstadt Serajewo und ihrer gesamten Einwohnerschaft danken wir Eurer Excellenz tiefergebenst für die mit Energie und Berechnung durchgeführte Aktion, durch welche die Landeshauptstadt für immer von einer möglichen feindlichen Invasion befreit worden ist. Wir beglückwünschen Euer Excellenz zu dem glänzenden Erfolg der Armee, welche der weisen und heldenmütigen Leitung Eurer Excellenz anvertraut ist. Wir sind fest überzeugt, daß Euer Excellenz unsere tapferen Truppen von Sieg zu Sieg führen und sich hiedurch in der Geschichte der Monarchie verewigen werden.“

## Die Kämpfe um Cattaro

Die gelegentlichen Demonstrationen der französischen Mittelmeerflotte vor Cattaro\*) — von sorgfältig vorbereiteten Angriffen kann wohl nicht die Rede sein — haben lediglich den Zweck, die vom Dorceen her auf der Landseite operierenden Montenegriner zu unterstützen. Aus diesem Grunde müssen sie im Zusammenhang mit den Festlandsaktionen betrachtet werden.

Der geringe Erfolg der französischen Kanonaden gegen die Forts von Cattaro und der anderen „Besuche“ an der dalmatinischen Küste (z. B. vor Ragusa) ist aus den amtlichen Berichten bekannt (vgl. S. 81 ff.). Wie wenig ernst diese Manöver in der österreichisch-

\*) Den westlichen Eingang des Meerbusens von Cattaro beherrschen drei österreichische Forts — eines auf einer Klippe im Eingang —, die in den Kampf um die Bocche di Cattaro wirksam eingegriffen haben, und drei Batterien; weiterhin wird das Fahrwasser durch das Fort Spagnuola bei Castelnovo nördlich bestrichen. Cattaro selbst wird durch eine Enceinte und das 260 Meter über der Stadt landeinwärts gelegene Fort S. Giovanni sowie mehrere Felsbefestigungen gesichert. Den Verkehr zwischen Cattaro und Cetinje vermittelt in Friedenszeiten eine Fahrstraße. Cattaro bildete schon 1869 und 1881/82 in den Aufständen in Dalmatien und der Krisovsije den Hauptstützpunkt der Oesterreicher. Die Bucht von Cattaro selbst besitzt eine Reihe vorzüglicher Häfen.

ungarischen Marine genommen werden, zeigt folgender Brief über die Beschießung von Cattaro am 1. September, den ein Seekabett auf einem österreichischen Torpedoboot geschrieben hat: „Der 1. September brachte eine sehr interessante Abwechslung. In der Frühe wurde die französische Flotte in Sicht gemeldet. Da wir Bereitschaft hielten, bekamen wir den Befehl, vor der Einfahrt zu kreuzen und auf Unterseeboote acht zu geben. Um acht Uhr früh waren einige feindliche Kreuzer zu sehen und weit seewärts zeigten sich starke Rauchwolken, — die feindliche Flotte. Gegen neun Uhr konnte man die einzelnen Schiffe ganz gut unterscheiden, es waren 17 Schiffe, darunter zwei Dreadnoughts („Jean Bart“ und „Courbet“); kurz nach neun Uhr eröffneten sie das Feuer aus ihren schwersten Geschützen. Die Granaten schlugen einige hundert Meter von uns ein. Den Anblick der 30—40 Meter hohen, von den einschlagenden Granaten aufgeweiteten Wasserfäulen werde ich nie vergessen. Nach einer halben Stunde stellten die Franzosen das Feuer ein und verschwanden wieder seewärts. Wir waren sehr enttäuscht darüber, denn wir hofften, daß es endlich wirklich losgehe. Die Franzosen haben nur ihre Visitenkarte abgegeben. Das Fort, auf das sie schossen, ist gänzlich unbeschädigt geblieben, demoliert wurde nur die Offiziersbarade; dabei wurden zwei Artilleristen verletzt. Das Lustigste kam aber erst jetzt. Als wir nach der Schießerei ausfuhren, um uns nach den Verwüstungen zu erkundigen, bemerkten wir auf der Oberfläche des Wassers eine Menge toter und betäubter Fische (infolge der ins Wasser einschlagenden Geschosse); wir fischten etwa 80 Fische heraus, darunter prachtvolle Exemplare, so daß die Bootsbemannungen ein tadelloses Nachtessen hatten. Mein Kommandant und ich aßen einen anderthalb Kilogramm schweren Fisch und waren den Franzosen herzlich dankbar für das gute Essen und die nette Unterhaltung.“

Bei Nacht zog sich das französische Geschwader (im ganzen 40 Einheiten, dabei ein paar englische Torpedoboote) stets auf die hohe See zurück, offenbar aus Furcht vor einem Angriff österreichisch-ungarischer Unterseeboote. Infolgedessen vermochte die österreichisch-ungarische Flotte gelegentlich erfolgreiche Streifzüge vor Antivari zu unternehmen.

Anfang Oktober landeten die Franzosen in Antivari vier 155 mm-Geschütze und 400 Tonnen Munition, die auf die Feste Traste in der Nähe des Lovcenberges geschafft wurden. Ueber die Kämpfe in diesen Tagen berichtet die „Südslawische Korrespondenz“: „Am 10. Oktober vormittags wurden die montenegrinischen Artilleriestellungen auf dem Lovcen wirkungsvoll durch ein österreichisch-ungarisches Flugzeug, das ein Maschinengewehr und Bomben mit sich führte, bei gleichzeitigem Eingreifen der in der Bucht von Cattaro liegenden Kriegsschiffe angegriffen. Die feindliche Artillerie hatte in der letzten Zeit das Bombardement gegen die Hafenanlagen von Cattaro fortgesetzt, ohne größere Wirkungen als bei den früheren Beschießungen zu erzielen, trotzdem französische Artilleristen die montenegrinischen Bedienungsmannschaften der Geschütze auf dem Lovcen abgelöst hatten. Auch die französischen Artilleristen schossen nicht besser als ihre Vorgänger.

Unser Flugzeug begann die montenegrinischen Positionen aus einem Maschinengewehr zu beschießen. Der Flieger ließ hierauf mehrere Bomben in die Stellungen der Montenegriner fallen, die den Aeroplan vergeblich beschossen. Gleichzeitig nahm die schwere Schiffsartillerie den Lovcen unter heftiges Feuer. Wie es schien, übte das Bombardement in den feindlichen Stellungen starke Wirkung. Die Erfundigung des Flugzeuges, das mit besonderer Bravour operierte, hatte vollen Erfolg.

Am 18. Oktober erschien kurz nach zwei Uhr morgens eine österreichisch-ungarische Flottille, bestehend aus Torpedopooten und Unterseebooten, überraschend vor Antivari, wo am Tage vorher ein französischer Dampfer Artilleriematerial, Aeroplane und Proviant für Montenegro ausgeladen hatte, die noch im Hafen lagerten. Die Flottille war von einem Hydroplan begleitet, der über den Hafenanlagen von Antivari seine Kreise zog

und zwei Bomben sowie einen größeren Zündkörper abwarf. Die Torpedoboote eröffneten ein heftiges Feuer auf die Hafenanlagen unter dem Lichte der Scheinwerfer. Mehrere Lagerstuppen wurden in Brand geschossen und die erneute Radiostation zerstört. Der Ueberfall auf den Hafen war vollständig gelungen. Als die französische Flotte andampfte, fuhren unsere Schiffe bereits außer Schußweite im Schutze der Küstenforts.“

In Cetinje herrscht nach italienischen Meldungen große Verstimmung über den ungenügenden Schutz von Antivari durch die französische Flotte. Die österreichischen Bombardements, die zwar nur Materialschaden verursacht hätten, machten einen peinlichen moralischen Eindruck. Auch erscheine täglich ein österreichisches Wasserflugzeug, das Bomben auf die Vorratsmagazine der französischen Flotte werfe. Endlich befänden sich die auf dem Berg Lovcen postierten französischen Kanoniere in einer traurigen Verfassung, da sie die große Kälte nicht vertragen. Deshalb seien auf dem Berge besondere Schutzhäuser für die Franzosen gebaut worden. Statt daß die Verbündeten die österreichische Küste blockierten, blockieren umgekehrt die Oesterreicher die Küste Montenegros.

## Serbische und montenegrinische Kriegführung

Ueber die serbische Kampfweise berichtet ein Mitkämpfer: „Die Serben kämpfen mit unglaublicher Bitterkeit. Und wie bedürfnislos ist der serbische Soldat! Pro Mann und Tag eine Zwiebel, für vier Tage ein Brot, ziehen sie in ihren olivgrünen Joppen in den Kampf, und ohne Reserven dringen sie weiter von Schützengraben zu Schützengraben. Ihre Deckungen sind tief und steil, reichen bis zum Hals, und sind nur mit einer kleinen Ausschußöffnung versehen; selbst der Kopf ist durch aufgeschüttetes Erdreich und durch Kukuruzpflanzen verdeckt. Die serbische Artillerie schießt mit Granaten gut, mit Schrapnells minder. Das Gewehrfeuer ist meist zu hoch, da die serbischen Schützen aus Vorsicht, den Kopf zu weit über die Deckung zu erheben, nicht genau zielen. Doch so mutig die Serben in den Deckungen sind, so rasch werfen sie Munition, Gewehre und alles, was sie an Waffen bei sich haben, weg und ergreifen die Flucht, wenn unsere Soldaten im Sturmangriff vorgehen. Da die Serben keine Reserven haben, gehen sie, wenn ihre Position in den betreffenden Schützenbedeckungen nicht mehr haltbar ist, in die rückwärtigen Deckungen. Sie legen diese Deckungen und Gräben des Nachts derart an, daß sie hintereinander in Abständen von 50 bis 60 Schritten angeordnet sind.

Das hervorstechendste Kennzeichen des serbischen Soldaten ist seine Verschlagenheit im Ersinnen von Kriegslisten. „Ein eigenes Kapitel,“ fährt derselbe Bericht fort, „ist die Gefechtstaktik der Serben. Von der vollkommenen Unsichtbarkeit der Schwarmlinien abgesehen, bedienen sie sich der verschiedensten Kniffe. Zum Beispiel kommandieren sie sehr oft deutsch und rufen sich deutsch an. Oder es kommen ganze Bataillone mit einer weißen Fahne, und es hat den Anschein, als ob sie sich ergeben wollten, da plötzlich kracht eine Salve. Sehr oft kam es vor, daß die serbischen Soldaten ihre Tornister auf den Boden legten, während sie selbst in den Baumkronen saßen. Doch gaben sie diese Kampfesart bald auf, weil sie durch allzu steiles Schießen noch weniger trafen.“ Ein anderer erzählt: „Daß die Serben unsere Soldaten mit unseren Kommandorufen irreführen wollen, daß sie unsere Signale übernommen haben und sich uns in der Uniform unserer Gefallenen nähern, ist schon bekannt. Nun haben wir auch die Erfahrung gemacht, daß sie in einer vor ihren Schützengräben auf 200 bis 300 Schritt nur markierten Deckung ihre Rappen niederlegen, während sie auf uns aus den hinter diesen liegenden tief eingegrabenen Stellungen feuern.

Jetzt, da die Kriegsbegeisterung der Serben nachzulassen beginnt, ergreifen die Offiziere folgendes Mittel, um ihre Soldaten auf russische Art zur Ausdauer anzu-

spornen: Sie graben drei gedeckte Linien in einer Entfernung von 50—100 Schritt. In der ersten liegt die Mannschaft, in der zweiten liegen die Unteroffiziere, während sich in der dritten die Offiziere postieren. Wenn nun in der ersten Linie die Lage infolge des Vordringens unserer Truppen kritisch zu werden beginnt und in den Reihen der Mannschaft Zeichen des Rückzuges kenntlich werden, beginnen die Unteroffiziere das Feuer auf ihre eigenen Leute, um sie derart zu weiterem Ausharren zu zwingen. Der schlaue serbische Soldat vereitelt aber auch in diesem Falle den Plan seiner Vorgesetzten. Sieht er die Aussichtslosigkeit eines weiteren Kampfes, so stellt er das Feuer auf unsere Mannschaft ein, legt sich platt in den Schützengraben und ergibt sich, sowie unsere Truppen die Gräben nehmen.“

Diese Erfahrung ist wohl dahin zu ergänzen, daß es fast ausschließlich neuserbische Regimenter sind, die von ihren Offizieren mit der Waffe vorwärts getrieben werden müssen. Ueberhaupt sind die Allgemeinurteile über die serbische Armee mit Kritik aufzunehmen; während z. B. über Grausamkeiten der serbischen Komitatschis zahllose Berichte von Augenzeugen vorliegen, sind Zeugnisse über Ausschreitungen regulärer serbischer Truppen nur ganz vereinzelt, jedenfalls nicht häufiger als bei einem anderen feindlichen Heere. Dancers Armeezeitung, ein ausschließlich von österreichisch-ungarischen Offizieren redigiertes Organ, schreibt: „In welchem Tone wird von der serbischen Armee gesprochen! Schon seit Wochen sind die Serben demoralisiert, die serbische Artillerie meutert. Serbien hat keine Nahrungsmittel und keine Munition, serbische Mannschaften schätzen sich glücklich, wenn sie in unsere Gefangenschaft fallen, im Innern herrscht Revolution. Und während unsere Blätter also phantasierend, stehen soundsovieler Korps Tag und Nacht in heißem Kampf den serbischen Linien gegenüber, ringen wir heldenmütig mit einem Gegner, der an Schneid und unerbittlicher Energie kaum zu überbieten ist, fließen Ströme von edelstem Blut um jeden Fußbreit Landes.“

Um auch nach der montenegrinischen Seite Licht und Schatten gerecht zu verteilen, seien zwei authentische Zeugnisse nebeneinandergestellt:

1. Die österreichisch-ungarische Regierung hat den Regierungen Deutschlands und der neutralen Staaten folgende Verbalnote zukommen lassen: „Die Sanitätsambulanzen der 14. österreichisch-ungarischen Gebirgsbrigade wurden, so oft sie in Tätigkeit traten, von den Montenegrinern beschossen. Obgleich die Ambulanzen die Fahne mit dem Genfer Kreuz auf hohen Stangen angebracht hatten, beschossen die Montenegriner die Verbandplätze, und zwar am 13. August den am Bissac und am 18. August den in Cerovopolje in Montenegro mit Schrapnells und am 2. September den Verbandplatz in Grahovo in Montenegro mit Infanteriegeschossen. In Cerovopolje wurde die Errichtung des Verbandplatzes gänzlich verhindert, da die montenegrinische Artillerie, sofort nachdem das Rote Kreuz aufgepflanzt war, ihr Feuer darauf richtete. Die österreichisch-ungarische Regierung erhebt in aller Form Protest gegen diese Verletzung der Genfer Konvention.“

2. Ueber den Untergang der „Zenta“ (vgl. I, S. 165) berichten Augenzeugen: „Die Franzosen setzten nicht ein Boot aus, um die zwischen den Trümmern ihres Schiffes im Wasser um ihr Leben ringenden glorreich Besiegten zu retten. Ganz anders handelten die Montenegriner. Kaum war die „Zenta“ gesunken, als sich alles in die am Ufer liegenden Boote stürzte und im Wettstreit nach der Unglücksstelle fuhr, um zu retten, was irgendwie zu retten war. 170 Mann, 13 Stabspersonen, der Kommandant konnten auf diese Weise gerettet werden. Unter ihnen befanden sich angeblich 50 Verwundete. Sie alle verdanken ihr Leben der Hilfsbereitschaft armer montenegrinischer Fischer, die in diesem Fall gegen den Feind mehr Herz bewiesen als die Angehörigen der „großen Nation.“ Die Geretteten wurden als Kriegsgefangene ins Innere Montenegros gebracht und dort interniert.

# Serbiens innere Lage

## Hof und Regierung

### 17. September.

Ministerpräsident Pasitsch berief die Führer aller parlamentarischen Parteien zu einer Beratung. Er forderte die Parteiführer auf, die bisher vergeblich angestrebte Bildung eines großen Koalitionskabinetts zu ermöglichen. Die Konferenz verlief ergebnislos, da einzelne Führer erklärten, erst mit ihren Parteiaussschüssen beraten zu müssen. Die Versuche Pasitschs, das Kabinett durch Aufnahme von Parlamentariern aller größeren Gruppen zu stärken, dürften erfolglos bleiben, da auf keiner Seite Neigung besteht, dem Kabinett Pasitsch die Verantwortung abzunehmen. Namentlich die Fortschrittspartei sieht ein, daß ein vollständiges Debâcle der österreichfeindlichen Politik der Dynastie und Pasitschs hereingebrochen ist. Diese Ansicht wird auch im Lager der Sozialdemokraten und von vielen Jungradikalen geteilt.

Es verlautet, der Hof und die Regierung bereiten wegen der in Nisch herrschenden Cholera ihre Uebersiedlung nach Uesküb vor.

### 18. September.

Der serbische Metropolit Michael ist in Petersburg eingetroffen und wurde vom Zaren in Audienz empfangen, dem er ein Handschreiben des Königs Peter überreichte. Wie aus guter Quelle verlautet, hat er die Mission, die russische Regierung im Hinweis auf die Lage Serbiens und die Stimmung seiner Bevölkerung zu einer ausgiebigeren Hilfsaktion zu veranlassen, da die bisherige Hilfe ungenügend erscheine.

### Ende Oktober.

Ein in Nisch beglaubigter Gesandter einer Großmacht erzählt: König Peter lebt als schwerkranker Mann in Topola, einem drei Stunden von Belgrad entfernten Kloster, das im Vorjahre fertiggestellt wurde, um als Erbbegräbnis für die Dynastie Kara-georgewitsch zu dienen. Der König hat gänzlich aufgehört, an den Regierungshandlungen Anteil zu nehmen. In Nisch befindet sich auch Prinz Georg, der von seiner ziemlich schweren Verwundung hergestellt ist, doch lehnt die Armeeführung es wegen seines schwierigen Charakters ab, ihm wieder ein Kommando anzuvertrauen. Zahlreiche russische Offiziere und Politiker sind in Nisch. Die offiziellen Politiker bieten alles zur Herbeiführung einer Verständigung Serbiens mit Bulgarien in der mazedonischen Frage auf.

## Die Beschaffung der Kriegsmittel

Auf sich allein gestellt, wäre Serbien unter der Last der Kriegskosten längst zusammengebrochen. Silber- und Nickelgeld sind fast aus dem Verkehr verschwunden; soweit es noch vorhanden ist, wird ein unerhörter Wucher damit getrieben, dem die Regierung machtlos gegenübersteht. Dank dem tatkräftigen Eingreifen der Verbündeten ist aber die Widerstandskraft Serbiens bei weitem noch nicht gebrochen. Die serbische Armee erhält fortgesetzt Waffen und Munition, sowie beträchtliche Geldunterstützungen aus Frankreich und Rußland. Die französischen Sendungen gehen über Saloniki, während man die russischen über die Sulina-Mündung nach der serbischen Donaueftung Kladowo leitet. Griechenland liefert den serbischen Truppen Lebensmittel über Saloniki. Wenn sich diese Sendungen auch auf wenige Wagen täglich beschränken, so bedeuten sie bei der völligen Erschöpfung der serbischen Volkswirtschaft doch eine bedeutende Hilfe.

Ende September soll diese Unterstützung allerdings eine vorübergehende Unterbrechung erfahren haben, und zwar aus acht „serbischen“ Gründen. Die serbische Heeresver-

pflegungskommission hatte ein lohnendes Nebengeschäft betrieben, indem sie sich mit serbischen Kaufleuten in Verbindung setzte und für diese eine Anzahl Waren mit der Angabe verlor, auch diese Sendungen seien für die serbische Regierung bestimmt. Die griechischen Behörden kamen nachträglich auf diesen Schwindel und untersagten bis auf weiteres die Lebensmittelausfuhr nach Serbien, da überdies das serbische Konsulat in Saloniki nicht in der Lage gewesen sein soll, eine Bestätigung zu geben, daß alle für Serbien zur Verladung bereit stehenden Sendungen für die serbische Regierung bestimmt seien.

Am schwersten macht sich der *Arztemangel* geltend, dem selbst die Verbündeten bis jetzt nicht abzuhelpen wußten, auch fehlt es an *Verbandszeug* und *Arzneimitteln*. Infolge dieser Mißstände soll die Cholera im Heer fürchterlich um sich gegriffen haben und täglich neue Opfer fordern.

### Die Presse

In einem Teil der serbischen Presse macht sich eine starke antirussische Bewegung geltend, der die Regierung nicht entgegenzutreten wagt. Im „*Ergovinski Glosnik*“, der früher in Belgrad erschien und jetzt in Nisch ausgegeben wird, veröffentlicht der Belgrader Universitätsprofessor Andrejevic einen Artikel, in dem es unter anderem heißt: „Die Dämmerung beginnt, die Stunde der Ernüchterung naht. Die russische Politik, die Serbien in diese verzweifelte Situation gekehrt und uns durch ihre Zweideutigkeit in unseren unsinnigen Aspirationen gegen die österreichisch-ungarische Nachbarmonarchie bestärkte, ist heute völlig bankrott. Hand aufs Herz! Kann es jemanden in unserem Lande geben, der wirklich daran glaubt, daß Rußland uns die Freiheit bringen will, wenn im russischen Reiche selbst die Völker unter der Knute zusammenbrechen und viele Tausende in Sibirien schuldlos verenden? Heute sieht wohl jeder Serbe ein, daß wir eine Wahnsinnstat begangen haben, als wir uns dem alles unterjochenden Zarismus in die Arme geworfen.“

### Die Aufstandsbewegung in Neuserbien

Die brutale Behandlung der bulgarischen und muselmanischen Bevölkerung in den im letzten Balkankrieg erworbenen Gebieten hat die serbische Herrschaft dort so verhaßt gemacht, daß schon in Friedenszeiten ernstlich mit der Gefahr eines Aufstands gerechnet wurde. Der Krieg hat das unter der Asche glimmende Feuer entfacht, was umso weniger wunder nehmen kann, als die bulgarischen Bewohner mit Gewalt zum Kriegsdienst ausgehoben und in die vordersten Schlachtreihen gestellt wurden. Die vielen serbischen Ueberläufer sind überwiegend bulgarischer Herkunft und stammen fast alle aus den annectierten Gebieten.

Es ist schon zu zahlreichen blutigen Zusammenstößen zwischen bulgarischen *Aufständischen* und serbischen Gendarmen und Truppen gekommen. Die Aufständischen sprengten die Eisenbahnbrücke bei Gemgheli, so daß die wichtige Strecke *Nesküb—Saloniki* gesperrt wurde. Zu ernsteren Kämpfen kam es Anfang Oktober bei *Zstip*. Der bulgarische Ministerpräsident *Radoslawow* hat zwar seitens seiner Regierung jede Verantwortung für diese Vorfälle abgelehnt, doch ist die diplomatische Verhandlung hierüber und über das rücksichtslose Vorgehen der serbischen Behörden noch nicht abgeschlossen. Auch *albanische Banden* diesseits und jenseits der serbischen Grenze unternahmen Angriffe auf serbische Städte.

Schwer haben auch die *deutschen Landwirte* in Neuserbien zu leiden, die seit Jahren auf dem ehemals türkischen Gebiet angesiedelt sind und dort kleine Musterwirtschaften errichtet hatten. Sie wurden in brutalster Weise von Haus und Hof gejagt und nach allerlei *Schikanen* über Saloniki abgehoben.

# Die Entwicklung der Schlachtlinie im Westen bis zum Kanal

## Gesamtüberblick über die Kämpfe

Nach den Generalstabsmeldungen

### 10. September.

Die östlich von Paris in der Verfolgung an und über die Marne vorgegangenen Heeressteile sind aus Paris und zwischen Meaux und Montmirail von überlegenen Kräften angegriffen worden. Sie haben in schweren zweitägigen Kämpfen den Gegner aufgehalten und selbst Fortschritte gemacht. Als der Anmarsch neuer starker feindlicher Kolonnen gemeldet wurde, ist ihr Flügel zurückgenommen worden. Der Feind folgte an keiner Stelle. Als Siegesbeute dieser Kämpfe sind bisher 50 Geschütze und einige Tausend Gefangene gemeldet\*).

Der deutsche Kronprinz hat mit seiner Armee die befestigte feindliche Stellung südwestlich von Verdun genommen. Teile der Armee greifen die südlich von Verdun liegenden Sperrforts an. Die Forts werden seit gestern durch schwere Artillerie beschossen.

### 13. September.

Ein Ausfall aus Antwerpen, den drei belgische Divisionen unternahmen, ist zurückgeworfen worden.

### 14. September.

Am rechten Heeresflügel finden schwere, bisher unentschiedene Kämpfe statt. Ein von den Franzosen versuchter Durchbruch wurde siegreich zurückgeschlagen.

### 15. September.

Der auf dem rechten Flügel des Westheeres seit zwei Tagen stattfindende Kampf dehnte sich heute auf die nach Osten anschließenden Armeen bis an Verdun heran aus. An einigen Stellen des ausgedehnten Kampffeldes sind bisher Teilerfolge der deutschen Waffen zu verzeichnen. Im übrigen steht die Schlacht noch.

### 16. September.

Die Lage auf dem westlichen Kriegsschauplatz ist unverändert. An einzelnen Stellen der Schlachtfront sind Angriffe französischer Truppen in der Nacht vom 15. auf den 16. September zurückgewiesen worden. Einzelne deutsche Gegenangriffe waren erfolgreich.

### 17. September.

Das französische 13. und 4. Armeekorps und Teile einer weiteren Division sind südlich von Royon entscheidend zurückgeschlagen worden und haben mehrere Batterien verloren.

Feindliche Angriffe gegen verschiedene Stellen der Schlachtfront sind blutig zusammengebrochen. Ebenso ist ein Vorgehen französischer Alpenjäger am Vogesenkamm im Breuschtal zurückgewiesen worden.

Bei Erstürmung des Château Brimont bei Reims sind 2500 Gefangene gemacht worden. Auch sonst wurden in offener Feldschlacht Gefangene und Geschütze erbeutet, deren Zahl noch nicht zu übersehen ist.

\*) Dieses Telegramm ist im Pariser „Temps“ in folgender Verfälschung wiedergegeben:  
„Le 10 septembre, l'armée allemande, qui avait franchi la Marne, a été vigoureusement attaquée par les troupes franco-anglaises dans la région Paris-Meaux-Montmirail. La bataille a duré deux jours. L'armée allemande était parvenue à repousser ses adversaires et accentuait son action offensive, lorsque des colonnes ennemies de renforts sont intervenues, nous forçant à reculer et à abandonner une cinquantaine de canons. Les troupes alliées ont fait plusieurs milliers de prisonniers.“

**17. September.**

In der Schlacht zwischen D i s e u n d M a a s ist eine endgültige Entscheidung immer noch nicht gefallen, aber gewisse Anzeichen deuten doch darauf hin, daß die Widerstandskraft des Gegners zu erlahmen beginnt. Ein mit großer Bravour unternommener französischer Durchbruchversuch auf dem äußersten rechten deutschen Flügel brach, ohne besondere Anstrengung unserer Truppen, schließlich in sich selbst zusammen. Die Mitte der deutschen Armee gewinnt langsam aber sicher Boden. Auf dem rechten Maasufer versuchte Ausfälle aus Verdun wurden mit Leichtigkeit zurückgewiesen.

**19. September.**

Die Lage im Westen ist im allgemeinen unverändert. Auf der ganzen Schlachtfront ist das englisch-französische Heer in die Verteidigung gedrängt worden. Der Angriff gegen die starken, zum Teil in mehreren Linien hintereinander befestigten Stellungen kann nur langsam vorwärts gehen. Die Durchführung des Angriffs gegen die Sperrfortslinie südlich von Verdun ist vorbereitet. Im Elsaß stehen unsere Truppen längs der Grenze den französischen Kräften dicht gegenüber.

**20. September.**

Im Angriff gegen das französisch-englische Heer sind an einzelnen Stellen Fortschritte gemacht worden. Reims liegt in der Kampffront der Franzosen. Gezwungen, ihr Feuer zu erwidern, beklagen wir, daß die Stadt dadurch Schaden nimmt. Es ist Anweisung zur möglichsten Schonung der Kathedrale gegeben.

In den mittleren Vogesen sind Angriffe französischer Truppen am Donon bei Senones und bei Saales abgewiesen worden.

**21. September.**

Bei den Kämpfen um Reims wurden die festungsartigen Höhen von Craonelle erobert und im Vorgehen gegen das brennende Reims der Ort Betheny genommen.

Der Angriff gegen die Sperrfortslinie südlich von Verdun überschritt siegreich den Ostrand der vorgelagerten, vom 8. Armeekorps verteidigten Côte Lorraine. Ein Ausfall aus der Nordostfront von Verdun wurde zurückgewiesen.

Nördlich von Toul wurden die französischen Truppen im Bivak durch Artilleriefeuer überrascht.

**22. September.**

Die französische Regierung hat behauptet, daß die Beschädigung der Kathedrale von Reims keine militärische Notwendigkeit gewesen sei.

Demgegenüber sei folgendes festgestellt: Nachdem die Franzosen die Stadt Reims durch starke Verschanzungen zum Hauptstützpunkt ihrer Verteidigung gemacht hatten, zwangen sie selbst uns zum Angriff auf die Stadt mit allen zur Durchführung nötigen Mitteln. Die Kathedrale sollte auf Anordnung des deutschen Armeekommandos geschont werden, solange der Feind sie nicht zu seinen Gunsten ausnutzte. Seit dem 20. September wurde auf der Kathedrale die weiße Fahne gezeigt und von uns geachtet. Trotzdem konnten wir auf dem Turm einen Beobachtungsposten feststellen, der die gute Wirkung der feindlichen Artillerie gegen unsere angreifende Infanterie erklärte. Es war nötig, ihn zu beseitigen. Dies geschah durch Schrapnellfeuer der Feldartillerie; das Feuer schwerer Artillerie wurde auch jetzt noch nicht gestattet und das Feuer eingestellt, nachdem der Posten beseitigt war.

Wie wir beobachten können, stehen Türme und Aeußeres der Kathedrale unzerstört. Der Dachstuhl ist in Flammen aufgegangen. Die angreifenden Truppen sind also nur soweit gegangen, wie sie unbedingt gehen mußten. Die Verantwortung trägt der Feind, der ein ehrwürdiges Bauwerk unter dem Schutz der weißen Fahne zu mißbrauchen versucht hat.



Phot. Hänse Herrmann, Berlin  
 Generalleutnant v. Stein  
 bis 16. Sept. 1914 Generalquartiermeister



Phot. G. Bieber, Berlin  
 Generalmajor Werner v. Voigts-Mheg  
 seit 16. Sept. 1914 Generalquartiermeister  
 gest. 18./19. Nov. 1914



Phot. Nicola Perscheid, Berlin  
 Generaloberst Karl v. Einem  
 seit 16. Sept. 1914 Kommandeur d. III. Armee  
 an Stelle von Generaloberst v. Hausen



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus dem zerstörten Hattonville



Phot. August Napp, Saarbrücken

Aus dem zerstörten Domèvre mit dem Durchzug einer Munitionskolonnen

**23. September.**

Auf dem rechten Flügel des deutschen Westheeres jenseits der Dise steht der Kampf. Umfassungsversuche der Franzosen haben keinerlei Erfolg gehabt. Ostwärts bis an den Argonnenwald fanden heute keine größeren Kämpfe statt.

Ostlich der Argonnen ist Varennes im Laufe des Tages genommen, der Angriff schreitet weiter fort.

Die gegen die Sperrforts südlich von Verdun angreifenden Armeeteile haben heftige, aus Verdun, über die Maas und aus Toul erfolgte Gegenangriffe siegreich abgeschlagen, Gefangene, Maschinengewehre und Geschütze erbeutet. Das Feuer der schweren Artillerie gegen die Sperrforts Trohon, Les Paroches, Camp des Romains und Biouville ist mit sichtbarem Erfolg eröffnet worden.

In Französisch-Lothringen und an der elsässischen Grenze wurden die französischen Vortruppen an einzelnen Stellen zurückgedrängt.

Eine wirkliche Entscheidung ist noch nirgends gefallen.

**25. September.**

Der Fortgang der Operationen hat auf unserem äußersten rechten Flügel zu neuen Kämpfen geführt, in denen eine Entscheidung bisher nicht gefallen ist. In der Mitte der Schlachtfrent ist, abgesehen von einzelnen Vorstößen beider Parteien, nichts geschehen.

Als erstes Sperrfort südlich von Verdun ist heute Camp des Romains bei St. Mihiel gefallen. Das bayrische Regiment „von der Tann“ hat auf dem Fort die deutsche Fahne gehißt. Unsere Truppen haben dort die Maas überschritten.

**29. September.**

Auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich fanden bisher noch unentschiedene Kämpfe statt. In der Front, zwischen Dise und Maas, herrschte im allgemeinen Ruhe. Die im Angriff gegen die Maasforts stehende Armee schlug erneute französische Vorstöße aus Verdun und Toul zurück.

Gestern hat die Belagerungsartillerie gegen einen Teil der Forts von Antwerpen das Feuer eröffnet. Ein Vorstoß belgischer Kräfte gegen die Einschließungslinie ist zurückgewiesen worden.

**30. September.**

Nördlich und südlich von Albert vorgehende überlegene feindliche Kräfte sind unter schweren Verlusten zurückgeschlagen worden.

Aus der Front der Schlachtlinie ist nichts Neues zu melden.

In den Argonnen geht unser Angriff stetig, wenn auch langsam, vorwärts.

In Elsaß-Lothringen stieß der Feind gestern in den mittleren Vogesen vor. Seine Angriffe wurden kräftig zurückgeworfen.

Vor Antwerpen sind zwei der unter Feuer genommenen Forts zerstört.

**1. Oktober.**

Am 30. September wurden die Höhen von Rohe und Fresnoy, nordwestlich von Rohon, den Franzosen entzogen. Südöstlich von St. Mihiel wurde am 1. Oktober ein Angriff von Toul her zurückgewiesen. Die Franzosen hatten dabei schwere Verluste.

Der Angriff auf Antwerpen schreitet erfolgreich fort.

**2. Oktober.**

Vor dem westlichen Armeeflügel wurden erneute Umfassungsversuche der Franzosen abgewiesen. Südlich Rohe wurden die Franzosen aus ihren Stellungen geworfen.

In der Mitte der Schlachtfrent ist die Lage unverändert.

Die in den Argonnen vordringenden Truppen erkämpften im Fortschreiten nach Süden wesentliche Vorteile.

Westlich der Maas unternahmen die Franzosen aus Toul energische nächtliche Vorstöße, die unter schweren Verlusten zurückgeworfen wurden.

Vor Antwerpen sind Fort Wabre-St. Catherine und Redoute Dorpveldt mit Zwischenwerken gestern nachmittag 5 Uhr erstürmt worden. Das Fort Waelhem ist eingeschlossen. Der westlich vorgeschobene wichtige Schulterposten Termonde befindet sich in unserem Besitz.

### 3. Oktober.

Im Angriff auf Antwerpen fielen auch die Forts Lierre, Waelhem, Koningshoek und die zwischenliegenden Redouten. In den Zwischenstellungen wurden 30 Geschütze erobert. Die in den äußeren Fortsgürtel gebrochene Lücke gestattet, den Angriff gegen die innere Fortslinie und die Stadt vorzutragen.

### 5. Oktober.

Vor Antwerpen sind die Forts Kessel und Broechem zum Schweigen gebracht. Die Stadt Lierre und das Eisenbahnfort an der Bahn Mecheln—Antwerpen sind genommen.

Auf dem rechten Flügel in Frankreich wurde der Kampf erfolgreich fortgesetzt.

### 6. Oktober.

Die fortgesetzten Umfassungsversuche der Franzosen gegen unseren rechten Heeresflügel haben die Kampffront bis nördlich von Arras ausgedehnt. Auch westlich von Lille und westlich von Lens trafen unsere Spitzen auf feindliche Kavallerie. In unseren Gegenangriffen über die Linie Arras—Albert—Roze ist noch keine Entscheidung gefallen. Auf der Schlachtfront zwischen Duse und Maas bei Verdun und in Elsaß—Lothringen sind die Verhältnisse unverändert.

### 7. Oktober.

Der Kommandierende General der Infanterie v. Gemnich, dem für die Erstürmung von Büttich der Orden Pour le mérite verliehen worden war, hat das Eisernes Kreuz erster Klasse mit einem gnädigen kaiserlichen Handschreiben verliehen erhalten.

### 7. Oktober.

Die Kämpfe auf dem rechten Heeresflügel in Frankreich haben noch zu keiner Entscheidung geführt. Die Vorstöße der Franzosen in den Argonnen und aus der Nordostfront von Verdun wurden zurückgeworfen.

Bei Antwerpen ist das Fort Broechem in unserem Besitz. Der Angriff hat den Netheabschnitt überschritten und nähert sich dem inneren Fortsgürtel. Eine englische Brigade und die Belgier wurden zwischen dem äußeren und dem inneren Fortsgürtel zurückgeworfen. Vier schwere Batterien, 52 Feldgeschütze, viele Maschinengewehre, auch englische, wurden im freien Felde genommen.

### 8. Oktober.

Vor Antwerpen wurde das Fort Breendonck genommen. Der Angriff auf die innere Fortslinie, und damit die Beschließung der dahinterliegenden Stadtteile, hat begonnen, nachdem der Festungskommandant die Erklärung abgegeben hatte, er übernehme die Verantwortung.

Die Luftschiffhalle in Düsseldorf wurde durch eine von einem feindlichen Flieger geworfene Bombe getroffen. Das Hallendach ist durchschlagen und die Hülle eines in der Halle liegenden Luftschiffes zerstört.

### 9. Oktober.

Mehrere Forts der inneren Befestigungslinie Antwerpens sind gefallen. Die Stadt ist seit dem Nachmittag in deutschem Besitz. Der Kommandant und die Besatzung haben den Festungsbereich verlassen. Nur einzelne Forts sind noch vom Feind besetzt. Der Besitz von Antwerpen wird dadurch aber nicht beeinträchtigt.

**10. Oktober.**

Nach nur zwölfstägiger Belagerung fiel Antwerpen mit allen Forts in unsere Hände. Am 28. September fiel der erste Schuß gegen die Forts der äußeren Linie, am 1. Oktober wurde das erste Fort erstürmt, am 6. Oktober und 7. Oktober der stark angebaute, meist 400 m breite Netheabschnitt von unserer Infanterie und Artillerie überwunden. Am 7. Oktober wurde entsprechend dem Haager Abkommen die Beschießung der Stadt angekündigt. Da der Kommandant erklärte, die Verantwortung für die Beschießung übernehmen zu wollen, begann in der Nacht vom 7. auf den 8. Oktober die Beschießung der Stadt. Gleichzeitig setzte der Angriff gegen mehrere Forts ein. Schon am 9. Oktober früh waren die Forts der inneren Linie genommen. Am 9. Oktober nachmittags konnte die Stadt ohne ernsthaften Widerstand besetzt werden. Die vermutlich starke Besatzung hatte sich anfänglich tapfer verteidigt. Da sie sich jedoch dem Ansturm unserer Infanterie und der Marinedivision sowie der Wirkung unserer gewaltigen Artillerie schließlich nicht gewachsen fühlte, war sie in voller Auflösung geflohen. Unter der Besatzung befand sich auch eine unlängst eingetroffene englische Marinebrigade. Sie sollte nach englischen Zeitungsberichten das Rückgrat der Verteidigung sein. Der Grad der Auflösung der englisch-belgischen Truppen wird durch die Tatsache bezeichnet, daß die Uebergabeverhandlungen mit dem Bürgermeister geführt werden mußten, da keine militärische Behörden aufzufinden waren. Die vollzogene Uebergabe wurde am 10. Oktober vom Chef des Stabes des bisherigen Gouvernements von Antwerpen bestätigt. Die letzten noch nicht übergebenen Forts wurden von unseren Truppen besetzt.

Die Zahl der Gefangenen läßt sich noch nicht übersehen. Viele belgische und englische Soldaten entflohen nach Holland, wo sie interniert werden. Gewaltige Vorräte aller Art sind erbeutet.

Die letzte belgische Festung, das „uneinnehmbare“ Antwerpen, ist bezwungen. Die Angriffstruppen vollbrachten eine außerordentliche Leistung, die vom Kaiser damit belohnt wurde, daß ihrem Führer, dem General der Infanterie v. Beseler der Orden Pour le mérite verliehen wurde.

General Hans Hartwig v. Beseler ist 64 Jahre alt und stammt aus Greifswald. Wie Generaloberst v. Hindenburg war er bereits in den Ruhestand getreten, und ist erst bei Beginn des Krieges wieder aktiv geworden. Sein Vater war der 1888 verstorbene Geheime Justizrat und Professor der Rechte Georg Beseler. Der junge Beseler besuchte das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium in Berlin, machte sein Abiturientenexamen und trat dann, da er sich der militärischen Laufbahn widmen wollte, 1868 bei den Gardepionieren ein. Er machte den Krieg von 1870 als Leutnant bei den Gardepionieren mit, nahm an der Belagerung von Paris teil und verdiente sich das Eiserne Kreuz. Nach dem Kriege kam er zur Kriegsakademie, 1880 in den Großen Generalstab, 1887 zu dem Infanterieregiment 74 und ein Jahr später, als Major, wieder zum Großen Generalstab. Dann, 1893 wurde er, nachdem er Oberstleutnant geworden war, in das Kriegsministerium versetzt, 1897 wurde er Oberst, 1898 Kommandeur des 65. Infanterieregiments in Köln und wieder ein Jahr darauf wurde er zum Oberquartiermeister beim Großen Generalstab ernannt. In den folgenden Jahren gehörte er, als Generalmajor, der Studienkommission der Kriegsakademie an, 1902 wurde er Generallieutenant und, ebenso wie 1905, Schiedsrichter bei den Kaisermanövern, dann erhielt er die 6. Division in Brandenburg und bald darauf wurde er Chef des Ingenieur- und Pionierkorps, Generalinspektor der Festungen. Nachdem ihm 1904 der erbliche Adel verliehen worden, ist er im Jahre 1907 zum General der Infanterie ernannt worden; 1911 wurde er auf seinen Wunsch zur Disposition gestellt und bald darauf in das Herrenhaus berufen.

**11. Oktober.**

Westlich von Lille wurde von unserer Kavallerie am 10. Oktober eine französische Kavalleriedivision völlig, bei Hazebrouk eine andere französische Kavalleriedivision unter schweren Verlusten geschlagen.

Der Kampf in der Front führte bisher zu keiner Entscheidung.

**13. Oktober.**

Vom westlichen Kriegsschauplatz liegen Nachrichten von Bedeutung nicht vor. Heftige Angriffe des Feindes östlich Soissons sind abgewiesen worden. Im Argonnenwald finden andauernd erbitterte Kämpfe statt. Unsere Truppen arbeiten sich in dichtem Unterholz und äußerst schwierigem Gelände mit allen Mitteln des Festungskrieges Schritt für Schritt vorwärts. Die Franzosen leisten hartnäckigen Widerstand, schießen von den Bäumen und mit Maschinengewehren von Baumkanzeln und haben neben etagenweise angeordneten Schützengräben starke festungsartige Stützpunkte eingerichtet. Die von der französischen Heeresleitung verbreiteten Nachrichten über Erfolge ihrer Truppen in der Woëvrebene sind unwahr. Nach Gefangenenausagen ist den Truppen mitgeteilt worden, die Deutschen seien geschlagen und mehrere Forts von Metz bereits gefallen. Tatsächlich haben unsere dort fechtenden Truppen an keiner Stelle Land verloren. Etain ist nach wie vor in unserem Besitz. Die jetzigen französischen Angriffe gegen unsere Stellung bei St. Mihiel sind sämtlich abgewiesen worden.

Unsere Kriegsbeute bei Antwerpen läßt sich auch heute noch nicht übersehen. Die Zahl der in Holland Entwaffneten ist auf annähernd 28 000 gestiegen. Nach amtlichen Londoner und niederländischen Nachrichten befinden sich hierbei auch 2000 Engländer. Scheinbar haben sich viele belgische Soldaten in Zivilleidung nach ihren Heimatsorten begeben. Der Gebäude- und Materialschaden in Antwerpen ist gering. Die Schleusen- und Fähranlagen sind vom Feinde unbrauchbar gemacht worden. Im Hafen befinden sich vier englische, zwei belgische, ein französischer, ein dänischer, 32 deutsche und zwei österreichische Dampfer, sowie zwei deutsche Handelsschiffe. Soweit deutsche Schiffe bisher untersucht worden sind, scheinen die Kessel unbrauchbar gemacht worden zu sein.

**14. Oktober.**

Von Gent aus befindet sich der Feind, darunter ein Teil der Besatzung von Antwerpen in eiligem Rückzug nach Westen zur Küste. Unsere Truppen folgen.

Lille ist in unserem Besitz. 4500 Gefangene sind dort gemacht worden. Die Stadt war durch die Behörden den deutschen Truppen gegenüber als offen erklärt worden. Trotzdem zog der Gegner bei einem Umfassungsversuch von Dünkirchen her Kräfte dorthin, mit dem Auftrag, sich bis zum Eintreffen der Umfassungsarmee zu halten. Da diese natürlich nicht eintraf, war die einfache Folge, daß die zwecklos verteidigte Stadt bei der Einnahme durch unsere Truppen Schaden erlitt.

Von der Front des Heeres ist nichts Neues zu melden. Dicht bei der Kathedrale von Reims sind zwei schwere französische Batterien aufgestellt. Ferner wurden Lichtsignale von einem Turm der Kathedrale beobachtet. Es ist selbstverständlich, daß alle unseren Truppen nachteiligen Maßnahmen und Streitmittel bekämpft werden, ohne Rücksicht auf die Schonung der Kathedrale. Die Franzosen tragen also jetzt, wie früher, selbst die Schuld daran, wenn der ehrwürdige Bau weiter ein Opfer des Krieges wird.

**15. Oktober.**

Bei Antwerpen wurden im ganzen 4—5000 Gefangene gemacht. Es ist anzunehmen, daß in nächster Zeit noch eine große Zahl belgischer Soldaten, die Zivilleidung angezogen haben, dingfest gemacht wird. Nach Mitteilungen des Konsuls von Terneuzen sind etwa 20 000 belgische Soldaten und 2000 Engländer auf holländisches Gebiet übergetreten, wo sie entwaffnet wurden. Ihre Flucht muß in größter Hast vor sich gegangen sein. Hierfür zeugen Massen weggeworfener Kleidungsstücke, besonders von der englischen Royal Naval-Division. Die Kriegsbeute in Antwerpen ist groß. Mindestens 500 Geschütze, eine Unmenge Munition, Massen von Sätteln und Weilsachs, sehr viel Sanitätsmaterial, zahlreiche Kraftwagen, viele Lokomotiven und Waggonn, vier Millionen Kilogramm Getreide; viel Mehl, Kohlen, Flachs, für zehn Millionen Mark

Wolle, Kupfer und Silber im Wert von einer halben Million Mark, ein Panzereisenbahnzug, mehrere gefüllte Verpflegungszüge, sowie große Viehbestände. Belgische und englische Schiffe befinden sich nicht mehr in Antwerpen.

Die bei Kriegsausbruch im Hafen von Antwerpen befindlichen 34 deutschen Dampfer und drei Segler sind mit einer Ausnahme vorhanden, doch sind die Maschinen unbrauchbar gemacht. Angebohrt und versenkt wurde nur die Sneyden des Norddeutschen Lloyd. Die große Hafenschleuse ist intakt, aber zunächst durch mit Steinen beschwerte versenkte Rähne nicht benutzbar. Die Hafenanlagen sind unbeschädigt. Auch die Stadt Antwerpen hat nur wenig gelitten. Die Bevölkerung verhält sich ruhig und scheint froh zu sein, daß die Tage des Schreckens zu Ende sind, besonders, da der Pöbel bereits zu plündern begonnen hatte.

Die Reste der belgischen Armee haben bei Annäherung unserer Truppen Gent schleunigst geräumt. Die belgische Regierung, mit Ausnahme des Kriegsministers, soll sich nach Le Havre begeben haben.

Angriffe der Franzosen in der Gegend von Albert wurden unter erheblichen Verlusten für sie abgewiesen. Sonst sind im Westen keine Veränderungen eingetreten.

#### 16. Oktober.

Brügge wurde am 14., Ostende am 15. Oktober von unseren Truppen besetzt. Zahlreiches Kriegsmaterial wurde erbeutet, u. a. viele Infanteriegewehre mit Munition und 200 gebrauchsfähige Lokomotiven.

Heftige Angriffe der Franzosen in der Gegend nordwestlich Reims wurden abgewiesen.

#### 17. Oktober.

General v. Beseleer hat von Kaiser Franz Joseph das Großkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration erhalten. Sieben deutsche Fakultäten haben ihn zum Ehrendoktor ernannt.

#### 18. Oktober.

Angriffsversuche des Feindes in der Gegend westlich und nordwestlich von Lille wurden von unseren Truppen unter starken Verlusten für den Gegner abgewiesen.

#### 19. Oktober.

Wieder wurden Angriffe des Gegners westlich von Lille unter starken Verlusten für die Angreifer abgewiesen.

Die deutschen, von Ostende längs der Küste vorgehenden Truppen stießen am 19. Oktober bei Neuport auf feindliche Kräfte. Mit diesen stehen sie seit dem 18. Oktober im Gefecht.

(Damit ist die Schlachtfront von den Südbogesen bis an den Aermelkanal geschlossen.)

### Personalveränderungen in den Armeekommandostellen

#### 16. September.

Generaloberst Freiherr v. Hausen hat das Kommando über die dritte Armee, die unter seiner bewährten Führung frischen Lorbeer an ihre Fahnen geheftet hat, aus Gesundheitsrücksichten niederlegen müssen. Er ist an Ruhr erkrankt und befindet sich zurzeit zur Wiederherstellung seiner Gesundheit in Wiesbaden. Seine Majestät der Kaiser hat den hochverdienten Heerführer für die Dauer der Krankheit vorübergehend von seinem Kommando enthoben und ihm ein sehr gnädiges Allerhöchstes Handschreiben unter wiederholter Anerkennung der hervorragenden Leistungen der sächsischen Korps zugehen lassen. Zu seinem Nachfolger ist General der Kavallerie v. Einem ernannt worden.

An Stelle des zu anderweitiger Verwendung bestimmten Generals der Artillerie v. Schubert ist Generalquartiermeister v. Stein zum kommandierenden General des 14. Reservekorps ernannt worden.

**3. Oktober.**

Generalmajor v. Voigts-Rheß ist mit der Wahrnehmung der Geschäfte des Generalquartiermeisters beauftragt worden.

General v. Ciem war bekanntlich von 1903—1909 preußischer Kriegsminister. Am 1. Januar 1853 zu Herzberg am Harz als Sohn eines Offiziers geboren, trat er beim Ausbruch des französischen Krieges als Fähnrich in das 2. Hannoverische Manenregiment Nr. 14 ein und zeichnete sich mehrfach so aus, daß er trotz seines jugendlichen Alters das Eisene Kreuz erhielt. Er kam bald in den Generalstab, war kurze Zeit Kommandeur der 4. Westfälischen Kürassiere und dann von 1895 bis 1898 Chef des Generalstabs des 7. Armeekorps in Münster. Seit Ende September 1898 gehörte er dem Kriegsministerium an, zunächst als Abteilungschef, seit dem Frühjahr 1900 als Direktor des allgemeinen Kriegsdepartements. Im Jahre 1903 wurde er Kriegsminister und im Jahre 1909 General der Kavallerie. Nachdem er 1909 vom Amt des Kriegsministers zurückgetreten war, um seinem dringenden Wunsch, wieder in den Dienst der Linie zurückzutreten, entsprechen zu können, übernahm er das Kommando des 7. Armeekorps in Münster.

Der durch seine knappen und doch so inhaltsreichen Berichte rasch populär gewordene Generalquartiermeister v. Stejn wurde am 13. September 1854 zu Wedderstedt in der Provinz Sachsen als Sohn eines Predigers geboren. Nach Ablegung der Reifeprüfung trat er 1873 als Avantageur in das Feldartillerieregiment Nr. 3 ein und wurde 1875 Leutnant. Während des Besuchs der Kriegsakademie 1886 zum Premierleutnant befördert, ist er 1888 zum Generalstab kommandiert, aber im folgenden Jahre mit vordatiertem Patent von diesem Kommando entbunden worden. 1890 wurde er Hauptmann im Feldartillerieregiment Nr. 7 und 1894 in den Generalstab der 34. Division versetzt. 1896 zum Major befördert, kam er in den Großen Generalstab. 1901 wurde er Kommandeur des Feldartillerieregiments Nr. 33 und 1902 Oberstleutnant. 1903 als Abteilungschef in den Großen Generalstab versetzt, wurde er hier 1905 zum Obersten befördert, 1908 mit der Wahrnehmung der Geschäfte eines Oberquartiermeisters beauftragt und 1910 unter Beförderung zum Generalmajor zum Oberquartiermeister sowie bald darauf auch zum Mitglied der Studienkommission der Kriegsakademie ernannt. 1912 erhielt er den Rang eines Generalleutnants und wurde noch im selben Jahr Kommandeur der 41. Division in Deutsch-Eylau. 1913 erhielt er den erblichen Adel.

Generalmajor v. Voigts-Rheß stammt aus einer hochangesehenen preußischen Offiziersfamilie: sein Vater, General der Artillerie Julius v. Voigts-Rheß, hat sich 1870/71 hervorragend auszeichnet. Werner v. Voigts-Rheß wurde am 13. Januar 1863 in Jüterbog geboren, am 16. April 1881 zum Leutnant befördert, und schon am 29. März 1900 Major. Als Generalstabsoffizier war er eine Zeit lang beim Stab des 8. Korps tätig. Er versah einige Jahre die Stellung eines Abteilungschefs im Kriegsministerium, wurde dann Chef des Generalstabs des Gardekorps und bei Beginn des Krieges Chef des Stabes des Generalquartiermeisters.

## Die Schlachten an Marne und Aisne bis zur Beziehung der festen Stellungen

### Die Marneschlacht

Um die Operationen, die sich an den ersten kühnen Vorstoß der deutschen Truppen auf Paris (vgl. I., S. 275 ff.) anschlossen, richtig zu beurteilen, muß man sich die damaligen Stellungen der Franzosen genau vergegenwärtigen. Der rechte französische Flügel unter General Sarraill stützte sich auf Verdun und die Maashöhen und stand bereit, nach Westen einzuschwenken; die Armee des Generals de Langle de Cary stand südlich von Vitry-le-François; General Foch hielt die Front von Sézanne bis zum Camp de Mailly südwestlich von Vitry-le-François besetzt, General Franchet d'Esperey den Abschnitt von Sézanne bis zu den Höhen nördlich von Provins, und die englische Armee unter Feldmarschall French die Gegend um Crécy-en-Brie südlich vom Grand Morin. Im verschanzten Lager von Paris befehligte General Maunoury.

Während man sich in Paris auf den Angriff der Deutschen vorbereitete (vgl. I., S. 300), schwenkten diese am 4. September plötzlich über die Marne nach Süden und zogen mit ihrem in der Flanke stark gedeckten rechten Flügel am östlichen Befestigungsgürtel von Paris vorüber. Am Durcq hatte General v. Kluck eine starke

Nachhut mit viel Artillerie zurückgelassen, um Vorstöße aus Paris aufzuhalten. Der Zweck des ganzen Manövers war offenbar, die französische Hauptarmee zu umfassen und von Paris abzuschneiden.

Am 6. September hatten die deutschen Truppen Coulommiers und Provins erreicht. Nun hielt General Joffre den Zeitpunkt für eine allgemeine französische Offensive für gekommen. Der entscheidende Befehl, durch den er den neuen offensiven Kriegsplan einleitete, lautete: „Die Armeen Sarrail, de Langle, Foch und Franchet d'Esperey werden auf der ganzen Front angreifen. Die englische Armee südlich der Marne geht gegen die Rechte der Armee v. Kluck vor. Die Armee Maunoury geht nach dem Durcq vor und bedroht den Rücken und die Verbindungslinien dieser Armee.“ (General Pau wird in diesem Befehl nicht erwähnt. Entweder befehligte er noch im Elsaß, oder er gehörte selbst zur Heeresleitung.)

Entsprechend dem Befehl der Oberleitung setzten sich die französischen und englischen Streitkräfte am 7. September auf der ganzen Linie in Bewegung. Aus Paris gingen starke Truppenteile gegen Norden und gegen die Durcq-Stellung vor; auch gegen die Front des deutschen Heeres auf der Linie Meaux—Montmirail setzte ein ungemein heftiger Angriff ein.

Da eine Umklammerung der Durcq-Stellung von Norden her zu befürchten war, ging der rechte deutsche Flügel (die Armee v. Kluck und der linke Flügel der Armee v. Bülow) am 8. September über die Marne zurück und warf sich gegen den am Durcq stehenden Feind. Auf der Linie Ranteuil—Meaux entspann sich ein erbitterter Kampf. Auch weiter südlich, auf der Linie Meaux—Montmirail, wurde die Schlacht heftiger durch das Eingreifen immer neuer französischer Kräfte über Coulommiers und Sézanne.

Am 9. September gaben die Deutschen ihre Stellung am Petit Morin auf, die Franzosen besetzten Montmirail. Am Durcq tobte die Schlacht weiter. Am folgenden Tag überschritten die deutschen Truppen die Marne in der Gegend von Château-Thierry, ohne auf ihrem Rückzug vom Feinde ernstlich bedrängt zu werden. Am 11. September zogen sie sich auch vom Durcq ohne erhebliche Schwierigkeiten in der Richtung auf Soissons zurück. Die Marnelinie wurde nur soweit verteidigt, als es nötig war, um den Rückzug auf die Aisne zu decken; so ließ man auf den Château-Thierry beherrschenden Höhen einige Truppen und schwere Geschütze zurück, um die Verbündeten beim Ueberschreiten des Flusses aufzuhalten. Auf der Linie Compiègne—Soissons—Braisne—Reims kam der Rückzug zum Stehen. Die Verbündeten drängten langsam nach. Wie geordnet der deutsche Rückzug vor sich gegangen sein muß, kann man daraus erkennen, daß allein die erste Armee noch 4000 Gefangene und 50 erbeutete Geschütze mitzunehmen vermochte.

Die Berichte des bekannten italienischen Kriegskorrespondenten Luigi Barzini geben ein packendes Bild von der Furchtbarkeit dieser Schlachten. Er hat das Schlachtfeld zwischen Marne und Durcq kurz nach der Schlacht besucht und erzählt:

„Die Schlacht hatte mit Vorpostenplänkeleien begonnen. Die Schlachtfrent rückte dann parallel dem gewundenen und malerischen Durcq-Kanal vor. Sein ruhiges Wasser spiegelte im Schatten die dichten Baumreihen und das üppige Buschwerk. Der äußerste linke Flügel der Franzosen lehnte sich an Ranteuil-le-Haudouin an, fünfundzwanzig Kilometer nördlich vom Flußlauf des Durcq.

Wir verlassen die Landstraße von Meaux und wenden uns nach links der Gegend zu, wo die Schlacht heftiger getobt hat, und verfolgen zwischen den grünen Wiesen einen jener Wiesenpfade, die mit Hecken gesäumt sind und ein Bild tiefen ländlichen Friedens geben. Lange Züge von Automobilen mit Verwundeten kommen andauernd an uns vorüber. Der Kanonendonner dröhnt aus der Richtung von Creph-en-Balois. Die Schlacht verzieht sich gewitterartig in die Ferne...

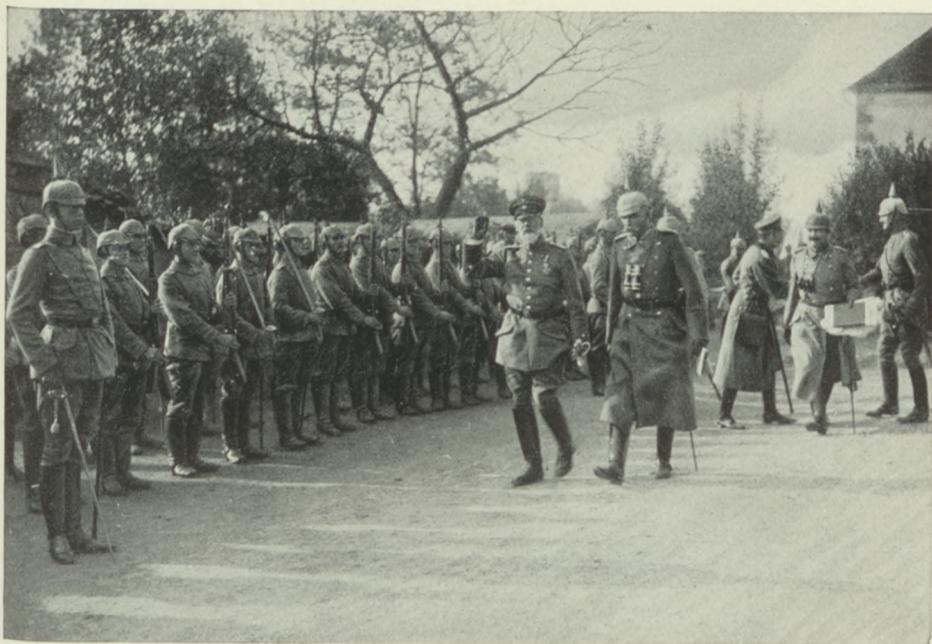
Am rechten Ufer der Marne, auf den sanften Höhen, die sich wellenförmig dahinziehen, hatte der Widerstand der Deutschen furchtbare Formen angenommen. Sie hatten am Rand des Flußtals eine lange Reihe von Schützengräben ausgehoben und zahlreiche Artillerie in guter Deckung in Wäldern versteckt aufgestellt. Vor ihren Stellungen befand sich ein vollkommen offenes Gelände. . .

Wir verlassen die Niederung und gelangen an den Rand der Hochebene, die durch die deutschen Schützengräben versperrt war. Ein furchtbares Bild, grauenerregend und erhebend zugleich bietet sich uns dar. Die weite Ebene ist mit Leichen übersät. Es sind Franzosen. Hunderte und aber Hunderte menschliche Körper liegen da, soweit der Blick reicht. Weithin, nach rechts und links, in dunstiger Ferne auf den gelben Stoppeln der geschnittenen Felder, dehnt sich die niedergemähte menschliche Ernte aus. Wo die Hochebene beiderseits endet, erscheinen die Toten nur noch wie kurze, unregelmäßige Striche, sie bilden eine lange, gewundene Linie, die fern verblaßt, schmaler wird und verschwimmt. Sie liegen alle in einer Richtung gelagert, wie niedergemähtes Gras. Der Tod hat sie im wütenden Sturmanlauf überrascht. Sie sind in ausgeschwärmter Linie gefallen, alle das Gesicht nach vorn. Kein einziger ist darunter, der untätig dagestanden wäre, als ihn der Tod ereilte. Wie sie daliegen, die Toten, das hat in seiner Einheitslichkeit etwas Großartiges und Bewegendes. Das erzählt von dem Anlauf, einem rasenden, mächtigen und hinreißenden Vorwärtsstürmen. Eine unwiderstehliche und unerhörte Beredsamkeit spricht aus der Unbeweglichkeit des Todes. Die Leichen sind alle nach dem Feind orientiert, den Kopf nach vorwärts. Ein Gedanke, ein Wille, eine Bewegung einte sie alle, und machte sie im letzten Augenblick erstarren. Wenn ein Hagel abgeschnellter Pfeile im Fluge plötzlich innehielte, so müßte er so fallen.

Fast all die Toten liegen da mit offenem Munde, das bleifahle Gesicht auf der Erde, in die Stirne oder in die Brust getroffen. Sie sind ausgestreckt in den unnatürlichen, wunderlichen und linkschen Lagen, die der Tod auf dem Schlachtfeld den Gefallenen gibt. Einige, die erst nur verwundet wurden, haben noch Zeit gefunden, sich bequemer zu legen, um ihr Ende abzuwarten: es scheint, als ob sie schliefen. Vor jedem Leichnam liegt das Gewehr, das den Händen entglitten ist. Die dünnen Bajonette haben die Erde aufgewühlt.

Der französische Sturmanlauf hatte sieben- bis achthundert Meter vor den ersten deutschen Schützengräben begonnen. Man kann ihn genau verfolgen, gewissermaßen wieder miterleben. Ungeachtet der entsetzlichen Verluste sind die französischen Massen mit wildem Geheul unter dem höllischen Feuer vorwärtsgestürmt. Die deutschen Schrapnells hatten hier und dort Strohhaufen in Brand gesetzt, deren Reste noch rauchen. Aber ebenso plötzlich wie die deutsche Artillerie mit ihrem verheerenden Feuer eingesezt hatte, muß sie es auch wieder abgebrochen haben. Auf ungefähr hundertfünfzig Meter vor den Gräben liegen keine Leichen mehr. Der Feind hatte sich auf und davon gemacht.

Wenn man diesen Geländeabschnitt durchschritten hat, stößt man wieder auf Gefallene. Diesmal sind es Deutsche. Am Rande einer breiten Straße erzählen uns die Leichen von einem harten Handgemenge, Mann gegen Mann. Eine Gruppe deutscher Krieger, die auf verlassenen Posten allein zurückgeblieben war, hatte den Straßendamm als Brustwehr benützt, und blieb da, andauernd feuernd, zwischen den beiden Straßengräben. Sie hatte sich nicht mehr zurückziehen können. Sie hat solange wie sie konnte Widerstand geleistet: der letzte französische Gefallene liegt drei Meter von ihr entfernt. Dann ist der Sturm über sie hinweg und hat sie vernichtet. Von Bajonetten durchbohrt, ist die kleine Schar gefallen. Manch verbogenes Bajonett, das auf dem Platze liegen blieb, manch zerbrochener Gewehrschaft zeugt von dem kurzen, wilden und verzweifelten Ringen. Der erste in der Reihe ist der Unteroffizier, der die Schar kommandierte. Es scheint, als kommandiere er noch im Tode.



Phot. Photo-Bericht Hoffmann, München

Prinz Leopold von Bayern beim Besuch des dritten bayerischen Armeekorps  
begleitet vom Kommandeur Erz. v. Gebattel



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Der deutsche Kronprinz begrüßt beim Besuch der bayerischen Truppen die mit dem  
eisernen Kreuze ausgezeichneten Offiziere



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Aus einem Feldlager deutscher Truppen in Frankreich



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Feldschmiede und Pferdeschuppen bei Chaillon (Côte Lorraine)

Die Deutschen fielen mehr in zusammengedrängten Haufen: eine Gruppe von Gefallenen rings um den Leichnam ihres toten Offiziers. Der deutsche Rückzug war gedeckt worden durch den Opfertod kleiner Scharen. Wie die Toten sich alle gleichen! Nur die Uniform unterscheidet sie. Franzosen und Deutsche liegen alle gleich hingestreckt. Die Eigentümlichkeiten der Rasse sind auf der wilden Maske des Leichnams verwischt. So umschließt die gefallenen Feinde eine Art Bruderschaft im Tode.

Jeder deutsche Gefallene hat seinen Tornister umgehängt, untadelig, als hätte er sich für eine Totenparade gerüstet; und mit diesem Tornister auf dem Rücken macht jeder einen einheitlichen und eigenartig massigen und ungeschlachten Eindruck. Im Fall hat sich nichts verschoben: der Leibriemen, die Patronentaschen, die Troddel, Seitengewehr und Spaten, die Zeltbahn, der gerollte Mantel, alles grau, alles wo es hingehört, zusammengelagt, festgeschnallt, festgebunden, all das sieht aus, als wäre es unlöslich mit dem Körper des Soldaten verwachsen. Nicht einmal der Helm mit Ueberzug ist weggerollt oder hat sich vom Haupt gelöst. Er hält fest, wie ein Deckel mit spitzem Griff. Der Gefallene ist vollkommen vorschrittmäßig. Man hat hier nicht den Eindruck, daß es sich um ein Heer in Auflösung handelt. Wenn die französischen Gefallenen die unwiderstehliche Wut des Sturmes wiedergeben, so zeugen die deutschen Toten von der Ordnung und Disziplin.

Die deutschen Truppen haben auch Verwundete zurücklassen müssen, aber mit diesen sind ganze Sanitätsabteilungen zu deren Pflege zurückgeblieben. Die Franzosen nehmen so die Verwundeten und ihre Pfleger gefangen, ihre Aerzte und ihre Apotheker, die ihren Rang und ihre Autorität unter ihnen weiter behalten. Alles das bildet eine deutsche Organisation im Kleinen, die selbständig weiter funktioniert mitten unter der französischen Armee, wie wenn nichts vorgefallen wäre, mit dem vorschrittmäßigen Gruß, den kurzen Kommandos, verlassen, aber ohne jegliche Beunruhigung.

Der Rückzug ist fortgesetzt worden unter dem Schutz der schweren Artillerie des Feldheeres, die bei der Nachhut aufgefahren war, und setzt sich so weiter fort. Eine vernichtende Verfolgung, das Nachsetzen der Kavallerie ist unmöglich. Man muß mit Geduld manövrieren, Batterien heranziehen und mit diesen wieder Verschiebungen vornehmen. Die deutsche Infanterie ist nicht mehr zu erreichen. Es gab einige kleine Büden in den deutschen Reihen, kleine Haufen konnte man in die Hände bekommen, das Heer als Ganzes aber ist unverfehrt."

Ein anderer Korrespondent des „Corriere della Sera“ erzählt Einzelheiten aus den Kämpfen bei S é z a n n e. Zwischen Esternay und Sézanne dauerte der erbitterte Kampf achtzehn Stunden lang. Die Deutschen hatten längs der Landstraße mit Maschinengewehren Aufstellung genommen; ihre Artillerie bestrich die gegenüberliegende Anhöhe, von wo die französische Offensive ausging. Die Artillerie war im Walde gut versteckt. Um Esternay zu nehmen, mußten die Franzosen von der Anhöhe heruntergehen, ein so gut wie ungedecktes Terrain durchheilen und dann den gegenüberliegenden Hügel unter dem Feuer der Deutschen erklettern. Der Kampf begann deshalb mit einem mörderischen Artillerieduell. Als die französischen Geschütze die deutschen zum Schweigen gebracht hatten, unternahm die französische Infanterie den Bajonettangriff. In diesem Augenblick nahmen die deutschen Mitrailleusen, die sich verborgen gehalten hatten, ihr Feuer auf. Die Franzosen wurden wie niedergemäht. Die französische Artillerie begann darauf, die feindlichen Maschinengewehre zu beschießen. Auf beiden Seiten waren die Verluste fürchterlich; die Franzosen standen zu allem noch unter dem Feuer ihrer eigenen Geschütze. Das 63. französische Regiment wurde fast ganz aufgerieben. Aber schließlich wurde die Stellung von den Deutschen freiwillig geräumt.

Eine deutsche Batterie wurde in einem sumpfigen Terrain bei Sézanne isoliert. Sie

beschloß, sich nicht zu ergeben, obwohl sie von allen Seiten von Franzosen umringt war. Den ganzen Tag hindurch unterhielt sie ein fürchterliches Feuer auf die Feinde. Erst gegen Abend hörte der Widerstand auf, als alle Geschütze zum Schweigen gebracht und fast die ganze Bedienungsmannschaft außer Gefecht gesetzt worden war. Als der Korrespondent an dem Orte ankam, waren die heldenmütigen Kanoniere bereits begraben. Die Geschütze standen noch in ihren alten Stellungen, mitten in Baumstrünken, die die Artilleristen unter die Räder gelegt hatten, damit sie nicht im Schlamm versanken.

Gleichzeitig mit der Schlacht auf dem rechten Flügel wurde auch nach dem Zentrum zu, zwischen Sézanne (hier stand die Armee v. Hausen) und Vitry-le-François (hier schloß sich die Armee des Herzogs von Württemberg an) heftig gekämpft. Die Armee v. Hausen, deren Operationen mit der Einnahme von Dinant (I, S. 218 f.) und Givet (I, S. 283) begonnen hatten, war dem Feind auf die Aisnelinie bei Attigny—Rethel gefolgt. „Auch die Aisne wurde überschritten,“ erzählt ein Kriegsberichterstatter, „und unaufhaltsam ging es den Franzosen nach Süden nach. Der Vesleabschnitt wurde passiert und der Vormarsch auf Chalons fortgesetzt, nachdem feindliche Truppen bei Cuperley blutig geworfen worden waren. Noch einmal versuchte sich der Feind in zähem Widerstand in der Linie Vitry-le-François—Fère-Champenoise festzusetzen. Doch im Morgengrauen wurde seine Stellung in wildem Bajonettsturm überannt. 70 Geschütze wurden genommen und die Franzosen auf Fère-Champenoise zurückgeworfen. Hier erhielt das siegreiche Heer den Befehl zum Zurückgehen, der infolge der Zurücknahme unserer rechten Flügelarmeen notwendig geworden war. Mit Zähnkirschen leisteten die tapferen Krieger Folge. In einer ununterbrochenen Reihe von blutigen Kämpfen war die Armee stets siegreich gewesen, gewiß ein glänzendes Beispiel für die Führung dieses Heeres und den Geist der Truppen. In größter Ordnung wurde das Zurückgehen durchgeführt, das um so leichter vor sich ging, als die Franzosen, durch die andauernden Niederlagen erschüttert, nicht sofort zu folgen wagten.“ Am 11. September erstreckte sich die Linie des deutschen Zentrums von der Gegend hinter Sézanne bis Reuigny.

Auch von feindlicher Seite wird der Heldennut hervorgehoben, den unsere Truppen in den Marneschlachten bewiesen haben. Ein französischer Divisionsgeneral erzählte einem Berichterstatter der Turiner „Stampa“, die französische Armee sei zwischen Ornain und Paris doppelt so stark gewesen wie die deutsche. „Aber was für ein Feind! Beim Tagesanbruch ist es nur eine dünne Schützenlinie, aber schon mittags bildet diese Linie eine starke Verschanzung voller Soldaten. Wie lange wird diese Linie sich noch halten, wie lange werden diese zwei Armeen, die sich seit dem 23. August ununterbrochen schlagen, noch Widerstand leisten? Was wir uns nicht erklären können, ist die wunderbare Widerstandskraft des Feindes. Die Deutschen ziehen sich in geradezu vorbildlicher Weise zurück, indem sie den Heldennut haben, keinen Schuß abzugeben, um die Munition zu sparen. Wir werden jedenfalls noch lange und große Mühe haben, sie zu überwinden.“ Auch der „Figaro“ rühmt die geradezu „klassische Ordnung“ des deutschen Rückzugs.

Paris, das die Schrecken des Kriegs schon in nächste Nähe gerückt sah, durfte, wenigstens für den Augenblick und die folgenden Wochen, wieder aufatmen. Nachdem die Gefahr vorüber war, konnten die Zeitungen sich nicht genug tun, den Parisern deren ganze Größe vor Augen zu stellen, indem sie die „Barbarei der deutschen Sonnen“ in den düstersten Farben malten. Wenn man jedoch genauer zusieht, ist es immer nur der Vorwurf der Plünderung, der in diesen spaltenlangen Berichten dauernd wiederkehrt, und dieser Vorwurf gründet sich in allen Fällen auf Requisitionen von Lebensmitteln und anderen unentbehrlichen Gebrauchsgegenständen. Ein Mitarbeiter des „Petit Parisien“, der die ganze Gegend zwischen Paris und Compiègne durchstreift hat, erzählt von

Türen, die Spuren von Gewehrkolben tragen, von Batterien leerer Weinflaschen, die vor den Häusern stehen, von requirierten Matratzen und Decken, auf denen die Deutschen es sich bequem gemacht hatten, und was dergleichen schreckliche Vergehen mehr sind; im übrigen aber muß er zugeben, daß die Orte unversehrt sind. „Auch Compiègne,“ schreibt er, „ist fast unversehrt geblieben; nicht ein Haus ist in Brand gesteckt worden. Alle Häuser sind natürlich von den Deutschen heimgesucht worden; die Bandalen haben genommen, was sie brauchten. Die letzten Deutschen haben die Stadt am 11. September verlassen, das Gros der feindlichen Kräfte hat aber schon am 9. die Richtung nach Norden genommen. Auf den Mauern kann man noch die Proklamation des deutschen Hauptmanns an die Bevölkerung lesen, der seit dem 30. August das Kommando in Compiègne geführt hat. Die schöne alte Brücke von Compiègne, die Ludwig XV. einst hat bauen lassen, ist nur noch eine Ruine. Französische Genietruppen haben sie beim Rückzug in die Luft gesprengt. Die Deutschen haben nicht weit von ihr eine Pontonbrücke errichtet, die sie ihrerseits am Tage ihres Ausmarsches zerstört haben. Die drei Vertreter der Stadtbehörde wurden von den Deutschen als Geiseln festgenommen. Allen dreien wurde gesagt, wenn die Zivilbevölkerung bei der Besetzung der Stadt den geringsten Widerstand leistete, würden sie erschossen werden. Aber die Feinde haben ihre Drohung nicht wahr gemacht. Als ein deutscher Unteroffizier verwundet wurde, wurden nur zwei Hütten angezündet. Am 11. September begann die Kanonade vor Compiègne von neuem. Die Stadt wurde von englisch-französischen Truppen bombardiert.

Die Orte in der Umgebung von Compiègne scheinen nur durch Plünderung gelitten zu haben. In Creil mußten einige Geiseln gestellt werden. Einige Wirte wurden mit dem Revolver gezwungen, den Deutschen Kaffee zu bereiten. Chantilly ist unversehrt geblieben. Ein deutsches Infanterieregiment ist dort am 3. September eingezogen. Seine Ankunft hat es mit einer Salve von Maschinengewehrfeuer angezeigt. Der kommandierende Major begab sich darauf zu dem Bürgermeister Herrn Ballon, sagte ihm: „Man hat auf meine Truppen geschossen“, und nahm ihn als Geisel mit nach dem Schloß von Chantilly, obwohl Herr Ballon erklärte, alle Einwohner seiner Gemeinde hätten ordnungsgemäß ihre Waffen abgeliefert. Der größte Teil des Regiments quartierte sich im Schlosse ein, die Deutschen zogen die Zugbrücken in die Höhe und sollen sehr entzückt gewesen sein, sich „in einer Festung“ zu befinden. Am nächsten Tage zogen weitere deutsche Kräfte in die Stadt ein. Die Bevölkerung verhielt sich ruhig und rettete damit Herrn Ballon das Leben, wie Herr Ballon die Stadt gerettet hatte. Die Deutschen beschränkten sich auf verschiedene Requisitionen und auf Patrouillenritte ihrer Kavallerie. Sie haben, im großen und ganzen, niemanden getötet oder belästigt.“

### Der Kampf an der Aisnelinie

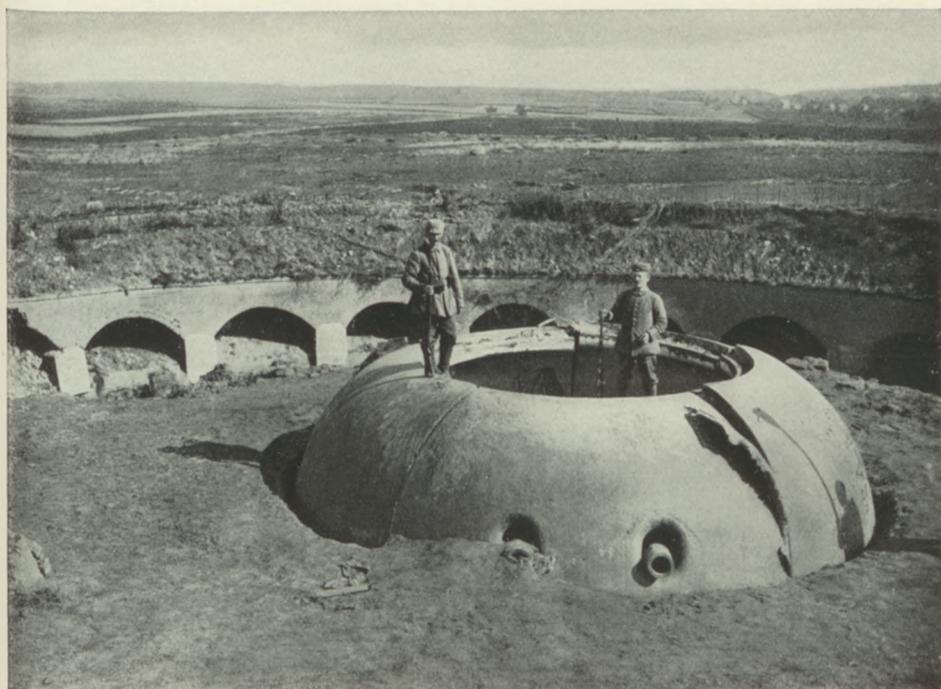
Auf der Linie Compiègne—Soissons—Braisne—Reims begann der Kampf am 12. September von neuem, am heftigsten bei Soissons, wo die Engländer die Aisne überschreiten wollten. Wie Feldmarschall French berichtet, hatte ein britisches Korps am 11. den Durcq überschritten, ohne Widerstand zu finden. Als es am 12. September südlich von Soissons ankam, gingen die Deutschen über den Fluß zurück. Die Engländer versuchten nachzusetzen, kamen aber in fürchterliches Artilleriefeuer. Erst in der Nacht auf den 14. gelang es ihnen, auf den inzwischen geschlagenen Pontonbrücken ans andere Ufer zu gelangen.

Von diesem Flußübergang, besonders von dem Nachtkampf, gibt der Berichterstatter der „Times“ eine fesselnde Schilderung. Er schreibt: „Die Deutschen hatten die Aisne überschritten und am andern Ufer eine sehr feste Stellung mit schwerer Artillerie eingenommen, die nur im offenen Sturm erobert werden konnte. Die Brücken über den

Fluß waren sämtlich abgebrochen worden mit Ausnahme einer kleinen, die man aus irgend einem Grunde zu zerstören vergessen hatte. Es mußten zum Uebergang also Pontonbrücken geschlagen werden, und da die deutschen Batterien den Fluß in dem größten Teil seines Laufes beherrschten, war ein Artilleriekampf unvermeidlich. Dieser begann am frühen Morgen des 13. September und dauerte den größten Teil des Tages über. Die schweren Geschütze der Deutschen richteten furchtbare Verwüstungen in unsern Reihen an. Das Flußtal wurde bald zu einer richtigen Hölle. Von allen Höhen donnerten die großen Kanonen. Die Granaten flogen über den Fluß und ergossen sich wie ein Regenschauer über die Truppen, die den Fluß zu überschreiten versuchten. Die Pontons werden auf besonders dazu gebauten Wagen mitgeführt. Es handelt sich nur darum, sie an das Flußufer hinunter zu bringen, ins Wasser zu stürzen und zusammenzubinden. Aber diese Arbeit mußte unter dem furchtbaren Geschützfeuer ausgeführt werden. Kanonen, Maschinengewehre und Gewehre überschütteten die Pioniere, die die Brücke bauten, mit einem förmlichen Hagel von Geschossen. Der Feind hatte sich an verschiedenen Punkten tief in die Erde gegraben und konnte den ganzen Fluß nach Belieben bestreichen. Er machte denn auch den Verbündeten den Kopf so heiß, daß die Versuche, an einer einzelnen Stelle eine Brücke zu schlagen, aufgegeben werden mußten. Es war ein mächtiges und über alle Beschreibung furchtbares Schauspiel. Während die Flugzeuge surrten und die Granaten heulten, drängten die Verbündeten gegen den Fluß vor. Dank der kleinen Brücke, die nicht gesprengt worden war, konnte ein Teil der britischen Truppen verhältnismäßig schnell hinüberschlüpfen, und da nun die Pioniere glücklich ihr Werk vollendet hatten, konnte der Uebergang über den Fluß im Laufe der Nacht ausgeführt werden. Aber das bedeutete noch keineswegs den Sieg. Die ganze Nacht hindurch suchten die Scheinwerfer des Feindes den Fluß ab, um sich Aufklärung über unsere Aufstellung zu verschaffen. Das Geschütz- und Gewehrfeuer dauerte unablässig fort; unsere Soldaten verhielten sich lautlos, um nicht zu verraten, wo sie lagen. Ein englischer Infanterist wurde von einem Streifschuß in den Arm getroffen und schrie auf. Aber im nächsten Augenblick ergriff er eine Handvoll Gras und stopfte sie sich mit der unversehrten Hand in den Mund, um zu verhindern, daß ihm weitere Schmerzenslaute entschlüpfen.

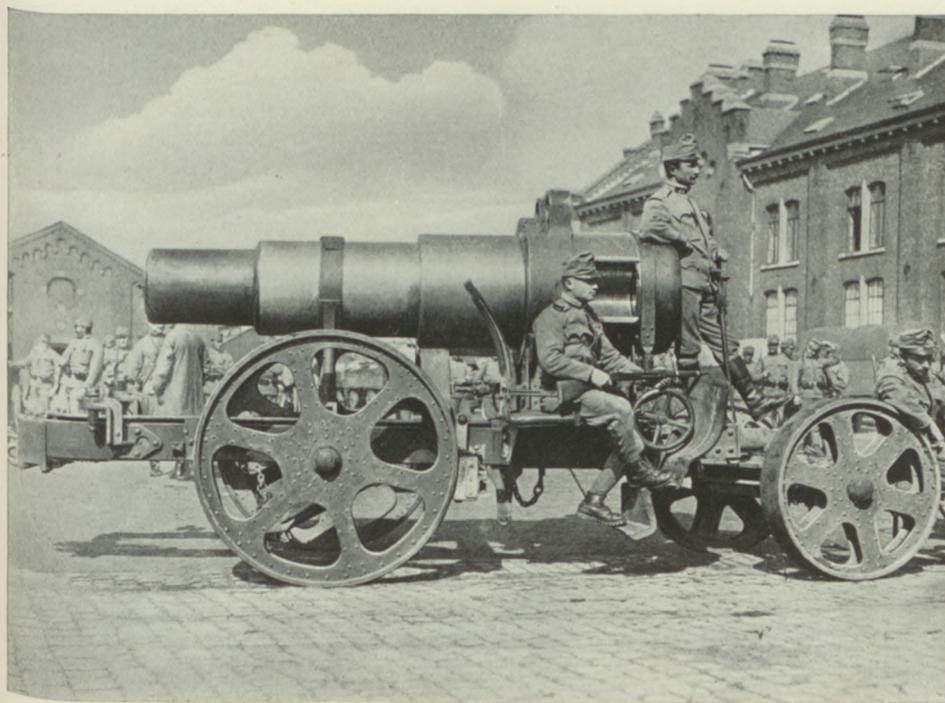
Nach dieser gefährvollen Nacht brach der Morgen kalt, stürmisch und regnerisch an. Die Deutschen hatten sich tief in kleine Böcher eingegraben, wie sie denn überhaupt Meister darin sind, sich eine Deckung zurechtzumachen, und die Verbündeten hatten ebenfalls Schützengräben aufgeworfen. Eine lang andauernde gegenseitige Beschießung hub an. Dann machten die Deutschen einen furchtbaren Angriff; sie hatten offenbar Verstärkungen erhalten. „Sie kämpften wie Verzweifelte,“ erzählte mir ein Soldat. Die Art, wie sie sich überall auf den Höhen eingegraben hatten und wie sie ihre großen Kanonen verbargen, war wirklich wundervoll. Wir waren unfähig, zu erraten, aus welcher Richtung die Granaten kamen, aber dann stiegen unsere Flieger auf und stellten die Richtung fest, und nun sprachen unsere Kanonen ihr Wort. Der Kampf war furchtbar.“ Die Schlacht dauerte, ohne in ihrer Wut nachzulassen, die ganze Nacht hindurch und die beiden folgenden Tage. Ein trauriger Beweis für die ungeheure Kraft dieser Angriffe und Gegenangriffe bot sich mir in den Wagenladungen von Verwundeten dar, die ich auf der ganzen Linie langsam daherkommen sah zu ihrer langen Reise nach der Küste.“

Luigi Barzini, der während der Beschießung in der Stadt Soissons war, erzählt: „Nach Soissons zu ist eine Hölle. Hier scheint das Schießen überhaupt nicht aufzuhören. Man vernimmt das tiefe Grollen ferner Batterien und das Plagen der großen Granaten, die mit metallischem Klang aufschlagen. Die Baumreihen der Straßen umrahmen das Stadtbild und die Dächer der Häuser schauen über den grünen Rahmenrand hinaus. Zwischen den Giebeln erhebt sich kühn und prächtig der Turm der Domkirche.



Phot. H. Groß, Berlin

Durch die österreichisch-ungarischen Motor-Mörserbatterien zerstörter Panzerturm  
der Festung Maubeuge (vgl. I., S. 286 ff.)



Phot. Vereenigde Foto-Bureau, Amsterdam

Ein Geschütz der schweren österreichisch-ungarischen Motor-Mörserbatterien



Phot. G. Benjemann, Metz

Deutsche Artillerie bei der Durchfahrt durch das Dorf Charpentry bei Barennes



Phot. Aug. Rupp, Saarbrücken

Zerflörtes Francaireurdorf an der Meurthe

Gewaltige Rauchschwaden ziehen, vom Winde getrieben, dahin, ballen sich zu Riesenhaufen, verschwinden und entstehen bei jedem Schuß von neuem. Manchmal ist alles in Nebel gehüllt, und die Stadt verschwindet für Augenblicke vollständig.

Man geht vorüber an blühenden Gärten, gelangt zu einem mit einem Denkmal geschmückten Platz und kommt nach Soissons, das, von dieser Seite aus gesehen, neu und festlich aussieht. Der Platz ist leer, die Häuser sind geschlossen, aber die Stadt scheint unversehrt zu sein. Je näher man aber der Hauptstraße kommt, desto grauenvoller erscheint alles. Es erwachen Erinnerungen an Erdbeben. Und das Erdbeben kommt, Schritt für Schritt, nimmt Erde um Erde, Dach um Dach. Gefallene Wände zeigen das verwüstete Innere der Häuser. Man schreitet über Kalkschutt, Stein- und Ziegelhaufen, über allerlei Hausrat, der aus den Fenstern geworfen wurde. Die Granaten heben Dächer ab, zertrümmern Balken und schleudern alles weithin. Siebel fliegen herunter wie Kartenhäuser. In der unteren Stadt stehen viele Häuser in Flammen. Gewaltige schwarze Rauchmassen mischen sich in den weißen Dampf, der beim Platzen der Geschosse aufsteigt, und in den Staub, der beim Einsturz der Mauern aufwirbelt.

Die Bewohner der Stadt sind nicht alle geflohen. Hier und da guckt jemand aus einer halb geöffneten Tür hervor. Familien kauern in den Kellerräumen. Wenn die Beschießung einmal eine Pause macht, erscheinen sie vor der Tür. Da sieht man selbst Frauen und Kinder. Mit schweigender Neugier sehen sie uns nach. Man hört nicht einen Laut. Oben hin zieht das langgezogene Geheul der Granaten. Wenn man es hört, lehnt man sich unwillkürlich an die Mauer und wartet. Kaum erlischt der Heulton, so erschüttert eine furchtbare Explosion die Luft; und bald darauf das Gepolter fallenden Mauerwerks, ein Klirren und Rasseln von Ziegeln und Schiefer, wie wenn zerbrochenes Geschirr ausgeschüttet würde.“

Die deutschen Truppen bezogen an den beiden folgenden Tagen auf der ganzen Linie feste Stellungen, wobei sie an verschiedenen Stellen noch weiter zurückgingen. Im Norden wurde Amiens geräumt und die Linie Péronne—St. Quentin eingenommen. Die Verbündeten konnten Reims wieder besetzen\*). Im Zentrum wurden auch Reims und Brabant-le-Roi noch aufgegeben.

Dabei gingen die Kämpfe, besonders an der Aisnestellung, ununterbrochen weiter. Sie nahmen eher noch an Heftigkeit zu. „Die deutsche Infanterie,“ berichten die „Daily News“, „wogte unaufhörlich gegen die Stellungen der Engländer und Franzosen. Aber diese Angriffe waren eine Erholung gegen den entnerbenden Granatenhagel, der von den Höhen kam, wo die Anwesenheit der Deutschen nur durch den aufsteigenden Rauch der Geschütze bemerkbar war. Die deutschen Kanoniere richteten vortrefflich und bestimmen die Schußweite mit einer außerordentlichen Genauigkeit. Am 18. September fiel eine Granate ins englische Hauptquartier, wo sie vollständige Verwüstung anrichtete. Der Stab kam mit dem Leben davon. Die Verbündeten hatten schreckliche Verluste.“

Erst nach einigen Tagen merkten die Verbündeten, daß der deutsche Rückzug endgültig zum Stehen gekommen war und daß sie sich an einer ehernen Mauer die Köpfe einrannten. Ein amtliches Pariser Communiqué vom 24. September sprach das ziemlich deutlich aus. „Die Schlacht dauert jetzt eine volle Woche,“ heißt es darin. „Man darf sich darüber aber nicht wundern; man denke nur an den russisch-japanischen Krieg zurück! Die Schlacht an der Marne war ein Kampf in offenem Feld mit einem allgemeinen Wiederaufnehmen der französischen Offensivbewegung gegen den Feind, der dies nicht erwartet und keine Zeit gehabt hatte, seine Defensivstellungen darnach einzurichten.“

\*) Die bei der Besetzung von Reims erbeuteten Flugzeuge und Flugzeugmotoren (vgl. I, S. 286) waren längst vor der Räumung der Stadt in weiter zurückliegende Stellungen des deutschen Heeres gebracht worden.

Aber so liegen die Verhältnisse bei der Schlacht an der Aisne nicht, wo der Feind auf dem Rückzug in Stellungen stehen blieb, die von Natur an vielen Punkten äußerst stark sind und die er außerdem zeitig genug noch mehr hat verstärken können. Die Schlacht an der Aisne hat deshalb auf einem Teil der Front den Charakter des Festungskriegs und gleicht Operationen in der Mandschurei. Man kann hinzufügen, daß die ungewöhnlich schwere Artillerie, die deutscherseits angewandt wird, und die französischen 75 mm-Kanonen den Feldbefestigungsanlagen einen besonders starken Charakter geben. Es gilt Linien- und Laufgräben zu erobern, einen nach dem anderen. Unter diesen Bedingungen kann ein Fortschritt nur langsam erwartet werden.“

### Die befestigten Stellungen

Die Eigenart des nun einsetzenden Ringens in Frankreich und die Gründe für die lange und zähe Dauer dieser Kämpfe werden in einer Schilderung der „Times“ sehr anschaulich dargestellt. „Man hat die Kämpfe mit Recht als einen Belagerungskrieg gekennzeichnet, den die beiden Kampflinien in starken Feldbefestigungen miteinander führen. Die Deutschen waren zuerst im Felde und erhielten einen wertvollen Vorsprung. Sie erbauten ihre Stellungen auf den Hügeln über der Aisne, auf der Hochebene von Craonne, auf den Höhen nördlich von Reims und von dort in einer Linie durch die Champagne bis zu den Argonnen. Die Verbündeten haben ihrerseits eine zweite Linie von fast gleicher Stärke errichtet, um den Gegenangriffen der Deutschen zu widerstehen, und die beiden Stellungen liegen nun auf hundert Meilen oder mehr in einer Entfernung, die zwischen hundert Meter und anderthalb Kilometer schwankt, einander gegenüber. Dieser ganzen Linie entlang wird ununterbrochen gekämpft. Die Stellung ist auf beiden Seiten sorgfältig studiert, jeder Punkt wird von dem Feuer verschiedener anderer gedeckt, so daß kein Fußbreit ohne schwere Verluste dem Feinde abgenommen werden kann und, abgesehen von gewissen Stellen, direkte Angriffe nur sehr spärlich möglich sind. Die Schlacht besteht praktisch nur in einer ununterbrochenen Beschießung mit Geschützen und Gewehren von beiden Seiten, die wahrscheinlich forddauern wird, bis der Ausgang durch die Ereignisse an der Somme oder weiter nördlich entschieden ist.“

Ueber einzelne Punkte der befestigten deutschen Stellung erfährt man dann Näheres. Die deutschen Laufgräben nördlich und westlich von Châlons-sur-Marne sind besonders stark, über drei Fuß tief und mit Schirmen gegen Kugeln und Sprengstücke versehen. In Abständen von je zwanzig Metern sind Deckungen ausgegraben, durch Haustüren mit aufgelegtem Sand geschützt. Die Laufgräben verlaufen hintereinander in mehreren parallelen Linien. Seitlich sind weitere Laufgräben, die senkrecht zu den anderen stehen, angelegt; in ihnen sind Maschinengewehre vollständig verdeckt aufgestellt. Die schwere Artillerie feuert hinter den Gräben. Bei Soissons liegen sich Deutsche und Franzosen, nur durch das Aisnetal getrennt, auf den beiderseitigen Höhen gegenüber. Eine weitere furchtbare Verteidigungsstellung haben die Deutschen, wie der „Daily Telegraph“ berichtet, zwischen Laignes und Compiègne inne. Die dortigen Steingruben, die sich meilenweit erstrecken, liefern einen weißen, harten Stein, der mit Vorliebe für Brunnbauten verwendet wird. Aus diesen umfangreichen Brüchen ist ein mächtiges Festungswerk geworden. Es anzugreifen, ist unmöglich, es zu bombardieren, wäre zwecklos, da, wie der englische Korrespondent versichert, die französischen Geschosse gegen diese Felsen keine Wirkung haben.

Der „Matin“ vom 1. Oktober bringt einen Leitartikel mit dem Querschnittbild eines deutschen Schützengrabens und schreibt: „Betrachtet dieses Bild genau und ihr werdet einsehen, warum die Schlacht an der Marne so lange dauerte und die Schlacht an der Aisne noch dauert. So sehen die deutschen Gräben aus. Die Infanterie richtet sich in

richtigen kleinen Festungen ein, geschützt vor dem Gesehenwerden und vor den Kugeln. Das Regenwasser fließt in einem hinteren Abflußgraben ab. Die Leute können sitzen und schlafen. Weder unsere Artillerie, noch unsere Infanterie kann so einen eingegrabenen Deutschen sehen. Die Granaten sind nur wirksam, wenn sie genau in den Graben fallen. Hier wird der Kampf zur Jagd. Die Gefahr wächst überall aus dem Boden heraus. Bevor man den Feind besiegt, muß man ihn ausgraben. Bedenket ferner, daß die deutsche Artillerie ebensolche besetzte Stellungen hat, daß sie von Drahtverhauen umgeben ist und daß zwischen den Geschützen Maschinengewehre auf unsere Stürmer lauern, daß hinter den Feldgeschützen schwere Artillerie steht, deren große Tragweite jeden Rückzug mit einer Feuermauer deckt. Denkt an alles und ihr werdet ermessen können, was es für Anstrengungen kostet, eine Armee, die so Fuß gefaßt hat, aus ihren Stellungen zu vertreiben.“

### Die Beschießung der Kathedrale von Reims

Da die Franzosen Reims ihrer Kampffront eingefügt hatten, ist es ihre Schuld, wenn die altherwürdige Stadt mit ihren wunderbaren Baudenkmalern den Gefahren einer Beschießung ausgesetzt wurde. Diese setzte denn auch, unmittelbar nachdem die Deutschen auf den benachbarten Höhen ihre festen Stellungen bezogen hatten und die Verbündeten in die Stadt nachgerückt waren, mit großer Heftigkeit ein und dauerte mit kurzen Unterbrechungen fort. In den amtlichen deutschen Berichten (vgl. S. 100 und 104) sind die Gründe angegeben, die die deutsche Heeresleitung veranlaßt haben, wiederholt auf die berühmte Kathedrale feuern zu lassen, deren Schonung anfangs aufs strengste anbefohlen und befolgt worden war.

Die französische Regierung ergriff natürlich die Gelegenheit, die deutsche „Barbarei“ wieder einmal in alle Welt hinauszuschreien, nachdem sich die Vorgänge in Löwen nicht mehr zu diesem Zweck verwerten ließen. Sie ließ sämtlichen Mächten einen feierlichen Protest überreichen, der folgendermaßen lautete: „Ohne einen Schein von militärischer Notwendigkeit anführen zu können, haben deutsche Truppen aus reiner Zerstörungswut den Dom von Reims planmäßig heftig bombardiert. Augenblicklich ist die berühmte Kirche nur noch eine Ruine. Es ist die Pflicht der französischen Regierung, diese abscheuliche Tat des Vandalismus, die das Heiligtum unserer Geschichte dem Feuer übergeben und die Menschheit eines unvergleichlichen künstlerischen Erbtails beraubt hat, dem allgemeinen Abscheu preiszugeben.“ Delcassé.

Die deutsche Regierung antwortete mit folgender ausführlichen Darstellung: „Ueber die Umstände, die zu der Beschießung der Kathedrale von Reims durch deutsche Artillerie geführt haben, liegen jetzt eingehende Nachrichten vor. Sie bestätigen, daß die Franzosen selbst es gewesen sind, die das ehrwürdige Bauwerk der Zerstörungsgefahr ausgeliefert haben.“

Eine starke Artilleriegruppe der Franzosen war so aufgestellt, daß sich die in geringer Entfernung hinter ihr liegende Kathedrale gerade in der deutschen Schußlinie befand und durch jedes zu hoch gehende Artilleriegeschloß gefährdet werden mußte.

Offenbar lag dieser Aufstellung der französischen Artillerie die Erwägung zugrunde, daß man die Deutschen so in die Zwangslage bringe, zwischen zwei sehr unangenehmen Möglichkeiten zu wählen: Entweder sie verzichteten aus Ehrfurcht vor der Kathedrale auf die Beschießung der in ihrer Nähe stehenden Batterien. Dann fügten diese, ohne selbst gefährdet zu sein, den deutschen Truppen die schwersten Verluste zu. Oder man faßte schweren Herzens den — militärisch übrigens ganz selbstverständlichen — Entschluß, das Feuer der französischen Batterien zu erwidern. Dann hatten die Franzosen die gewünschte Handhabe, uns Deutsche vor aller Welt als rohe Barbaren hinzustellen.

Die Aufstellung einer zweiten feindlichen Artilleriegruppe vor einem anderen Gottes-  
hause zeigt, daß es sich bei diesem Verfahren nicht um einen Zufall gehandelt hat. Zieht  
man zu alledem noch die Tatsache in Betracht, daß der nördliche Turm der Kathedrale  
zur Aufstellung einer Winterstation für Beobachtungszwecke mißbraucht worden ist, so  
muß man sagen, daß die bekannten Vorwürfe gegen die deutsche Truppenführung von  
ebensoviel militärischer Naivität wie perfider Böswilligkeit zeugen.

Unsere Flieger haben übrigens festgestellt, daß der Platz vor der Kathedrale dauernd  
zur Versammlung von feindlichen Truppen und Munitionskolonnen gedient hat. Schon  
dieser Umstand allein hätte genügt, die deutsche Beschießung zu rechtfertigen. Wenn die  
als Kugelfang benützte Kathedrale trotz allen hier angeführten Tatsachen vor völliger  
Zerstörung bewahrt geblieben ist, so liegt darin nicht nur ein Beweis für die große  
Treffsicherheit unserer Artillerie, sondern auch ein ehrendes Zeugnis dafür, daß deutsche  
Geistes- und Herzensbildung sich auch inmitten des Krieges betätigen und ebenso ehrlich  
wie erfolgreich die Denkmäler einer Kultur zu schonen suchen, die in Frankreich leider  
nur noch durch leblose Zeugen aus grauer Vorzeit verkörpert zu sein scheint."

Luigi Barzini, der schon oft genannte Kriegskorrespondent des „Corriere della Sera“,  
schreibt über die Beschießung nach Berichten von Augenzeugen\*):

„Es ist streng genommen unrichtig, daß die Deutschen Reims ohne militärischen  
Grund beschossen hätten. Sie haben mit der Eröffnung des Feuers gewartet, bis die  
Stadt vollständig von französischen Truppen besetzt war. Am 17. September kam  
General Foch an der Spitze einer Armee nach Reims. Die Truppen bezogen ihre Quar-  
tiere, der Generalstab nahm seinen Wohnsitz ein und alle Straßen verwandelten sich in  
ein riesiges Biwak. Plötzlich setzte, gleich einer heftigen Böe, das furchtbare Säusen der  
schweren Granaten ein.

Die Uebergabe wäre unvermeidlich gewesen. Die französischen Streitkräfte mußten  
daher die eben besetzte Stadt wieder räumen. Das auf die Stadt gerichtete Bombar-  
dement versperrte aber einen wichtigen Straßenknotenpunkt. Es war ungemein schwie-  
rig, einen wirksamen Angriff auf die deutschen Stellungen zu unternehmen, die sich auf  
den Höhen gegen Norden und Nordosten hin ausdehnten, so lange man nicht freien  
Abzug aus der Stadt hatte. Das Bombardement verhinderte für den Augenblick diese  
unumgänglich notwendige Verschiebung. Um angreifen zu können, mußte man zurück-  
gehen, die Streitkräfte neu gruppieren und nach anderen Richtungen hin einsetzen. Und  
die Franzosen gingen zurück. Die Hauptquartiere mußten ihre früheren Standorte wie-  
der einnehmen, die sie für immer verlassen zu haben hofften. Dieser vorübergehende,  
überdies gänzlich bedeutungslose Rückzug vollzog sich in prächtiger Ordnung, kaltblütig  
und geregelt. Die Verzögerung an dieser Stelle wurde später durch die Schneid und den  
Feuereifer des Angriffs wieder wettgemacht.

Die Beschießung richtete sich zuerst auf die innere Stadt, d. h. auf die schönsten und  
vornehmsten Stadtteile. Reims ist eine jener Städte, die ihren altertümlichen Charakter  
aufs eifersüchtigste bewahrt haben. Sie hat Jahrhunderte alte, malerisch-enge, krumme  
Straßen, in denen die überhängenden Dächer der alten Häuser, auf Kragsteinen und  
Holzträgern ruhend, vorspringen. Es sind Häuser mit hohem, steilem Dach und einer  
mit vielen Fensterchen geschmückten Giebelfassade, aus der sich das schwarze Balken-  
gerippe heraushebt wie die Stäbe eines großen Käfigs. Viele der Häuser tragen alte, ge-  
schnitzte Inschriften, alle sind untereinander verschieden, jedes hat seinen eigenen, per-  
sönlichen Charakter. Mitten unter diesen Häusern im Herzen der Stadt erheben sich die

\*) Die folgende Originalübersetzung wurde uns von Henriette Zeis in Würz-  
burg freundlichst zur Verfügung gestellt.

Paläste des Adels, ganz mit jener echt französischen Anmut erfüllt, die einen Abglanz der Herrlichkeiten von Fontainebleau und Versailles darstellt. Dies alles wird nun vielleicht unter den Granaten der Kruppgeschütze zusammenstürzen und zugrunde gehen.

Auf der Höhe thront ein dunkles, prächtiges Gebäude, alles beherrschend und die Häuser überragend: die Kathedrale, in der die Jungfrau von Orleans zu Gott um Sieg flehte, die Krönungskirche der französischen Könige. In ernster, feiner Linienharmonie erheben sich ihre majestätischen, wundervollen Zacken zum Himmel, ein kühnes, imposantes und doch anmutiges Stein- und Gitterwerk, das aus gigantischer Geisteskraft geboren scheint.

Auf die Kathedrale richteten sich sofort die sorgenden Blicke der Einwohner und der Behörden: „Sie muß gerettet werden!“ Wie um eine Mutter hangte die beschossene Stadt um ihre Kirche. Auf dem schlanken Türmchen der Apfisis wurde die Rote Kreuzfahne gehißt und ungefähr zweihundert deutsche Verwundete wurden in die mächtigen Kirchenschiffe verbracht, während ein französischer Flieger dem Feind eine Meldung darüber hinabwarf.

Die Verwundeten lagen auf Stroh um die gigantischen Pfeiler herum und längs der Mauer in Reih und Glied. Einige mit Gewehr bewaffnete Gendarmen bewachten sie.

„Es war zum Verrücktwerden!“, sagte mir der Wachtmeister, der sie befehligte, und strich sich mit der Hand über die Stirn, wie wenn er die Erinnerung wegwischen wollte.

In der übermächtigen Höhe der ungeheuren, gewaltig widerhallenden Wölbung fanden die Explosionen, selbst die entfernteren, ein geisterhaft erschreckendes Echo. Es glich dem lang hingezogenen, dröhnend verhallenden Rollen des Donners. Wenn es draußen schon wieder still geworden war, pflanzte sich in der Kirche das Getöse noch von Bogen zu Bogen fort; die Seitenschiffe hielten den Höllenlärm fest und gaben ihn in den mannigfaltigsten Lauten weiter. Bei jedem Kanonenschlag heulte die Kathedrale auf.

Draußen regnete es. Das Innere der Kirche war in ein Unheil verkündendes Halbdunkel getaucht. Die ernste Größe ihrer Linien verlor sich in tiefe Dunkelheit, aus der sich wie feierliche, schwebende Lichterscheinungen die großen gemalten Fenster heraus hoben. Die Gefangenen und ihre Wächter durchbebte ein Grauen. Bei jedem neuen donnerähnlichen Geheul der Kirche rückten sie näher zusammen. „Jamais sur le champ de bataille on n'entend ça!“ sagten die Gendarmen. Die Verwundeten kauerten zusammen und bedeckten ihren Kopf mit den blutgetränkten Mänteln. Einige, die nach der Fassade zu lagen, hatten sich unter die Türme geflüchtet, von sicherem Instinkt dahin getrieben, wo die Mauern besonders dick sind.

In der Nähe erfolgte eine Explosion, zwei Fenster stürzten krachend ein und der kalte Wind blies herein. Man hörte, wie draußen Steinmassen und Holzbalcken herabstürzten, es schien, als wollte die Kirche auseinanderbersten. Kurz darauf ereignete sich die Katastrophe. Durch einen heftigen Luftdruck angekündigt, schlug eine Granate durch das Dach in die Kirche ein. Ein Donnerschlag — eine sprühende, blendende Flamme erhellte die Kirche. In dem dichten, heißenden Qualm der Explosionsgase war es wie in einer Hölle. Weitere Fenster stürzten mit Geklirr herunter und vom durchschlagenen Gewölbe fielen dröhnend Steine herab. Die bestürzten Gendarmen, die der Luftdruck zu Boden geschleudert hatte, erhoben sich und riefen sich zu. Vom Fußboden hörte man Stöhnen und Röcheln von Sterbenden. Alle Verwundeten, die sich noch einigermaßen fortbewegen konnten, eilten den Portalen zu, ganz verstört vor Schrecken. . . .

„Es war zum Verrücktwerden!“ wiederholte der Wachtmeister.“

Im weiteren Verlauf seiner Schilderung kommt Barzini auf die Beschädigungen zu sprechen, die der Bau aufweist. „Die Kathedrale hat Schaden genommen“, schreibt er, „sie ist aber keine Ruine. Auf den ersten Blick erscheint sie noch ganz unberührt.“ Die holländischen und englischen Berichterstatter bestätigen diese Feststellung.

Ein englischer Korrespondent sagt: „Die französische Regierung muß gröblich schlecht unterrichtet gewesen sein, als sie der Welt bekannt gab, daß von der Kathedrale in Reims nur noch ein Trümmerhaufen übrig sei. Das Gebäude ist ziemlich unversehrt, doch sind einzelne Fenster zerstört und alles Holzwerk im Innern ist vernichtet. An dem westlichen Giebel wurden Bildwerke beschädigt, aber das steinerne Gewölbe, der Turm und andere Teile des Baues sind gänzlich unversehrt geblieben. Die kostbaren Gobelins und die Gemälde sind bereits fortgeschafft worden, während die Stadt von den Deutschen besetzt wurde. Die Strebepfeiler an der Südseite sind beschädigt und an der Nordostseite zerstört. Viele gemalte Fenster, ausgenommen im Ostgiebel, sind erhalten. Der Hauptschaden ist dadurch entstanden, daß die zu Reparaturzwecken errichteten Gerüste in Brand gerieten und brennende Balken Dachstuhl und Seitenschiff in Flammen setzten. Der Schaden ist groß genug, doch lange nicht so groß, wie man anfangs angenommen hatte.“ Auch von anderer Seite wird betont, daß die Beschädigung des linken Portals durch einstürzende Balken des in Brand geratenen Gerüsts verursacht worden ist.

Die deutschen Verwundeten, die im Dom lagen, konnten nur mit Mühe durch die französischen Ärzte und Sanitätsoldaten gerettet werden; das Volk nahm gegen die Verwundeten eine drohende Haltung an, wurde aber schließlich durch die Priester beruhigt.

Die Beschießung der Kathedrale von Reims hat im feindlichen und zum Teil sogar im neutralen Ausland einen wahren Sturm der Geister entfesselt. Wer sich als Hüter europäischer Kunst und Gesittung fühlte, erließ oder unterzeichnete einen flammenden Protest gegen die deutsche Barbarei, zumeist noch ehe die aufklärenden Berichte vorlagen. Unter den voreiligen Protestlern waren auch Künstler, die in Deutschland vor allem Anerkennung gefunden hatten, wie der Schweizer Maler Hodler und der französisch-wienerische Musiker Dalcroze. Feierliche Verbannung ihrer Werke aus den Weihestätten deutscher Kunst und Gegenproteste deutscher Gelehrter und Künstler waren die Antwort. Darauf, wie überhaupt auf den Kampf der Intellektuellen, soll an anderer Stelle noch ausführlicher eingegangen werden.

### Das Rätsel des deutschen Rückzugs

Die unerwartete südliche Schwentung der auf Paris vorstoßenden deutschen Heere und fast noch mehr ihr meisterhaft durchgeführter Rückzug haben geradezu verblüfft und eine Fülle von Fragen laut werden lassen, die wohl erst die späteren Generalstabswerke völlig befriedigend beantworten werden. Daß es sich bei den ganzen Operationen vor Paris nicht um ein mit voller Energie und Stoßkraft unternommenes Vorgehen, sondern mehr darum gehandelt hat, den Gegner zu bestimmten strategischen Gegenmaßnahmen zu zwingen, ergibt sich aus der gesamten damaligen Kriegslage. Man darf nicht vergessen, daß wir nur ein Stück von Belgien in Besitz hatten, daß aber der an den unberührten Nordwesten von Frankreich anschließende Teil (mit England im Hintergrund) als ständige Bedrohung in unserem Rücken lag. Antwerpen war in belgisch-englischen Händen und bildete die Basis für eine Armee, die nötigenfalls unter Nichtachtung der holländischen Neutralität auf nahem Wege nach dem Herzen Deutschlands vordringen konnte. Das hätte uns zwingen können, unsere Streitkräfte zu teilen, und zugleich waren unsere rückwärtigen Verbindungen ernstlich in Gefahr. Auch die Planmäßigkeit des deutschen Rückzugs, der allerdings ohne schmerzliche Verluste nicht durchgeführt werden konnte, und sein Abschluß in einer fast uneinnehmbaren, sorgfältig vorbereiteten Verteidigungsstellung zeigen deutlich, daß unsere Heeresleitung von Anfang an mit dieser Möglichkeit gerechnet und sich darauf eingerichtet hatte.

Eine sehr einleuchtende Deutung der beiderseitigen Operationen gibt ein Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“. „Der rasche Siegeslauf der Deut-

schen," schreibt er, „nahm ein jähes Ende. Die Spitzen der Heere, die bis Meaux, Sézanne, ja Vitry-le-François und Troyes vorgestoßen waren, wichen zurück, so schnell, wie sie kamen. In jubelndem Glan folgten Franzosen und Engländer. Wie ist das zu deuten?

Blicken wir rückwärts. Drei Abschnitte zeigt der Kriegsschauplatz. Auf dem südlichen, der von Basel bis auf die Höhe von Straßburg reicht, geschieht nichts. Die Franzosen hüten die Vogesen, welche die gefährliche Angriffslinie auf Belfort bergen und den Weg beschützen, der im Notfall von Epinal und Toul nach Belfort führt. Die Deutschen plänkeln und halten starke französische Kräfte dort fest.

Im Zentrum wird um Verdun und Nancy gekämpft. Die französischen Feldarmeen in Lothringen stützen sich auf die stärkste Festungslinie der Welt und ihr zäher Widerstand zeigt die heute noch wirksame Rolle fester Plätze. Isoliert, nur von der Besatzung gestützt, ist die Festung, die früher monatelang widerstehen konnte, heute ein verllorener Posten: das starke Maubeuge ergab sich schnell mit 40 000 Mann! So viel Kräfte absorbiert ein mäßig ausgedehnter Platz. Wenn aber ein Feldheer die Festung stützt, so arbeiten sie zusammen wie goal-keeper und Stürmer beim Football: ist der Angreifer in der Feldschlacht erfolgreich, so raubt ihm die Festung die Früchte des Sieges.

Im Norden, dort, wo der französische Festungskranz sich öffnet, brachen deutsche Heereszäulen aus Belgien und Luxemburg in Frankreich ein, Maubeuge hemmte ihren Vorstoß nicht: sein Fall war eine Frage von Tagen. Nach dem Sieg bei St. Quentin schienen die französischen und englischen Heere verschwunden. La Fère, Laon — Festungen, die den Weg nach Paris sperrten — waren verlassen! Unerhört rasch schwärmen deutsche Reiter bis Compiègne, das jeder Pariser kennt. Paris schien das Ziel der deutschen Heere. Doch plötzlich änderte sich das Bild. Der westwärts gerichtete Marsch biegt nach Süden um. Mit der Flanke streift der rechte deutsche Flügel den Fortkranz von Paris.

Anderer Heere finden die Stadt Reims unbesezt. Weiter geht's in tollem, unbegreiflich raschem Lauf. Wie ein Zauberstück tönt die Meldung, daß deutsche Soldaten Troyes erreichen, Troyes, das am Wege von Belfort nach Paris, im Rücken von Toul und Epinal liegt!

Was war geschehen? Joffre der Kluge, den seine ungedulbigen Landsleute schon Fabius Cunctator nennen, weiß, daß sein Heer in offener Feldschlacht dem deutschen Ansturm nicht standhält. Dort, wo feste Werke es stützen, wo es nach stürmischem Angriff weichend Deckung findet, dort ist es stark. Die Psychologie des Soldaten, der, wenn es immer angeht, aus Häusern feuert, ist auch die Psychologie des Heeres.

Wozu in Laon, La Fère, Reims, die das Schicksal von Maubeuge und Namur teilen würden, je 40 000, ja 60 000 Mann verlieren? Die braucht das Feldheer. Ein Widerstand vor Paris ist aussichtslos. Die geschlagenen Armeen brauchen Zeit, sich zu reorganisieren. Die Engländer kommen, neue frische Truppen birgt Paris und der Süden. So geht das Heer, das Frankreichs Schicksal trägt, hinter Paris zurück. Nun mögen die Deutschen kommen, an Paris sich festbeißen: Frankreichs und Englands mit dem Verzweiflungsmut fechtende, beste Truppen werden vollbringen, was Gambetta vergeblich plante! Weh' den Deutschen, wenn sie den Plan durchkreuzen und über Paris hinaus, in offener Feldschlacht den Feind suchen wollen. Weit von der Heimat, mit unendlich langen Etappenlinien, die jeder waffenfähige Franzose, ja Frauen und Knaben mit allen Mitteln bedrohen, muß ihnen jeder Mißerfolg zur Katastrophe werden. Joffre war bereit, bis ins „Zentrum“, bis Autun, Langres, Dijon zurückzugehen und sich dort erst zur Schlacht zu stellen.

So standen die Dinge, als deutsche Reiter die Bannmeile der Hauptstadt berührten. Und nun entrollt sich den Blicken ein unerhörtes Schauspiel. Aus den methodischen Deutschen, die jede Bewegung bedenken, die vor jedem Vormarsch ruhig warten, bis in

ihrem Rücken der ganze ungeheure Apparat des Massenheeres nachgeschoben ist, die sich nicht rühren, bis die vom Feind zerstörte Eisenbahn, durch die rastlose Arbeit ihrer Pioniere, wieder hergestellt, bereit steht, Nachschub bis zur Front zu bringen und ungezählte Verwundete in die Heimat zu führen: aus diesen Deutschen werden waghalsige Stürmer! Kluck rast an Paris vorbei, das in Waffen starrt. Wo man sie nicht ahnt, am wichtigsten Etappenort der Franzosen, in Troyes, tauchen deutsche Reiter auf. Und Joffres kampfbegieriges Heer steht bei Paris in der Flanke dieser Draufgänger.

Wäre Joffre ein Deutscher und Paris Berlin gewesen, er wäre stehen geblieben, hätte den Allzukühnen auf die Finger geklopft und die Marnelinie geschützt. Kein Schritt weiter. Aber Joffre führt Franzosen, brennend auf den bisher vergeblich erhofften Sieg, erfüllt von einem rasenden Haß gegen den Feind, der wiederum wie vor vierzig Jahren den Krieg auf Frankreichs Erde trägt. Fabius Cunctator hat sein Spiel verloren, er kann die Seinen nicht halten. Der Deutschen gigantischer Streich ist gelungen. Das ganze Heer, Frankreichs Schicksal, zieht los und treibt mit Englands Söldnern in breiter Front, die von Vitry-le-François bis Paris reicht, die Deutschen vor sich her, die sich zurückziehen, rasend schnell, so schnell wie sie gekommen waren. Meisterlich ist zwar der Rückzug; Artillerie, Kavallerie, auf Automobilen fahrende Infanterie und Maschinengewehre halten die Verfolger auf, doch wenn er sie zu fassen glaubt, weg sind sie! So geht's Tag für Tag, atemlos. Kluck selbst, der Paris in der Flanke hat, entrinnt ostwärts gegen Soissons, der andere Flügel räumt Reims. Dann plötzlich Halt. Hinter dem Flußlauf der Aisne, die von Ost nach Westen fließt, erheben sich Hügel, die von Waffen starren. Der Angriff steht.

Die Deutschen haben in der Dekade, die Vorstoß und Rückzug erforderte, eine furchtbar feste Stellung geschaffen, in der nichts fehlt. Das reichste, vielgestaltigste Industrieland Europas, Belgien, Nordfrankreich und die Rheinebene geben in Hülle und Fülle alles Material, das Pionier und Artillerist sich wünschen. Holz, Draht, Blech, Eisen und Zement. Mächtige Eisenbahnen führen auf alle wichtigen Punkte der langen Front, unbergleichliche französische Chausséen bringen gewaltige Automobilkolonnen in wenig Stunden auf heimischen Boden. Frische Truppen sendet das Heimatland. So erwarten die Deutschen den siegjubelnden Feind. Der brandet tapfer, unermüdet an die eiserne Front: vergeblich. Für das Feldheer, das, erschöpft von langen Märschen, sie berennt, ist sie uneinnehmbar."

## Die Operationen der Armee des Kronprinzen Kupprecht von Bayern

### Die Kämpfe der Armee bis zum Rückzug von der Meurthe

Nach der Schlacht bei Metz hatte das Heer des bayerischen Kronprinzen vor Nancy und hinter Lunéville Halt gemacht (vgl. I., S. 246). In einem zusammenfassenden Bericht, den die „München-Augsburger Abendzeitung“ veröffentlicht, heißt es: „Ueber die Höhen von Lunéville hinaus, die den Höhen des Moselufers und den Festungswerken von Toul und Verdun schützend vorgelagert sind, stießen die beiden bayerischen Armeekorps (das erste bayerische Armeekorps und das erste bayerische Reservearmeekorps) sowie die ihnen zugeteilten Truppen auf eine gut vorbereitete, strategisch beherrschende und außerdem mit frischen Truppen besetzte Aufnahmestellung des Feindes. Wie ein spitzer Keil hatten sich die Bayern mit weit zurückgebogenen Flügeln nach Nancy nördlich und Epinal südlich in die französische Grenzverteidigung hineingeschoben

und deren Front zwischen Epinal und Nancy geteilt. Immer wieder versuchten die französischen Armeekorps durch Zerquetschung unserer scharf zurückgebogenen Flügel die in die französische Frontstellung gerissene Lücke zu schließen und womöglich die vorgebrungenen Mittelkolonnen abzufangen. Einen besonders schweren Stand hatte dabei der äußerste linke bayerische Flügel. Aber die Bayern behaupteten sich trotz der beherrschenden französischen Stellungen mit bewundernswürdiger Kaltblütigkeit tagelang, bis endlich andere Truppen, die durch den bayerischen Sturmmarsch entlastet worden waren, zur Hilfe herbeieilen konnten, womit die Situation endgültig zu unseren Gunsten entschieden wurde. Bewundernswert war vor allem die Haltung der deutschen Infanterie, die in ihren Schützengräben fortwährend dem feindlichen Schrapnellfeuer ausgesetzt war und trotz starker Verluste nicht wich und nicht wankte. Inzwischen verstärkten die Franzosen ihre Stellungen, so daß bald zu erkennen war, daß diese Maßnahmen nicht lediglich defensiver Natur waren, sondern als Basis für ganz energische Offensivbewegungen dienen sollten. Französische Artillerie überschüttete die Stellungen der bayerischen Truppen Tag und Nacht mit Eisen und Feuer, während die französischen Infanteriemassen, voran die Turkos, aus dem weit ausgedehnten und sich südlich zum Moseltale hin lagernden Höhenwald von Friscati eine einzige Barrikade machten. Hinter jedem Baum und Strauch steckten Franzosen, voran afrikanische Truppen; auch auf den Bäumen waren die Feinde versteckt und schossen herunter. Sogar Maschinengewehre waren auf den Bäumen untergebracht. Als sich die stürmende Infanterie, die sich des rüchhaltigen Schießens von den Bäumen nicht versehen hatte, von ihrer Ueberraschung erholt und die Turkos auf den Bäumen gewahrt hatte, veranstaltete sie ein regelrechtes Schützenfeuer auf die Schwarzbraunen.

Seitdem lautete der Befehl für die bayerischen Armeekorps: „Den Feind festhalten und auf jeden Fall den Durchbruch verhüten.“ Immer und immer wieder versuchte nun die französische Heeresmasse die bayerische Mauer zu durchbrechen; kein Tag verging ohne heftigsten Kampf. Durch einen nächtlichen Sturmangriff war es aber inzwischen gelungen, die Höhen von Friscati (hinter Lunéville) in unseren Besitz zu bringen und so für den Widerstand besser Fuß zu fassen. Auch der äußerste linke Flügel unserer Stellung hatte Befehl, näher an den Feind heranzurücken, das heißt also, in ungefähr gleiche Höhe mit dem Zentrum und dem bereits erfolgreich vorgebrungenen rechten Flügel zu kommen. Seitdem hat man sich französischerseits überzeugt, daß die „bayerische Wand“ standhaft genug ist, um sich nicht überrennen zu lassen, und die französischen Truppen haben keinen Tagesangriff mehr gewagt.“

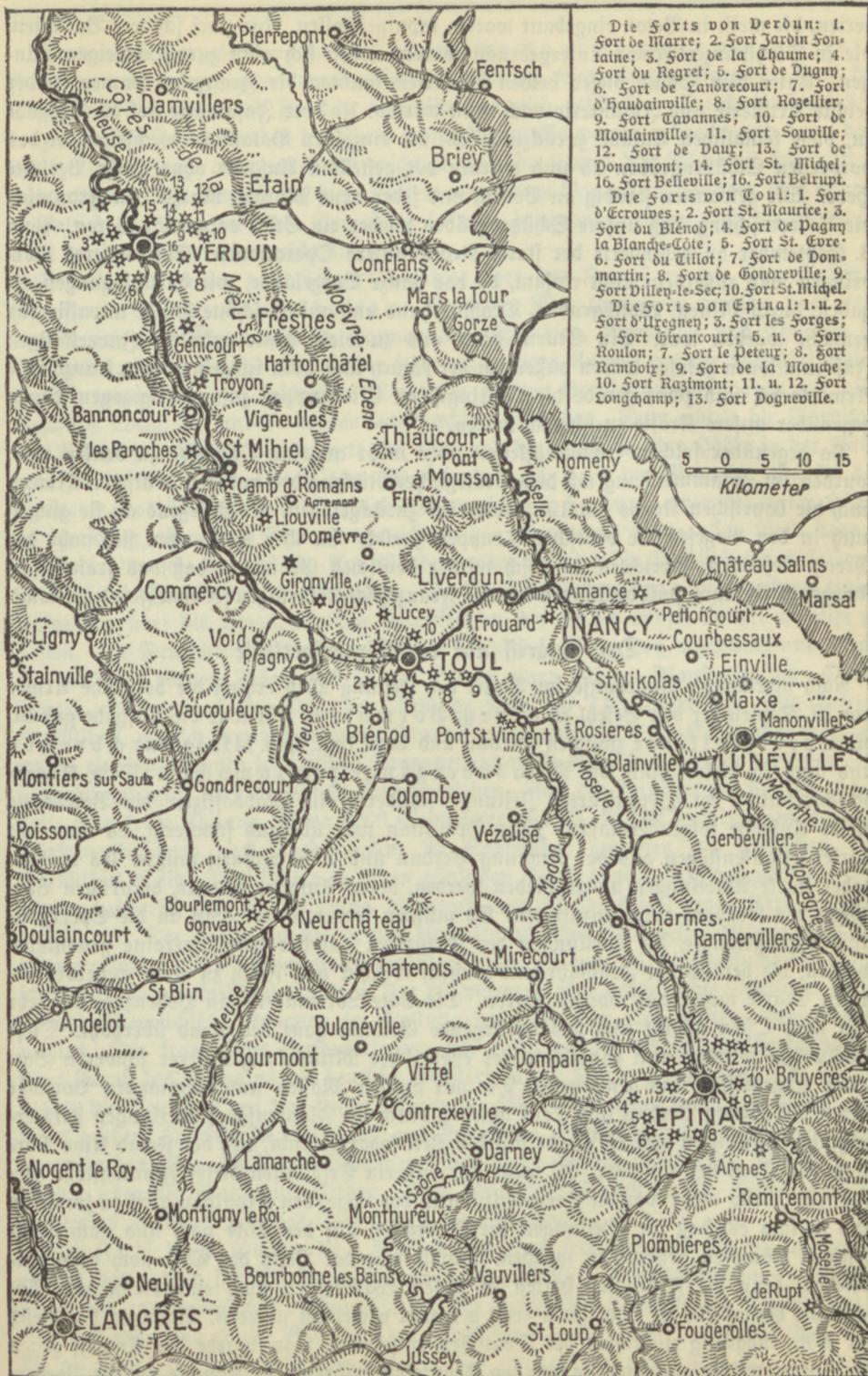
Die erfolgreichen Operationen auf dem rechten bayerischen Flügel vor Nancy, von denen hier die Rede ist, schildert ein Feldpostbrief recht anschaulich: „Als wir den Befehl zum Angriff erhielten, hatten wir eine fast sechsfache Uebermacht gegen uns. Dazu kam, daß das Schlachtfeld zum großen Teil von dem Schießplatz der Garnison von Nancy gebildet wurde, daß die französische Artillerie, die jede Entfernung kannte, infolgedessen mit unheimlicher Präzision schoß, und endlich, daß auch die schwere Artillerie der äußersten Forts von Nancy in den Kampf eingriff, während wir selbst nur Feldartillerie zur Verfügung hatten. Unsere Truppen (sie gehörten zur Armeeereserve) kämpften mit einer beispiellosen Bravour. Es waren etwa ein Fünftel Reservisten, vier Fünftel Landwehrleute. Die französische Infanterie, die sich in der Nacht in den von uns verlassenen Schützengräben festgesetzt hatte, erlitt furchtbare Verluste, während sie uns verhältnismäßig wenig Schaden zufügte, da die Kerle miserabel schossen. Bald aber ergoß sich ein wahrer Hagel von Schrapnells und Granaten über unsere Schützengruppen und riß schreckliche Lücken. Trotzdem gingen wir vor und kamen bis auf 150 Meter an die feindlichen Infanteriestellungen heran, die zum Teil geräumt wur-

den. Gegen das Artilleriefeuer, das aus Entfernungen von 2000—6000 Meter kam, waren wir und auch unsere Feldartillerie machtlos. Im dichtesten Kugelregen hielten wir aus bis gegen 12 Uhr. Dann gingen wir zurück. Links von unserer Kompagnie waren noch zuletzt zwei Batterien aufgefahren. Sie erhielten so fürchterliches Feuer, daß die Geschütze nicht mehr zurückgebracht werden konnten und im Felde stehen bleiben mußten. Um es vorweg zu nehmen: Abends um 8 Uhr wurden sie von den Kanonieren wieder geholt. Wir hatten den Franzosen so scharf zugesetzt, daß sie keinen Vorstoß wagten und an keiner Stelle nachdrängten. Noch keine tausend Meter waren wir — natürlich fechtend — zurückgegangen, als wir auf die ersten Bataillone stießen, die zu unserer Unterstützung anrückten. Wir gingen wieder mit vor. Es war ein jähes Ringen bis zum Abend, aber das Ende war, daß wir den Feind auf der ganzen Linie zurückschlugen. In der Nacht noch zog er sich auf Nancy zurück. Eine Verfolgung war nicht möglich, da wir bereits im Bereich der schweren Geschütze von Nancy waren.“

Aus diesen Berichten ergibt sich die Gesamtlage der Armee in den ersten Septembertagen: sie stand in großem Bogen südlich, östlich und nordöstlich von Nancy, hatte also gleichzeitig die vorgeschobenen Stellungen vor Toul mit umfaßt. Der Kampf tobte auf der ganzen Linie weiter. Die eroberten Höhen von Friscati wurden von neuangekommener bayerischer Landwehr heldenhaft verteidigt. Die Franzosen hatten durch Kundschafter von dieser Auswechslung der Besatzungsmannschaften erfahren und glaubten wohl, mit den zum Teil bejahrteren Landwehrleuten ein leichtes Spiel zu haben. Aber diese bewiesen eine Feuerdisziplin, die von den Offizieren als der der aktiven und Reservemannschaften mindestens ebenbürtig anerkannt wurde. Bis auf fünfzig Meter ließen sie die französischen Sturmkolonnen herankommen, dann überschütteten sie diese mit einem derart mörderischen und zielsicheren Feuer, daß die Kolonnen im Nu zerstoben und unter schweren Verlusten zurückfluteten. Nur eine der feindlichen Batterien glaubte einige Grüße nachsenden zu müssen.

Dafür eröffnete aber die schwere Artillerie des linken bayerischen Flügels das befohlene Vorgehen mit wuchtigen Lagen. Man hatte nämlich den bayerischen Truppen noch nachträglich weittragende Geschütze zu Hilfe geschickt, damit sie den starken französischen Druck leichter aushalten konnten. Dadurch gelang es auch, Nancy selbst zu beschießen. Ein nach Paris geflüchteter Bewohner der Stadt erzählt: „Unter dem Schutz einer stürmischen Nacht hatten die Deutschen einige Geschütze an Nancy herangebracht. Es mochte  $\frac{1}{2}$  12 Uhr nachts sein, als das erste Geschloß nach einem charakteristischen Pfeifen über uns explodierte. Die meisten Bewohner schliefen. Die verstört aus dem Schlaf Gerissenen glaubten, es handle sich um einen gewaltigen Blitzschlag. Wütete doch ein Sturm, den heftige Regengüsse und häufige Blitze begleiteten. Da aber hörte man ein neues Pfeifen und eine neue Explosion. Kein Zweifel mehr, daß es sich wirklich um eine Beschießung handelte. Man erhob sich aus dem Bett; wem es möglich war, der verbarg sich im Keller. Die Schüsse fielen nacheinander zu je zweien, gewissermaßen Zwillingsschüsse. Etwa 50 Geschosse erreichten Nancy, die im Verlauf von  $1\frac{1}{2}$  Stunden abgeschossen wurden. Nachdem die Beschießung einige Stunden vorüber war, ging die Bewohnerschaft durch die Straßen, um die Wirkung der Geschosse zu betrachten. Sie und da waren Brände ausgebrochen. Eine Bürstenfabrik brannte, ebenso eine überdachte Markthalle. Etwa zehn Personen, die von Granaten getroffen waren, wurden tot in den Straßen gefunden.“

Auf der ganzen Linie machte sich sofort die Unterstützung durch die schwere Artillerie fühlbar. „Unsere Division,“ heißt es in einem Feldpostbrief, „lag vor dem sehr starken Fort Amance. Die inzwischen eingetroffene schwere Artillerie nahm das Bombardement mit viel Getöse und viel Erfolg auf. In einigen Tagen waren die französischen Bat-



Die Forts von Verdun: 1. Fort de Marre; 2. Fort Jardin Fontaine; 3. Fort de la Chaume; 4. Fort du Regret; 5. Fort de Dugny; 6. Fort de Landrecourt; 7. Fort d'Haubainville; 8. Fort Rozellier; 9. Fort Tavanmes; 10. Fort de Moulainville; 11. Fort Souville; 12. Fort de Daux; 13. Fort de Donaumont; 14. Fort St. Michel; 16. Fort Belleville; 16. Fort Belrupt.

Die Forts von Toul: 1. Fort d'Ecroudes; 2. Fort St. Maurice; 3. Fort du Blénod; 4. Fort de Pagny la Blanche-Côte; 5. Fort St. Evre; 6. Fort du Tillot; 7. Fort de Dommartin; 8. Fort de Gondreville; 9. Fort Dille-le-Sec; 10. Fort St. Michel.

Die Forts von Epinal: 1. u. 2. Fort d'Iregney; 3. Fort les Forges; 4. Fort Girancourt; 5. u. 6. Fort Roulon; 7. Fort le Peteux; 8. Fort Rambois; 9. Fort de la Houque; 10. Fort Razimont; 11. u. 12. Fort Longchamp; 13. Fort Dogneville.

Übersichtskarte der Befestigungslinie Verdun—Toul—Epinal

terien, die meist in Beton eingebaut waren, kaputgeschossen. Nur zwei schwere Batterien, die in Stahlpanzertürmen untergebracht waren, ließen sich nicht zum Schweigen bringen. Unter dem Schutz dieser beiden Batterien konnten die Franzosen immer wieder leichte Artillerie und Infanterie nach vorn werfen. Unserer Infanterie fiel die Aufgabe zu, diese feindlichen Anfälle zurückzuweisen; die einzelnen Bataillone wechselten in den vordersten Schützengräben ab und wurden der gestellten Aufgabe ohne große Verluste Herr. Wir gewannen ständig an Boden, und jeder neue Morgen brachte den Franzosen die Ueberraschung, daß unsere Schützengräben wieder ein Stück vorgerückt waren. Vom 8. September an behinderte der starke Regen unsere Operationen. Ein weiteres Vordringen war außerdem nicht ratsam, da das ganze Vorgelände, wie Erkundigungen ergaben, durch Minen, Wolfsgruben, Drahtverhaue und andere schöne Dinge unpassierbar gemacht worden war. Ein Sturm hätte uns zu viele Leute gekostet. Zuverlässigen Informationen zufolge waren außerdem bei Nancy und Toul insgesamt acht französische Armeekorps, und zwar gerade die lothringischen Elitetruppen zusammengezogen, denen gegenüber unsere Kräfte zu schwach waren.“

Da gegenüber solchen Schwierigkeiten nicht mehr an eine Offensive zu denken war, wurden im Zusammenhang mit dem strategischen Rückzug der anderen deutschen Armeen auch die bairischen Korps am 12. September zurückgezogen. Anschließend an sie gingen auch in den Vogesen die deutschen Truppen zurück. Da ihre Stellungen sich nahe der Grenze befanden, erreichten sie rasch wieder deutsches Gebiet, so daß das französische Kriegsministerium stolz verkünden konnte, Französisch-Lothringen sei vom Feind geräumt.

### Der Angriff auf die Sperrfortlinie

Nach viertägiger Ruhepause im Bezirk der Festung Metz erhielt die bairische Armee am 18. September den Befehl zu neuem Vormarsch. Ihr war die Aufgabe gestellt, die Sperrfortlinie zwischen Verdun und Toul (vgl. I, S. 111) zu durchbrechen und auch in dieser Linie die Maasübergänge freizumachen. Dem Kriegsberichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ schilderte ein Stabsoffizier die Bedeutung dieser Aufgabe folgendermaßen: „Die Operation war überaus schwierig, da man mit starken Flankenstößen aus der Richtung Verdun und Toul rechnen mußte. Es mußten daher starke Abteilungen ausgeschieden werden, deren Aufgabe es war, derartigen Vorstößen des Gegners entgegenzutreten. Es mußten ferner, bevor man an die Sperrfortlinie herangelangte, die Stellungen der Franzosen auf der Côte Vorraine genommen werden, die bereits seit Frühjahr mit großem Geschick und Fleiß zu einer außerordentlichen Stärke ausgebaut worden waren. Die Côte Vorraine ist ein Höhenzug, der sehr steil nach Osten abfällt und das vorliegende Gelände ganz bedeutend überhöht. Diese Stellungen wurden nun zunächst unter energischer Mitwirkung unserer schweren Batterien angegriffen und genommen. Die mit großen Massen unternommenen Vorstöße aus der Richtung Verdun und Toul wurden durch die Flankenschußabteilungen stets erfolgreich abgewiesen und es wurde mit der Zeit sogar erreicht, daß der Feind seine Vorstöße von Toul her einstellte. Je mehr sich nun ein Erschlaffen dieser Flankenstöße herausstellte, desto mehr war die Heeresleitung in der Lage, den Frontalangriff zu forcieren und so kam es, daß die Stellungen der Franzosen auf der Côte nach und nach unter heftigen Kämpfen genommen wurden. Damit war der Besitz der Côte noch nicht entschieden, denn die Franzosen hatten in diesen Waldbergen noch eine Reihe von Abschnitten hergestellt, die von ihnen recht gewandt verteidigt wurden. Nachdem der Besitz der Côte endgültig zugunsten der Deutschen entschieden war, wurde der Angriff gegen die Sperrfortlinie angefaßt, die von den Franzosen während der Kämpfe um die Vorderstellung durch Anlage mehrerer schwerster Zwischenbatterien verstärkt worden war.“

Die deutsche Heeresleitung beschloß zunächst den Angriff gegen die mittlere Fortgruppe, und zwar wurden Fort de Trohon, Batterie des Paroques, Fort du Camp des Romains und Fort de Biouville energisch beschossen. Durch fürchterliches konzentriertes Feuer wurden die Forts zunächst zum Schweigen gebracht und dann das infolge seiner Lage außerordentlich wichtige Fort du Camp des Romains angegriffen und erstürmt. Der Angriff auf diese starken, modernen Panzerbefestigungen war außerordentlich schwierig, weil die Sperrforts so nahe beieinander liegen, daß die Truppen nicht zwischen ihnen hindurchkommen können.

Der Berichterstatter der „Times“ berichtet über den Kampf an der Sperrfortlinie folgende interessante Einzelheiten: „Das von Metz kommende deutsche Heer breitete sich über Mars-la-Tour, Sannonville, Chambley, Vigneulles und Chaillon in die Woëvrebene. Am 19. September setzte ein heftiger Angriff auf die Maasforts ein. Trohon wurde zweimal beschossen. Nach dem zweiten Bombardement waren nur vier Geschütze übrig, die andern waren unbrauchbar geschossen. Nun erhielt die Garnison den Befehl zum Abzug, verweigerte ihn aber und begab sich in eine Höhle in der Nähe des Forts. Es waren 450 Mann, 22 befanden sich noch im Magazin. Da sie fürchteten, das Magazin würde explodieren, versuchten sie, durch einen Gang die Höhle zu erreichen; aber eine Granate vernichtete den Gang und tötete alle. Bald darauf flaute der deutsche Angriff ab. Am 23. September meinten die Verbündeten, die Deutschen hätten ihre Absicht, die Maas zu überschreiten, aufgegeben. Sie brachten einige Bataillone über die Maas, um den Streitkräften, die an der Mosel kämpften, Hilfe zu leisten. Die Deutschen wurden aber alsbald über diese Bewegung aufgeklärt und machten mit dem rechten Flügel des Mezer Heeres einen kühnen Flankenvorstoß. Dieser Flügel rückte am linken Ufer der Rupt de Mad bis Thiaucourt vor und besetzte St. Mihiel, wo sich zurzeit nur wenig Franzosen befanden. Am 23. September morgens wurde eine ausrückende französische Dragonerpatrouille plötzlich von einer deutschen Infanteriekompagnie nach der Stadt zurückgetrieben. Von der Annäherung der Deutschen hatte man keine Ahnung. Etwa 5000 Einwohner aus St. Mihiel und den umliegenden Dörfern flüchteten nach Norden. Am 24. September ergriffen die Deutschen von St. Mihiel Besitz. Dort hatten sie einen günstigen Punkt zum Uebergang gewählt. Der Strom beschreibt hier eine Biegung, die durch angrenzende Hügel gegen Artilleriefeuer geschützt ist. Der Uebergang wurde von einer französischen Landwehrabteilung ohne Artillerie geschützt. Diese bereitete in der Nacht vom 25. zum 26. die Versuche der Deutschen, eine Pontonbrücke zu schlagen. Am 26. morgens aber brachten die Deutschen einige schwere österreichische Kanonen in Stellung und jetzt war eine weitere Verteidigung nutzlos. Die französische Infanterie zog sich daher zurück. Vergebens versuchte das Fort Camp des Romains die deutsche Artillerie unter Feuer zu nehmen. Am Mittag waren die Deutschen auf dem linken Maasufer. Sie rückten dann durch das Airetal vor. Aber größere Streitkräfte, bestehend aus Kavallerie, Artillerie und Infanterie, traten ihnen in den Weg. Nach mehrstündigem nächtlichem Gefecht mußten die Deutschen sich wieder über die Maas zurückziehen. Jetzt verstärkten sie sich in St. Mihiel und meisterten in kurzer Zeit das Fort Camp des Romains.“

Der Fall vom Camp des Romains, das sein Erbauer für uneinnehmbar erklärt hatte, war für die Franzosen ein harter Schlag. Die Erstürmung des Forts bildet ein unvergängliches Ruhmesblatt in der Geschichte der beteiligten Regimenter; es sind das erste und zweite Bataillon des bairischen 11. Infanterieregiments, das dritte Bataillon des 6. Infanterieregiments und das zweite Pionierbataillon Nr. 16. Neben der deutschen schweren Artillerie haben sich auch hier wieder die schweren österreichisch-ungarischen Motorbatterien ausgezeichnet.

Ein wichtiges Vorspiel zur Eroberung des Camp des Romains und zu dem ganzen Durchbruchfeldzug gegen die Sperrfortlinie Verdun—Zoul überhaupt war die Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun und St. Mihiel, auf der die Franzosen fortwährend Munition aus Verdun erhielten. Diese kühne Tat wurde von zwei Offizieren und 24 Pionieren erfolgreich durchgeführt, die sich durch die feindlichen Posten westlich der Maas hindurchschlichen, den breiten Fluß durchschwammen, den langen gefährlichen Weg durch Sümpfe und wassergefüllte Gräben zwischen französischen Vorposten und schlafenden Bivaks ausspähten und den Bahndamm sprengten. Sie zerstörten auch eine unterirdische Telegraphenlinie zwischen Verdun und St. Mihiel.

Von dem Angriff auf Camp des Romains gibt ein Angehöriger des Regiments, „von der Tann“ folgende packende Schilderung: „Nach einem Gefecht mit der französischen Nachhut in Chaillon wurde der Weg nach Savonnières frei, das etwa zehn Kilometer vom Fort Camp des Romains entfernt ist. Dort und auf den benachbarten Höhen wurde am 22. September unser ganzes Regiment zusammengezogen. Am 23. September nachmittags drei Uhr begann hier die Musik der 28 Zentimeter-Mörserbatterie, die Granatenstücke von solcher Größe und Schwere verschlang, daß man nur schauernd an den Hunger von Nummer 42 denken konnte. Bereits der dritte Schuß soll gefessen haben, wobei ein Fesselballon die Beobachtung der Geschoszwirkung unterstützte. Den nächsten Tag donnerte die „grosse pièce“ weiter; die Infanterie-Auffklärung ging an diesem Tage bereits bis 700 Meter vor das Fort. Um 1/2 Uhr nachmittags traten wir den Vormarsch an, immerfort durch Waldungen, Lichtungen und über Höhen, wo verlassene Schützengräben und weggeworfene französische Ausrüstungsstücke lagen. Eine letzte, sehr steile Steigung führte an den Waldrand. Als wir herausstraten, war alles was weniger kartengelehrt war, aufs höchste erstaunt, sich auf dem weißen Sande des alten Exerzierplatzes bei St. Mihiel zu befinden. Rechts davon lagen die Kasernen. Im Hintergrunde aber breitete sich das vielfach verschlungene Band der Maas aus, an der Biegung eingefangen durch die hohen Häuser der schönen Stadt St. Mihiel, mit Brücken, Inselchen, Waldungen und Wiesen. Vor uns lag das furchtbar rauchende Fort, in das fortgesetzt neue Mörsergeschosse, über unsere Köpfe saugend, niederfielen.

Mit Beginn der Dunkelheit grub sich unsere Infanterie siebzig Meter vor dem Fort in Sturmstellung ein. Hui! da sausten auch schon die Kugeln um unsere Köpfe. Auf Camp des Romains war es lebendig geworden, heftigstes Gewehrgeprassel und Mitrailleurgetöse empfing den Angreifer und hörte nicht auf, ihn zu begrüßen, bis das Schicksal des Berges an der Maas durch die Kapitulation besiegelt war. Die uns zugeteilten 16. Pioniere begannen bereits am Abend ihre Einzelmannfähigkeit, besonders in dem das ganze Fort umgebenden Gewirr von Drahthindernissen. Camp des Romains hat die Form einer viereckigen Redoute mit der Front nach Osten; der Eingang befindet sich an der Kehle im Westen. Unsere zwei Sturmataillone wurden auf die Schulterpunkte und Facen des Forts in acht Sturmkolonnen angelegt, der Anzahl der Kompagnien entsprechend; jede Sturmkolonne wurde durch zugeteilte Pioniere verstärkt. Das 1. Bataillon griff rechts, das zweite links an. Der Angriff zum Sturm am 25. September, 5.30 Uhr. Am Abend vorher war das Fort als noch „nicht sturmreif“ erklärt worden, dennoch wurde der Befehl zum Angriff erteilt, und der Angriff gelang.

Nach Ueberwindung der Drahthindernisse gelangten die Sturmkolonnen durch Brechen und Böcher auf den äußeren Wall und von dort in den Hauptgraben, in den die Sturmleitern hinabgelassen wurden. Der Hauptgraben ist, wie ich höre, zwölf Meter breit und auf der äußeren Kante acht, auf der inneren sieben Meter hoch. Aus der Tiefe dieses Grabens richtete die nachdrängende Infanterie die Sturmleitern auf das jenseitige Ufer, auf den Hauptwall, der mit kühnem Mut genommen wurde.

Daß alle diese Bewegungen im stärksten feindlichen Feuer erfolgten, bedarf keiner besonderen Hervorhebung. Aus allen Mauerlöchern, Schießscharten und unterirdischen Schlünden flogen die Geschosse gegen uns. Es war ein Nahkampf auf Tod und Leben. Die Pioniere, mit Handgranaten, Stinkbomben und Brandsackeln ausgerüstet, räuchereten den Feind buchstäblich aus seinen Löchern heraus. Was nicht erschossen oder geflüchtet war, wurde in seinem unterirdischen Schießwinkel verschüttet. Aber auch als der Hauptgraben bereits genommen war, hörte das Schießen einzelner, die sich versteckt hielten, nicht auf. Nachdem auch die vom 6. Infanterieregiment gestellte Unterstützung an den Hauptwall herangekommen war, erkannten die Franzosen allerdings die Nutzlosigkeit weiteren Widerstandes, und die Kapitulationsverhandlungen begannen. Um 8.20 Uhr vormittags waren sie zu Ende geführt. Camp des Romains war unser. Freilich hatte es mancher Tapfere mit dem Leben bezahlt. Wälle und Gräben waren mit Toten bedeckt, mit Deutschen und Franzosen; und manch armer Verwundeter mußte vom Platz getragen werden. Viel qualvolles, zuckendes Sterben sah ich dort. Unser Bataillonsadjutant, Leutnant Vogt, blutjung und braun, lag erschossen zwischen drei Bäumen. Ein zerfleischter, französischer Artillerist ruhte in der Nähe im Traum des Todes aus; ein Kamerad nahm von ihm Abschied. „Je l'ai connu,“ sagte er, als Deutsche naheten...

Nach der Kapitulation stieg die ganze unterirdische Welt des Forts an das Tageslicht empor. Aus allen Ecken tauchten die Verteidiger auf, Artilleristen in blauer Uniform mit schwarzem Käppi, Infanteristen in Blau und Rot. Viele von ihnen hatten große, gelblich-schwarze Brandwunden an Gesicht und Händen. An einem Platz, wo sie gesammelt wurden, ließen sie sich willig und erschöpft nieder. Ueber 800 Mann Besatzung hatte das Fort gehabt, über 500 streckten die Waffen.

Eine Besichtigung des Forts nach der Kapitulation zeigte uns die ungeheuren Schäden, die die Mörser angerichtet hatten. Unglaublich tiefe Löcher gähnten in dem Boden und waren in die Gewölbe des Forts eingerissen. Außerordentlich viel Munition war vorhanden. In den Kasematten befanden sich Lebensmittel auf drei Monate, die Fleischkonserven waren batterieweise aufgebaut, zentnerweise gab es Zucker, tonnenweise Wein.

Der tapferen Besatzung wurde Abzug mit militärischen Ehren gestattet, die Offiziere behielten ihre Degen. Bis 2 Uhr nachmittags wurde den Franzosen Frist zur Verpflegung ihrer Verwundeten und zur Bestattung der Toten gelassen. Alles Gepäck, auch das Offiziersgepäck, durfte mitgenommen werden, dagegen wurden die militärischen Karren abgenommen. Um 1 Uhr nachmittags vollzog sich der Abmarsch der Gefangenen. Aus dem Westausgang des Forts marschierten sie langsam heraus, in Marschkolonnen, zwei große Trupps, zwei Gruppen von Verwundeten folgten. Zuletzt kamen die Offiziere; unter ihnen schritt am Stofe der Kommandant, ein alter französischer Oberst. Die bayerische Flagge wehte von seinem Fort. Wir standen in Paraderstellung an der Straße, die von Camp des Romains nach St. Mihiel führt. Zweimal, vor Mannschaften und Offizieren, präsentierten wir die Gewehre, zweimal senkten sich unsere Fahnen.“

Das Ergebnis des großen Tages faßte ein Divisionsbefehl des Generalleutnants v. Höhn, Kommandeur der sechsten bairischen Division, in folgende kurze Worte zusammen: „Die sechste bayerische Infanteriedivision mit zugeteilter preussischer Fußartillerie und Pionieren nahm das Sperrfort bei St. Mihiel im Sturm. Die Fußartillerie und ein Teil der Feldartillerie arbeiteten in dreißigstündigem Kampfe vor. Die zwölfte Infanteriebrigade mit Pionieren eroberte in dreistündigem Kampfe Stein um Stein, Wall um Wall. Die elfte Infanteriebrigade mit dem Rest der Feldartillerie wies in langem, schwerem Kampfe feindliche Entsatzversuche ab. Fünf Offiziere, 453 unverwundete und etwa 50 verwundete Mannschaften wurden gefangen genommen. Der Rest der Besatzung liegt tot unter den Trümmern in den Kasematten des Sperrforts.“

## Die Folgen des Falls vom Camp des Romains

Der Fall vom Camp des Romains veranlaßte die französische Heeresleitung, starke Ausfälle aus Toul und Verdun machen zu lassen, die weitere deutsche Erfolge verhinderten. Dies scheint den Franzosen aber nur unter ungeheuren Opfern möglich gewesen zu sein. Mitte Oktober erfuhr man, daß in Paris tiefe Trauer und Niedergeschlagenheit herrsche. Aus der Schweiz seien Nachrichten über schreckliche französische Verluste im Woëvregebiet gekommen. Seit der Eroberung von St. Mihiel und Camp des Romains durch die Deutschen fielen, wie es in diesen Meldungen heißt, in der Schlachtlinie Toul—Verdun über 40 000 Mann, ohne daß ein befriedigendes Ergebnis erzielt wurde. Beunruhigend sei der Verlust an moderner Artillerie, die gerade in den heiß umstrittenen Höhenzügen des Raumes entscheidenden Wert besitze. Generalissimus Joffre habe bisher die Lücken der Kampffront durch gute Truppen auffüllen können, jetzt sei das nicht mehr möglich. Die Qualität des Nachschubs sei so minderwertig, daß die Klagen der Kommandierenden bei der Heeresleitung kein Ende nähmen.

In einem französischen Privatbrief, den die holländischen Zeitungen veröffentlichen, finden sich interessante Einzelheiten über einen mißglückten Vorstoß aus Toul. „Um die stark gefährdeten Stellungen im Raume Toul—Bar-le-Duc—Châlons-sur-Marne zu befestigen, vereinbarten die Generale Sarregail und Castelnau eine umfassende Bewegung der zwischen St. Mihiel und Thiaucourt aufgestellten Truppen,“ beginnt der Brieffschreiber. „Unter Bédriens Führung klärten einige besonders vertwegene, aber militärisch wenig erfahrene Flieger die deutschen Artilleriestellungen auf und berichteten nach Toul, wo sich der aeronautische Stab befindet, die feindlichen Streitkräfte wiesen deutlich erkennbare Lücken auf. Auf der ganzen Linie seien abziehende Bataillone gesichtet worden. Besonders die Höhen von Thiaucourt, wo sich vor wenigen Tagen noch verstärkte Stellungen befunden hatten, seien teilweise nur noch markiert und könnten einem Angriff aus der Richtung von Toul nicht standhalten. Nach kurzem Meinungsaustausch beschloßen die Befehlshaber, einen kombinierten Vorstoß zu unternehmen. Aus dem Hauptquartier traf eine ermutigende Botschaft des Generalissimus ein, in der unter anderem die dringende Notwendigkeit betont wurde, den Feind mit aller Kraft zu werfen und die Räumung der Punkte St. Mihiel, Apremont und Thiaucourt zu erzwingen. Da bei St. Mihiel gerade heftige Kämpfe stattfanden, verschob man den Angriff um 48 Stunden, die aber zur Heranziehung beträchtlicher Truppenteile benutzt wurden. Den Soldaten teilten die Offiziere mit, der Weg nach Metz sei gesäubert und es handle sich jetzt bloß um einen militärischen Spaziergang in Feindesland. Nach forcierten Märschen gelangten die französischen Vortruppen bis Flirey südlich von Thiaucourt. Mit Ausnahme einiger Patrouillen, die sich schleunigst vor den ungestüm vordringenden Franzosen zurückzogen, bot das Gelände nichts Beunruhigendes. Siegesgewiß ging es vorwärts. Da kamen die ersten feindlichen Granaten. Ein scharfes Artillerief Feuer folgte, und im Nu waren die gegen Essoy aufrückenden französischen Spitzen weggemäht. Drei Stunden lang standen die Truppen in mörderischem Feuer. Der draconischen Forderung Joffres „Il faut tenir“ gehorchend, wichen sie nicht zurück, bis die Offiziere den mißglückten Vorstoß erkennend, Befehle zur Deckung eines raschen Rückzuges anordneten. An vielen Stellen artete die Rückzugsbewegung in hastige Flucht aus, wovon sich die nachdrängenden Deutschen durch die ansehnliche Beute an Waffen und Artilleriematerial überzeugen konnten. In Toul rief die Niederlage der als tüchtig und schneidig gerühmten Truppen eine furchtbare Enttäuschung hervor. In den Reihen der Offiziere hörte man heftige Zornesausbrüche wegen der Unzuverlässigkeit des Erkundungsdienstes.“ Der Fall werde, meint der Brieffschreiber, Gegenstand einer kriegsgerichtlichen Untersuchung werden.



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Die Feldküche deutscher Artillerie in einem alten Park bei St. Mihiel



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Schweres deutsches Geschütz in einer Waldlichtung bei St. Mihiel



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Eine Schwadron bayerischer Chevauxlegers vor dem Austritt zur Patrouille



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Schwere, durch Laubwerk verdeckte Lokomobilen, die zum Transport der großen Mörser verwendet werden

## Bei den schweren Geschützen vor der Sperrfortlinie

Der Kriegskorrespondent der „Königlichen Zeitung“, Professor Dr. Georg Wegener, hat die Kampflinie bei den Maasforts am 25. und 26. September besucht. Da der Kampf, der hier tobte, vor allem ein Artillerieduell war, schien es ihm von besonderem Interesse, die wichtigsten auf deutscher Seite kämpfenden Batterien kennen zu lernen; seinem ausführlichen Bericht in der „Königlichen Zeitung“ entnehmen wir die folgenden Einzelheiten:

„Zunächst fuhren wir vom Ort des Oberkommandos, gegen Westen, über die große, flache Niederung von Woëvre . . . immer höher wuchs die Wand der Côtes vor uns empor. Wir waren von ihrem nächsten Fuß etwa noch sechs Kilometer entfernt, als wir bei der Ortschaft anlangten, wo sich zurzeit eine unserer stärksten Artilleriestellungen befand, eine Batterie, deren ungemein weittragende Geschütze bestimmt waren, den Ausgang der in südöstlicher Richtung von Verdun über die Côtes herunterführenden Straße zu bestreichen. Es war dies eine Stelle, wo die Franzosen eben wieder mit großer Energie versuchten, einen Vorstoß in die Ebene, gegen den rechten Flügel der Strantzischen Armee auszuführen.

Die Batterie stand auf einer leichten Bodenerhöhung zur Seite der Straße zwischen Obstbäumen. Dahinter aus Brettern ein erhöhter Aufbau wie ein Jagdschießstand, die Stellung des Batteriechefs, wohin auch der Fernsprecher von der Armeeleitung her mündete; ebenso der Draht von dem Beobachtungsposten her. Ein solcher befand sich einige Kilometer weiter vorwärts bei einem großen Birnbaum auf einer Geländewelle, von der aus das Ziel das die Batterie augenblicklich beschuß, gut sichtbar war. Ein wenig weiter die Straße aufwärts konnten auch wir es sehen. Man gewahrte deutlich, wie dort über einem Einschnitt eine Chaussee aus dem Walde herunterkam. An seinem Ausgang in die Ebene lag ein Dorf, der Karte nach der Ort Haudimont, in dem offenbar eine Stellung der hier aus dem Walde vordringenden Franzosen sich befand. Dieses Dorf galt es unter Feuer zu halten. Südlich von da, dort wo die Mauer der Côtes uns am nächsten lag, war die Höhe bereits von den Deutschen besetzt, und dort oben, mehr als sechs Kilometer entfernt, stand der äußerste Beobachtungsposten unserer Batterie und gab Lichtsignale. Ganz fein, aber deutlich auch ohne Glas sichtbar blitzte in der Sonne sein Telegraphieren herüber.

Der Batteriechef erläuterte uns diese Verhältnisse so ruhig, als ob wir uns auf einem Exerzierplatz befänden. Dann wurden die nächsten Schüsse abgegeben. Wir traten etwas zurück, öffneten auf Rat des Batteriechefs den Mund, um die Wirkung des Knalls auf das Trommelfell ungefährlich zu machen, lautlose Stille herrschte, und in dieser Stille erklang von dem erhöhten Stand herunter das Kommando, so ruhig, knapp und kurz; die Bedienungsmannschaft richtete die schweren Rohre durch Kurbel und Hebel, brachte die Geschosse in das Rohr, stellte das Geschütz in den angegebenen Winkel, alles mit solchem Gleichmut und einer Präzision wie bei einer Probevorführung in der Struppischen Anstalt. Freilich ist die Tragweite dieser Geschütze so außerordentlich groß, daß eine Gefährdung der Batterie von der Stellung des Feindes her augenblicklich ausgeschlossen war, obwohl einige ihrer Batterien noch näher herankamen. Bei der Entfernung war das Einschlagen der Geschosse von hier aus nicht zu sehen. Doch kam eine Nachricht darüber sofort von seiten des Beobachters am Birnbaum, und ganz geschäftsmäßig nannte daraufhin die Stimme des Kommandierenden von oben her die Winkelzahl, nach der dann die Geschütze etwas anders eingestellt wurden für den nächsten Schuß. Ein paar weitere Schüsse schlossen sich an, gefolgt wieder von einer neuen ähnlich ruhig abgegebenen Verbesserung. Alles machte einen Eindruck so nervenloser Wurstigkeit, möchte ich sagen, daß wir am folgenden Tage bei einem neuen Besuch beim Oberkommando aufs

höchste erstaunt waren zu erfahren, wie es gerade um diese Zeit und an dieser Stelle für uns gar nicht unbedenklich gestanden habe; der Vorstoß der Franzosen aus Verdun her war ein besonders ernster gewesen. Ein Beweis dafür, wie wenig in einer modernen Schlacht der einzelne an Ort und Stelle selbst von der Sachlage überschaut.“

Der nächste Besuch Dr. Wegeners galt denjenigen Batterien der deutschen schweren Artillerie, die in der Mitte den Kampf gegen die mittlern Sperrforts durchsuchten. Er erzählt: „Wir fuhren jetzt südwestwärts, auf denjenigen Teil der Côtes zu, der bereits von unsern Truppen besetzt war. Die uns zunächst gelegene Batterie auf der Höhe feuerte auf Trohon. Um sie aufzusuchen, fuhren wir weiter auf der Höhe gegen Nordwesten. Den rechten Weg durch den Wald zeigte uns das in dem Baumwipfeln dahingeleitete Feldtelephon. Ein lebendiges Getriebe herrschte auch hier oben. Auf einer Lichtung war ein Verbandplatz eingerichtet. Verwundete kamen in Wagen, leichter Blessierte auch zu Fuß gehend dorthin. Eine Abtheilung der Feldtelegraphen knüpfte eine neue Drahtleitung in die Zweige. Im Gras lagen, sich ausruhend, zum Teil vespernd, einzelne Gruppen von Soldaten, so ruhig im Schatten, als lägen sie Sonntagnachmittags im Grunewald.“ ...

„Ein paar Schritte weiter stehen die Geschütze der Batterie, die wir suchen, und die noch mächtiger sind im Kaliber als die vorhin gesehenen. Schwarz, dick, wie träge, bulldoggenartige Untiere hocken sie im dichten Unterholz auf ihren großen Lafetten.

Leider kommen wir gerade zu einer Feuerpause. Der Feind aber macht keine solche. Er hat, scheint es, den Ort der Batterie herausbekommen und reicht auch mit seinen Geschossen bis hierher. Ich sehe die Bedienungsmannschaft unserer Batterie in sorglicher Deckung stehen, in kleinen Gruppen hinter dicken Bäumen und unter Eindeckungen. Und nun pfeift es über uns, ein dünnes Heulen; dann ein scharfer Knall zu unsern Häuptern. Und wieder, und noch einmal. Es sind Schrapnells.“ ...

„Wir unterhalten uns eine Weile mit der Bedienungsmannschaft der pausierenden Batterie und erfahren, daß das Fort Trohon, das sie beschossen, mit seinem Widerstand fertig sei. Die Schrapnellschüsse stammen nicht von ihnen, sondern von französischen Feldbatterien jenseits der Maas. Währenddem geht es weiter über unsern Köpfen mit „Sssss“ und „paff!“ Da wir die Wiederaufnahme des Feuers der Batterie nicht abwarten konnten und ein weiteres Vordringen, wobei übrigens das darüber hinweggehende Schrapnellfeuer minder gefährlich gewesen wäre als gerade hier, nicht gestattet war, kehrten wir um zu unsern Autos und fuhren auf dem gleichen Wege wieder zurück.“

Am folgenden Tag, am 26. September, setzte Dr. Wegener seine Erkundungsfahrt fort und besuchte die südlicheren Teile des deutschen Angriffs auf die Loul—Verdun-Linie. „Als wir uns wieder dem Hang der Côtes näherten, sahen wir weit hinter der Feuerlinie, an ihrem Fuß, abseits auf einem Weg zwischen Kartoffeläckern, eine Reihe mächtiger schwarzer Geschützkolosse stehen. Das waren die großen Geschütze, mit denen vorgestern Camp des Romains zusammengeschossen worden war. Jetzt lagen sie stumm, wie dunkle dämonische Ungeheuer, die sich satt gefressen und nun in träger Ruhe hockten, andern den weitem Raub überlassend.

Von hier aus gewannen wir wieder den Wald auf der Höhe, ließen aber diesmal die Kraftwagen mit ihrer gefährlichen, die Aufmerksamkeit des Feindes erregenden Staubwolke zurück und wanderten zu Fuß vorwärts.

Wiederum mitten im Wald, unter prachtvollen alten Eichen und Buchen, stand die Batterie, die gegenwärtig Paroches bombardierte\*). Ganz unter den Wipfeln vergraben, von oben den Fliegern durchaus unsichtbar, standen die vier mächtigen, schwer massigen Krupp'schen Geschütze da, wie gierig ihre stumpfen Nasen zwischen den Zweigen emporstreckend. Jedes von ihnen 170 Zentner wiegend. Ihre Räder waren umgeben von

\*) Es handelt sich hier um 21 cm-Mörser.

einem Ring breiter, mit Ketten verbundener Platten, die ihnen ermöglichten, auch auf schlechtesten Wegen vorwärts zu kommen. An die plumpen Füße vorsintflutlicher Riesentiere gemahnten diese wunderlichen Vorrichtungen. Das Ganze ein unvergeßlich seltsames Bild. Dieser herrliche, einem Urwald ähnliche Forst, von vereinzelt Sonnenlichtern durchrieselt, ein Rahmen für eine Fasnachtszene aus der Nibelungentwelt, und unter dem Blätterdach, geduckt und doch riesig, diese schwarzen Ungeheuer, die modernster Menscheng Geist geformt und die Verderben speien konnten, gegen das aller vorweltlicher Drachenschrecken verblaßt.

Ringsum im Unterholz und Farren lagen die Körbe mit der Munition. Unter einem Baum war die Fernsprechkelle angebracht, eine ganz niedrige Bretterhütte, so niedrig, daß der Sprecher oder Hörer ganz flach auf Stroh darin liegen muß. Oben war sie überdies mit Zweigen zugedeckt, so daß sie einem Fleck Unterholz glich.

Ein junger, frischer Oberleutnant erklärte uns auch hier sehr instruktiv die Konstruktion der Geschütze. Es ist das eine Batterie, die schon eine ruhmvolle Geschichte in diesem Feldzug hinter sich hat, denn sie war es, die bereits am 27. August Manonvillers eroberte.“ ...

„Wir sahen ein paar Schüsse mit an, die hier nur auf halb so große Entfernung abgegeben wurden wie bei der ersten Batterie von gestern, aber in einem gewaltigen Höhenwinkel. Es war für einen Laien eigentlich sonderbar zu sehen, wie der furchtbare Blitzstrahl anscheinend ins Blaue hinein, oben zwischen die Wipfel hindurchging. Niemand konnte von hier aus das Ziel sehen, und doch wurde es mit mathematischer Sicherheit getroffen. Sehr interessant war die Rohrrücklaufwirkung zu beobachten; wie das im Schuß nach unten gedrückte Rohr behende wieder in seine alte Stellung zurückkletterte.

Wir verließen dann auch diese Waldbatterie und durchquerten nun den Forst bis zum Ende, den Höhen, die hier baumlos zum Maasufer hinabsteigen, in der Gegend von St. Mihiel, wo die Unsern schon über den Fluß gedrungen waren. Die Stadt St. Mihiel, wo das geschehen und die bereits in deutschen Händen war, konnten wir von unserm Standort nicht sehen. Nur ihren nördlichen Vorort Chauvencourt und noch weiter nördlich das Dorf Paroches. Auf der Höhe oberhalb dieses Dorfes lag ein Hauptwerk dunkler Wälle in Form eines unregelmäßigen Vielecks, das von der eben gesehenen Batterie zerschossene Fort Paroches. Deutlich konnte man durch das Glas erkennen, wie wild zerwühlt, ein Schutthaufen nur noch, diese Befestigungen waren, anscheinend ohne jedes Leben, ein finsterner Ort des Todes. Weithin schweift der Blick über das grüne Tal der Maas mit seinem ebenen Wiesenboden, der Eisenbahnlinie, die sich in ihm dahinzog, und zu den jenseitigen Höhen. Allenthalben ertönte rings das Krachen und Rollen des Geschützfeuers, hier und da und dort an den Gehängen jenseits der Maas erschienen die weißen Wölkchen, die die Stellung einer feuernden Batterie anzeigten. Teils waren es deutsche, teils französische. Welche aber jedesmal, das war von hier nicht zu erkennen, so beherrschend auch unser Standpunkt war.“

Zum Schluß wurde noch eine weitere Batterie, die interessanteste von allen, aufgesucht, die, wie Dr. Wegener erzählt, in diesem Kriege gleichfalls besondere Berühmtheit gewonnen hat.

„Zwischen Obstbäumen und Weinbergen mit reifenden dunkeln Trauben beschloß sie das Sperrfort Liouville. Ihre Rohre waren so steil gestellt, daß ihr Geschöß einen Bogen von 4800 m Scheitelhöhe, also ungefähr die Erhebung des Montblanc vom Meeresspiegel an, beschrieb. Betäubend war der Knall des Schusses; merkwürdiger aber noch das lange dauernde, wilde, übernatürliche Heulen und Pfeifen, mit dem das Riesengeschöß sich in den Aether emporbohrte, hoch hinauf gefolgt von einem regelmäßigen weißen Dampfiring. Einen Augenblick sehe ich auch das Geschöß selbst, bereits in großer Höhe, aufleuchten, einen schmalen, kurzen Blitz im Blau.“ ...

## Die Kämpfe der Armee des deutschen Kronprinzen

Unter fortwährenden schweren Kämpfen war die Armee des deutschen Kronprinzen dem Feind durch die Argonnen nach Süden gefolgt (vgl. I, S. 263). In der Gegend von Baubecourt und Triaucourt stieß sie auf zähen Widerstand, da die Franzosen aus Bar-le-Duc, einem starken Waffenplatz, immer neue Verstärkungen heranzuführen konnten.

Da die bayerische Armee, die von Osten her den Angriff auf den französischen Festungsgürtel unternommen hatte und mit der von Westen her angreifenden Kronprinzenarmee kooperieren sollte, zurückging, trat auch diese am 12. September den Rückzug an. Dieser Entschluß war um so notwendiger, als ja auch die rechts an sie anschließenden Armeen im Zusammenhang mit den Kämpfen an der Marne zurückgenommen wurden (vgl. S. 113) und überdies ein starker Flankenstoß von Verdun her zu erwarten stand, der die Armee vom Hauptheer abschneiden sollte. Der Rückmarsch durch die Argonnen vollzog sich so rasch, daß dieser Seitenstoß auf leere Stellungen traf. Das Gros der Armee erreichte am 14. September die Gegend von Montfaucon, das kronprinzliche Hauptquartier kam nach Stenay zurück.

Am 17. September nahm die Kronprinzenarmee die *Offensive* wieder auf. Wenige Tage später wurde Varennes im Sturm zurückerobert. In den folgenden Wochen arbeitete sich die Armee in langwierigen Waldgefechten langsam vorwärts, näher an Verdun heran und durch die Argonnen. Mit unglaublicher Zähigkeit hatten sich die Franzosen in dem fast undurchdringlichen Dickicht eingenistet und das für einen hartnäckigen Verteidigungskampf ohnehin wie geschaffene Gelände verstärkt: Berhaue, Drahthindernisse, fünffach hintereinander, Schützengräben, gemauerte Eindedungen mit Schießscharten, Flankierungen, stockwerkartige Schanzen, Laufgräben im Zickzack: alles meisterhaft ausgebaut und ineinandergreifend, so daß sich unsere Truppen wie Maulwürfe vorwärts graben mußten, mit Minen, Handgranaten, Sandsäcken und Stahlblenden, zugleich auch gegen oben sich deckend, wo Scharfschützen und Alpenjäger von Bäumen und Kanzeln herab ihnen mit Kopf- und Rückenschüssen auflauerten.

Ueber die schwierigen Umstände, unter denen in den Argonnen gekämpft wird, berichtet ein Feldpostbrief: „Wenn man in unseren Schützen- und Deckungsgräben an den Unterständen Aufschriften liest, die ein gesunder Soldatenhumor geschaffen hat, wie zum Beispiel: „Haus zum frierenden Baumassen“, oder „Zum Höhlenbären“, so kann auch der Unkundige leicht den Sinn dieser vielsagenden Worte enträtseln.“

Seit wir am 28. September durch einen energischen Vorstoß die Franzosen eine gute Strecke weit in den Argonnentwald zurückgeworfen haben, sind wir zu „Höhlenbewohnern“ geworden und bewegen uns mindestens ebensoviel unter wie über der Erde.

Wir sind eben in einen neuen Abschnitt des Kampfes eingetreten, in den des Stellungskrieges. Für uns ist daraus ein dauernder Waldkampf geworden. Fast drei Wochen nun liegen sich hier Franzosen und Deutsche, bis zum Kopf eingegraben, beobachtend gegenüber. Jeder lauert, ob er dem anderen Schwächen abspähen kann und bemüht sich, diese auszunutzen.

Trotz des ungeheuer schwierigen Waldgeländes ist es unseren tapferen Truppen nicht nur gelungen, einen starken, mit allen Verhältnissen des Landes wohlvertrauten Gegner überall in Schranken zu halten und feindliche Vorstöße abzuweisen, sondern auch an verschiedenen Punkten wesentliche Vorteile zu erringen und vorwärts an Gelände zu gewinnen. Was das hier im dichten Busch heißt, davon kann sich eigentlich nur der Beteiligte eine Vorstellung machen.

Der Gegner steht uns auf nächste Entfernungen gegenüber, auf Entfernungen, die man bisher im offenen Feldkriege nicht kannte. Fünfunddreißig, dreißig Meter, ja oft noch näher lauern drüben die Rothosen hinter ähnlichen Deckungen. Diese sind sehr schwer erkennbar. Vollkommen mit Blätterwerk maskiert und mit Schießscharten versehen, dahinter gedeckte Annäherungswege; man kämpft sozusagen mit einem unsichtbaren Gegner.

Ueberaus schwer haben es hier unsere Patrouillen. Nur mit äußerster Vorsicht vermag man in dem Strauchgewirr vorzudringen, und oft zeigt nur eine unbedachte Bewegung drüben plötzlich an, daß dort ein schußbereiter Gegner ist. Da heißt es dann, rasch handeln, wer zuerst gut zielt und schießt, hat meist gewonnen. Es ist hier das reinste Punkttschießen, wie auf dem Scheibenstand.

Besonders heftig wird der Feuerkampf gegen Abend, wenn die auf beiden Seiten notwendige Ablösung und Verpflegung eintritt. Da tun sich besonders unsere Gegner durch unsinnig rasches Schießen hervor, Salve auf Salve kracht, dazwischen rattern die Maschinengewehre, gellen Gebirgsgeschütze, Minen springen mit nervenaufreibendem Knall, Leuchtkugeln erhellen das Dunkel, von ferne her rollt dumpfer Donner der schweren Geschütze. Ein schaurig schönes Bild, das bei dem Beteiligten aber ein großes Maß von Selbstbeherrschung, Mut und Tatkraft erfordert und an Führer wie Soldaten die höchsten Anforderungen stellt.“

Ein Berichterstatter des „Berliner Lokalanzeigers“ hat das Schlachtfeld bei Verdun besucht. Er erzählt: „Ich habe am 30. September im Operationsgebiet im Argonnenwald und nördlich von Verdun geweilt. Drei französische Fesselballons waren über der belagerten Stadt sichtbar. In der Nähe des Bahnhofs von Verdun zeigte sich reges militärisches Leben. Zur Beruhigung der kunstbegeisterten Engländer kann mitgeteilt werden, daß die Kathedrale noch unversehrt ist. Westlich von Verdun auf den Höhen und in den Tälern des Argonnenwaldes sind Geschützgefechte im Gang; die Franzosen schossen ihre eigenen Städte und Dörfer in Brand, in denen sie unsere Truppen vermuteten. Von den Höhen herab war den ganzen Tag über der Brand von zwei kleinen Städten zu beobachten. Der größte Teil des Zerstörungswerks, das sich in den Ardennen und in den Argonnen vollzieht und vollzogen hat, ist auf die Rechnung der Franzosen zu setzen. . . Die Ernte verfault allenthalben auf dem Felde. Die Frage der Ernährung der zurückgebliebenen Zivilbevölkerung wird im Winter recht schwierig werden. Unsere wackern Jungen teilen schon jetzt mit den Ärmsten die Nahrung, die sie selbst erhalten.“

Besonders macht uns im Argonnenwald die englische Artillerie zu schaffen; aber an der eisernen Front, die wir entwickeln, scheitert alle Kunst des Feindes.“

## In den Vogesen und im Sundgau

### Die Gefechte in den Vogesen

Die seit der Schlacht bei Metz ziemlich unveränderte Kriegslage in den mittleren Vogesen schildert der bekannte Musikkritiker Paul Bekker, der selbst den Krieg mitmacht, in der „Frankfurter Zeitung“. Er schreibt: „Zweck der Vogesenbesetzung ist, möglichst viel Feinde festzuhalten, damit sie nicht an der Entscheidungsschlacht teilnehmen können.“ So heißt es in einem in unsere Hände gefallenen Tagesbefehl des „Abteilungschefs der Alpenjägerbataillone der gemischten Brigade der Schlucht“. Zweck unserer Vogesenbesetzung wird es nun sein, die Taktik des Gegners unwirksam zu machen, wiederum mit möglichst wenig Truppen den Feind ständig zu beschäftigen und ihn allmählich aus seinen gesicherten Stellungen herauszudrängen. Große Schlachten sind bei

einem solchen Kriegsplan nicht zu schlagen, wohl aber muß man ständig auf kleine, und doch verlustreiche Gefechte und Ueberraschungen unfreundlichster Art gefaßt sein. Dabei ist mit den oft kaum überwindbaren Schwierigkeiten eines Geländes zu rechnen, in dem der Gegner auf Höhen und in Wäldern andauernd die günstigsten Verteidigungsstellungen einnehmen kann, ohne daß wir als Angreifende ihn auch nur zu erblicken vermögen. Das Gelände sichert der feindlichen Artillerie nicht nur die vorteilhafteste Aufstellung, sondern es sind ihr auch von vornherein alle Entfernungen bekannt. So kann sie unsere Truppen schon während des Anmarsches mit Treffsicherheit unter Feuer nehmen, während unsere Artillerie kaum Gelegenheit zur Auffahrt findet, geschweige denn den Gegner in seinen kaum entdeckbaren Stellungen zu fassen vermag. Es will etwas heißen, unter solchen Verhältnissen überhaupt vorwärts zu kommen, und wenn wir nachträglich die geräumten Stellungen der Franzosen genau besichtigen, scheint es unsatzbar, wie diese Stellungen jemals angegriffen, geschweige denn von dem Verteidiger aufgegeben werden konnten. Aber es kommt den Franzosen hier eben weniger darauf an, uns zurückzudrängen, als uns dauernd zu beunruhigen und zur Ansammlung größerer Streitkräfte zu veranlassen, die dadurch anderen wichtigen Punkten entzogen werden sollen, ohne daß sie sich in dem unübersehbaren, zerklüfteten Terrain der Vogesen eigentlich wirkungsvoll entwickeln können. Und da den Gegnern dieser sehnlichste Wunsch der Heranlockung großer Massen nicht erfüllt wird, gibt es für die hier beschäftigten Truppen ein ständiges Hin und Her der Bewegung, bald mehrere Tage währendes Gefecht und Sturm, bald plötzliches Aufgeben bereits genommener Höhen oder Ortschaften, zu deren Wiedererwerb der Gegner überlegene Kräfte herbeizieht. So sind wir über die Grenzhöhe von Col St. Marie durch ein idyllisches Tal über Wisembach und Laveline bis dicht an das Ufer der Meurthe, vorläufig unsere Grenzlinie, vorgeedrungen.“

Anschließend an die zurückgehende bayerische Armee wurde auch die siebente Armee am 12. September von der Meurthe zurückgezogen. St. Dié und Baccarat wurden geräumt, jedoch der Kamm der Vogesen trotz energischer französischer Vorstöße, besonders im Breuschtal und bei Senones und Saales, erfolgreich behauptet.

In den oberelsässischen Vogesentälern war die allgemeine Lage im September und Oktober im wesentlichen dieselbe wie im ersten Monat des Feldzugs: die Franzosen hielten die wichtigsten Täler besetzt, jedoch befanden sich die Ausgänge fast durchweg in den Händen der Deutschen und waren von ihnen gut besetzt. Die Franzosen blieben auf den Höhen und statteten nur dann und wann den im Tal gelegenen Orten kleine Besuche ab, um Lebensmittel und Kleidungsstücke zu requirieren, oder auch deutsche Beamte fortzuschleppen, wenn sie sich erwischen ließen. Zu bedeutenderen Zusammenstößen kam es nur im Gebweiler Tal, wo württembergische Landwehr die französischen Jäger und ihre Gebirgsartillerie zurückhielt, und vor allem im Münstertal, wo die deutschen Truppen erfolgreich gegen die Schlucht vordrangen.

### Die Kämpfe im Sundgau

In offensichtlichem Zusammenhang mit der allgemeinen französischen Offensive, die am 7. September begann (vgl. S. 107), unternahm auch die Besatzung von Belfort einen neuen Vorstoß gegen den Sundgau. Die Kämpfe entwickelten sich vom 9. bis 12. September auf der Linie Reinigen—Schweighausen—Sennheim (vgl. die Karte I, S. 115).

Am 8. September ging eine Division Franzosen, von Delle her kommend, nahe der schweizerischen Grenze vor. Weitere französische Truppen drangen über Altmünsterol in den Sundgau ein. Auch über La Chapelle rückte eine Division gegen Senthaim und gleichzeitig gingen vom Belchen her über Sewen-Gebweiler weitere Truppenteile vor; schließlich marschierte auf der Straße von Bussang mehr als eine Division. Ueber andert-

halb Armeekorps sind französischerseits am Einmarsch beteiligt gewesen, dazu kam am 11. und 12. September noch eine weitere Division. Die französischen Truppen drangen bis Mülhausen vor, nahmen Thann, Sennheim und hatten schon Vorposten in Luttenbach stehen; Heimsbrunn, Altkirch und Feldbach waren von ihnen besetzt.

Am 9. September stellten sich badische und württembergische Landwehrtruppen den einrückenden Franzosen entgegen, zunächst im Wesserlingertal; gleichzeitig rückten weitere Truppen gegen Heimsbrunn und Altkirch vor. Auf der ganzen Linie gab es eine Reihe von Gefechten. Am 10. September konnten die Deutschen von Goldbach her eingreifen und die französische Verbindung durchbrechen, so daß die Franzosen auf der Straße von Buffang zurückgehen mußten. Aber das Gros, mehr als ein Armeekorps, stand immer noch in der Gegend von Thann mit Rückzugslinie auf La Chapelle.

Am 11. September begannen die Franzosen stark anzugreifen, um die bedrohte Stellung bei Thann zu entlasten. Es gelang den Deutschen, den Angriff auf der ganzen Linie zum Stehen zu bringen. Aber um Thann herum hatten sich die Franzosen stark eingegraben, hatten die Rebberge und den Thanner Kopf zu einer festen Stellung gemacht und beherrschten dadurch das Gelände. Am 12. September konnten die Deutschen einige Stellungen unter großen Verlusten mit dem Bajonett nehmen und auf der Straße nach Sennheim über Rodern vordringen. Somit waren die französischen Stellungen in ihrer Rückzugslinie schwer bedroht. Deshalb setzten sie am 12. September noch einmal eine frische Division gegen Burnhaupt ein, aber dieser Anmarsch wurde durch einen deutschen Flieger gemeldet und sofort wurde eine große Zahl Haubitzbatterien gegen Aspach gesandt, um dort Stellung zu nehmen. Deutsche Infanterie ging über Schweighausen vor. Das Feuer der Haubitzen war vernichtend, der Rückzug der Franzosen wurde panikartig. Die Deutschen drängten den weichenden Franzosen heftig nach, und rückten unter fortwährenden Gefechten vor. Die Franzosen konnten nirgends mehr richtig Stellung nehmen; daß sie gleichwohl nicht an ein endgültiges Aufgeben des Widerstands dachten, wurde bald durch Flieger festgestellt, die einen neuen Anmarsch aus Belfort und starke Reserven nahe der Grenze meldeten.

Ogleich die Ueberzahl der Franzosen etwa 25 000 Mann betrug, war ihre Niederlage bei Thann vollständig. Sie verloren außer vielem Kriegsmaterial, Gewehren, Maschinengewehren, zwei Batterien und Train noch über 3000 Gefangene. Die Verluste an Verwundeten und Toten waren gleichfalls sehr groß.

Ob der Zweck des französischen Einfalls war, die abgeschnittenen französischen Truppenteile im Gebweilertal zu befreien oder sich Mülhausens zur Verproviantierung zu bemächtigen, muß dahingestellt bleiben. „Die Hauptsache ist,“ schrieb die „Straßburger Post“, „daß die Franzosen über die Grenze zurückgeworfen sind, und daß die vielgeplagte Gegend des Sundgaus eine Zeitlang Ruhe behält vor den Requisitionen, vor den Verhaftungen und den Beschädigungen. Die letzteren sind ziemlich beträchtlich, da die Franzosen sich überall in den Dörfern einnisten und aus den Häusern schießen; Thann hat auch dadurch gelitten. Auch eine ganze Anzahl Elsäßer haben die Franzosen wieder verschleppt.“

Der elsässische Schriftsteller Hermann Kurz, der das Schlachtfeld von Thann während der Kämpfe von Basel aus besuchte, erzählt darüber sehr anschaulich in den „Münchener Neuesten Nachrichten“:

„Schon seit zwei Tagen grollte vom Südfuß der Vogesen her, nur von kurzen Pausen unterbrochen, der Geschützdonner. Um die Pässe der Südvogesen ging der Kampf, den eine deutsche Minderheit gegen die in der Ueberzahl vorstoßenden Franzosen erfolgreich durchhielt. Um Thann waren die Kämpfe zum Stehen gekommen und hatten größere Ausdehnungen angenommen. Die Tage vorher wurde eine Reihe Einzelgefechte ge-

schlagen, vor allem in den Tälern der Südbogesen. Die Deutschen drängten die Franzosen zurück bis um Thann herum (besonders auf den überragenden Höhen und den Nebbergen der Umgebung), während die Franzosen sich zusammenfaßten und verschanzten.

Die Deutschen mußten aus der Niederung, zum Teil über das Ochsenfeld, die starken Stellungen der Franzosen angreifen. Dazu brauchten sie schwere Artillerie, nach zwei Tagen Kampf rückte diese ins Treffen ein. Es war ein trostloser, stürmischer Regentag, am Himmel segten schwarze Wolken dahin.

Schon sangen diese schweren Haubitzen ihr dröhnendes Lied den ganzen Tag bis in die Nacht hinein, die leichteren Feldgeschütze feuerten in steter Heftigkeit, das Kleingewehrfeuer knatterte und ratterte. Dazu raste von den Höhenzügen, gegenüber dem deutschen Angriff, in saufendem Gesang die französische Artillerie. Der Sturm wurde gegen Abend immer wütender, orkanartig heulte er daher, bog die Bäume und riß das Laub wirbelnd von den Zweigen, auch führte er den Lärm des Kampfes weit über das Land. Als es Abend wurde, begann der feine Landregen eine Sintflut zu werden, Ströme von Wasser peitschte der Wind einem ins Gesicht. Ich fuhr durch dieses Höllentwetter dem Donner der Geschütze entgegen; am westlichen Himmel gegen die französische Grenze lag der rote Feuerschein brennender Gehöfte. Die jagenden Wolken segten wie feurige Titanengebilde über den Brand in die stürmende Dunkelheit davon, schwer und blutrot.

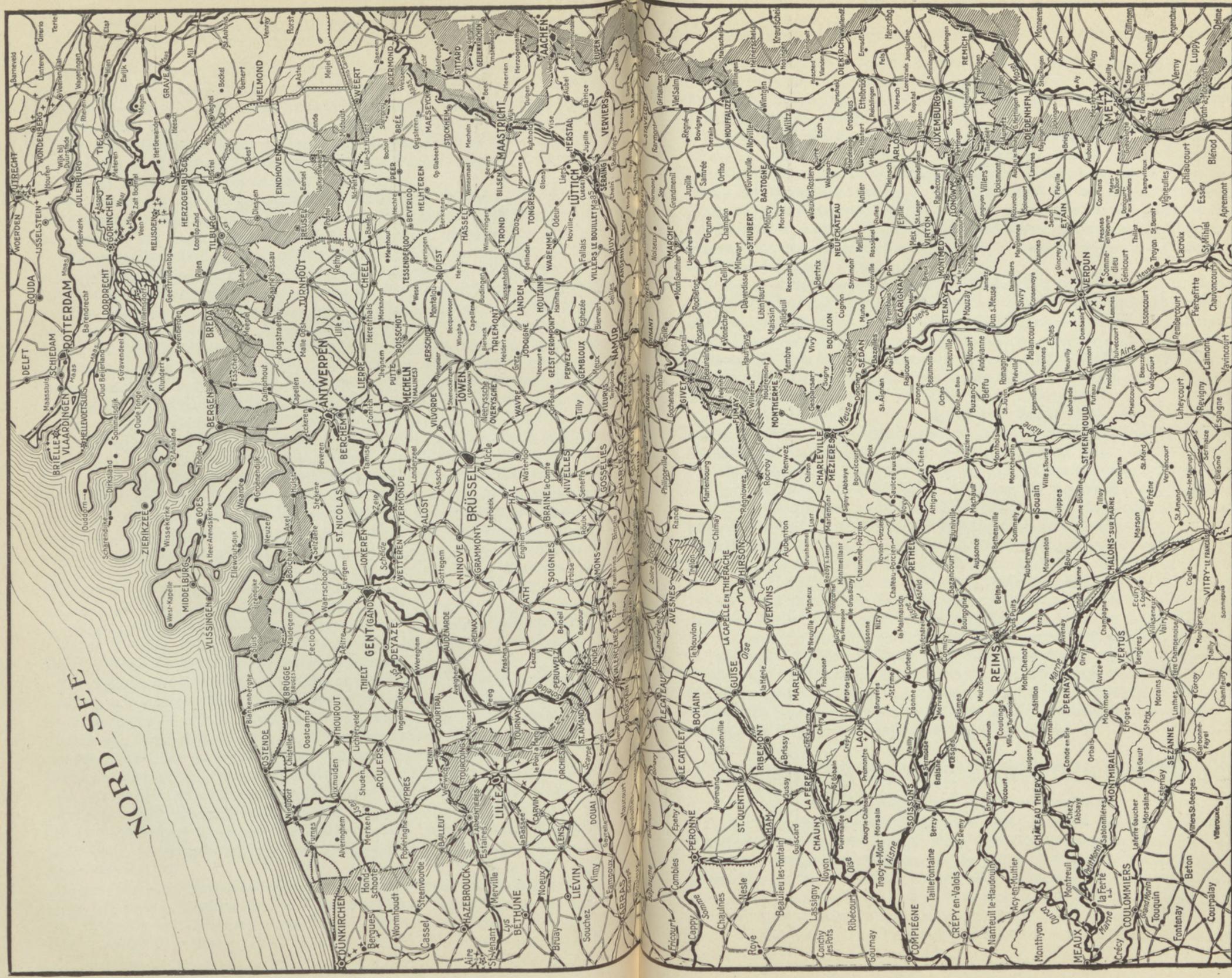
Endlich — durch mein Regenzeug lief das Wasser bis auf die Haut in kleinen Bächen — kam ich auf dem Ochsenfelde an. Diese Gegend ist eng mit dem Sagenkreis des Alemannenlandes verbunden. Kein Halm Gras, kein Baum, nichts gedeiht auf dem Ochsenfelde; es ist ein wüstes Land von einigen Quadratkilometern. Dafür geht die Sage um so trüber und schwerer, geheimnisvoller über dieses unfruchtbare Land durch das umwohnende Volk. In grauen Zeiten schon wurden hier Schlachten geschlagen, gewiß auch in der Römerzeit; auch Barbarossa hält hier noch Heerschau ab, wenn der Mond als Sichel am Himmel steht und die Nebel treiben. In der „Schwedenzeit“ versank hier ein gottloses Regiment in die Erde hinein. Aber die Prophetie, seit Generationen vererbt vom Vater zum Kinde, heißt: im schwersten Kriege wird hier eine Schlacht geschlagen, wer die gewinnt, bleibt Sieger am Ende, dies geschieht in jenem Kriege, in dem das größte Land zerrissen wird. Darauf bauen die Leute, denn als ich am Samstag mittag, nach dem deutschen Sieg südwärts fuhr, fragten mich einige Leute nach dem Ausgang, und als ich ihnen den deutschen Sieg meldete, meinte ein alter Mann, es sei nun schon gut, jetzt sei Deutschland gerettet.

Als ich über dieses Feld fuhr, kam ich schon in den Bereich der Schlacht. Ich ging nun vorsichtig zu Fuß meiner Wege. Die erste Begegnung war ein Bataillon Landwehr, das im Eilmarsch dahin stürmte. Dann fuhr ein düsterer Zug an mir vorbei, verwundete, eine lange Reihe Wagen. Im trüben Scheine flackernder Windlichter sah ich manches junge Leben in schönster Kraft mit geschlossenen Augen und wachsgelbem Gesicht, weißklippig kraftlos liegen. Bewußtlose stöhnten, aber die anderen gaben keinen Laut, kein Aechzen des Schmerzes von sich, waren auch noch auf ihrem Schmerzenswege tapfere Leute. Mir griff dieser Zug ans Herz, aber es mußte sein — wie so sehr begreife ich den Groll der braven Jungen, die draußen stehen und ihre Kameraden fallen sehen — dazu noch den Lügen- und Verleumdungsfeldzug — wen kommt die Empörung nicht an?

In die Nähe eines Verbandsplatzes kam ich nun. Ich sah einen verwundeten Offizier stehen und warten, Sanitätsoldaten trugen gerade einen Schwerverwundeten heran. Der Arzt wollte den Offizier verbinden, der biß auf die Zähne, wartete, stand bolzengerade: „Zuerst dieser Mann!“ Dies ist auch Tapferkeit. Die Verwundeten, die selbst zum Platze herankamen, waren durchnäßt und von einer Erdschicht bedeckt, aber ihr erster

Zakład Historyczny  
U. M. K.  
w Toruniu

Übersichtskarte von Belgien und Nordfrankreich



Zakład Historyczny  
U. M. K.  
w Toruniu

Ruf war: „Sie gehen zurück, wir kommen voran!“ Einer rief dem andern zu. Ein Musketier ließ sich eine leichte Wunde verbinden und eilte dann sofort wieder davon, dieweil sein Blut langsam als dunkler Fleck durch den weißen Verband durchsickerte; der Mann achtete das nicht.

Eine kurze Pause trat ein. Währenddem wurde an einigen Orten die Stellung der Truppen geändert; durch den endlosen strömenden Regen begann der nahe Morgen licht zu werden. Sofort setzte das schwere Feuer der Artillerie wieder ein. Aber die Deutschen hatten bereits das Nötigste getan, sie hatten rasch den von Südwest anrückenden Franzosen schwere Artillerie und Mannschaften entgegengesandt. So gelang die französische Ueberraschung und Umgehung nicht. Dafür aber schallte durch das Dröhnen der Geschütze und das ratternde und surrende Pfeifen, das st—st—st— der Kleingewehre ein stürmendes deutsches Hurra.

Darauf rastete das französische Feuer mit fürchterlicher wütender Hestigkeit. Aber — „Hurra“: der Tod hielt noch einmal Ernte, dann das letzte Aufspringen und Vorstürmen mit dem Bajonett. Auge in Auge. Mann gegen Mann — endlich! Es war nur ein kurzes heftiges Gewoge, es wurde ruhig währenddem, einige Minuten setzte auf dieser Stelle die Artillerie mit ihrem Feuer aus. Dann — Sieg! Viktoria! Brausendes Hurra! Die Franzosen gingen rasch zurück, die deutsche Artillerie fuhr auf in die eben genommene Stellung und sandte noch einmal den eisernen Abschiedsgruß.“

Zu weiteren Gefechten im Sundgau kam es in der Gegend von Pfetterhausen und Sept. Wie die Schweizer Blätter berichten, begann, nachdem die Franzosen Verstärkungen erhalten hatten, am 7. Oktober nachmittags gegen zwei Uhr abermals ein heftiges Gefecht, das bis abends sieben Uhr dauerte, aber wiederum mit dem Rückzug der Franzosen endete. Die Franzosen entwickelten sich auf der Linie Pfetterhausen—Sept, die Deutschen drangen zwischen Moos und Bisel vor. Auf beiden Seiten unterstützte je eine Batterie Artillerie die Schützenlinien der Infanterie.

Am 13. Oktober vernahm man in der Schweiz von neuem Kanonendonner. Die feindlichen Parteien hatten die Zwischenzeit dazu benützt, größere Verstärkungen heranzuziehen. Die Deutschen hatten bei Pfirt eine ausgezeichnete Stellung, die Franzosen eine solche bei Sept bezogen. Die Franzosen setzten alles daran, das Gebiet zwischen Ill und Larg, das sie etwa sechs Wochen lang inne gehabt hatten, wieder zu besetzen. Die Deutschen dagegen bemühten sich, die Franzosen in den engeren Festungsgürtel von Belfort zu werfen. Die häufigen Artilleriekämpfe, die zwischen Altkirch und Pfetterhausen stattfanden, zogen sich hart an der Schweizer Grenze hin. Die Kämpfe waren überaus heftig. Bei Thann gingen die Deutschen vor, dagegen mußten sie bei Altmünsterol überlegenen französischen Kräften bis hinter Dammerkirch weichen, während sie weiter südlich, am Südfuße der Vogesen, den französischen Angriff abschlugen.

## Die Ausdehnung der Schlachtfront nach Norden

### Die französischen Umgehungsversuche

An der Wisnelinie war der Rückzug der deutschen Heere zum Stehen gekommen. Vergebens herantraten Franzosen und Engländer die festen deutschen Stellungen. Hatte Joffre dies kommen sehen? Es hat auf den ersten Blick beinahe den Anschein, denn unmittelbar nach dem Beginn der Wisneschlachten entschloß er sich zu einer neuen Aktion. „Am 18. September vernahm Feldmarschall Frensch, daß Joffre es für nötig erachtete, einen neuen Plan auszuarbeiten und den rechten deutschen Flügel zu umfassen und einzuschließen,“ heißt es lakonisch in einem Bericht der englischen Heeresleitung.

Kein Mensch wird aus diesen Worten auf die Engländer als die Urheber des Plans schließen, und doch hatte dies Manöver, wie überhaupt die ganze französische Offensive, höchstwahrscheinlich ein stark politisches Vorbild, dessen Hauptakteure in London saßen. Die „Münchener Post“ erfährt darüber aus gutunterrichteter Quelle folgendes: „Die englischen und französischen Interessen hatten ein einheitliches Ziel in der Zeit, als es für die Verbündeten galt, Belgien zu verteidigen. Die Besetzung Antwerpens durch deutsche Truppen zu verhindern und sich damit die Küste freizuhalten, war für England ebenso wichtig, wie es für die französische Offensive erforderlich gewesen wäre, an Antwerpen vorbei über Belgien in Deutschland einzufallen. Von dem Augenblick an, in dem die französischen Heere vor dem deutschen Angriff in ihr eigenes Land zurückweichen mußten, begann der innere Konflikt der englischen und der französischen militärischen Interessen. Der französische Rückmarsch schwächte mit jedem weiteren Schritt die Deckung Antwerpens, zum großen Verdruß der Engländer, die auf den Schutz des in erster Linie für sie wichtigen Platzes den höchsten Wert legten. Der Rückzug der Franzosen erfolgte nach rein französischen Gesichtspunkten, militärisch einwandfrei, vollkommen gedeckt zwischen den großen festen Plätzen Verdun und Paris mit dem Plan, auf der Linie Dijon—Nevers sich dem deutschen Angriff entgegenzustellen. Widerwillig folgten die Engländer ihrem französischen Verbündeten, der sie im wohlverstandenen eigenen Interesse von ihrer Absicht der Sicherung Antwerpens je mehr abzog, je weiter sie nach Süden rückten. Es gab Reibungen im vereinigten Generalstab, die damit endigten, daß die Oberleitung des französischen Heeres sich der englischen Politik beugen und Joffre seinen zweifellos guten Plan aufgeben mußte. Die französische Feldarmee machte kehrt und die Schlacht an der Marne begann. Die deutschen Heere aber ließen es nicht zu einer militärischen Entscheidung kommen; sie gingen hinter der Aisne in eine uneinnehmbare Stellung zurück. Das französische Heer war dadurch völlig das Objekt des englischen Planes geworden, der bezweckte, durch Zurückwerfen der Deutschen aus Belgien die Belagerung von Antwerpen zu verhindern. Mit immer neuen Militärmassen wurde versucht den deutschen rechten Flügel zu umfassen, um das Schicksal Antwerpens dem englischen Sonderinteresse zulieb auf Kosten Frankreichs abzumenden. Die deutsche Heeresleitung bereitelte dieses englische Spiel, indem sie die Schlacht an der Aisne zu einem gewaltigen Deckungskampf gestaltete, unter dessen Schutz sie den Angriff auf Antwerpen beschleunigte und verstärkte.“

Um Paris herum und aus Paris sandte Joffre seine Truppen nordwärts. Bei Royon versuchten sie zunächst die Deutschen zu fassen und ihnen in den Rücken zu kommen. Der Angriff prallte ab. Aber die Franzosen gaben ihre Bemühungen nicht auf; fast täglich unternahmen sie neue Umklammerungsversuche, durch die sich die Schlachtlinie, da die Deutschen auswichen, immer mehr nach Norden in die Länge zog.

Der Pariser Korrespondent der „Daily Mail“ berichtet von mörderischen Artilleriekämpfen in den Tagen vom 26. bis 29. September. „Die Umgehungsversuche und das Heranziehen immer neuer Verstärkungen hatten lange Gewaltmärsche erfordert. Die französischen Truppen mußten mehrere Tage hintereinander vierzig Kilometer täglich marschieren. Trotz bedeutender Verluste gelang es den Deutschen aber, den Umgehungsversuch zu verhindern und die gleiche Front wie die Verbündeten zu halten. Am 26. September gingen die Deutschen zur Offensive über, um die französische Front keilartig zu durchbohren. Die Spitze des Keils war die Stadt Albert. Die Deutschen richteten ununterbrochen, den ganzen Tag und die ganze Nacht, ein furchtbares Artilleriefeuer auf die Franzosen, deren Reihen durch die deutschen Granaten stark litten, so daß der Versuch der Deutschen fast gelungen wäre. Am 27. September begannen die Deutschen zusehends an Boden zu gewinnen und am folgenden Tag rückten sie noch weiter vor.

Erst als es den Franzosen gelang, eine Reihe Schnellfeuerbatterien herbeizuziehen, vermochten sie das Vordringen ihres Gegners aufzuhalten. Am 29. September setzten die Deutschen ihre Anstrengungen noch fort. Eine deutsche „Taube“ flog während der Kämpfe über die kleine Stadt Albert, die in zehn Minuten von den Granaten des Fliegers wie ein Kartenhaus zusammengeworfen wurde. Die Bewohner flüchteten nach Amiens; die ganze Straße war voll von Flüchtlingen. Ueber der in Flammen stehenden Stadt sah man abends rote Garben zum Himmel auflodern, aus denen sich ganz unbeschädigt die Kirche mit ihrem hohen Turm und dem vergoldeten Marienbild heraus hob.“

### Die Kämpfe um Arras

Am 1. Oktober hatte sich die Front bis in die Gegend von Arras ausgedehnt; der Kampf tobte hauptsächlich auf der Linie Arras—Albert—Roye. Der Kriegsberichterstatter der „Times“ befand sich während des schweren und langen Ringens um Arras in der Stadt und war mit der französischen Artillerie im Feuer. Am 30. September war er über das völlig ruhige und tote Arras bis nach Vitry-en-Artois hinausgegangen, mußte aber am frühen Morgen des nächsten Tages in aller Hast den Ort verlassen, da die Deutschen anrückten. Als er nach Arras zurückkam, war die Stadt zu einem großen militärischen Mittelpunkt geworden, in den Straßen stauten sich Artillerie und Infanterie. Die Schlacht tobte schon in der Umgegend, und als die Dunkelheit hereinbrach, strömten Scharen ermüdeten, beschmutzten und verwundeter Soldaten in endlosen Reihen in die Stadt. „Das Schlachtenglück,“ schreibt der Korrespondent, „war den Franzosen nicht hold; sie müssen zurück. Cambrai ist geräumt; ob die Deutschen es schon genommen haben, ist ungewiß. Die Lazarette in Arras füllen sich immer mehr. Die Deutschen, die bedeutende Verstärkungen erhalten haben sollen, sind so weit vorgerückt, daß ihre Granaten bereits wenige Kilometer von der Stadt explodieren. In der folgenden Nacht finden große Truppeneinmärsche statt. Schwadron auf Schwadron ermüdeten Dragoner reitet durch die Straßen.“ Am nächsten Morgen setzt der Berichterstatter seine Beobachtungen fort: „Wir sehen die Munitionswagen, die aus der Feuerlinie fahren, sehen die Verwundeten, die hereingebracht werden. Ueber die Eisenbahnlinie weg können wir nach der deutschen Stellung im Südosten blicken. Plötzlich ist ein französisches Flugzeug am blauen Himmel aufgetaucht. Es zieht seine Kreise über der Stellung des Feindes. Zwei Blitze am Himmel und zwei Wölkchen grünlich-gelben Rauchs, die deutschen Kanonen haben Schrapnells nach oben geschickt. Sie explodieren weit von ihrem Ziel. Der unerschrockene Flieger schraubt sich höher und höher. Nun kommt ein anderes Flugzeug in Sicht, es ist eine deutsche Taube. Ein aufregender Kampf in der Luft setzt ein. Die Flugzeuge nähern sich und eröffnen das Feuer aufeinander, aber ohne Erfolg. Das deutsche Flugzeug kreist dann tiefer über der französischen Stellung. In einem Augenblick ist es von Flammen und Rauch umschlossen. Sechs Schrapnells explodieren hintereinander rings um die Maschine; doch sie wird nicht herabgeholt, sondern unverfehrt fliegt sie wieder fort, und auch unser Flieger kehrt zurück. Der Feind rückt vor; das Kanonenfeuer läßt nach. Wir sind jetzt im freien Feld. Keine Hecken versperren die Aussicht, und eine großartige Schlachtszene entfaltet sich vor uns. Gerade uns gegenüber am südlichen Horizont schlagen die Flammen aus einem in Herbstlaub gebetteten Bauerngehöft. Wie Trauerfahnen flattern die Rauchschwaden am Abendhimmel. Ein schmaler Weg läuft südöstlich durch das Gelände. Da ist eine französische Batterie in Tätigkeit. Durch das Fernglas sind die Artilleristen mit ihren dunkelblauen Uniformen zu erkennen, wie sie die Kanonen bedienen. Weiter im Südosten, wo Cambrai liegt, ragt ein Gehölz gegen den Horizont. Hinter diesem Gehölz geht französische Infanterie vor. Rauchwölkchen schweben am Himmel, Flammen zucken über den Wald wie Blitze, die in den Baum-

gipfeln tanzen. Der Feind beschieß das Gehölz mit Granaten, um die Infanterie herauszutreiben. Wir schaueten wie festgebaut. Da auf einmal ein Donnerschlag, der die Erde erbeben macht. 200 Meter von uns steigt eine große Rauchwolke auf, die Deutschen beschießen jetzt die Batterie in der Nähe unseres Standorts. Nun ist es Zeit zum Gehen. Langsam senkt sich die Nacht hernieder, und der Silbermond gießt sein bleiches Licht über das aufgewühlte Feld.“ Am Abend des 3. Oktober entsteht eine ungeheure Aufregung in Arras. Die Stadt wird geräumt, alle Männer im Alter von 18 bis 48 Jahren müssen sie verlassen. Frauen und Kinder raffen das Notdürftigste zusammen und eilen fort. Am 6. Oktober aber, als die Franzosen Verstärkungen erhalten hatten, drangen sie wieder in die Stadt ein und besetzten sie aufs neue nach fürchterlichen Straßenkämpfen.

### Die Einnahme von Lille und die Beziehung fester Stellungen

Am 2. Oktober hatten die Verbündeten auch Douai geräumt, nach heftigem Widerstand durch die französischen Feldtruppen, die durch britische Kavallerie und gepanzerte Motorwagen unterstützt worden waren. Sie konnten dem Angriff der Deutschen, die aus dem Scheldetal immer neue Truppen heranbrachten, auf die Dauer nicht widerstehen. Die Deutschen versuchten nun von Tourcoing und Douai nach Lille vorzürücken. Ein starker deutscher Heeressteil befand sich bereits in Vitry-en-Artois, und die Franzosen mußten sich deshalb auf Lens zurückziehen. Am 3. Oktober ließ der Bürgermeister in Lille eine Proklamation anschlagen, in der er die Einwohner ermahnte, ruhig zu bleiben, wenn die Deutschen die Stadt besetzen würden.

Der erste deutsche Angriff auf Lille, am 4. Oktober, verlief erfolglos. Einige Truppen sind allerdings schon damals in die Stadt eingedrungen. Ein deutscher Mitkämpfer erzählt davon in einem Feldpostbrief: „Wir sind nun glücklich aus Lille heraus und befinden uns jetzt in unserer befestigten Stellung, in der uns niemand etwas anhaben kann. Die letzten Tage waren fürchterlich und es ist geradezu ein Wunder, daß wir aus der Stadt, die 250 000 Einwohner hat, herausgekommen sind, wo selbst die Frauen und Kinder aus Revolvern und Jagdflinten auf uns schossen. Wir zogen friedlich ein in dem frohen Bewußtsein, in der Großstadt unsere Bedürfnisse ergänzen zu können. In der lang sich hinziehenden Vorstadt sahen wir die Läden geschlossen und die Straßen leer, aber wir ahnten nichts Böses, da die Forts nicht besetzt waren und am Vormittag der Bürgermeister die Erklärung abgegeben hatte, die Stadt sei frei von Truppen. Da, plötzlich, als wir die Bibliothek passiert hatten, begann ein fürchterliches Gewehrknattern aus den Fenstern und aus einer Nebenstraße, in der französische Infanteristen von den Straßenecken auf uns schossen. Unsere Kompagnie marschierte dicht hinter der Spitze, noch in der Avantgarde. Unmittelbar vor uns marschierte unsere Artillerie. Du kannst Dir das Bild nicht vorstellen, das sich jetzt entwickelte. Da unsere Leute den Feind nicht sehen konnten, schossen sie blindlings in die Fenster, und da sie zu Hunderten auf einem Haufen standen, hat mancher Schuß einen Kameraden getroffen. Ich befand mich halb mit meinem Pferde und zehn Mann in einer Seitengasse, die blind endete, eingepfercht. Keine Möglichkeit vor oder zurück zu gehen, alle Haustüren, an die wir klopfen, verschlossen. So mußten wir noch das Donnern der Artillerie, die neben uns stand, anhören. Die Häuser vor uns wurden in Trümmer geschossen. Sofort verstummte das Gewehrfeuer, und wir konnten allmählich wieder zur Vorstadt zurück übergestürzte und erschossene Menschen und Pferde. Unterwegs verband ich einige Verwundete meiner Kompagnie, einige hatten Schrottschüsse erhalten. Mit Einbruch der Dunkelheit langten wir vor der Stadt an, ein Häuflein eingefangener Bürger führte uns jetzt einen Weg um die Stadt herum. Inzwischen hatte ich mein Pferd und meine Kompagnie verloren, und erst in der nächsten Ortschaft stieß ich wieder auf meine Leute.“

Unser Versuch, Lille zu umgehen, sollte aber bald ein Ende finden. Wir näherten uns einem Eisenbahndamm, und sofort piffen uns die Kugeln entgegen. Wir besetzten eine Stellung, und einige Stunden ging die Schießerei weiter, bis die Nacht dem Kampfe ein Ende machte. Wir hatten einige Tote, die wir auf dem Felde begruben, und etwa dreißig Verwundete, die wir auf requirierten Wagen mitnahmen. Vier lange Stunden trotteten wir zu Fuß auf Feldwegen weiter, da unsere Reitpferde bei der großen Bagage waren. Um zwei Uhr nachts konnte niemand mehr marschieren, denn alles war ohne Mittag- und Abendessen. Unser Kommandant ließ also halten; wir kochten Kaffee ab, dazu gab es Speck und Brot. Bald gab sich alles der wohlverdienten Ruhe hin, im Straßengraben auf Stroh. Um sechs Uhr gingen wir wieder, frisch gestärkt, auf Lille zu, gruben uns in Stellungen ein, und um neun Uhr begann eine reguläre Feldschlacht, in der wir bis zum Abend unsere Stellungen behaupteten. Heute, den 5. Oktober, haben wir etwas weiter zurück neue Stellungen eingenommen; wir sollen den Feind hier aufhalten, die Kavalleriedivision soll ihn im Rücken beschäftigen, bis unser Armeekorps heraufkommt, das in Valenciennes ausgeladen werden soll.“

Am 10. Oktober erfolgte dann die endgültige Besetzung von Lille durch die deutschen Truppen. Ein holländischer Kriegsberichterstatter, der für den „Nieuwe Rotterdamsche Courant“ tätig ist, schreibt: „Die Deutschen besetzten Lille, aus dem sich das französisch-englische Heer zurückgezogen hatte, auf ihre typische Art. Es kamen nur wenige Mann, vier Ulanen, denen ein Radfahrer folgte. Dann kamen 60 Reiter, die die Stadt besetzten. Kaum waren einige davon abgestiegen, als Gewehrschüsse knallten, die drei Reiter töteten. Der Offizier ritt sogleich mit seiner Truppe zum Stadthaus, rief den Bürgermeister heraus und nahm ihn und einen seiner Ratskollegen als Geiseln fest. Unterdessen meldete ein Radfahrer, französische Reiterei sei im Anzuge. Es entspann sich ein kleiner Straßenkampf, und die Deutschen, die in der Minderheit waren, räumten zunächst die Stadt. Unmittelbar darauf begann die Beschießung. Die erste Bombe platzte über dem Dach des Stadthauses, ein Beweis dafür, wie gut unterrichtet die Deutschen waren. Andere Granaten fielen auf den großen Platz und auf die Straßen. Das war jedoch nur das Vorspiel, das eigentliche Bombardement begann erst mit der Dunkelheit, und nun hieß es: „Sauve qui peut“. Die Einwohner verkrochen sich in ihre Keller. In den Straßen war es stockdunkel, viele Häuser wurden in Trümmer gelegt, und erst die ausbrechenden Brände erhellten die Nacht. Mitten in der Nacht erschien auch eine Taube über der Stadt und warf eine Bombe. Während des folgenden Tages hielt die Beschießung an, ebenso die darauffolgende Nacht, und nun stand die Stadt an vielen Stellen in Brand. Ueberall kamen die unglücklichen Bewohner, zum Teil nur halb bekleidet, hervor, um zu fliehen. Mitten in der Beschießung tat die Feuerwehr von Lille ihre Pflicht und suchte zu retten, was sie konnte; dabei wurden manche ihrer Leute von Bomben getroffen. Bei Anbruch des Morgens verstärkte sich die Beschießung, der Brand dehnte sich aus, ganze Straßenzüge standen in Flammen, und die Wege füllten sich allmählich mit hohen Haufen von Glascherben, Holz und Trümmern, zwischen denen neue Geschosse das Verderben vermehrten. Diesmal wurde die Stadt durch die Franzosen verteidigt, deutlich konnte man in der Ferne den Donner der französischen Geschütze von dem der schweren deutschen unterscheiden, und solange das anhielt, war von Rücksicht auf die Stadt natürlich nicht die Rede.

Gegen Mittag erschien in der Stadt ein deutscher Parlamentär mit der weißen Flagge in Begleitung französischer Reiter. Er begab sich in das Stadthaus; dort wurde offenbar über die Uebergabe unterhandelt. Das Ergebnis war, daß gegen Abend die deutschen Truppen in die Stadt einzogen, und daß ihr Stab in das Stadthaus einrückte. Im Süden der Stadt hielt der Artilleriekampf noch bis ein Uhr nachts an, gegen Mitternacht

erschien auf dem Stadthause eine weiße Flagge und die Einwohner wußten nicht, was das zu bedeuten hatte. Sie hofften schon, die Franzosen nähmen die Stadt wieder ein; aber die Franzosen erschienen nicht, sondern nur die Feuerwehren von Roubaix, Tourcoing und anderen Nachbarorten kamen zu Hilfe. Die deutschen Truppen beteiligten sich aufopfernd an den Löscharbeiten. Die Beschießung hatte schon um Mittag aufgehört; die ganze Bevölkerung war in den Straßen der Stadt. Man hörte aus der Ferne Gewehrfeuer bis um drei Uhr; wahrscheinlich handelte es sich um Kämpfe bei einem der Forts, das noch von den Franzosen gehalten wurde. Gegen Morgen verließen die Franzosen auch die Forts, und am 13. Oktober zogen die deutschen Truppen, voraus die Musik, in die Stadt ein; die Soldaten sangen ihre gewohnten Kriegslieder.“

Den ersten kühnen Patrouillenritt nach Lille hinein leitete Rittmeister Fürst Karl Brede. Seine Tat wurde durch folgenden Tagesbefehl der bayerischen Kavalleriedivision gewürdigt: „Rittmeister Fürst Brede hat sich durch einen kühnen Patrouillenritt in die noch vom Gegner besetzte Festung Lille besonders ausgezeichnet. Er hat durch sein kühnes Vorgehen gegen die Festung, über deren Besatzung keine Klarheit herrschte, der Kavalleriedivision die Möglichkeit zum Vorgehen gegeben. Ich spreche ihm hiemit meine vollste Anerkennung aus. v. Stetten, Generalleutnant.“ Rittmeister Fürst Brede erhielt das Eiserne Kreuz erster Klasse.

Den nördlichen Flügel der Schlachtfront bildeten auf beiden Seiten große Reitermassen. Denn durch Kavalleriegefechte ließ sich der Kampf besonders rasch vorwärts tragen; am 6. Oktober fanden Kämpfe westlich Lille und Lens statt, am folgenden Tag dehnten sie sich schon bis dicht an die belgische Grenze bei Armentières und Cassel aus, am 11. Oktober war das für die Deutschen so erfolgreiche Gefecht bei Hazebrouk.

Auf der übrigen Linie gingen die Operationen seit dem 10. Oktober immer mehr in das Stadium des Stellungskampfes über. Zwar wurden auf beiden Seiten immer wieder Vorstöße und Durchbruchsmänsöver versucht, doch im ganzen ohne Erfolg. Große Truppenverschiebungen wurden zu solchem Zweck vorgenommen; so berichtet der Korrespondent der „Morning Post“, er habe gesehen, wie 10 000 Mann französische Infanterie auf schnellen Motorwagen von einem Flügel nach dem andern gesandt wurden. Auf jedem Wagen befanden sich 50 Soldaten. „Das Schießen,“ fährt er fort, „wird Tag und Nacht auf der ganzen Linie fortgesetzt, aber nicht überall gleich heftig. Größtenteils scheinen sich die Parteien damit zu begnügen, den Feind an ihre Anwesenheit in ihren Stellungen zu erinnern. Sobald Infanteriebewegungen beobachtet werden, treten die Geschütze in Tätigkeit. Besonders am Abend, wenn die Ablösungen in den Schützengräben stattfinden. An manchen Stellen liegen die feindlichen Schützengräben nur wenige hundert Meter von einander entfernt und jede Bewegung ist mit der größten Gefahr verbunden. Zu Zeiten sieht es aus, als ob man gegenseitig übereingekommen sei, eine Kampfpause zu machen. Man schläft, spielt Karten, musiziert und singt.“

## Episoden vom französischen Kriegsschauplatz

Der Kommandant von Les Avelles

von Paul Schweder

Eine lange, schnurgerade Pappelallee, die das Fort Les Avelles bei Charleville-Mézières mit seiner Batterie verbindet. Unten tief im Tale die Maas und über allem sonniger Herbsthimmel. Wir wandern nachdenklich die Allee entlang, voll von den Eindrücken, die die Besichtigung auch dieses von den Unseren mit leichter Mühe

zerschossenen Forts in uns hervorgerufen hat. Da fesselt ein kleiner Hügel mit einem Kreuz darauf meine Aufmerksamkeit und, indem ich hinzutrete, lese ich auf der einfachen Holzplatte, die den Querbalken bildet und mit der Abbildung des Eisernen Kreuzes geschmückt ist:

„Hier ruht der tapfere Kommandant! Er vermochte den Fall  
der ihm anvertrauten Feste nicht zu überleben.

R. i. P.

Mit diesem Holzkreuz schlicht  
Ehrt auch der deutsche Soldat  
In Dir den Helden der Pflicht!  
Landwehr-Pionier-Komp. Nr...  
September 1914.“

Dieses Grab hat seinen Roman. Und die Truppe, die das Selbentum des Feindes mit dieser schlichten und ergreifenden Huldigung anerkannte, hat sich damit selbst das schönste Denkmal gesetzt. Aber hören wir, was für eine Geschichte dieses Grab erzählt. Er hatte jahrelang hier oben gesessen, der nun hier in kühler Erde schlummert. Zu seinen Füßen sah er den grünen Strom, den von hier aus bis nach Belgien hinein die Lustfahrzeuge der sommerlichen Vergnügungsreisenden bestrichen und manchmal mögen auch romantisch veranlagte Naturen heraufgestiegen sein, um von hier aus die dunklen Tannenwälder der Ardennen, die gewerbefleißige Doppelstadt im Tale und die Ebene bis hin nach Reims, der alten Krönungsstadt, besser überblicken zu können. Und wenn ein neugieriger Pariser, etwa den Blick nach Osten lenkend, die Frage aufwarf: „Was wird werden, mein General, wenn es die Prussiens gelüsten sollte, Les Abbelles wieder wie Anno 70 einen Besuch abzustatten?“, dann lachte er in seinen Knebelbart hinein und erwiderte: „Das werden sie bleiben lassen, denn hier kommt niemand durch!“ Einem deutschen Strategen freilich hätte er diese Antwort nicht geben dürfen. Denn er wußte, was sich in den Stahltiegeln bei Krupp vorbereitete. Auch sprach der Zustand der Befestigung stark gegen die optimistische Ansicht des Generals. Die ihm zur Verfügung stehenden Geschütze trugen teilweise noch die Jahreszahl 1842. Und auch, was sonst die Armierung des Forts ausmachte, mutet uns heute wie Spielzeug an. Aber der alte Haudegen da oben war noch ein Mann der Offensive. Er wollte sich nicht auf die zum Teil mit Moos und Schorf überzogenen Geschütze verlassen, sondern hatte sich ein frisches, fröhliches Gefecht mit dem Gegner zurechtgelegt, das diesem auf den Anhöhen von Mézières geliefert werden sollte. Und das terrassenförmige Gelände, auf dem sich die Stadt erhebt, das Hindernis der hier wunderbar geschlängelten Maas, tiefe Waldschluchten im Hintergrunde und die dominierende Pappelallee, in der der Alte seine Artillerie aufzustellen gedachte — das alles gab ihm ein Recht, seine Position nicht zu unterschätzen — vorausgesetzt . . .

Vorausgesetzt, daß der Glanz der Truppen, mit dem er unbedingt rechnete, im entscheidenden Moment auch da war. Er rechnete so unbedingt, damit, daß er nach Paris meldete, die Stellung bei Les Abbelles werde den raschen und überraschenden Siegeszug der Deutschen ohne weiteres zum Stehen bringen; man könne sich auf ihn und seine Leute unbedingt verlassen. Zwar im Fort selbst stand mutterseelenallein ein halbverrostetes Geschütz in Feuerstellung, und außer der Wachmannschaft hatte er keine Kaze da oben gelassen. Aber die lange Allee hinunter hatte er mit Kanonen gepflastert, und da auch von den Schützengräben auf den Vorhöhen des hier beginnenden Ardennenwaldes gute Nachrichten kamen, so freute er sich wie ein Kind, als es plötzlich hieß: „Die Preußen kommen!“ Und sie kamen. In unaufhaltsamem Strome fluteten sie den Anhöhen entgegen, auf denen Tod und Verderben auf sie lauerten. Sie stützten auch einen

Moment! Dann durchriß ein furchtbarer Knall die Luft, und der erste Zunderhut unserer schweren Artillerie flog in das Fort und zermalmte, was ihm im Wege stand. Ein zweiter und ein dritter folgte, und plötzlich schlug eine Granate heulend und dröhnend auch unter die Geschütze auf der Pappelallee ein. Ein metertiefes Erdloch bezeichnete die Stelle, wo eben noch eine Batterie gestanden hatte und mit angstverzerrten Gesichtern lief die übrige Mannschaft auf und davon. Vergebens beschwor der General die Leute, weiterzufeuern, da ja das Schicksal der Stadt von der Tätigkeit der Artillerie hier oben abhängt. Schlotternd vor Furcht standen sie da und zeigten nur immer wieder auf die Hexenkessel, die jeder einzelne Schuß der feindlichen Artillerie in den Erdboden grub. Und dann kam der Bürgermeister von Mézières und beschwor den General, den verdammten Preußen doch die Stadt zu übergeben, da unten in den Schützengraben auch die Infanterie vor den Teufelsgeschossen ihr Heil in der Flucht gesucht habe und sonst nur noch die Stadt selbst zerfressen werden würde. Und da neigte der alte Kommandant sein Haupt tief, bat den Maire, einen Augenblick zu warten und ging in seine bescheidene Wohnung im Fort hinüber. Nach wenigen Augenblicken hörte man einen Schuß; aber der Klang nur ganz leise und fegte nicht eine ganze Batterie hinweg. Und dem, den die Kugel traf, brachte sie die Erlösung von einem als unerträglich empfundenen Zustand, der Erkenntnis, daß die alte Gloire auch mit diesem Kriege dem Vaterland nicht wiederbeschert werden würde. Und so starb er, um Schlimmeres nicht mehr mitanzusehen zu müssen. Deutsche Soldaten haben ihm sein Denkmal gesetzt und ihr höchstes Ruhmeszeichen dran geheset. Wer wollte nicht an diesem schlichten Hügel zum Abschied den Hut ziehen und den Tapferen da unten grüßen: „Adieu, mon Général!“

### Von der Marne

#### Aus Feldpostbriefen

Ein Hochschullehrer, der als Leutnant in einem Pionierbataillon steht, schreibt an seine Angehörigen: „Nun will ich auch eine kleine Anekdote aus meinem Kriegerleben erzählen, die weder erfunden, noch aufgeschnitten ist. Auf unserem Vormarsch erhielt ich den Befehl, mit fünfzehn Radfahrern zur Marne vorzufahren und zu erkunden, ob die Marnebrücke vom Feinde frei und unzerstört sei. Falls ich die Brücke erreichte, sollte ich mich verbarrikadieren und die Brücke möglichst halten. Die Entfernung von der Spitze unserer Division bis zu der Brücke betrug zwanzig Kilometer. Ich fuhr mit meinen Radfahrern los, spähte überall nach dem Feind und kam ohne Behinderung an die Brücke heran. Sofort lasse ich alle Telephon- und Telegraphendrähte der Bahn und Post zerschneiden, die Bahnlinie unterbrechen und besetzte das Brückenhäuschen durch Sandsäcke zur Verteidigung. Der Zufall wollte, daß sich die französischen Landwehrlente aus der dortigen Gegend an diesem Tage im nächsten Ort am jenseitigen Ufer stellen mußten und die Brücke passieren wollten. Es waren weit über hundert Leute. Für mich kam es darauf an, die Brücke für den Uebergang der Division etwa sechs Stunden lang zu halten. Schnell entschlossen erklärten wir den Franzosen, wir seien eine englische Radfahrerpatrouille und müßten bis sieben Uhr abends die Brücke für jeden Verkehr sperren, damit die englischen Truppen ungehindert passieren könnten. Die Barrikade baue ich zur Sicherung gegen etwa ankommende Deutsche. Die Leute glaubten mir auch tatsächlich den Schwindel, und als ich ihnen als unseren Freunden herzlich die Hand drückte und auf die Deutschen schimpfte, beherrschte ich die Situation. Sie erzählten, daß zwei Kilometer westlich eine englische Brigade bivouakiere und einige Kilometer östlich eine französische Kavalleriedivision stände. Das beste war, daß die Leute dann alles im Ort auftrieben, was es an Essen und Trinken gab. Sie brachten Beefsteaks und Champagner und verpflegten mich und meine Radfahrer in bester Weise.“

Die ganze Situation war für mich keine sehr angenehme, und unter meiner äußeren friedlichen, sorglosen Haltung steckte eine furchtbare Erregung, da mir immer neue Landwehrlente ihren Bestellungsbefehl vorzeigten und mir klar machen wollten, daß die Brückensperrung für sie als Soldaten unsinnig sei. In dieser Situation mußte ich fast sechs Stunden bleiben. Als dann der Anmarsch unserer Division in dem Ort bekannt wurde, rieten mir die Landwehrlente, zu verschwinden. „Je n'ai pas peur,“ war meine Antwort. Als dann unsere Kavalleriespitze eintraf, sagte ich meinem Haufen Landwehrlente: „Nous sommes des Allemands aussi,“ mit einem ironischen Lächeln und konnte der Division die Brücke für den Uebergang übergeben.“

\* \* \*

„Am 4. Oktober,“ heißt es in dem Feldpostbrief eines Ulanen, ritten wir auf einer Landstraße in Frankreich in aller Ruhe dahin, ein Ulanen- und ein Husarenregiment. Auf einmal kommt ein Meldereiter dahergejagt und bringt die Nachricht, 2000 Meter von uns seien zwei feindliche Kavalleriebrigaden, also doppelt so viel als wir, gesichtet worden. Wir ritten noch 500 Meter Schritt, dann stellten wir uns zugeweiße auf, und nun gings im Galopp, Lanzen gefällt und Säbel mit Faustriemen am Arm, vorwärts. Du glaubst nicht, wie hoch unsere Herzen schlugen. Jeder von uns wußte, was es heißt, gegen zweifache Uebermacht kämpfen. Den Kameraden schnell noch einmal die Hand gedrückt, ein letztes stilles Gebet, dem treuen Pferde noch einmal den Hals geklopft, und dann Hurra! drauf los. Die Trompeten bliesen zum verstärkten Galopp. Bald waren wir in einer Ealmulde, dann ging's über einen Hügel, und auf 200 Meter erblickten wir den Feind. Auch er kam im Galopp auf uns zu. Wir hörten schon die Pferde schnaufen. Auf hundert Meter ruft unser Rittmeister: Fest sitzen!

Auf dreißig Meter sehe ich, wie unser Rittmeister den Revolver zieht, ein Krach — und der Führer der französischen Reiterei sinkt getroffen vom Pferde. Ein furchtbarer Zusammenprall erfolgte, Lanze gegen Lanze, Degen gegen Degen, Roß gegen Roß, Mann gegen Mann. Dazwischen krachen an tausend Revolverschüsse. Ich sehe plötzlich, wie mein Wachtmeister von acht Feinden umringt ist. Im Galopp stürmte ich mit zwei Kameraden zu ihm, wir hauen ihn heraus, und in wenigen Sekunden liegen acht Feinde, junge Menschen, auf dem blutgetränkten Rasen. Unser Wachtmeister ist frei und weiter stürmten wir vorwärts. Die Lanzen haben die meisten von uns schon verloren, zumeist sind sie im Gegner stecken geblieben. Mit dem Degen in der Faust geht es vorwärts, unheimliche Wut packt uns alle, Rache für die gefallenen Kameraden wollen wir nehmen. Schulter an Schulter geht's weiter über Menschen- und Pferdeleichen. Wir wissen nicht mehr, was wir tun, eine solche Wut hat uns gepackt.

Halt, was ist das? Die Trompete bläst zum Sammeln? Zurück geht's im Fluge, der Feind noch ohne rechte Besinnung, jagt 50 Meter hinter uns her und stößt Hurrarufe aus, denn er glaubt, er hätte uns in die Flucht geschlagen. Er hat keine Ahnung, was Sekunden später geschieht. Rechts neben uns ist eine Waldecke, dort halten in Deckung — was wir selbst nicht gewußt haben — acht Maschinengewehre. Ihr unheimliches Knattern ertönt, und Mann für Mann mähen sie nieder. Wir machen Halt. Karabiner heraus, und auch unsere Kugeln sausen zwischen die Feinde. Jetzt, wo sie merken, daß ihrer immer weniger werden, reißen sie nach links aus. Keine 200 Meter von uns liegen zwei Kompagnien Infanterie. Die nehmen sie in Empfang. Langsam, aber sicher schießen die deutschen Büchsen. Wir sehen, wie sich Mann und Roß im Blute wälzen. Für den Feind ist kein Durchkommen. Er will zurück und den Weg über den Marnekanal nehmen, woher er gekommen. Doch der Weg ist von vier deutschen Maschinengewehren besetzt, und die hören nicht auf, bis der letzte Mann vom Pferde sinkt, und die sich uns zuwenden, fallen unter den Schüssen unserer Karabiner. Das Ganze hat

nur eine knappe Stunde gedauert. In dieser Spanne Zeit haben 3000 Feinde das Leben lassen müssen. Unheimlich sieht es aus: wohin das Auge blickt, nichts als Tote und Verwundete, Jammern und Schreien. Schrecklich, schrecklich! Ich war fast ohne Besinnung. Unsere Schwadron mußte die schwerverwundeten Pferde erschießen. Es waren etwa 700. Die andern Pferde waren tot, ganz gesund blieben keine hundert.“

### Bayernstückchen

In den Gefechten, die in der Gegend Gebweiler-Thann sich abspielten, wurden etwa fünfzig Bayern von den Franzosen abgeschnitten und gefangen genommen. Die Freude der Franzosen war groß, denn die ebenso gehaßten wie gefürchteten Bayern gefangen genommen zu haben, war eine große Heldentat. Schon bei der Entwaffnung suchten die Franzosen ihr Mütchen an den Gefangenen zu kühlen, wobei sie wenig gentlemanlike vorgingen. Einige Fußtritte mit grobgenagelten, bayerischen Kommissstiefeln lehrten die Franzosen jedoch bald höflicher sein, worauf auch unsere Bayern sich scheinbar in ihr Geschick ergaben. Der Abtransport nach Frankreich sollte stattfinden, und der Gefährlichkeit der Bayern Rechnung tragend, waren den fünfzig unbewaffneten Gefangenen achtzig schwerbewaffnete Begleitmannschaften mitgegeben worden. Durch einige Dörfer ging es, und da die Gefangenen willig mitgingen, schwoll den Franzosen allmählich der Kamm, und sie machten ihrem gepreßten Herzen in Flüchen über die verdammten Bayern und in fortwährendem Antreiben zu schnellerem Marschieren Luft. Die Bayern waren wütend, doch noch war es nicht Zeit und die Gelegenheit zum Raufen nicht gekommen. In einem Dorfe, unweit der Grenze, fühlten sich die Franzosen so sicher, daß sie beschloßen, im Wirtshaus ihren Durst zu löschen. Sie ließen jedoch zehn Mann zur Bewachung der Gefangenen zurück. Jetzt war die Zeit für die Bayern gekommen. Sie schürten auf die Bewachungsmannschaften stürzen und sie beim Halse fassen war ein. Nachdem sie abgetan waren, bemächtigten sich die Bayern der in Pyramiden zusammengesetzten Gewehre und jetzt hinein ins Wirtshaus. Von den Franzosen entkam keiner, die Bayern machten glatte Arbeit. Auch die französischen Kolben bewährten sich beim Dreinschlagen, und standen in nervigen Bayernsäusten den deutschen Kolben wenig nach. Mit französischer Bewaffnung zogen die Bayern dann wohlgemut wieder heimwärts, und es gelang ihnen sogar, auf dem Rückwege noch eine französische Proviantkolonne von vier Wagen mitgehen zu lassen. Wohlbehalten kamen sie bei ihrem Regiment an, wo sie jubelnd begrüßt wurden.

\* \* \*

Der bayrische Reservist Vogel hat das Verdienst, tausend Kameraden vom sicheren Tod des Ertrinkens gerettet zu haben. Sein Bataillon wollte den leergelaufenen Saarburg-Saarbrückener Kohlenkanal als Deckung zur Annäherung an den Feind benutzen. Die Kanalstrecke bot den Bayern eine günstige Gelegenheit, unbemerkt und geschützt an den Feind heranzukommen. Beigegebene Pioniere sollten dann später den Truppen die Möglichkeit geben, wieder aus dem Kanal mit seinen steilen Betonwänden herauszukommen. Die Pioniere nagelten mit kleinen Brettern Stufen in die Betonwände, aber sobald ein Soldat versuchte, auf dieser Leiter aus dem Kanal zu steigen, wurde er abgeschossen. Auf einmal öffneten sich langsam die Tore einer weiter oben angebrachten Schleuse, und mit Gewalt schossen die Wasser in den Kanal. In kurzer Zeit stand das Bataillon bereits bis an die Patronentaschen im Wasser, und wenn es den französischen Pionieren an der Schleuse gelang, die Schleusentore weiter zu öffnen, mußten die tausend Leute in der übersfluteten Kanalstrecke rettungslos ertrinken. Die Kriegsklist der Franzosen schien schon gelungen zu sein, als sich Vogel, der dem Bataillonsstab als Radfahrer zugeteilt war, erbot, den Versuch zu machen, die Arbeit der französischen Pioniere durch

einen Handstreich zu stören. Seine Heldentat schildert der Tapfere folgendermaßen: „Ich wußte, daß es gefährlich war. Aber drunten im Kanal standen meine Kameraden bis an den Bauch schon im Wasser. Der Weg am Kanal entlang bis zur Schleuse stand unter dem Feuer der Franzosen. Etwa vierhundert Meter von der Schleuse schlug hinter mir eine Granate ein. Ein Splitter riß meinem Fahrrad das Hinterrad weg. Ich stürzte nach rückwärts und wurde außerdem noch von Splintern am Oberarm und an der rechten Hand getroffen. Lang besann ich mich nicht. Ich kroch, so schnell ich konnte, vorwärts, und als ich nahe genug heran war, riß ich mein Gewehr an die Wade und kopfüber stürzte der eine der beiden französischen Pioniere in das Wasser; der andere lief davon und suchte mich durch eine Handgranate zu töten, als ich am Schleusentor angelangt war. Diese fiel aber glücklicherweise gerade am Wasserspiegel an das Schleusentor. Ein Blick genügte, um den Mechanismus des Schleusentores zu verstehen. Ich riß den einen Hebel heraus, steckte ihn in ein anderes Loch, und langsam schloß sich wieder das Tor. Es war die höchste Zeit! Die Kugeln piffen nur so um mich, und gerade als ich fertig war, traf mich auch eine in den Oberschenkel. Ich fiel ins Wasser. Meine Kameraden hoben mich dann heraus und legten mich an den Rand des Kanals. Sie waren sehr dankbar und winkten mir alle mit den Händen zu, als sie an mir vorüberzogen. Mein Oberstleutnant umarmte mich und sagte: „Das werd' ich dir nie vergessen, mein Junge, du bist jetzt Unteroffizier und das Eiserne ist dir auch sicher.“

\* \* \*

Durch eine hübsche Kriegslist gelang es einem bayerischen Regiment, den Feind über seine Aufmarschbewegungen zu täuschen, die stark unter der Beobachtung gegnerischer Fliegeroffiziere zu leiden hatten. Eine größere Menge Eisenbahnwagen wurde in die Nähe eines Bahnhofes gefahren. Im Morgengrauen marschierte sodann beim Ansigtigwerden der feindlichen Flieger ein Regiment in Marschkolonnen aus dem Bahnhof die Landstraße entlang, die in ausgedehnte Waldungen mündete. Der Wald reicht entgegengesetzt zu der Marschrichtung wieder an den Bahnhof heran. Innerhalb des Waldes nahmen die Truppen sofort wieder Richtung auf den Bahnhof zu, den sie verdeckt innerhalb kurzer Zeit erreichten. Dann marschierte die Spitze der Kolonne wieder aus dem Bahnhof heraus, den kurz zuvor die letzten Gruppen verlassen hatten. Dieser Marsch im Kreise wurde stundenlang fortgeführt und von den feindlichen Fliegern genau verfolgt. Unter der Heiterkeit der Mannschaften stieß beim jedesmaligen Heraustrreten der Spitze der Kolonne einer der Flieger eine Rauchwolke aus, anscheinend um damit nach rückwärts die Anzahl der anmarschierenden Regimenter zu melden. Schließlich verschwanden die Flugzeuge, um eingehendere Angaben über den Aufmarsch feindlicher „Brigaden“ zu machen. Durch diese Meldung wurden die Franzosen veranlaßt, wie gewünscht, gegen die Waldungen größere Truppenmassen in Bewegung zu setzen. Dadurch gelang es den Deutschen, an einer anderen Stelle einen erfolgreichen Vorstoß zu machen. Erst längere Zeit später zogen sich die Feinde von den Waldungen, vor denen sie sogar Schützengräben und Verhaue angelegt hatten, unberichtet der Dinge wieder zurück.

### Extratouren

In München zog jüngst ein verwundeter österreichischer Feldwebel, dessen Brust das Eiserne Kreuz und andere Orden zierten, das allgemeine Interesse auf sich. Seines Zeichens Elektrotechniker, war der junge Krieger bei Kriegsausbruch als Gemeiner mit einer österreichischen Motorbatterie ausgerückt. Eines Abends steht er auf Vorposten und hört aus einiger Entfernung verdächtiges Geräusch. Dem geht er behutsam nach und entdeckt feindliche Artillerie, die im Begriffe ist, schweres Geschütz einzubetonieren. Zur Truppe zurückgekehrt, bittet er seinen Batteriechef, ihm eine „Extratour“ zu er-

lauben und 25 Mann mitzugeben. Die Bitte wird gewährt, und mit 25 Freiwilligen — 21 Oesterreichern und 4 Bayern — schleicht unser Mann nachts ein Uhr in weit ausgeschwärmter Schützenlinie dem Feind entgegen. Der hatte drei Vorposten aufgestellt, die lautlos überrumpelt und erdroffelt werden. Dann ging's auf die feindliche Truppe, die — es waren 86 Mann — aus tiefem Schlafe aufgeschreckt, niedergemacht wird. Dank der in seinem Zivilberufe erworbenen Kenntnisse gelang es dem Führer dann in kurzer Zeit, die feindlichen Geschütze flott zu machen und als willkommene Beute dem eigenen Lager zuzuführen. Als erste Auszeichnung für diesen kühnen Handstreich erhielt er andern Tags das Eisene Kreuz, das Prinz Oskar von Preußen von der eigenen Brust nahm und dem jungen Oesterreicher anheftete. Dann folgte die Ernennung zum Feldwebel, die Verleihung eines sächsischen und eines hessischen Verdienstkreuzes sowie eines Ordens noch eines dritten Bundesstaates. Endlich wurde der junge Held nach Wien befohlen, um aus des Kaisers eigener Hand die goldene Tapferkeitsmedaille zu empfangen. Erhebliche Verletzungen, die der junge Feldwebel bei einem alsbald folgenden Gefecht erlitt, machten indes seinen Aufenthalt in einer Münchener chirurgischen Klinik notwendig, so daß sich die Reise nach Wien verzögerte.

\* \* \*

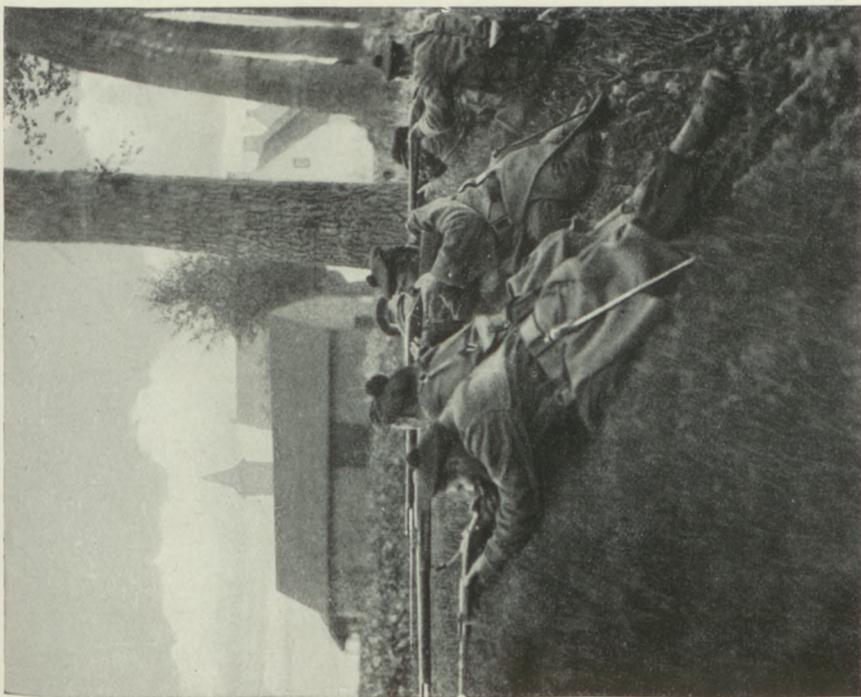
Der Eroberung des Forts Camp des Romains ging bekanntlich die Zerstörung der Eisenbahnlinie zwischen Verdun und St. Mihiel voraus (vgl. S. 126). Einer der beiden Leutnants, die an diesem Streich teilgenommen haben, erzählt: „Die Nacht war stockfinster. Der starke Regen und der heulende Wind verbargen unsere Bewegungen. Als wir auszogen, wußten wir Bescheid über die Positionen der feindlichen Detachements diesseits der Maas, nicht aber jenseits des Flusses. Wir kannten nur nach der Karte die Lage der Eisenbahnen und die acht Stellen, wo unsere Sprengladungen explodieren sollten.

Im Verhältnis zu dem späteren war der erste Teil unseres Weges leicht. Wir brauchten nur durch die Linie der französischen Befestigungen zu schleichen und den Kanal diesseits der Maas, der von starken Posten bewacht war, zu übersehen.

Es gelang, die französische Bewachung einer Brücke kaltzustellen, ohne sie zu alarmieren, dann ging's weiter durch die morastige Maasniederung, die von Gräben durchzogen war. Wir waren bis auf die Knochen durchnäßt, mit Schlamm bedeckt und so durchfroren, daß uns die Zähne klapperten, als wir am Maasufer anlangten. Der Fluß ist hier ungefähr fünfzig Meter breit. Ich legte den Säbel ab und probierte als erster, durch den Fluß zu schwimmen, fand es aber so schwierig, daß ich zurückschwamm. Nur befohl ich meinen Leuten, die Stiefel auszuziehen und sich möglichst zu entlasten. Die Sprengladungen wurden auf den Nacken gebunden und die Zündungen unter die Mütze gesteckt. Sehr schwierig war es nun, eine passende Landungsstelle zu suchen, da das Ufer morastig war. Endlich gelang es uns, durch starkes, schneidendes Schilf hindurch das Ufer zu erreichen.

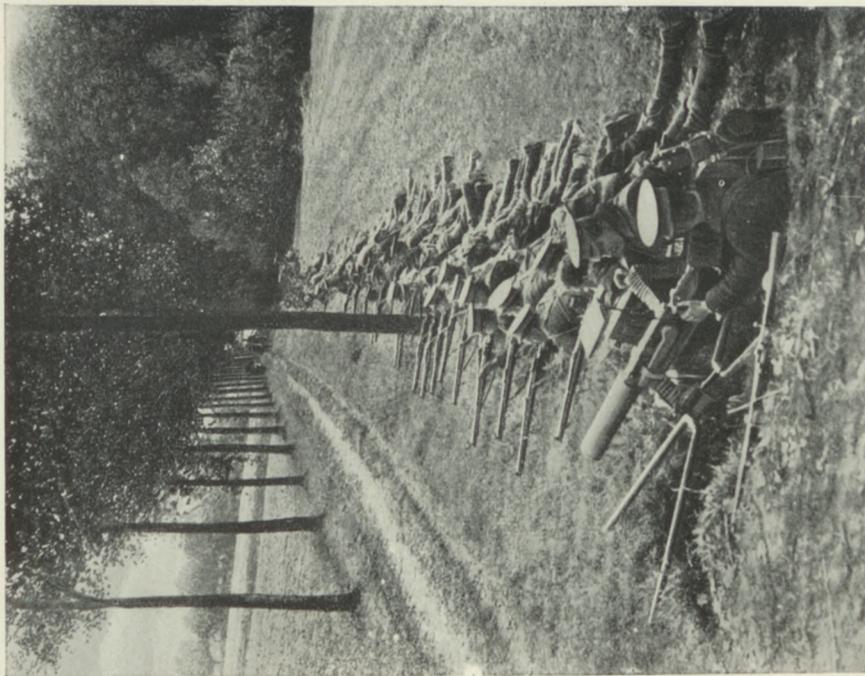
Nun gingen wir weiter, immer bis an die Knie, häufig tiefer in Schlamm und Wasser wattend. Schließlich kamen wir an die Stelle, die wir zu zerstören beabsichtigten. Wir legten die Sprengladungen und entzündeten die Zündungen. Dann zogen wir uns immer in der Angst, von den Truppen im benachbarten Banoncourt oder den Brückenvachen entdeckt zu werden, zurück. Eine Kavalleriepatrouille, die durch die Explosionen aufmerksam geworden war, bemerkte uns und schoß, aber diesmal rettete uns der Sumpf.

Der Rückweg war derselbe. Endlich erreichten wir ein Dorf diesseits des Kanals, wo wir mit dem Revolver in der Hand Wagen und Pferde requirierten. In wilder Fahrt erreichten wir unsere Quartiere. Am nächsten Abend schmückte das Eisene Kreuz unser aller Brust. Der Streich kostete dem andern Leutnant und einem Unteroffizier das Leben; sie waren beim Durchschwimmen der Maas ertrunken.“



Phot. Vereenigde Foto Bureau's, Amsterdamm

Ein Vorposten französischer Marine Soldaten im Gefecht  
in der Nähe von Gent



Phot. Vereenigde Foto Bureau's, Amsterdamm

Englische Infanterie vor Antwerpen in Erwartung des Feinds.  
Im Vordergrund ein Maschinengewehr



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Belgische Munitionswagen mit Hundebefpannung



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Belgische Sanitätstruppen mit Sanitätshunden

Zakład Historyczny  
U. M. K.  
w Toruniu

### Das Echo von Antwerpen im Schützengraben

Aus einem Feldpostbrief: „Am Abend des 9. Oktober erlebten wir ein heiteres Kriegsstückchen. Der Fall Antwerpens wurde sämtlichen Truppenteilen mitgeteilt, so auch den in den Schützengräben liegenden Infanterieregimentern; es war abends 9 Uhr, stockfinstre Nacht. Die Bayern, die vor uns verschanzt liegen, brechen in ein begeistertes Hurra aus, das sich von Stellung zu Stellung fortpflanzt. Schon meinen die in den 500 Meter entfernten französischen Stellungen liegenden Franzosen, die Bayern wollen ihnen mit dem Bajonett zu Leibe rücken und beginnen ein mörderisches Schießen, das wohl eine Stunde anhält, ohne irgend welchen Schaden anzurichten, denn die Unserigen halten sich schön ruhig in ihrer gedeckten Stellung. So hat der Sieg von Antwerpen die Franzosen 100 000 Patronen und unzählige Leuchtkugeln extra gekostet, uns sorgten sie für den Abend auch noch für große Heiterkeit, und sie haben vielleicht auf diese Art und Weise am schnellsten den neuen deutschen Sieg erfahren.“

## Die Belagerung von Antwerpen

### Die vorbereitenden Operationen

Die deutsche Einschließungsarmee unter dem Oberbefehl des Generals v. Bessler bestand zum großen Teil aus Reservformationen, darunter älteren Landwehrlenten, und war nichts weniger als zahlreich. Von hoher militärischer Stelle ist angedeutet worden, man werde sich dereinst nach Erscheinen des Generalstabswerks wundern, mit wie geringen Kräften das „uneinnehmbare“ Antwerpen bezwungen worden sei. Der Korrespondent des „Giornale d'Italia“ schätzt die deutschen Streitkräfte auf nur 60 000 Mann. „Zudem sind viele ältere Jahrgänge darunter,“ schreibt er, „aber diese Truppen darf man nicht falsch beurteilen. Sie bestehen aus Leuten, die das Soldatenhandwerk los haben und eine Stofkraft, eine Wucht und einen Mut an den Tag legen, die sie weit über die feindlichen Truppen gleichen Ranges stellen. Ihre militärische Vorbereitung ist tadellos, sie sind allen Strapazen des Feldes schon nach dem ersten Monat des Krieges gewachsen. Von den Vorgesetzten in eiserner Disziplin gehalten, zeigen sie sich als ausgezeichnete Krieger. Jeder ist befehlt von deutschem Geist, der siegen will, und gegen den Tod marschieren sie als furchtlose Draufgänger.“ Hervorragend bewährt haben sich auch die deutschen Marinetruppen, die unter dem Befehl des Admirals v. Schröder, des früheren Stationschefs von Kiel, standen.

Die Aufgabe dieser Armee war zunächst eine vierfache: erstens Antwerpen und die darin befindliche Armee, deren genaue Ziffer nicht bekannt war, abzusperren, zweitens den Besitz von Brüssel zu decken, drittens die westlich davon gelegene Gegend bis zur Küste aufzuklären, viertens die rückwärtigen Verbindungen des rechten Flügels unserer gegen Frankreich vordringenden Armeen zu schützen.

Die gegen die Festung vorgeschobenen Beobachtungstruppen hatten am 20. August und vom 10. bis 13. September starke Ausfälle der Antwerpener Besatzung siegreich zurückgewiesen (vgl. I, S. 213 f.). Einen dritten und letzten Ausfall machten die Belgier am 27. September, den sie diesmal von Termonde aus in der Richtung auf Brüssel ansetzten. Es galt einen Versuch deutscher Truppen, bei Termonde den Übergang über die Schelde zu erzwingen, zu vereiteln. Die Belgier — es waren 70 000 Mann — wurden zweimal zurückgeschlagen. Sie verschanzten sich in der Ortschaft Dodeghem, die in Flammen aufging. Es gab heftige Artilleriekämpfe, die Maschinengewehre waren unausgesetzt in Tätigkeit. Schließlich, als deutsche Unterstützungen einen Flankenangriff machten, wurden die Belgier auf Termonde zurückgeworfen.

Die belgischen Truppen waren auf die allgemeine deutsche Offensive gegen Antwerpen gestoßen, die von der deutschen Heeresleitung eben beschlossen worden war. Sie wurde eingeleitet durch die Wegnahme Mechelns, das die Einwohnerschaft fluchtartig verlassen hatte. Ueber die Beschiczung und Besetzung dieser Stadt, die schon beim ersten Ausfall der Antwerpener Besatzung (vgl. I, S. 213) Mittelpunkt der Kämpfe gewesen war, heißt es in einem ausführlichen Bericht der „Kölnischen Zeitung“: „Mecheln ist zwar eine offene Stadt. Aber da die belgischen Truppen aus ihr einen festen Stützpunkt ihrer Stellung vor Antwerpen gegen die deutschen Truppen gemacht hatten, war sie schon vierzehn Tage lang in den Bereich der Kämpfe gezogen worden. Nachdem die Ausfallversuche der Belgier blutig zurückgeschlagen waren, hatte die schwere deutsche Artillerie, verstärkt durch Belagerungsgeschütze, ihre Stellungen zwischen Brüssel und Mecheln eingenommen, um die Beschiczung der Forts von Antwerpen zu beginnen, von denen das erste auf dieser Seite, Waelhem, kaum drei Kilometer nördlich von Mecheln liegt. Und da die belgischen Truppen, gedeckt durch die Kanonen dieses Forts, Mecheln besetzt hielten, mußte natürlich die deutsche Artillerie die Stadt zunächst unter Feuer nehmen, um die Belgier daraus zu vertreiben und die Belagerung von Antwerpen selbst in Angriff nehmen zu können. Sie begann damit am Morgen des 27. September. Den ganzen Tag über hallte der Donner ihrer Geschütze in dumpfen Schlägen nach Brüssel herüber, ebenso am folgenden Tage. Die Belgier erwiderten das deutsche Artilleriefeuer mit ihren Geschützen. Die beiden Tage brachten auf deutscher Seite nur wenige Tote und Verwundete. Am 28. September abends räumten die Belgier dann Mecheln, und am nächsten Vormittag besetzten es die deutschen Truppen. Sie fanden es fast menschenleer. Nur aus einem einzigen Hause wurde dabei noch auf die einrückenden deutschen Truppen geschossen. Der deutsche Befehlshaber ließ es einäschern. Die deutsche Beschiczung, bei der der Artillerie der ausdrückliche Befehl erteilt worden war, die Kathedrale zu schonen, hatte zwar in verschiedenen Stadtteilen Verheerungen angerichtet, glücklicherweise aber außer der Kathedrale auch die andern Kirchen, sowie das berühmte Haus des großen Rates am Marktplatz und die andern kunstgeschichtlich wertvollen Häuser dieses Platzes, ebenso die an der Dyle gelegenen alten Häuser unversehrt gelassen. Die wertvollen Gemälde der Kathedrale und anderer Kirchen hatten die Belgier aus Vorsicht schon vorher daraus wegschaffen lassen. Kaum aber waren die Deutschen in die Stadt eingerückt und hatten sie besetzt, eröffnete am nächsten Morgen die belgische Artillerie aus den von ihr rückwärts bezogenen Stellungen das Feuer auf die Stadt mit Granaten und Schrapnells. Ihre Kugeln, und zwar Granaten wie Schrapnellkugeln, trafen auch an einigen Stellen die Kathedralkirche. Sie hat indes nicht sehr gelitten. Ueberhaupt ist der angerichtete Schaden nicht groß.“

Inzwischen hatte bereits die Beschiczung des äußeren Fortgürtels von Antwerpen begonnen und damit einer der großartigsten Festungskämpfe der modernen Kriegsgeschichte. Abgesehen davon, daß Antwerpen eine ganz moderne Festung ist, bei der vor allem die Forts der ersten Linie sämtlich mit Betonbauten und Panzertürmen für schwere Kaliber ausgerüstet sind, kommt ihr auch die Natur in außerordentlich hohem Maße zu Hilfe. Sie ist inmitten eines Gewirrs von Flußläufen gelegen; vor allem bietet die Schelde den Verteidigern ausgezeichnete Gelegenheit, durch künstliche Anstauung einen großen Teil des Vorgeländes unter Wasser zu setzen und dieses nur auf den hochgelegenen Chausseepassierbar zu machen. Ueberdies ist man von Anfang an auf die Anlage starker Zwischenstellungen bedacht gewesen. Zwischen den Forts befinden sich eine ganze Anzahl von Zwischenwerken, die ein Durchstoßen durch die Fortlinie unmöglich machen sollen. Außerdem hatte man im Zwischengelände zahlreiche schwere Batterien eingebaut. Noch in den letzten Wochen war fieberhaft an der Instandsetzung der Befestigungswerke ge-



Pfähleschlagen und Drahtspannen das ganze Verschanzungswerk in einen Zustand gebracht worden sei, der das Vertrauen in die Stärke der Verteidigung rechtfertige. Prachtvolle Bauernhöfe wurden niedergedrückt und wundervolle Baumanpflanzungen umgehakt. Aber je grausamer das Werk erschien, desto mehr sah man seine Notwendigkeit ein.“

### Die Beschießung der Außenforts

Wenn man die Lage Antwerpens betrachtet, sieht man, daß seine Westfront durch die sehr breite Schelde gedeckt wird, die, wie schon erwähnt, Gelegenheit zu umfangreichen Wasserstauungen bietet. Die Schelde mit ihrem Nebenfluß Rupel und dessen Zweiggewässern und Kanälen sind überdies an sich schon unbequeme Hindernisse für einen Angriff, da die Flußläufe ziemlich breit sind und außerdem sechs bis zwölf Meter hohe Dämme besitzen, die steil ansteigen und dem Verteidiger eine natürliche Verschanzung bieten.

Die deutsche Heeresleitung entschloß sich daher, lieber die Süd- und Ostfront anzugreifen und den Hauptschlag gegen den Retheschloß zu führen, wo das Gelände zwar immerhin schwierig war, wo man aber wenigstens nur einen dieser Flußläufe vor der Front hatte. Auch die nördlich der Großen Rethel gelegene Redoute Kessel mußte wegen ihrer flankierenden Lage in diesen Angriffsabschnitt einbezogen werden.

So wurde denn die schwere Artillerie herangezogen und das Feuer eröffnet. Gegen das Fort Waelhem feuerten vor allem die österreichisch-ungarischen Motorbatterien, daneben unsere 21 cm-Mörser, auf die Forts Wabre-Ste. Catherine und Pierre richteten sich die berühmten 42 cm-Mörser, das dazwischen liegende Fort Koningshoekt und das Fort Kessel nahmen wieder die Motorbatterien unserer Verbündeten unter Feuer. Am 2. Oktober erreichte die Beschießung ihren Höhepunkt. Ganze Geschossgarben gingen auf die Angriffsfront nieder und unter dem fürchterlichen Aufprall der 42 cm-Granaten zerbarsten die dicksten Panzertürme.

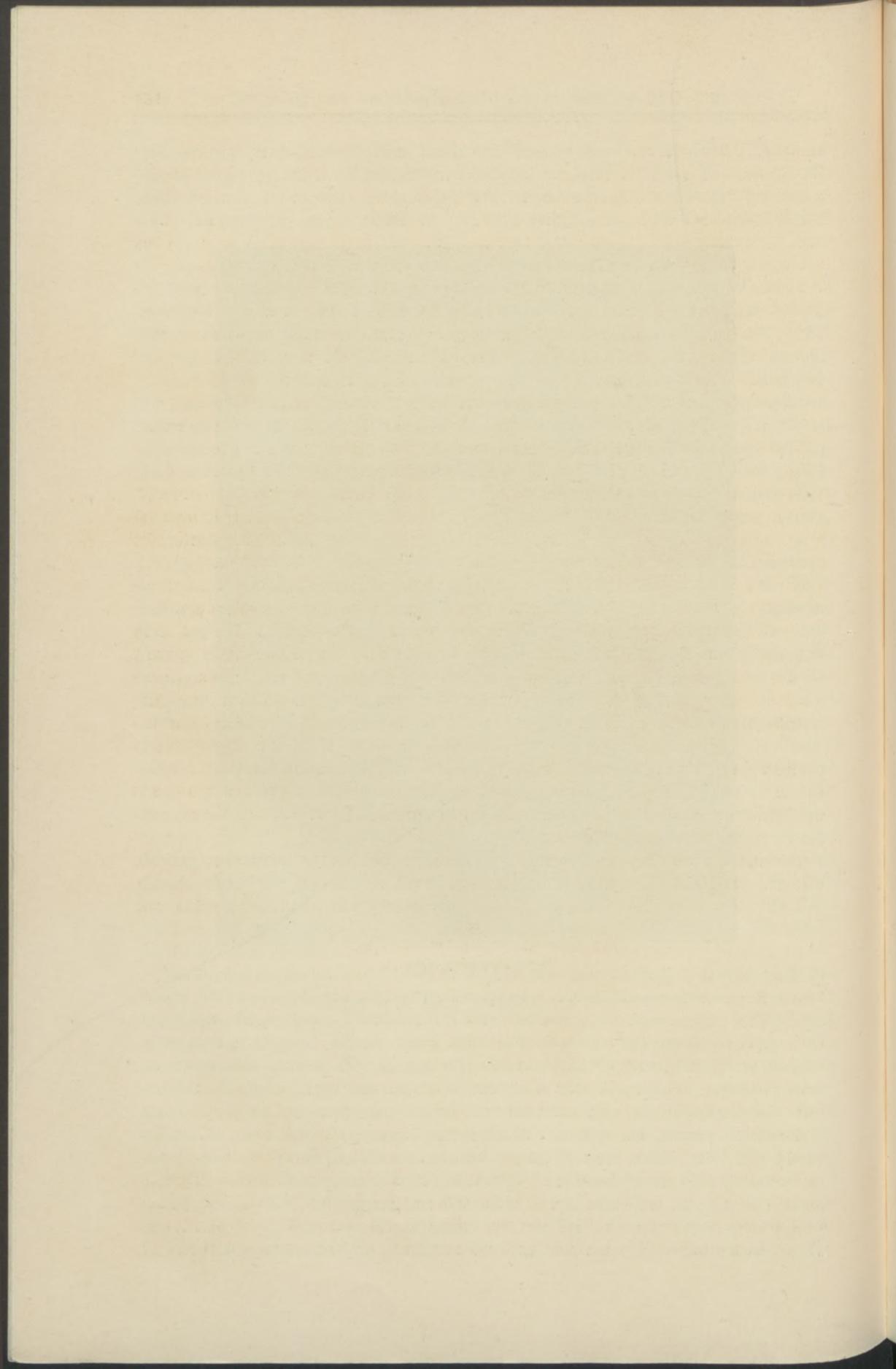
Nachdem das Fort Waelhem, die Redoute Wabre-Ste. Catherine, die Redoute Chemin de fer, die Redoute Koningshoekt und das Fort Pierre kampfunfähig gemacht worden waren, wurden sie teils gestürmt wie das Fort Waelhem, teils nachdem sie gänzlich zusammengeschossen waren, von der Besatzung geräumt. Im ganzen haben sich die Belgier sehr tapfer gehalten. Als z. B. auf dem Fort Waelhem bereits mehrere Panzertürme zerstört waren, forderte der Kommandant De Wet diejenigen Soldaten, die von den langen Kämpfen am meisten erschöpft seien, auf, sich zurückzuziehen, da jetzt nur eine kleinere Garnison erforderlich sei. Aber keiner kam der Aufforderung nach. De Wet mußte den direkten Befehl erteilen, daß sich eine Anzahl Soldaten zurückziehe. De Wet, selbst verwundet, harrte mit seiner Mannschaft aus, bis ihm die Deutschen seine Stellung im Sturm entriffen.

Die Eroberung des Forts Wabre-Ste. Catherine schildert folgender Feldpostbrief: „Wir waren seit dem 28. September bis zum 4. Oktober morgens ununterbrochen im Gefecht, dauernd von feindlicher Artillerie beschossen, aber haben Gott sei Dank nur ganz geringe Verluste gehabt. Zwei Tote und ungefähr zwanzig Verwundete. Am 30. September abends, als wir das erste Drahtverhau stürmten, schlug eine Granate ungefähr fünfzehn Meter vor unserer Gruppe ein. Wir lagen gerade gedeckt in einem Graben und als wir aufstanden, waren wir über und über mit Schmutz bedeckt. Aber passiert ist uns nichts. Die ganze Nacht lagen wir draußen und gruben uns notdürftig ein, immer im feindlichen Feuer. Morgens ging es dann weiter vor. Wir brachen durch die beiden Drahtverhaue durch und besetzten das Dorf Wabre-Ste. Catherine, auf der Bahnlinie Mecheln-Antwerpen. Nun ging es auf das Fort los, das 500 Meter hinter dem Dorfe liegt. Im Sturm ging's vor das Dorf, bis 400 Meter vor das Fort; da haben wir dann Stellung genommen und uns sofort einen großen Schützengraben



Phot. Nicola Perscheid, Berlin

General der Infanterie Hans H. v. Beseler



angelegt. Ueber uns weg sausten dabei fortwährend unsere Granaten in das Fort hinein, oft drei bis vier auf einmal mit lautem Donnern, daß der Schmutz und das Wasser hoch aufspritzten. Ein Schauspiel grausig, schrecklich, wenn man menschlich dabei denkt; das tut man aber nicht, sondern man hat dabei ein heißes Gefühl der Freude und der Lust, wenn es so recht um einen pfeift, kracht, brüllt und blitzt. Als dann die Besatzung des Forts die belgische Artillerie von unserer Stellung benachrichtigt hatte, kamen die belgischen Granaten und Schrapnells herangeblitzt. Die Granaten schlugen dauernd 100, 50, 20 Meter vor und hinter uns ein. Getroffen wurde aber keiner von uns. Bald hatte unsere Artillerie die feindliche entdeckt und schon hörten wir die deutschen Granaten über uns sausen, hin auf die feindliche Artilleriestellung und sofort hörte das Feuer auf, denn unsere Artillerie schießt ausgezeichnet. Aber die Feinde gaben immer noch keine Ruhe; anscheinend hatten sie einige Panzerautomobile, die von einem Platz zum andern fuhrten, aufprokzten und ein paar Schüsse abgaben. Man konnte sie gar nicht richtig entdecken. Unterdessen dauerte die Beschießung des Forts fort; es wurden in der Minute, wie ich gezählt habe, im ganzen sechs bis acht Schüsse abgegeben, auf das Fort sowohl wie auf die feindliche Artillerie und Infanterie. In der Nacht sollten wir das Fort stürmen, aber es wurde bis zum andern Morgen verschoben. Dadurch blieb uns der Sturm erspart, denn am andern Morgen war die Besatzung entwischt. Um 9 $\frac{1}{2}$  Uhr wehte auf dem Fort die deutsche Kriegsflagge.“

Die Granaten, die aus den österreichisch-ungarischen Motorbatterien in die Forts flogen, hatten die Soldaten vorher mit Kreideaufschriften versehen. Die erste trug die Inschrift: „Als erster Willkommensgruß!“ Ein Berliner Korrespondent erinnert daran, daß es sich hierbei um eine Jahrtausende alte Soldatensitte handelt. „Auf den Schlachtfeldern von Marathon,“ schreibt er, „wurden Hunderte von Schleuderveilen gefunden, die in Reliefschrift die wütesten Schimpfworte und derbsten Verwünschungen enthielten. In Berliner Privatbesitz sind noch etwa zwanzig dieser interessanten Dokumente griechischer Soldatensitte erhalten. Auch im Kopenhagener Museum liegen zwei dieser Veile, deren Aufschrift man kaum andeuten kann. Von hier aus, über die Inschriftspfeile, die man im Mittelalter schleuderte, wuchs diese Sitte fort, und heute, vor Antwerpen, schreiben harte, ehrliche Soldatenhäufte einen derben Segenspruch auf die modernsten Geschosse.“

Professor Wegener hat verschiedene der zerschossenen Außenforts unmittelbar nach der Einnahme besichtigt. Er schreibt über die Wirkung der Beschießung: „In der Ferne sehen wir bei Waelhem die dunkle Masse des zusammengeschossenen Forts, das die österreichischen Motorbatterien bezwungen haben. Unsere noch gewaltigeren Zweiundvierziger haben das Nachbarfort Wabre-Ste. Catherine zusammengeschossen. . . Obwohl ich Fort Loncin bei Lüttich (vgl. die Abb. I, S. 213) gesehen hatte, bin ich doch von neuem wie betäubt gewesen von dem Eindruck der fürchterlichen Kraft, die hier gespielt hat. Worte können dem Leser eine eigentliche Vorstellung davon nicht geben. Man muß diese aus schwerstem, härtestem Stahl hergestellten Panzertürme vor sich sehen, die wie irdene Töpfe zerschmissen sind, und diese meterdicken Betonmauerungen, die zertrümmert liegen wie ein lockerer Kalkbewurf. Und selbst dann erlahmt noch die Phantasie dabei, sich den Vorgang wirklich auszumalen; man sieht die Wirkung und begreift sie nicht.“

Fort Wabre-Ste. Catherine ist wie Waelhem von einem breiten Graben umgeben, der auf der Rückseite, zur Festung hin, einen Brückenzugang hat. Gleich hinter dem kasemattierten Toreingang, der noch durch eine Zugbrücke und doppelte Eisentore mit Schießscharten geschützt ist, hat ein 42er Geschöß die Kasemattendecke durchschlagen. Ueber einen Schutthausen klettert man hinein. Im Innern ist in weiter Umgebung dieses Schusses überall das Gewölbe geborsten, zum Teil herabgestürzt, zum Teil nur noch mühsam von

verbogenen Eisenträgern gehalten. Oben auf der Oberfläche des Forts ist alles aufschauerhafteste zermüht. Man sieht die zwölf Panzertürme des Forts in einem Halbbogen liegen, auf die verschiedenste Weise zerstört. Am tollsten bei einem in der Mitte, wo der dicke Panzerplattenhelm wie der Deckel von einem zer schlagenen Einmachglas bis auf ein paar Splitter fortgesprengt ist. Ein Teil von ihm steht, übermannshoch aufragend, etwa zehn Meter seitwärts aufrecht gestellt im Erdreich wie ein Scherben, den ein Knabe spielend in den Sand gesteckt hat. In dem nun offenen Innenraum des Turms sieht man wie in einem Gerümpelbehälter allerlei Maschinenteile, Zahnräder, Geschützrohre usw. wüst durcheinander geworfen liegen. Bei einem andern benachbarten Turm beobachtet man die beinahe noch erstaunlichere Wirkung auf den Eisenbeton. Mehrere Meter dick ist hier der Betonmantel aufgeschlagen wie in einem Steinbruch, und das Geflecht der Eisenbänder, mit denen er in den obern Teilen durchsetzt ist, starrt zerfetzt und durcheinandergewirrt aus der stehengebliebenen Steinmasse heraus. Es überläuft einen, wenn man so etwas sieht, immer wieder eiskalt bei der Vorstellung, daß hier Menschen darin gewesen sind, die wußten, daß solche Geschosse in ungeheurem, sechs Kilometer hohem Bogen herangeschossen kamen, und man kann dem Kommandanten, der solch ein Fort übergibt, den Vorwurf der Mutlosigkeit nicht mehr machen; dagegen kann kein Menschentwille an.

Bei einem der Panzertürme des Forts Vierre sah ich wieder eine andere Wirkung, die, wenn möglich, noch unbegreiflicher war. Der Schuß hatte hier ein wenig vor dem Turmrand eingeschlagen, hatte dabei zuerst sieben Meter Erde durchbrochen, sodann unter der Erde die 2,20 m dicke Betonwand des Panzerturms, dann die Stahlwand des Turms selbst, hatte dessen Inneres zerstört und war auf der andern Seite wieder herausgekommen. Die zerplatzte Hülle der riesigen Bombe lag neben dem Spalt, den sie eingeschlagen, noch da. Fast noch wunderbarer aber als diese Kraft erscheint die Genauigkeit, mit der es möglich ist, auf 12 bis 13 km einen so winzigen Punkt zu treffen, wie es ein Panzerturm auf solche Entfernung ist.“

Am 5. Oktober wurden auch die am weitesten östlich gelegenen Forts Kessel und Brochem durch die Kanonen unserer österreichisch-ungarischen Verbündeten zum Schweigen gebracht. Die Beschießung von Brochem wurde noch durch den nächtlichen Besuch eines Zeppelin unterstützt, der Bomben herabwarf. Erobert wurde das Fort nachher durch einen nackten Landwehrmann. Der warf, als nach der Kanonade dort alles schwieg, seine Kleider ab, durchschwamm den Graben, fand das Fort leer und hißte auf den Wällen die deutsche Fahne.

### Die Kämpfe auf der Westseite

Am 3. Oktober setzten die Deutschen auch in der Gegend von Termonde (vgl. S. 149) stärkere Kräfte ein, um den Uebergang über die Schelde zu erzwingen. Energetische Artilleriefire sollte den Versuch, die Brücke bei Schoonaerde zu überschreiten, decken, aber er wurde durch den zähen Widerstand überlegener gegnerischer Kräfte zunächst vereitelt. Nun änderten die Deutschen ihre Taktik. Ein englischer Korrespondent berichtet: „Statt mit starken Streitkräften nach Schoonaerde zu dringen, zogen die deutschen Truppen in der Nacht zum 5. Oktober in aller Stille nach einem Punkte am Ufer weiter östlich und legten dort eine Pontonbrücke. Am nächsten Morgen wurden 500 Mann Infanterie gesichtet, die über den Fluß setzten. Die belgischen Patrouillen, die sie entdeckten, eröffneten das Feuer, waren aber zu schwach und mußten sich auf die Hauptmacht zurückziehen. Zu gleicher Zeit nahmen die Deutschen überall dem Flusse entlang das Gefecht auf. Die stärkste belgische Stellung war bei Verlaere, Schoonaerde gegenüber, von wo aus verschiedene Batterien die deutsche Pontonbrücke unter Feuer nah-

men. Während des Vormittags führten die Deutschen aber einige Batterien herbei, die auf die belgische Artillerie eine so verheerende Wirkung ausübten, daß sie sich auf die Stellung hinter Verlaere zurückzog. Sobald bekannt wurde, daß die Deutschen über die Schelde gerückt waren, riefen die Belgier größere Verstärkungen herbei, um sie aufzuhalten. Unter der Deckung der Batterien wurden die bedeutendsten deutschen Stellungen auf der anderen Seite beschossen. Weiter rückwärts stand eine ganze belgische Division.

Um  $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags hatte sich auf der ganzen Linie eine grimmige Schlacht entwickelt, in der das Maschinengewehr eine große Rolle spielte. Nach mehrstündigem Kampf erhielten die Deutschen von Süden her Verstärkungen, und große Abteilungen Infanterie drängten nun über die Pontonbrücke vor. Sie besetzten die Häuser von Verlaere und richteten aus dieser günstigen Stellung ein vernichtendes Gewehrfeuer auf die belgische Infanterie. Jetzt machten die Deutschen den verwegenen Versuch, ihre Artillerie über die Brücke zu bringen, was die Belgier mit allen Kräften zu verhindern suchten. Zwei Geschütze wurden mitten auf der Brücke durch Schrapnellfeuer übel zugerichtet; dennoch gelang es einer Batterie, den Uebergang zu erzwingen. Sie wurde blitzschnell aufgestellt und eröffnete das Feuer.“ Die Belgier zogen sich nun zurück und die Deutschen rückten in Gewaltmärschen auf St. Nicolas vor.

Außerdem brachten die Deutschen eine größere Truppenmacht nach F l a n d e r n , um auch auf die Hauptlinie Gent—Ostende vorzustoßen. Die Belgier gaben darum ihren Plan, im Waeserland (nordwestlich von Antwerpen) Truppen zusammenzuziehen und die Belagerungsarmee durch einen Umgehungsversuch zu stören, endgültig auf.

### Der Kampf um den Nethe-Abschnitt.

Nachdem die erste weitaus stärkste Fortlinie von Antwerpen gefallen war, mußte dem Verteidiger vor allem daran liegen, unter Ausnutzung des N e t h e - A b s c h n i t t s den Angreifer zu verhindern, seine überlegene schwere Artillerie gegen die Forts der zweiten Linie und gegen die Stadt selbst einzusetzen. Die Forts der zweiten Linie kommen denen der ersten Linie bei weitem nicht an Stärke gleich, außerdem war es den großen deutschen Kalibern ohne weiteres möglich, nach Antwerpen hineinzufeuern, sobald sie erst einmal den Nethe-Abschnitt hinter sich gebracht hatten. Darum verstärkten die Belgier ihre Zwischenstellung durch Armierung neuer schwerer Batterien und nahmen die an den Nethe-Abschnitt heranziehenden Straßen unter ein ganz gewaltiges Feuer. Ebenso wurde die von den Deutschen genommene Fortlinie scharf beschossen, um den Deutschen das Festsetzen in diesen Werken möglichst sauer werden zu lassen. Die Deutschen schoben daher ihre Vortruppen zunächst vorsichtig an den Nethe-Abschnitt heran, um herauszufühlen, wo der Uebergang am besten angesetzt werden konnte.

Zunächst versuchte man am 4. Oktober sich des Uebergangs bei P i e r r e zu bemächtigen. In später Abendstunde waren die Deutschen bereits im Besitz dieses Ortes, da setzten die Belgier noch einmal ihre Reserven ein und rangen den Deutschen den Ort in erbittertem Kampfe wieder ab. Die Deutschen mußten den Ort räumen. Sie sammelten ruhig frische Truppen und kaum waren diese heran, so ging es abermals nach Pierre hinein. Der Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ erzählt: „In dunkler Nacht, nur beleuchtet vom Flammenschein der platzenden Geschosse, stürmen die Deutschen todesmutig in den Ort hinein. Voran Infanterie. Da kommen sie an den ersten Nethearm. Vom jenseitigen Ufer prasselt das belgische Gewehr- und Maschinengewehrfeuer. Auch von uns wird alles in diesen brodelnden Hexenkessel hineingeworfen und jetzt stürmen unsere Pioniere heran, Teile von Brückenstegen mit sich schleppend, mit Tonnen als Schwimmbelag. Glied reiht sich an Glied. Mit Blitzesschnelle sind eine Anzahl Brückenstege über den Arm der Nethe geworfen und nun stürmt die Infanterie hinüber. Der

Gegner wird geworfen und hinter den nächsten Nethearm zurückgejagt. Noch zweimal wiederholt sich dieser wütende Kampf. Als aber die ersten Lichter des dämmernden Morgens am Horizont erscheinen, da ist das Schicksal Antwerpens entschieden.“

Das Städtchen Bierre ist vollständig zerstört worden. Ein Besucher erzählt: „Der Ort ist so vollständig zerschossen, wie wohl keine andere Stätte in diesem Kriege. In lähmender, wüster Unordnung liegt die ganze Stadt. Ein großer Steinhaufen, zusammengemöhrt von Granaten. Die Dächer der Häuser sind auf den Boden gefallen, die Steine des Fundaments sind aufgewühlt und hochgespritzt; ganze Häuserreihen sind zusammengesunken. Türme sind zur Erde gestürzt, im Fall noch kleine Gebäude mitreisend und unter sich begrabend. Schornsteine ragen aus Kellerlöchern und steinerne Treppen des Erdgeschosses hängen, wie von Urkraft geschleudert, auf hohen, verkohlten Mauerresten.“

Auch gegen das Zentrum des Netheabschnitts wurde vorgestoßen, wo eine englische Brigade in stark verschanzter Stellung stand. Die schweren Batterien wurden bis vor den Nordausgang von Mecheln vorgezogen. Ein Teil von ihnen feuerte gegen die sehr geschickt im Gelände aufgestellten Zwischenbatterien, während die Hauptmasse die feindliche Infantriestellung bearbeitete. Die belgische Artillerie tat in hervorragender Weise ihre Pflicht. Nur von Zeit zu Zeit sich gegen die deutsche Artillerie wendend, suchte sie vor allem den deutschen Infanterieangriff aufzuhalten. Unablässig bestreute sie mit Schrapnells das ganze Vorgelände, vor allem die Anmarschstraßen. Unsere Truppen waren ja infolge der umfangreichen Ueberschwemmung des ganzen Gebiets größtenteils an diese vom Feind unter Feuer gehaltenen Straßen gebunden. Allerdings gelang es an einigen Stellen, selbst dieses stärksten Hindernisses Herr zu werden: einige wohlgezielte Granaten zerstörten ein paar Schleusen, die zur Wasserspernung dienten, und das Wasser begann an verschiedenen Stellen abzulaufen.

Die Treffsicherheit der belgischen Artillerie erklärt sich vor allem aus ihrem vorzüglich organisierten Beobachtungssystem. Einzelne belgische Soldaten lagen versteckt in den Feldern; sobald größere Massen deutscher Truppen bestimmte Stellen erreicht hatten, entzündeten diese Belgier bereitliegende Pulverhaufen, und der aufsteigende Rauch gab dann jedesmal der gegnerischen Artillerie das Zeichen zur Eröffnung eines wohlgezielten Feuers. Auch die feindliche Infanterie brachte den Deutschen in dem von ihr wohlvorbereiteten Gelände empfindliche Verluste bei. Ihre Beobachter saßen in den Bäumen und gaben ihren Kompagnien Zeichen; da dem Gegner die Entfernungen in dem zu durchschreitenden Gelände genau bekannt waren, blieb sein sonst ziemlich schlechtes Gewehrfeuer nicht ohne Wirkung. Wiederholt haben unsere Truppen auch dadurch Verluste gehabt, daß die gut versteckt liegende belgische Infanterie die Patrouillen und Spitzen unbehelligt durchließ, bis der Haupttrupp sich in ihrem Feuerbereich befand und dann plötzlich von dem auf allen Seiten auftauchenden Gegner beschossen wurde. Dies wurde dadurch möglich, daß das überschwemmte Gelände keine wirksame Sicherung unserer vorgehenden Infanterie auf den Seiten zuließ.

Der Nachrichtenendienst, der hier in seinen militärischen Formen in die Erscheinung trat, war überhaupt die starke Seite der belgischen Landesverteidigung. Der Korrespondent des „Schwäbischen Merkur“, W. Scheuermann, schreibt in einem seiner Kriegsberichte: „Zwischen dem eingeschlossenen Antwerpen und Brüssel bestand, obgleich das ganze Zwischengelände besetzt war und Tag und Nacht darin gekämpft wurde, der regste Nachrichtenaustausch. Ich selbst war erstaunt, festzustellen, wie schnell einzelne belgische Familien Mitteilungen von ihren zu der belagerten Garnison gehörenden Söhnen erhalten konnten. Die Belgier waren im Stande, die amtlichen Listen der in Antwerpen liegenden Verwundeten in einem Borort von Brüssel drucken zu lassen. Außerdem wurden nachts von der belagerten Festung aus Lichtsignale abgegeben, die vielleicht



Belgische Kavalleristen auf Vorposten



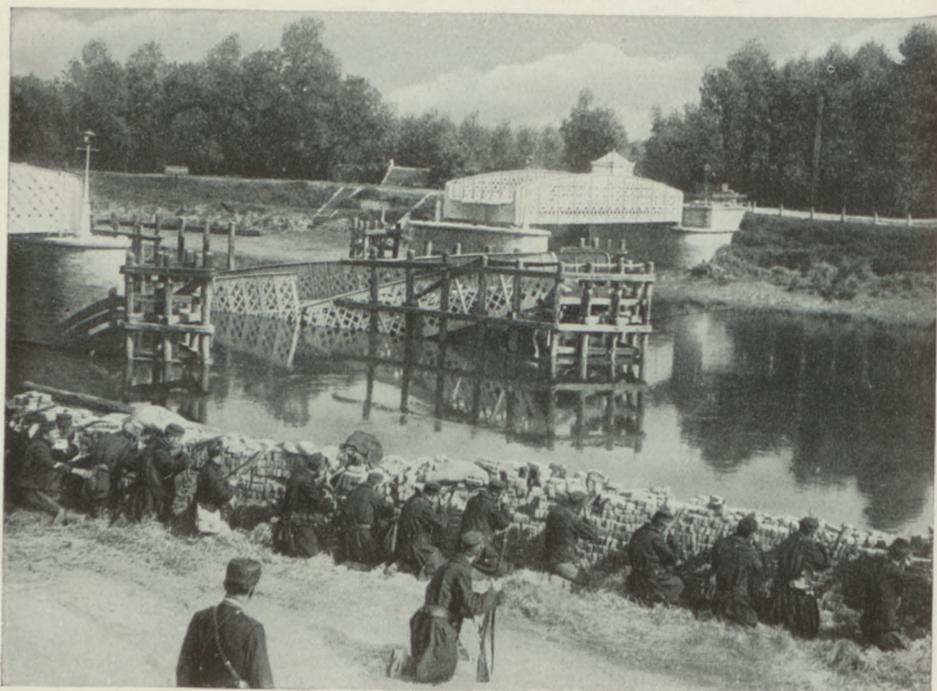
Phot. Voedeker, Berlin

Deutsche Feldwache vor Antwerpen



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Belgische Artillerie geht vor Antwerpen in Stellung



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Belgische Infanterie beschießt deutsche Truppen bei der gesprengten Brücke von Hamme

nicht erwidert, aber jedenfalls draußen im Lande wohl verstanden wurden. Die Lichtsignale unterblieben bald, nachdem es unseren Truppen einige Male gelungen war, die Belagerten durch Antwortlichtsignale irre zu führen. Ferner fand ein reger Verkehr durch Briestauben statt. Belgien ist ja ein klassisches Geflügelzüchterland und der Briestaubensport blüht hier wie kaum irgendwo. Schließlich ist ganz Belgien mit einem weitverzweigten System heimlicher drahtloser Funkenstationen bedeckt, die sich naturgemäß nur langsam haben aufdecken lassen. Eine Anzahl Funkenmasten kann man noch jetzt, wenn man darauf achtet, an Stellen sehen, wo man sie nie vermuten würde. Sie sind inzwischen selbstverständlich alle unschädlich gemacht worden.“

An verschiedenen Stellen hatten die deutschen Truppen den Uebergang über die Nethe erzungen. Wie bei Lierre und Duffel, wo die tapferen Pioniere den nachrückenden Truppen den Weg zum Sieg ebneten, hatten sie es auch bei Waelhem mit dem Brückenschlag versucht, obwohl an dieser Stelle wegen der tiefeingeschnittenen Ufer die Verhältnisse denkbar ungünstig lagen. Der erste Versuch scheiterte in dem fürchterlichen Schnellfeuer der Belgier. Man hätte ihn auch hier erzungen, denn das Wort „unmöglich“ kennt kein deutscher Soldat. Da kam die Nachricht vom Uebergang unserer Truppen bei Lierre und Duffel; damit war auch der Netheabschnitt bis Waelhem für die Belgier unhaltbar geworden und wurde von ihnen in Eile geräumt.

Durch die Einnahme der Redoute Kessel und der schon auf dem rechten Ufer der kleinen Nethe gelegenen Redoute Brochem konnte sich die deutsche Angriffsfront immer mehr nach Norden ausdehnen. Sobald genügend Truppen am jenseitigen Ufer waren, wurden die schweren Batterien weiter vorgezogen und im Schutze ihres gewaltigen Feuers mächtige Vorstöße unternommen, die die Belgier bis dicht an die zweite Fortlinie warfen. Da nun die schweren Kaliber ungehindert weiter vorgehen konnten, war die Möglichkeit gegeben, Antwerpen selbst unter Feuer zu nehmen.

### Hinter der Front der deutschen Belagerungsarmee

Von Walter Dertel, Kriegsberichterstatter

Unser Kraftwagen glitt der Hauptstadt Belgiens zu. Wir passierten Namur, dessen Befestigungen zum Teil wieder vollendet sein sollen und fahren auf der breiten geraden Straße nach Brüssel. Dann ging's zur Schlachtfrent. Bald hinter Brüssel zeigten zerschossene Gehöfte an, wie weit die Ausfälle der Verteidiger von Antwerpen an Brüssel heranreichten. Längs der Chaussee nach Mecheln standen deutsche Matrosen zur Sicherung. Famoser, wetterfester Leute in den kleidsamen Uniformen. Die Chaussee ist recht gut und nirgends von den Belgiern aufgerissen oder zerstört. Unweit der Chaussee liegt eine, von unseren Leuten mit hervorragendem Geschick ausgebaute Infanteriestellung mit splitterficheren Unterständen und Annäherungswegen. Sie ist so geschickt ausgebaut und angelegt, daß sie bereits auf eine Entfernung von 200 Meter nicht mehr zu erkennen ist. Die englischen und französischen Korrespondenten haben recht, wenn sie behaupten, daß die Deutschen die Feldbefestigungskunst auf eine geradezu unerreichte Höhe gebracht haben. Etwa 200 Meter vorwärts dieser Stellung liegt eine Scheinstellung. Ein Schützengraben, in dem die Schützen durch Helme, Käppis und belgische Kochgeschirre, neben denen Prügel liegen, sehr geschickt markiert sind. In diesen Schützengräben befanden sich aber auch Menschen, Freiwillige, die, mit reichlichem Patronenvorrat ausgerüstet, auch den Anschein tatsächlicher Besetzung dieses Grabens durch ihr Feuer zu erwecken suchten. Diese Schützengräben taten denn auch in vollendetstem Maße ihre Pflicht und das ganze Schrapnellfeuer der Belgier prasselte auf die Scheinstellung nieder, während die in der eigentlichen Stellung befindlichen Truppenteile ganz verschont blieben.

Vor hier fuhren wir nach dem Platze, wo eine Batterie unserer 42 Zentimeter-Mörser das feindliche Fort Wavre-Ste. Catherine bearbeitet hatte. Eine tiefe Baugrube mit starken Trägern hatte das Fundament eines jeden dieser Riesendinger gebildet. Vor der Batterie standen einige Häuser. Bei ihnen waren durch die furchtbare Erschütterung der Detonation die Dachziegel teilweise abgehoben und die Fensterscheiben natürlich sämtlich gesprungen. Um jeden Handstreich gegen diese Geschütze zu verhüten, waren während deren Tätigkeit rundherum besondere Sicherungsabteilungen von Infanterie und eine ganze Anzahl von Maschinengewehren bereitgestellt worden, von denen letztere vor allem auch Fliegerangriffe abzuwehren bestimmt waren. Man erzählte uns, mit welcher Sparsamkeit mit der Munition dieser schwersten Mörser umgegangen worden ist. Unsere 42 Zentimeter-Mörser erhoben erst ihre Stimme, wenn ihre Entfernung durch leichtere Kaliber auf das genaueste festgelegt war. Dann warfen sie auf etwa 12 Kilometer Entfernung eine Anzahl ihrer großen Granaten in das zu beschießende Fort, und nachdem dieses gründlich zerstört war, überließen sie es der leichten Artillerie, den Kampf weiter fortzuführen.

Dann besuchten wir ein Kloster, das in ein großes Feldlazarett umgewandelt worden war, in dem Schwestern vom Sacré-Coeur tätig waren. Während der ersten Kämpfe in dieser Gegend hatte man versucht, Nachrichten über die Lage der Schüsse der belgischen Artillerie und deren Wirkung dadurch vom Kloster aus nach den belgischen Artilleriestellungen hinüber zu berichten, daß man die Stellung der Rote-Kreuz-Flaggen an den Fenstern wechselte. Die Geschichte fiel schließlich einem deutschen Offizier auf, dessen Truppen in der Nähe des Klosters standen. Er ließ die Rote-Kreuz-Flaggen entfernen und den Schwestern bestellen, wenn ihnen nun in das Kloster hineingeschossen würde, so sollten sie sich bei den freundlichen Signalisten bedanken...

Wir gelangten nach Heber. Dort hatten die Belgier, um unsere rückwärtigen Verbindungen zu stören und wenn möglich auch unseren bekanntlich auf Schienen stehenden großen Kalibern eins auszuwischen, vier Lokomotiven mit etwa einem halben Duzend mit Steinen und Sand beladener Wagen mit Vollampf, natürlich ohne Besatzung, aus Antwerpen auslaufen lassen. Aber die Deutschen waren klüger. In der Voraussicht, daß die Belgier dieses Manöver wohl einmal probieren könnten, hatten sie an einer außerordentlich günstig in freiem Felde belegenen Stelle eine Barrikade aufgerichtet, die stark genug war, um diesen Anprall auszuhalten. Als daher der Zug angefaßt kam, fuhr er mit Vollampf auf die Barrikade auf. Ein fürchterliches Durcheinander bot sich unseren Blicken dar. Die zweite Lokomotive hatte sich hochaufgetürmt und auf die erste gesetzt, die zerschmettert und umgeworfen an der Erde lag. Dann kamen Wagentrümmer und dann wieder zwei Lokomotiven. Das Ganze ist derartig ineinander verkeilt, daß die Belgier es später werden sprengen müssen. Inzwischen bauten die Deutschen im Laufe von zwei Tagen eine Umgehungsbahn und damit war der Vorfall für sie erledigt. Denselben Versuch hatten übrigens die Belgier auch schon vorher auf der Strecke von Haecht gemacht.

Auf gerader Straße ging dann unsere Fahrt nach Mecheln hinein. Am Südeingang von Mecheln befindet sich eine sehr geschickt angelegte Straßensperre mit einer derart gewundenen Durchfahrt, daß ein Automobil nur in langsamem Tempo durchzufahren imstande ist. Mecheln bietet einen ganz eigenartigen Anblick: die Stadt von fast 60 000 Einwohnern ist gänzlich verlassen. Kein Mensch weit und breit. Leer liegen Straßen und Gassen und nur der Schritt deutscher Truppen hallt auf den menschenleeren Straßen. Von fern grollt der Kanonendonner, die Beschießung von Antwerpen ist flott im Gange. In der Rue Hanswyk liegen einige durch Granaten zerstörte Häuser. Mecheln ist in den Kämpfen um Antwerpen doppelt beschossen worden, und es ist eigent-

lich wunderbar, daß es nicht stärker gelitten hat. Zuerst schossen die Deutschen hinein, als sie gegen Antwerpen vorgingen, und als dann Mecheln sich in deutschem Besitz befand, schossen die Belgier ihrerseits auf die Stadt. Seitdem sie hinter den Nethe-Abschnitt geworfen sind, vermögen sie nicht mehr die Innenstadt zu erreichen, nur dem Kirchturm von Mecheln versuchen sie durch sehr hohe Sprengpunkte ihrer Geschosse beizukommen, weil sie dort deutsche Beobachter vermuten. Die Belgier haben in letzter Zeit dort nicht mehr viel Schaden angerichtet. Dagegen fallen ihre Geschosse noch immer in die Nordvorstadt, wovon wir uns durch den Anblick einer ganzen Anzahl dort in Trümmer liegender Häuser selbst überzeugen konnten.

Ich kletterte die 430 Stufen des Kathedralenturmes hinauf, der insgesamt 97 Meter hoch ist. Von hier aus hatte man einen geradezu überwältigenden Anblick auf das ganze Kampffeld. Geradeaus vor uns lag das Fort Waelhem, das von unsern Truppen besetzt war und zu dem eine schnurgerade Straße führt. Diese wurde unter Feuer gehalten, wie die zahlreich über ihr platzenden Schrapnells verkündeten, dazu schossen die Belgier auch zeitweise nach Fort und Dorf Waelhem hinein, um den Deutschen dort den Aufenthalt so ungemütlich wie möglich zu machen. Aus Dorf Waelhem leuchteten helle Flammen empor.

Zu beiden Seiten der Straße standen deutsche Batterien, die lebhaft gegen die belgischen Zwischenbatterien feuerten. Sie waren sehr geschickt hinter einem Gang aufgestellt, so daß man ihre Anwesenheit nur an dem Mündungsfeuer der Geschütze erkennen konnte. Unsere Batterien feuerten abwechselnd mit Granaten und Schrapnells. Im Hintergrunde aber sah man die Türme der mächtigen Handelsstadt Antwerpen, die das deutsche Heer mit eisernem Ring umklammerte. Auch weiter rechts und links war ein sehr scharfer Artilleriekampf im Gange, und wohin man sah, bot sich der Anblick feuernder Geschütze und einschlagender Granaten und Schrapnells.

Wir fuhren bis an den Nordrand von Mecheln bis zu einem kleinen Häuschen vor, das als Pfortnerhaus zu einem kleinen Parke diente. Vor diesem Parke zog sich ein Schützengraben hin, während hinter diesem eine Batterie 15 cm-Feldhaubitzen in Position stand. Links der Chaussee aber standen 21 cm-Mörser, die ebenfalls gegen die Zwischenstellung feuerten. Diese vor den Nordrand von Mecheln vorgeschobene Linie bildete unsere Vorpostenstellung. Während ich mit dem auf diesem Abschnitt befehligen Brigadekommandeur und dem Führer des Vorpostenbataillons auf der Chaussee stand, versuchten die Belgier gegen diesen Schützengraben und vermutlich vor allem gegen die dahinter stehende Batterie zu wirken. Einige Schrapnells krepiereten vor dem Parke, und bald kamen einige Leichtverwundete zu dem bei dem roten Häuschen angelegten Verbandplatz.

Ganz vorn lag nur das Fort Waelhem, in dem einige Kompagnien den Brückenkopf am Nethe-Abschnitt hielten.

Die feindliche Artillerie schoß gut. Zuweilen ließen die Belgier ihr Feuer schwächer werden, um die Deutschen zum Vorgehen zu veranlassen. Sobald diese dann einen solchen Versuch machten, wurden sie mit einem Hagel von Geschossen aus der mit einem Schläge demaskierten Artillerielinie überschüttet.

Lang beobachteten wir das großartige Schauspiel, dann fuhr uns unser Auto in eiliger Fahrt zurück nach Brüssel.

Am Abend erreichten wir die Stadt. Ich erstieg noch den Turm des Justizpalastes. 550 Stufen, ein wenig hart nach den 430 des Turmes in Mecheln. Oben steht ständig ein Beobachtungsposten, der mit einem Fernrohr das Vorgelände beobachtet. Der Anblick, den die hell erleuchtete Stadt bot, war geradezu feenhaft. Am Horizont glühte ein dunkelroter Flammenschein über einen fernen Waldrand.

### Die Beschießung der Stadt und des inneren Fortgürtels

Mit der Wegnahme des Netheabschnittes und der Entwicklung starker Truppenmassen auf dem jenseitigen Netheufer war das Schicksal Antwerpens entschieden. Am 7. Oktober nachmittags vier Uhr ließ General v. Beseler entsprechend den Bestimmungen des Scager Abkommens den Kommandanten und die Behörden von Antwerpen von der bevorstehenden Beschießung der Stadt verständigen. Die Ankündigung wurde General De Guise durch den spanischen Militärattaché in Brüssel überbracht. Die Artillerie hatte Befehl, die Beschießung um sieben Uhr abends zu beginnen. Da aber der spanische Attaché bis zu dieser Stunde noch nicht zurückgekehrt war, und seine Rückkehr erst mehrere Stunden später erfolgte, fiel der erste Schuß erst nach Mitternacht.

Das erste deutsche Geschöß über Antwerpen fiel in die Schelde, das zweite in die Nationalstraße, das dritte auf den Hauptbahnhof. Die ganze Nacht hindurch wurde das Feuer fortgesetzt. Die Vorstädte Deurne, Borgerhout, Berchem und auch das Zentrum der Stadt wurden schwer getroffen. Zahlreiche Brände erhellten die Nacht. Eine Stearinfabrik geriet in Brand und ein großer Gasbehälter flog in die Luft. Gleichzeitig warf ein Zeppelin Bomben auf die Deltanks bei Hoboken. Es entstand ein Brand, und man ließ die Behälter auslaufen.

Die Engländer, die zuletzt die Verteidigung geleitet hatten, entschlossen sich zuerst, das Weite zu suchen. Der Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ berichtet: „Als die deutschen Granaten eine allzu eindringliche Sprache redeten, als von Mitternacht bis zum Morgen des 8. Oktober 420 Granaten in die Stadt gefallen waren, flohen vorerst die Engländer aus dem Bereich dringender Gefahr. Noch im Flichen sprachen sie den Belgiern Mut zu und ermahnten sie zum Aushalten. Das ist erweislich wahr. Das hat ein Stadtrat Antwerpens mir mit tiefem Groll erzählt — ein Mann, der sich seiner Worte bewußt war und der an den Verhandlungen der Uebergabe teilgenommen hat. Als um zehn Uhr morgens dem deutschen Parlamentär die Antwort wurde, daß die Stadt noch nicht daran denke, sich zu übergeben, wurden weitere 800 Schuß, Granaten und Schrapnell, über die verängstigte Stadt geschleudert. Schon fingen ganze Straßenreihen Feuer. Wasser war nicht zum Löschen vorhanden, denn die Wasserwerke Antwerpens, die in Händen einer englischen Gesellschaft waren und in Waelhelm unter dem Namen „The Antwerp Water Works“ standen, waren schon durch deutsche Granaten stillgelegt worden. So sahen die Belgier immer ängstlicher gen Westen. Der Abend senkte sich und die Engländer waren immer noch nicht da. Da floh auch die belgische Armee in einer peinlichen Auflösung. Die kopflosen Mitglieder der Zivilverwaltung blieben zurück.“

Gleichzeitig wurden die Forts der inneren Linie rasch niedergedrungen. „Das Feuer der deutschen Belagerungsgeschütze,“ schreibt ein holländischer Berichterstatter, „war so heftig, daß die Verteidigung nicht einmal feuern konnte, ohne einem sicheren Tode entgegen zu gehen. Es wurde Befehl gegeben, das vorrätige Pulver in die Luft zu sprengen, aber man konnte die Pulverkammern gar nicht mehr erreichen. So ging es auf verschiedenen Punkten dieser letzten Verteidigungslinie. Am 9. Oktober mittags hörte das Feuer auf. Unmittelbar darauf machte die Besatzung von der Gelegenheit zu fliehen Gebrauch. Es waren nur noch Ruinen übrig. In diesem Augenblick war die Stadt übergeben worden, aber die Verteidigung wußte es noch nicht. Wohl zogen Polizisten sofort mit der weißen Flagge nach den Wällen der Stadt, um die Uebergabe mitzuteilen, aber als sie ankamen, waren die meisten Forts schon verlassen. In wilder Hast war man aus dieser Hölle hinweggestürzt. Ein Teil konnte noch über die Scheldebrücke fliehen, die einen Augenblick später in Brand gesteckt wurde, doch viele mußten nach dem Norden zu entkommen versuchen.“



Phot. A. Grohs, Illustrations-Verlag, Berlin

Der Brand der von Engländern und Belgiern entzündeten Petroleumlager Antwerpens



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Blick auf einen Teil von Antwerpen



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Eines der Forts von Antwerpen nach der Beschießung



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Vom Fort de Ertbrand von Antwerpen. Die Kanone im Vordergrund wurde beim Bombardement durch den Luftdruck über die Straße geschleudert

## In Antwerpen während der Belagerung und Beschießung

Nach Berichten von Augenzeugen

Das Amsterdamer „Allgemeen Handelsblad“ gibt von der Stimmung in Antwerpen eine sehr eindrucksvolle Schilderung. Zunächst wird erzählt, wie sich die anfängliche Aufregung (vgl. I, S. 214) bald wieder legte und die Antwerpener Handelsherren zu ihrer gewohnten fatten Beschaulichkeit zurückkehrten. „Als sie sahen, daß nicht viel weiter geschah, daß der große Streit ferne von ihnen ausgekämpft wurde drüben in Frankreich, da fuhren sie fort, gut zu essen und zu trinken, aus ihren vollgepfropften Magazinen und Vorratskellern zehrend, und schließlich duselten sie wieder ein. Sie hätten sicher den Krieg beinahe vergessen hinter ihren Forts und dicken Festungsmauern, hätte Seine Exzellenz Zeppelin sie nicht ab und zu aus der Luft daran erinnert, daß die Deutschen ganz gut wußten, was Antwerpen wert wäre, und daß sie bei günstiger Gelegenheit nicht versäumen würden, selbst wenn es ihnen auch ein paar tausend Mann kosten sollte, so en passant Antwerpen dem übrigen „Deutsch-Belgien“ einzuverleiben.

Aber ihre Ruhe hat leider nicht lange mehr gedauert. Sie wußten wohl, daß dort zwischen Mecheln und Vilvoorden einige Tausend Feinde lagen. Aber das war immer noch nicht genug, um Antwerpen, die stärkste Stadt von Europa, meinten sie, bestürmen zu können. Dazu waren mindestens ein paarmal hunderttausend Mann nötig! Und ein Bombardement? Unsinn! Die schweren 42 cm-Kanonen? Eine Legende, Kinder! Nichts wie Bluff! Und von weitem, hinter ihren Forts, die sie für uneinnehmbar hielten, drehten sie den Deutschen eine lange Nase und riefen ihnen spottend und herausfordernd über ihre Festungsmauer zu: „Kommt nur her! He!“

Aber siehe da, der Deutsche nahm die Herausforderung wörtlich und er kam. Er begann zum zweitenmal seine schweren Bomben auf Mecheln zu werfen, dann auf Bierre, es kamen sogar Schrapnell's in Boom an. Ja, aber das wäre nicht ernstlich, was?

Daß es wohl ernst war, das bestätigten arme, ihrer Habe verlustige Flüchtlinge, die vor den Ulanen aus ihren brennenden Dörfern geflohen waren. In Menge kamen sie, viel zahlreicher als im Anfang, überall aus der Umgegend; es gab kein Ende bei diesem traurigen Aufzug armer, weinender Frauen mit ganzen Herden von Kindern, beladen mit Pack und Hausrat, armer Bäuerlein und krummgearbeiteter Handwerker, seufzend unter der Last des in der Hast einer übereilten Flucht zusammengepackten Gutes.

Es wurde plötzlich rumorig in der Stadt. Es war etwas im Gange. Man wußte nicht was. Die Zeitungen schwiegen oder gaben nur halbe, doppelstimmige Nachrichten. Da kam der Bericht, daß die Forts der ersten Linie, Waelhem, Ste. Catherine durch die deutsche Artillerie beschossen würden.

Eine ganze Nacht hörten die Antwerpener, nervös und schlaflos in ihren Betten sich wälzend, das dumpfe Gedröhn des Geschützes. Kaum war das Leben am folgenden Morgen wieder erwacht, so konnte man in der Richtung des Bahnhof's und Hafens die Fuhrwerke sehen, bis oben beladen mit Koffern und Körben, und dazwischen erschreckte, bleiche Gesichter.

„Die Forts halten Stand . . .“ „Der Zustand ist seit gestern nicht verändert . . .“ „Die deutschen Angriffe wurden abgeschlagen und die Erfolge, die der Feind erzielte, standen nicht im Verhältnis zu der großen Munitionsverschwendung . . .“ So sagten die amtlichen Berichte. Aber die Neuigkeiten, die durch Flüchtlinge und Soldaten in

der Stadt verbreitet wurden, lauteten anders. Wir wußten es bald, daß die Forts sich nicht mehr halten konnten unter dem ununterbrochenen Feuer der schweren Belagerungskanonen der Deutschen und Oesterreicher.

Unter dem Publikum ließ sich die Wirkung dieser Nachrichten bald merken. Man sah es den Menschen an, daß sie ängstlich waren. Es war eine drückende Atmosphäre, von nervöser Gejagtheit, ansteckend. Am Abend kam ein heftiger Wind auf und schwere Wolken jagten dahin, während der Mond seinen romantischen Schein warf.

Wild rasten Militärautos durch die belebten Straßen, mit ihrem grellweißen Laternenlicht und mit ihren aufregenden Supen und Pfeifen die erschreckten Bäuerlein und die ängstlichen Städter auffragend, die ihre Kehlen von Unruhe zugeschnürt fühlten, in dem Gestank des Äthylens und dem scharfen Benzindampf.

Und der letzte Besuch der „Taube“ am Nachmittag hatte ihnen auch nichts Gutes vorausgesagt. Die schreckliche Jagd in der Luft, das Explodieren der Schrapnells, die über der Stadt niederfielen und einige Neugierige töteten, hatte die Angst bis zum äußersten getrieben.

Diese Nacht hat mancher schlaflos verbracht.

Am andern Tag war die Panik da. Das letzte amtliche Communiqué ließ deutlich genug durchblicken, daß das belgische Heer trotz seiner Tapferkeit nicht imstande gewesen war, den Aufmarsch des Heeres v. Besslers aufzuhalten. Es hatte sich in guter Ordnung auf die Methe zurückgezogen. Der Fluß bildete jetzt das Hindernis, das die Deutschen nehmen mußten, wollten sie den Angriff fortsetzen. Aber . . . das bedeutete für den, der die Karte anschaute, nichts anderes, als . . . daß die Deutschen die erste Fortslinie durchbrochen hatten!

„Die Verteidigungswerke, die noch über alle ihre Aktionsmittel verfügen . . .“ Es gab also welche, die nicht mehr über diese Mittel verfügen konnten? Es war also wahr, daß gewisse Forts gefallen waren!

Und zum Uebermaß des Unglücks erfuhr man, daß die Regierung sich bereit mache, nach Ostende abzureisen und daß die Militärhospitäler geräumt würden. Die Panik wuchs zum Delirium. . . .

„Die Deutschen sind schon in Duffel . . . ! Sie sind schon in Vinth. . . . Vierre ist besetzt! . . .“

Bäden und Häuser wurden verschlossen, Behörden und Konsulate wurden gestürmt, um Pässe zu bekommen. . . .

Aber mit einem Schlag Veränderung des Zustandes! Es kam Befehl, die Ministerien sollten nicht abreisen, und die Verwundeten, die man schon nach Brügge und Ostende überzuführen sich anschickte, mußten zurück zu den Ambulanzen.

Die Neuigkeiten waren jetzt ganz anders. General von Klud war durch die verbündeten Armeen vollkommen geschlagen, hunderttausend Deutsche gefangen. . . . Antwerpen würde binnen 24 Stunden entsetzt werden. . . . Von Besslers Armee war schon zehn Kilometer zurückgeschlagen. . . . Die Engländer waren im Anzug. . . .

Man atmete auf . . . einige verharrten ungläubig in ihrem Pessimismus, zu tief und zu unerwartet getroffen durch die ungünstigen Zeitungen vom vergangenen Abend.

Aber die Panik wich. Man hoffte wieder, besonders, da in der Tat einige englische Truppen gesehen worden waren, denen die Bevölkerung in toller Begeisterung zujuchzte, und da man die bekannte Erscheinung Churchill's wiederholt im Auto erkannt hatte.“

In der Tat war **W i n s t o n C h u r c h i l l** in eigener Person am Nachmittag — es war der 3. Oktober — angekommen, um dem belgischen Generalstab, der schon verzagte, die strenge Weisung zum Ausharren zu erteilen. Ueber seinen „Einzug“ erzählt der Berichterstatter der New Yorker „World“, Alexander Powell: „Um ein Uhr brauste ein großer

grauarbener Lourentwagen, mit britischen Marineoffizieren besetzt, auf die Place de Meir. Das Hornsignal der Hupe ertönte wie ein Triumphzeichen, und rasch schoß das Auto auf das Stadthaus zu. Bevor der Wagen noch richtig gehalten hatte, wurde die Tür mit hastiger Heftigkeit aufgerissen, und heraus hüpfte ein glattrasierter jungaussehender Mann mit rötlichem Haar und hängenden Schultern, nicht gerade in Galauniform. Niemand konnte im Zweifel sein, wer das war. Es war der Right Hon. Winston Churchill. Wie er sich so in die dichte Menge stürzte, die wie gewöhnlich um die Mittagszeit die Vorhalle des Rathauses füllte, warf er seine Arme mit einer nervösen charakteristischen Gebärde in die Luft und drängte sich ungestüm durch das Gewirr von Offizieren, Diplomaten, Ministern und Journalisten, die hier zusammen standen. Es war ein höchst dramatisches Auftreten und erinnerte mich lebhaft an die große Szene in den Melodramen, wo der Held plötzlich heransauft, barhäuptig, auf einem schäumenden Renner, und die Heldin aus den Händen des Uebeltäters befreit oder die Familienkleinodien aus dem brennenden Elternhaus rettet oder was er sonst gerade für Aufgaben hat. . . Ich stand in der Vorhalle zusammen mit dem Bürgermeister von Antwerpen, Herrn De Vos, im Gespräch, als Mr. Churchill so an uns vorbeisaupte, in einer erschrecklichen Eile, nicht rechts, nicht links blickend, sondern immer geradeaus stürzend. Der Bürgermeister hielt ihn an, stellte sich ihm vor und sprach ihm dann seine große Angst über das Schicksal der Stadt aus. Bevor er noch geendet hatte, war Churchill bereits die Stufen zu den Amtszimmern emporgesprungen. „Ich denke, jetzt wird alles all right sein, Herr Bürgermeister,“ rief er herunter mit einer Stimme, die deutlich durch die ganze Halle gehört werden mußte. „Sie brauchen sich nicht zu beunruhigen. Wir sind gerade dabei, die Stadt zu retten.“ Daraufhin ging ein allgemeiner Seufzer der Erleichterung durch die Versammelten. Sie fühlten, daß ein wirklicher Seemann das Steuer ergriffen hatte. Diejenigen von uns, die mit der Lage besser vertraut waren, wurden auch etwas ruhiger, denn wir nahmen es als selbstverständlich an, daß Churchill nicht eine so zuversichtliche Versicherung in aller Öffentlichkeit gegeben haben würde, wenn nicht sehr bedeutende Verstärkungen an Mannschaften und Kanonen unterwegs waren. Aber selbst bei dieser Annahme konnten mich die Worte dieses energischen und ungestümen jungen Mannes nicht ganz überzeugen, denn von den Fenstern meines Zimmers konnte ich auf das deutlichste die deutschen Kanonen hören, und der Schätzung nach klangen sie bedrohlich nahe und kamen immer näher.“

Ueber die englischen Marinesoldaten, die währenddessen eintrafen, sagt Powell: „Es waren durchweg freundlich blickende, gesund aussehende, nette, junge Engländer, so wie man sie überall findet, aber für jeden, der einige militärische Erfahrung besaß, war es völlig klar, daß diese Truppen, trotz der Tatsache, daß sie tapfer und mutig und vom besten Willen besetzt waren, kein ‚erstklassiges Material‘ darstellten.“ Drei Tage lang ergoß sich der Strom der Kaskaduniformen, begleitet von schweren Geschützen, beinahe ununterbrochen durch die Stadt, überall mit jubelnder Begeisterung begrüßt. Die Männer riefen den Engländern zu und schwenkten die Hüte, die Frauen waren zu Tränen gerührt und winkten mit den Taschentüchern.

Vom 5. Oktober an lag die Leitung der Verteidigung in den Händen der Engländer. Ihrer Diktatur verdanken es die Belgier, daß es zur Beschießung der Stadt gekommen ist. Den Engländern war es natürlich gleichgültig, ob Antwerpen der Zerstörung anheimfiel. Vielleicht war es ihnen nicht einmal ganz unwillkommen. Ging die Stadt in Flammen auf, dann brannten auch die Häfen und die Docks. Dann war alles ein Feuermeer, und die Deutschen hatten für die Fortsetzung dieses Krieges nicht mehr den wertvollen Stützpunkt. Darum sprachen die englischen Freunde den Belgiern Mut und Hoffnung zu. Sie versetzten sie in den Wahn, daß England helfen werde,

daß die englischen Kanonen schon unterwegs seien, und daß sich der Sieg ohne Frage an die belgisch-englischen Fahnen heften müsse.

Mittlerweile ließen sie die Bewohner der Stadt in Sicherheit bringen. Man ließ täglich Züge mit Flüchtlingen ab. Zu Hunderttausenden zogen sie aus. Nach Ostende, Calais und nach England. Ein Korrespondent des „Nieuwe Rotterdamse Courant“ gibt eine packende Schilderung von der allgemeinen Flucht in den letzten Stunden der Belagerung. „Es ist unmöglich,“ sagt er, „diesen Auszug zu beschreiben. In den Straßen liefen die Leute, dicht gedrängt, zu sechs und sieben in einer Reihe, — zu Fuß, auf Wagen, zwanzig bis dreißig Menschen in allen Altersstufen auf eine Karre gepackt. Hunderte auf Fahrrädern und Motorrädern, viele auf Krücken, alles hochbepackt mit dem Nötigsten ihres Eigentums. Aber alles zieht aus, so viel mitnehmend, als man kann. Auf der Erde sitzend, warte ich mit zwei- oder dreitausend Menschen auf ein Schiff, um wegkommen zu können. Der Nachmittag ist bald vorüber. Der Nachmittag eines schönen Tages. Die Sonne geht langsam unter, aber wir können die Sonne nicht sehen, denn die ganze Luft ist durchsetzt durch gewaltigen, schwarzen Rauch, der in fünf Säulen von der Erde aufsteigt und sich über den Himmel breitet. Die Belgier haben die hohen Petroleumtanks angezündet, die am Ufer der Schelde liegen und die ihr ganzes Land, sowie Nordfrankreich und die Rheinprovinz mit Brennstoff versehen. Nur in Galizien und auf den amerikanischen Delfeldern kann ein ebenso gewaltiger Brand entstehen. Es brennt noch an vielen anderen Stellen in der ganzen Stadt. Einige Brände sind von den Belgiern selbst angelegt worden, um zu verhindern, daß die enormen Vorräte der Stadt den Deutschen in die Hände fallen. Hier am Hafen werden Schiffe mit Vorräten aller Art angefüllt. Leichter, schwer von Korn, werden weggeschleppt und die Schlepddampfer selbst sind vollgepfropft mit Fleisch, Mehl, Konserven usw. Offensichtlich will man den Deutschen nichts zurückerlassen.“

Mitten im Gedränge der Flüchtlinge erschien das königliche Auto mit dem König und der Königin. Den Hofzug konnten sie nicht benutzen, da deutsche Flieger auf die Bahnhofsvorbereitungen aufmerksam geworden waren. Das Königspaar fuhr über die militärische Schiffsbrücke nach dem anderen Ufer der Schelde und war bald außer Sicht.

Das Bombardement dauerte bis zum 9. Oktober gegen zehn Uhr morgens. Im ganzen sind ihm nur 26 Zivilpersonen zum Opfer gefallen. An verschiedenen Stellen waren Feuersbrünste ausgebrochen, aber kein öffentliches Gebäude hatte merklichen Schaden genommen. Auf der Antwerpener Kathedrale hatten die Belgier, anfangs einen militärischen Beobachtungsposten aufgestellt; da sie ihn jedoch auf dringende Mahnung zurückzogen, blieb dem Bauwerk das Schicksal der Reims-er Kathedrale erspart. Das einzige, was wirklich schwer gelitten hat, sind die Fensterscheiben der Häuser, die meist zerbrochen oder zersprungen sind. Man versteht, wenn man sie sieht, den jüngsten Volkswitz der Brüsseler: „Was möchtest du augenblicklich am liebsten sein? — Glasermeister in Antwerpen.“

## Die Einnahme von Antwerpen

### Die Uebergabe der Stadt und der Einzug der deutschen Truppen

Es war bisher Kriegsbrauch, daß die geschlagenen Truppen eine niedergerungene Festung durch einen ihrer Führer dem Eroberer auslieferten. Die Belgier ganz im Banne der englischen Verbündeten, haben mit diesem Brauch gebrochen. Sie hatten sich vorher in Sicherheit gebracht und überließen die Formalitäten den Zivilbehörden.

Am Morgen des 9. Oktober gegen neun Uhr begab sich der Bürgermeister von Antwerpen, De Vos, mit dem liberalen Abgeordneten Dr. Franck und dem katholischen



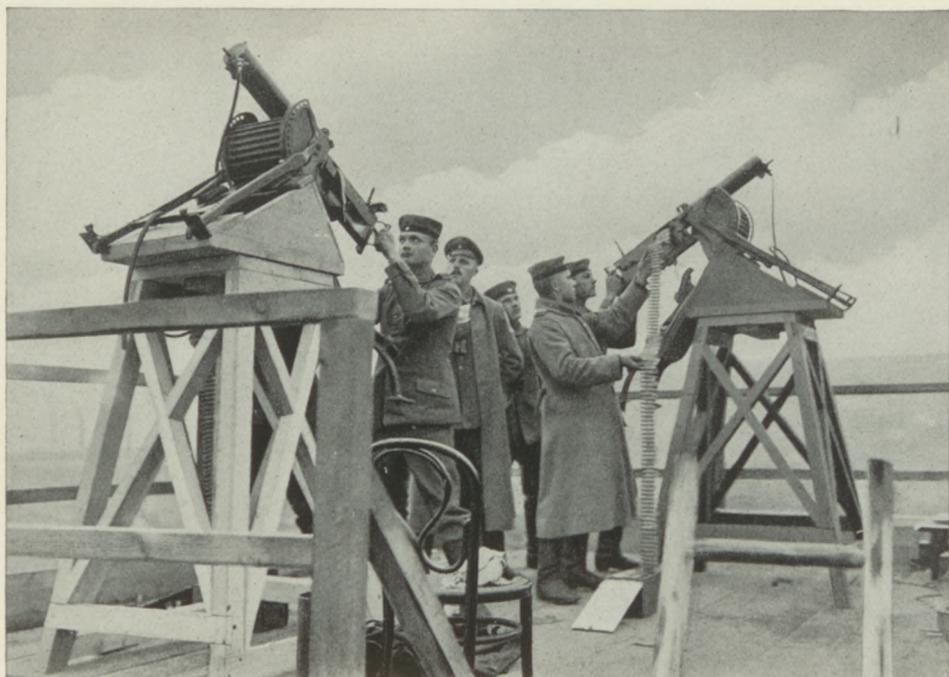
Phot. Vereenigde Fotobureau, Antwerpen

Eroberte belgische Kanonen werden von deutschen Marinesoldaten nach Deutschland gebracht



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Vom Einmarsch der deutschen Marine-Division in Antwerpen



Phot. Erich Wenninghoven, Berlin-Friedenau

Deutsche Maschinengewehre zur Abwehr von Fliegerangriffen auf dem Dache eines Hauses



Phot. Leipziger Presse-Bureau, Leipzig

Deutsche Soldaten verteidigen sich in einem Automobil gegen belgische Franc tireurs

Senator Rydmans ins deutsche Lager nach Contich, um zu kapitulieren. Ein unglücklicher Zufall wollte es, daß zur selben Zeit ein deutscher Parlamentär nach Antwerpen fuhr, und zwar auf anderem Wege, so daß sich beide Parteien verpaßten. Der deutsche Abgesandte traf auf dem Stadthaus nur fünf Schöffen und einige Gemeinderatsmitglieder an. Er wollte zunächst nicht glauben, daß die Militärbehörde die Stadt im Stich gelassen habe. Er erklärte, er wüßte den Militärgouverneur zu sprechen, mit Bürgern unterhandle er nicht. Aber dieser war nirgends zu finden. Der Parlamentär verabschiedete sich mit den Worten: „Dann wird wohl nichts übrig bleiben, als die Beschießung fortzusetzen, wenn wir uns nicht vielleicht entschließen, einfach in die Stadt einzurücken.“

Und so geschah es. Zunächst erschienen nur eine Infanteriebrigade und verschiedene Feldbatterien in der Stadt. Diese zogen in raschem Trab nach dem Quai und schossen von dort mit Kartätschen auf die belgische Nachhut, die auf der anderen Seite über die Schelde flüchtete.

Die nun folgenden Ereignisse schildert eine Antwerpenerin recht anschaulich in einem Brief an eine deutsche Freundin, den das „Forum“ veröffentlicht. „Bis 2 $\frac{1}{2}$  Uhr nachmittags,“ schreibt sie, „war alles ruhig gewesen, als plötzlich die Luft wieder vom Donner der Kanonen erzitterte. Unsere Nordforts, es waren noch elf, die keine Kapitulationsordre bekommen hatten, eröffneten das Feuer von neuem. Die Deutschen hatten ihre Geschütze an den Quais aufgestellt und beschossen über die Schelde hinweg das Fort St. Anne; sie wollten damit auch den belgischen Rückzug abschneiden.“

Der Feind konnte an Verrat glauben und die Stadt selbst strafen, denn es war für ihn kaum glaubhaft, daß die Militärbehörde ohne Ordre zu hinterlassen, geflohen sei. Da ist dann die Zivilbehörde aufs Rathaus gegangen, um mit dem Sieger zu unterhandeln. Diese Sitzung dauerte bis tief in die Nacht. Die Bedingungen waren folgende: Da keine Militärbehörde mehr vorhanden ist, muß die Zivilbehörde die Forts zur Uebergabe zwingen. Die Vertreter der Stadt mit je einem deutschen Parlamentär sollten am nächsten Morgen zu den Forts hinausfahren. Wenn sich die Forts bis mittags 12 Uhr nicht ergeben hätten, würden die Deutschen sich wieder vor der Stadt aufstellen und sie bis zur völligen Zerstörung bombardieren. — Liebste Freundin, die wenigen Menschen, die um diese Verhandlungen wußten, haben unsagbar gelitten, furchtbare Stunden durchlebt! —

Nächsten Morgen, Samstag den 10. Oktober, um 6 Uhr früh, als die Unterhändler abfahren wollten, erschien plötzlich der belgische General bei General von Schütz\*). Wo er herkam, hat niemals jemand erfahren, aber er war da! Die allgemeine Kapitulation ist dann unterzeichnet worden und die deutsche Fahne wurde auf der Kathedrale gehißt.

Nun ist alles getan und alles ist ruhig geworden; die Deutschen sind sehr liebenswürdig und versuchen uns das Leben angenehm zu machen. Der Sitz der Kommandantur mit Baron Bodenhausen\*\*) ist im Rathaus und Marineoldaten bewachen die Stadt. Der Privatbesitz ist äußerst geschont worden; zwei sehr freundliche Offiziere waren zweimal bei uns, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen und etwaige Beschwerden entgegenzunehmen.“

Am Samstag, den 10. Oktober, fand der eigentliche Einzug der Deutschen in Antwerpen statt. Auf gefährvollen Umwegen sind morgens einige deutsche Matrosen in die Stadt gelangt; einer, der dabei war, erzählt in einem Feldpostbrief: „Am Samstag werden wir um drei Uhr morgens geweckt. Es werden 25 freiwillige Matrosen gesucht, die versuchen sollen, auf dem Wasserwege nach Antwerpen zu gelangen. Antwerpen selbst ist in unseren Händen. Zwei Forts am linken Ufer der Schelde dagegen sind noch von

\*) Dieser war zum Militärgouverneur für Antwerpen bestimmt worden.

\*\*) Generalmajor Freiherr v. Bodenhausen war zum Festungskommandanten ernannt worden.

Engländern besetzt. Der Kanal und die Schelde sind voraussichtlich mit Minen verseucht. Wir sollen, wenn wir durchkommen, den Uebergang der Armee über die Schelde unterstützen. Daß ich dabei war, könnt Ihr Euch denken. Um  $\frac{1}{4}$  Uhr rückten wir nach dem 22 Kilometer entfernten Willebroek ab, wo uns der Schlepper erwartete. Im Gilmarsch kamen wir um  $\frac{1}{2}$  Uhr an. Oberhalb der gesprengten Brücke bestiegen wir das Boot. Blutrot, als ein Feuerball, zeigte sich im Osten Allmutter Sonne. Fahles Licht liegt über dem meilenweit unter Wasser gesetzten Lande. Lange, gespenstige Schlagschatten werfen die Bäume. Mit äußerster Vorsicht fahren wir langsam an. Auf dem ölig glänzenden Wasser schwimmen Holzteile von gesprengten Brücken und verbrannten Schiffen. Unsere etwas frostige Stimmung wird durch einen heißen Kaffee aufgewärmt. Nach anderthalb Stunden haben wir die Schelde erreicht. Der Offizier steht mit dem Doppelglas am Borsteben. Ein englisches Fort kommt in Sicht. „Aeußerste Kraft voraus!“ „Volle Deckung!“ „Alles gefechtsklar!“ Wir liegen hinter der Reeling, die Gewehre schußbereit im Arme. Deutlich sehen wir den Posten auf der Batterie. Drohend glohen uns die Mündungen der Geschütze entgegen. Was uns die nächsten Sekunden wohl bringen? Eine einzige Granate kann unser Dampferchen vollständig zerstören. Zischend wird das Wasser vom Kiel durchschnitten und leise knistert die deutsche Kriegsflagge im Winde. Noch eine Minute — wir sind vorüber. Es fiel kein Schuß. Unser Bootsführer meint: Entweder waren die Engländer über unsere Frechheit derart verblüfft, daß sie das Schießen vergaßen, oder aber, sie hielten uns für englische Matrosen. Eine halbe Stunde später wiederholt sich dasselbe Schauspiel. Auch hier kommen wir glücklich durch. Der vorher klare Himmel umwölkt sich drohend tiefschwarz. Fast wird es Nacht. Regen? Nein, es sind Rauchwolken vom ungeheuren Brande der an der Schelde liegenden Petroleumlager. Wie eine feine Nadel zeichnet sich der Turm der Kathedrale von Antwerpen vom dunklen Hintergrund ab. Eine halbe Stunde später legen wir unter dem Hurra der inzwischen eingezogenen Feldbatterie an. Alarmachen zum an Land gehen!“

Die Artillerie hat am Hafen ihre Geschütze aufgestellt; drohend blicken die Mündungen nach den Straßeneingängen. Wir aber ziehen als die ersten deutschen Matrosen durch Antwerpen. Die Straßen sind ziemlich leer, die Läden größtenteils geschlossen; nur hin und wieder zeigen sich einige verängstigte Gestalten, die mit scheuem Gruß vorüberreiten. Wir sprechen mit einigen. Alle schimpfen weiblich über den falschen „Englischman“; alle sind froh, daß nun wieder Ruhe einziehen soll. Die Stadt ist wenig beschädigt; an einzelnen Stellen allerdings sieht man die furchtbare Wirkung der deutschen Granaten. Zwei Stunden nach unserer Ankunft rückt auch unsere Infanterie und Kavallerie ein, Gewehrmündungen und Sattelzeug reich mit Blumen geschmückt. Unter dem Hurra der Kameraden setzen wir auf den Turm der Kathedrale an Stelle der belgischen Fahne unsere deutsche Flagge. Stolz flattert sie in der frischen Seebrise, ein Merkzeichen deutschen Willens, deutscher Kraft. Heil dir, mein Deutschland!“

Der Hauptteil der Armee kam erst am Abend an. In der Nacht fand eine glänzende Parade statt. Ein Augenzeuge gibt davon ein Stimmungsbild. „Ohne Gas, ohne Wasser, ohne Elektrizität,“ schreibt er, „mit leeren Straßen, auf denen hie und da ein Tierkadaver lag, mit Feuersbrünsten und verlassenen Kanonen, so empfing uns die eroberte Festung. Es war in der Nacht vom Samstag auf Sonntag, als der Chef der Belagerungsarmee vor dem Palais Royal über die siegreichen Truppen die Parade abnahm. Unser Auto bahnte sich mit Mühe einen Weg durch das Gedränge. Die Soldaten schienen in dem bleichen Licht der Fackeln müder als sie waren. Aber sie sangen. Ich habe oft darüber nachgedacht und immer wieder zu erfahren gesucht, wie der Gesang unserer Soldaten auf unsere Feinde wirkt. Denn der Soldatengesang ist in dem Maße, wie wir ihn bei unseren Truppen kennen und lieben, bei keinem anderen Heer vorhanden. Ich verstehe

jetzt, daß er in zwei Richtungen wirkt, versöhnend und erschreckend. Das erstere ist verständlich. Aber auch Schrecken verbreitet er. Das ist mir in Brüssel begegnet. Eine Abteilung Pioniere schritt am Botanischen Garten entlang, ich blickte ihnen nach, sie sangen das ewig schöne Lied vom Wiedersehen in der Heimat. Da fragte mich eine ältere Dame: „Mein Herr, was planen sie nur wieder, diese schrecklichen Menschen?“ Ich sagte: „Nichts, Madame, sie singen von ihrer Heimat.“ Darauf sie: „O nein, ich weiß es. Wenn sie singen, dann haben sie immer etwas Furchtbares vor. Warum singen sie sonst so laut?“ Auch in Antwerpen sangen sie. An den verlassenem dunklen Häusern schlug das Lob des Vaterlandes hoch — wie das Licht und der Rauch der blutroten Fackeln. Bis in die Nacht hinein, als ich vom höchsten Fenster des Hotels über die Dächer der Stadt sah, immer noch sangen sie.“

### Im eroberten Antwerpen

Nach Berichten von Augenzeugen

Zahlreiche Briefe von deutschen Soldaten und Berichterstattern schildern, wie es in Antwerpen nach der Einnahme aussah. Die Straßen waren anfangs fast menschenleer, denn nur der kleinere Teil der Bevölkerung war geblieben und auch von diesem ließ sich fast niemand sehen. „Scheu steckten nur einige die Köpfe hinter den Straßenecken hervor,“ heißt es in einem Bericht, „um dem Einzug der ‚Barbaren‘ zuzusehen. Als diese aber sich so gar nicht barbarisch benahmen, sondern nur friedlich singend dahierzogen, da kamen ihrer bald mehr hervor und noch mehr, und schließlich bildeten sich Trupps von Männern und Frauen, die mitzogen, als wäre es nicht mehr der Feind, der einzog, sondern ein erlösender Freund. Mit dem Freundschaftsgefühl mag es nun freilich nicht weit her sein. Aber ein Gefühl der Erlösung hat der Einzug der deutschen Truppen den noch in ihrer Stadt verbliebenen Einwohnern gebracht. Das räumte man offen ein, als wir diesen und jenen über die letzten Tage befragten. Die Musik und das Feuerwerk der deutschen Granaten waren ihnen doch zu unheimlich geworden und Wasser hatte man selbst kaum noch zum Waschen.“

Die meisten, die sich noch versteckt hielten, kamen am folgenden Sonntag nachmittag hervor und zeigten sich auf der Straße, besonders auf dem Platz vor dem Rathause, in dem sich die deutschen Militärbehörden niedergelassen hatten. Dort entwickelte sich, wie der Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ erzählt, bald eine eifrige Lebendigkeit, ein Hin und Her zwischen deutschen Soldaten und flämischen Kleinbürgern. „Sie fanden, daß sie sich merkwürdig gut miteinander verständigen konnten, daß ihre Sprachen sich sehr ähnelten. Der Antwerpener konnte den Deutschen führen, der ein ordentliches Glas Bier und einen feinen Tabak suchte. Und so verschwand sehr bald die Fremdheit. So entstand schnell eine gewisse Vertraulichkeit, die in den Cafés sogar noch wuchs. Die Cafés am Rathaus hatten alle wieder geöffnet. Zufrieden genoß man den ersten Ruhetag in Antwerpen nach dem vorhergehenden Einzugstage. Der Wechsel vom belgischen zum deutschen Regiment war schneller und leichter und viel milder vor sich gegangen, als man gefürchtet hatte. Die Antwerpener, die auf den Rathausmarkt kamen, sagten alle: „Gott sei dank, wir haben Ruhe!“ Und sie fragten: „Können wir jetzt unsere Freunde und unsere Verwandten zurückholen, die aus der Stadt geflüchtet sind?“ Wenn man ihnen sagt, daß sie nichts mehr zu befürchten haben, sind sie schon gar nicht mehr so ungläubig. Belgische Gefangene und die deutschen Soldaten erzählten sich Kriegsgeschichten, als wenn es nur Jagdabenteuer wären.“

Reges Leben herrschte am Hafen. Dort waren Offiziere und Mannschaften damit beschäftigt, die weitausgedehnten Stadenschuppen zu durchsuchen. Sie entdeckten eine lange Reihe vollbeladener Kohlenwagen. Weniger wertvoll waren die Lager an belgi-

schen Uniformstücken und Waffen, die dort aufgestaut lagen. Ein Augenzeuge berichtet: „An den Quais des Norddeutschen Lloyd und der Ostafrikalinie, von wo die Belgier in wilder Flucht über die Schelde gesetzt waren, sah es wüst aus. Tausende und Aber-tausende von Uniformen lagen in wilder Unordnung rings umher. Gewehre, Munition und Ausrüstung ganzer Regimenter lagen verstreut in durcheinandergewühlten Haufen vor den Schuppen. Hier hatten die belgischen Soldaten auf der Flucht die Uniformen ausgezogen und in fiebernder Hast Zivilanzüge übergeworfen. Selbst die Musikinstrumente der Regimentskapellen hatte man zurückgelassen. Und diese ganze bunte Pracht, Uniformen und Käppis aller Regimenter, in allen Farben und Arten, zeugte von der panikartigen Flucht, in der die Reste der belgischen Armee das Weite gesucht hatten. Auch englische Uniformstücke und Munition fanden sich in großer Menge vor. Die Bücher und Akten der Regimenter lagen zerrissen und zerstreut am Boden. Zwischen Trommeln und Holzschuhen, zwischen zerbrochenen Gewehren und verbeulten Zivilhüten. Darunter das strohende Gold eines Offiziersrocks. Wohl selten ist eine geschlagene Armee so unwürdig davongelaufen, wie die englisch-belgischen Waffengefährten, die in den Oktobertagen des Jahres 1914 von der Schelde aus ihr Land und ihre Waffen verließen.“

Ueber die oft sinnlose Zerstörungswut der ausziehenden Besatzung schreibt der Reichstagsabgeordnete Leube, der Antwerpen in den Tagen nach der Einnahme besucht hat: „Der große Antwerpener Hafen bietet ein Bild der Vernichtung. Vor vielen Schleuseneingängen hat man große, meistens mit Getreide beladene Leichterschiffe versenkt, vor der Hafeneinfahrt den großen Lloyd-Dampfer „Gneisenau“. In 32 anderen deutschen Dampfern hat man durch Dynamitpatronen die Maschinen gründlich zerstört. Ich besichtigte den Lloyd-Dampfer „Santa Fe“, wo man außerdem noch in sinnlosester Weise alles kurz und klein geschlagen und aufgebrochen hatte. Man kann sagen, meistens ist nur der Schiffsrumpf heil geblieben. Auf drei Quaischuppen sah ich einige tausend Automobile, die Hälfte ohne jedes Untergestell, andere wieder ohne Gummireifen, und alle mit zerstörten Zylindern. Eine große Anzahl der für die Kongokolonie fertiggestellten, für die Brandung extra groß gebauten hölzernen Landungsboote waren sämtlich am Steuerbordbug mit einer Art durchlöchert. Ein ganzer Quaischuppen war angezündet worden; die Ladefräse waren durch die Hitze verbogen und zusammengesunken. Daß die großen, dem Staate und der Stadt gehörenden Petroleumtanks durch Feuer vernichtet sind, ist schon berichtet. Andere große Tanks, die Amerikanern gehören, hat man verschont. Aber trotz aller Zerstörungswut ist doch noch sehr viel gerettet, und es darf der Wert der noch im Hafen in Speichern und an den Quais lagernden Waren wohl auf eine halbe Milliarde geschätzt werden. Wieviel davon Deutschen und Neutralen gehört, wird so schnell wie möglich untersucht, um dem Verderben ausgesetzte Güter rechtzeitig zu verwerten.“

Einen Besuch im verlassenen Palais des Belgierkönigs schildert der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts“: „Der Zufall wollte es, daß ich den Kustos des kleinen Schlosses an der Place de Meir kannte, in dem der König die letzten Stunden in seinem Lande verlebt hat. Ein kleines, beengtes Patrizierschloß, das reifer Geschmack in der Mitte des 18. Jahrhunderts dort errichtet hatte. Mit ein paar Kollegen fand ich Einlaß in die Räume, in denen noch die Spuren des eiligen Aufbruchs erschütternd zu sehen waren. In allen Zimmern hatte man Tischtelephons angelegt, die in schreiendem Widerspruch zu der Ruhe und dem gedämpften Hauch alter Kultur an die Hilfsmittel einer aufgeregten, neuen Zeit mahnten. Auf dem Schreibtisch des Königs noch Papiere und das offene Tintenfaß. Neben der Schreibmappe eine Nummer der „Rölnischen Zeitung“, in der der Artikel „Die Wahrheit über Löwen“ angestrichen war. Im Schlafzimmer war das Bett noch nicht wieder geordnet. Nebenan war das Zimmer der kleinen Prinzessin Marie-José. Ein paar verwelkte Blumen lagen auf dem Nacht-

tisch. Auf die Kinderträume der Kleinen waren diese Tage sicher wie Raubreif gefallen. Die wahnsinnige Hast und die Tränen der Kammerzofen, die Trauer des Vaters und die Flucht, das alles muß seine Schatten auf diese bisher sonnige und verklärte Kindheit geworfen haben.“

Die Rückkehr der nach Holland geflüchteten Bewohner wurde von den Zurückgebliebenen wie von den deutschen Truppen alsbald als dringendstes Bedürfnis empfunden. „Es ist Zeit,“ schreibt Max Hochdorf im „Berliner Tageblatt“, „daß die Bürger zurückkehren, die Häuser wieder lüften und die Geschäfte wieder öffnen. Jetzt muß man noch eine Stunde nach einem Barbier suchen. Am ersten Tage nach der Uebergabe wurden erst sehr wenige Geschäfte aufgetan. Man freut sich über die, die zurückkommen. Sie werden auch den Tieren willkommen sein, die ohne Wartung und Futter zurückgeblieben sind. Vor einer Handlung mit exotischen Vögeln, Affen und Eichkätzchen hörte ich das Hungergeschrei all des verzweifeltsten Getiers in den Käfigen, das Quietschen und Gejammer der Vogelkehlen, das heisere Geträchze von Zwergaffen und das unverkennbare Kreischen wütender Papageien hinter den Holzläden. Allmählich wacht die Stadt wieder auf, und die Flammen, die in manchen Häusern noch züngeln, werden durch den Wasserstrahl getötet. Es sind zum Glück, wie bei der sorgsameren Wanderung und Prüfung klar wurde, wirklich nicht viele Flammen. In der Rue du Marché-aux-Souliers sind zehn Geschäftshäuser von Granaten zerstört. Sonst noch hie und da einige Bauten. Und die Feuerwehrleute, die das letzte Feuer besprengen, haben nicht mehr viel Arbeit. Daher stellen sie ihre Rettungsleitern zu anderem Zwecke ein. Sie schicken die Mannschaften auf die Dächer, auf denen noch die belgischen, französischen und englischen Riesenfahnen geflattert haben, und sorgen dafür, daß diese Symbole verschwinden. Das war ihre wichtigste Arbeit an dem Tage, wo Antwerpen wieder erwachte. Uebrigens auch eine Art von Löscharbeit.“

## Die Flüchtlinge

Nachdem der Antwerpener Generalgouverneur die Parole ausgegeben hatte, wer sein Leben retten wolle, solle flüchten, und zwar nach Norden oder Nordosten, kamen die Flüchtlinge wie eine Sintflut über die Niederlande. Schon am Abend des 8. Oktober waren alle Städte Brabants mit Flüchtlingen überfüllt. Die Angst vor den Deutschen war so groß, daß an der Grenze die holländischen khatigrauen Uniformen, die den deutschen ähnlich sind, unter den Flüchtlingen eine Panik hervorriefen. Die kleinen Kinder warfen sich auf die Knie und streckten die Händchen in die Höhe. Der Amsterdamer „Telegraaf“ veröffentlicht einen Brief aus Roosendaal in dem es heißt: „Todemüde, abgemattet kamen die Aermsten in der späten Nacht hier an; es tat ihnen wohl, zu beobachten, wie herzlich sie von der Roosendaaler Einwohnerschaft empfangen wurden. Kein Haus in dem Ort, das nicht bis oben mit belgischen Auswanderern belegt war. Hunderte haben die Nacht in den Kirchen oder in den Lichtbildtheatern zugebracht. Das Bahnhofsgebäude ist im wahren Sinne des Wortes ein Zufluchtsort für Obdachlose geworden. Bis auf den Bahnsteig hin lagerten die Bedrängten, die von Haus und Hof geflohen waren. Wohin man blickte: auf dem Bahnhofsplatz, auf dem Markt, in den Straßen, saßen die Leute auf ihren Bündelchen. Manche von den müden Frauen legte ihren Säugling an die Brust. Andere waren von vier oder fünf Kleinen umringt, die weinend fragten, wann sie nach Hause zu Bett kämen. Ein seltsamer Auszug muß es gewesen sein. Es hieß offenbar: „Rette sich, wer kann!“ Das Beste ließ man im Stich, wertlose Gegenstände wurden in aller Eile zusammengerafft. Wir sahen eine alte Frau, die als einzigen Schatz einen geborstenen Kaffeetopf gerettet hatte. Kinder trugen Körb-

chen, andere hatten Vogelbauer. In Tücher und Decken wurden die unmöglichsten, oft ganz unnütze Sachen geknüpft, und so sind die Leute weggezogen, stundenweit. Wohin, wußten sie ja nicht; es hieß nur fort aus Antwerpen, wo die Polizei an den Häusern vorbeiging, an die Türen klopfte und den Wunsch kundgab, daß die Nichtkämpfer gut daran täten, sich in Sicherheit zu bringen. Eben ist ein Zug mit ungefähr 3000 belgischen Flüchtlingen nach Rotterdam abgegangen. Daß alles gut von statten ging, und daß die Leute in der Angst, voneinander getrennt zu werden, keine Unfälle erlitten haben, ist in der Hauptsache den holländischen Soldaten zu verdanken. Ueberall boten sie hilfreiche Hand, wußten sie zu trösten und zu beruhigen. Kaum ist die eine Gruppe in den Wagen geschoben, so wird schon der folgende Reisende wiederum untergebracht. Bärtige Landwehrleute sieht man Kinderwagen schieben, Säuglinge tragen, und wenn die Tausende von Menschen, die meistens nicht wissen, wohin es mit ihnen geht, ein Plätzchen in dem ungeheuer langen Zuge gefunden haben, beginnt die Brotverteilung: dann gehen die Soldaten mit Waschschüsseln voll Butterbrot den Wagen entlang, wo sich ihnen die Hände gierig entgegenstrecken. Kaum ist der eine Zug abgefertigt, so steht schon ein anderer bereit, um die Flüchtlinge nach Städten zu bringen, wo Ruhe und Frieden herrscht.“

Zwischen der belgischen und der holländischen Regierung war schon in den ersten Tagen der Belagerung von Antwerpen vereinbart worden, daß im Notfall eine große Anzahl Flüchtlinge nach Rotterdam übersiedeln könne. Dorthin wurde denn auch der erste Hauptstrom geleitet. „Während der ganzen Nacht vom 8. zum 9. Oktober,“ schreibt ein Rotterdamer, „rollten dumpf in regelmäßigen Zwischenräumen die endlosen belgischen Züge über den Viadukt, der unsere Stadt quer durchschneidet. Am Bahnhof, wo eine tausendköpfige Menge neugieriger und hilfsbedürftiger Leute sich angesammelt hatte, sah man Szenen, die Erinnerungen an langverflossene Zeiten wachriefen, als zur Zeit Parmas halb Flandern und Brabant nach Holland übersiedelte. Es war eine regelrechte Völkerwanderung. Flüchtlinge, die hier blieben, wurden beköstigt und auf Transportwagen durch die Stadt nach den Auswandererhallen der großen Schifffahrtsgesellschaften gebracht. Viele sind auch bei Familien untergebracht. Sehr viele wurden weitergeschickt. Der Flüchtlingsstrom dauert noch an. Im Augenblick, da ich dies schreibe, sehe ich aus dem Fenster einen überfüllten belgischen Zug mit 40 Wagen einfahren. Auch Hunderte von Schiffen sind gekommen.“

Man begreift die Panik nur, wenn man hört, mit welchen Mitteln die öffentliche Meinung in Antwerpen vor und während der Belagerung bearbeitet worden ist. Der Kriegskorrespondent der „Vossischen Zeitung“, Dr. Oskar Bongardt, meldet, es hätten sich in Antwerpen Beweise dafür gefunden, daß die falschen Nachrichten über Siege der Verbündeten von der Presseabteilung des belgischen Kriegsministeriums selbst ausgegangen seien. Ferner erzählt Bongardt, wie durch scheußliche Flugblätter, die in Hunderttausenden von Exemplaren verbreitet wurden, das arme getäuschte Volk mit wahnfinnigen Ideen über die Grausamkeit der deutschen Soldaten erfüllt worden ist. „Man sieht,“ schreibt er, „auf diesen meist von Künstlerhand gut gezeichneten, in großem Format und sorgfältigem Buntdruck hergestellten Bildern, wie deutsche Soldaten mit lachendem Ausdruck teuflischer Freude und Genugtuung wehrlose und unschuldige Frauen und Kinder zerfleischen und in brennende Häuser auf Kinder schießen. Da ist eine Infanteriekompagnie abgebildet, die auf dem Bajonett die abgeschlagenen Köpfe von Belgiern einherträgt. Fast jeder Mann hat irgend einen gestohlenen Gegenstand unter dem Arm oder auf dem Rücken. Im Vorbeigehen schlägt ein Offizier mit dem Säbel einer Frau den Schädel ein. Am stärksten sucht man auf die in sehr vielen Distrikten überaus strenggläubige Bevölkerung einzuwirken, indem man die deutschen Soldaten als Gotteskneger

und Kirchenschänder darstellt. Auf einem großen Bilde sieht man das Innere einer Kirche, in der betrunkene Deutsche, mit dem Ornat der Priester bekleidet, den Kelch in der einen und die Weinflasche in der andern Hand und den Helm auf dem Kopfe die heiligen Handlungen nachäffen, während andere Soldaten weinende belgische Frauen mit dem Gewehrkolben aus der Kirche hinausstoßen. Dazu entsprechende Unterschriften in flämischer, französischer und englischer Sprache.“

Wenn man solche Einzelheiten hört, versteht man auf einmal auch die wahnsinnige Angst der Flüchtlinge vor der Heimkehr. Der zurückgebliebenen Bevölkerung mußte ebensoviel wie der deutschen Besatzung daran liegen, daß Handel und Wandel in der eroberten Stadt wie im übrigen Land bald wieder ins gewohnte Geleise kamen. Schon am zweiten Tage der Besetzung Antwerpens führten deutsche Soldaten Flöße und Fahren ans linke Scheldeufer, dorthin, wo das Land Antwerpen an holländisches Gebiet angrenzt. Die Männer, Frauen und Kinder, die sich hierhin vor den deutschen Granaten geflüchtet hatten, wurden ermuntert und ihnen die Versicherung gegeben, daß ihr Leben nicht mehr in Gefahr sei. Immerhin gelang es, auf diesem Weg wenigstens einen kleinen Teil der Flüchtlinge und verschiedene Trupps belgischer Gefangener übers Wasser zu bringen. Auch der belgische Abgeordnete Dr. Frank, der übrigens auf dem Gebiet des Seerechts einen internationalen Ruf besitzt und deutsche Wissenschaft und Kultur hochschätzt, hat sein Möglichstes getan, um durch Erklärungen in der Öffentlichkeit die Ausreißer zur Heimkehr zu bewegen\*). Der Rechtsanwalt Le Clercq, der juristische Beirat der Stadt Antwerpen, ging in eigener Person nach Roosendaal und hielt vor den Flüchtlingen eine beruhigende und aufmunternde Ansprache. Durch alle diese Bemühungen ließen sich zunächst aber nur einige Tausende zur Rückkehr bestimmen.

Die belgischen Flüchtlinge wurden allmählich eine Art Landplage für Holland. Ein Korrespondent der „Neuen Zürcher Zeitung“ schreibt unter dem 18. Oktober: „Nach einer holländischen Schätzung beträgt die Anzahl der belgischen Flüchtlinge in Holland jetzt anderthalb Millionen, wovon die eine Hälfte aus Antwerpen und Umgebung, die andere Hälfte von Uebertritten aus anderen Gebieten herrührt. Dieser Unmenge Notleidender vermag Holland schon jetzt kaum Unterkunft und Nahrung darzubieten, jedenfalls aber nicht noch längere Zeit, ohne daß aus der bereits vorhandenen Kalamität geradezu eine Katastrophe wird. Selbst die wirklich großartige Opferwilligkeit, die die holländische Bevölkerung aller Stände an den Tag legt, vermag dagegen nicht standzuhalten. Zwischen dem deutschen Militär und den holländischen Grenzbehörden sind nun Abmachungen getroffen worden, um die schnellste Rückwanderung der geflüchteten Zivilbevölkerung zu erleichtern. Aber die Mehrzahl der in Holland befindlichen Flüchtlinge wehrt sich mit allen Kräften gegen die Rückkehr, und nicht bloß die aus Antwerpen Entwichenen, sondern auch solche aus anderen Okkupationsgebieten. Obgleich ihnen ihre eigenen Gemeindevertreter, die deswegen nach Holland kamen, zureden und obgleich die holländischen Regierungsvertreter aufs bestimmteste in öffentlichen Bekanntmachungen versichern, daß die deutschen Militärbehörden sich verpflichtet haben, den Zurückkehrenden nichts zuleide zu tun, erklärten die Belgier, lieber im gastfreien Holland leben oder sterben, als sich freiwillig in deutsche Gewalt begeben zu wollen. Auch wußten sie, daß die Engländer durch Fliegerproklamationen verbreitet hätten, Antwerpen würde bald zurückerobert werden. Bis dahin sollten die Flüchtlinge mit der Rückkehr warten. Ferner machen die geflohenen Belgier den Einwand, die Deutschen nähmen alle zurück-

\*) Inzwischen ist ihm und dem Senator Ryckmans, mit dem zusammen er im Namen der Stadt mit den Deutschen über die Kapitulation verhandelt hatte, von der nach Le Havre übergesiedelten belgischen Regierung der Prozeß wegen Hochverrats gemacht worden. Dr. Frank wußte sich natürlich mit Leichtigkeit zu rechtfertigen.

lehrenden achtzehn- bis dreißigjährigen Männer gefangen oder steckten sie gar zwangsweise in deutsche Uniform und schickten sie gegen die Russen\*). Die deutschen Behörden haben sich ausdrücklich verpflichtet, keinen bürgerlichen Flüchtling, gleichgültig welchen Alters er sei, bei seiner Rückkehr zu belästigen, so lange er sich friedlich benehme. Aber es hatten unzählige Soldaten nach dem Fall Antwerpens ihre Uniformen und Waffen fortgeworfen und waren in bereit gehaltenen Zivilleidern über die holländische Grenze geflohen. Diese will die deutsche Militärbehörde natürlich nicht im Lande haben, weil die Tausende und Abertausende bürgerlich gekleideter, aktiv geschulter Soldaten und Offiziere eines Tages den deutschen Okkupationstruppen gefährlich werden könnten. Darum hat sich die deutsche Militärbehörde eine Prüfung des Militärverhältnisses der männlichen Rückwanderer vorbehalten. Sie sollen entweder in Holland interniert werden oder sie werden, wenn sie über die Grenze zurückkommen, als Gefangene behandelt und nach Deutschland geschickt. Dringend gewünscht wird die Rückkehr aller ruhigen Bürger, damit die bürgerlichen Verhältnisse wieder in den gewohnten Gang kommen. Es wird sogar angedroht, wenn die Ortsangesehnen nicht bald zurückkehren, müßte das Militär in den verlassenen Städten und Dörfern, vor allem aber in Antwerpen, die bisher mit Einquartierung verschonten verschlossenen Häuser aufbrechen und mit Soldaten besetzen lassen. Auch wären Diebereien durch umherstreifendes Gefindel zu befürchten.

Die Holländer hegen die Beforgnis, daß unter den obwaltenden Umständen vornehmlich die begüterten Flüchtlinge zurückwandern, die armen dagegen ihnen zur Last bleiben könnten, so daß schließlich wohl eine zwangsweise Abschiebung ins Auge gefaßt werden müßte. Bereits wird die Frage erörtert, ob England, das bisher knapp zweihunderttausend flüchtige Belgier aufgenommen hat, nicht noch einen Teil der Mittellosen übernehmen könnte, die durchaus nicht unter die deutsche Okkupation zurückkehren wollen. Natürlich dürften es nicht verkappte, in Zivilleidern steckende Soldaten sein, die dann auf dem Umwege über England wieder gegen Deutschland ins Feld geschickt würden! Kurzum die Lösung dieser Flüchtlingsfrage bildet eine schwere Sorge, namentlich für Holland. In England, wo die belgische Invasion hauptsächlich London heimsuchte, wurde bereits öffentlich der Vorschlag gemacht, die beschäftigungslosen Belgier, soweit sie ländliche Arbeit leisten können, zu Meliorationsarbeiten nach Irland abzutransportieren. Nach Holland sind unter anderem eine große Zahl von belgischen Eisenbahnangestellten geflohen. Während der Kampf um Antwerpen tobte, haben sie ihre sämtlichen Angehörigen und Freunde in lange Eisenbahnzüge geladen und sind mit ihnen über die holländische Grenze gedampft, und zwar trotz dem Einspruch und Gegenbefehl der holländischen Bahnbeamten. Man scheute sich sogar nicht, bei abgestellten Signalen zu fahren auf die Gefahr hin, mit holländischen Bahnzügen an der Grenze auf nicht freigegebener Strecke zusammenzurennen. Sie haben sich dann ihre Bahnwaggonn als Familienlogis häuslich eingerichtet und wollen unter keinen Umständen zurück ohne einen ausdrücklichen Befehl der belgischen Regierung. Sie weigern sich sogar, ungeachtet der bestimmten Zusicherung, daß sie selbst frei nach Holland zurückkehren dürfen, mit ihren Zügen zunächst nur ihre Landsleute abzutransportieren, die heimwärts wollen. Sie lehnen es ab, überhaupt zu fahren, und wollen dem deutschen Feind keinen Dienst erweisen. Mit der gleichen Begründung verweigern alle möglichen Arbeiter und Gewerbetreibende ihre Rückkehr und appellieren an die Großmut Hollands, um im Lande bleiben zu dürfen, worüber die Holländer bei allem Mitleid wenig erbaut sind. Denn ihre eigene Arbeiterbevölkerung und der Mittelstand selbst leiden schon unter Arbeitsmangel und Geschäftsstille. Vorläufig versucht man, die Belgier mit guten Zureden loszuwerden, unter der Ver-

\*) Dieser Unsinn steht sogar in einem Gouvernementsbefehl des belgischen Generalstabs, den man bei einem gefallenen belgischen Offizier gefunden hat.



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Die Bevölkerung von Antwerpen auf der Flucht nach Holland



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Die belgischen Flüchtlinge in Holland versuchen durch Aufschriften an den Bretterwänden sich wieder zu finden und zu verständigen



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Belgische Gefangene aus Antwerpen werden in Mecheln von deutschen Soldaten gespeist



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Von den aus Antwerpen flüchtenden Soldaten in der Eile weggeworfene Ausrüstungsstücke

sicherung, daß die deutschen Okkupationsbehörden sich ausdrücklich verpflichteten, entgegenkommend und wohlwollend gegen alle Zurückkehrenden zu verfahren. Allerdings ist ja vorher in Belgien so unglaublich auf die Irreführung und Aufstachelung des unglücklichen Volkes hingearbeitet worden, daß die holländischen Beruhigungsversuche nicht recht versangen wollen.“ Erst in den folgenden Wochen begann der Flüchtlingsstrom sich allmählich etwas zu verlaufen.

## Der Zusammenbruch der belgisch-englischen Armee

### Die Flucht aus Antwerpen und die Entwaffnung belgischer und englischer Truppen in Holland

Am 8. Oktober konnten sich die Engländer, in deren Hände Antwerpens Schicksal gelegt war, nicht länger verhehlen, daß sie der deutschen Beschießung höchstens noch kurze Zeit würden widerstehen können. So begannen sie den Rückzug vorzubereiten. In der Nacht und am andern Tage zog der größte Teil der belgischen Feldarmee über St. Nikolaas und Brügge dicht unter der niederländischen Grenze nach Westen ab, da man mit Grund fürchtete, die Deutschen könnten durch einen Vorstoß nach Westen den Abzug der belgischen Armee nach der französischen Grenze verhindern (vgl. S. 155).

Am 9. Oktober nachmittags beschloßen auch die Engländer den Rückzug und mit ihnen die letzten belgischen Fortbesatzungen, soweit sie nicht in Zivilkleidung über die holländische Grenze flohen. Im gegebenen Augenblick wurden die Forts Schooten, Brasschaet, Mergem, Capellen, Lillo, St. Gillis und Eversele in die Luft gesprengt; auf den Trümmern wurde die weiße Flagge gehißt.

Wohl war der Abzug der englisch-belgischen Kräfte von starken Truppen geschützt, aber es war nur Infanterie, während die Deutschen mit Artillerie von Dendermonde nach St. Nikolaas aufmarschierten, um dem Feind in die Flanken zu fallen. Sie griffen mit voller Wucht an; ihre Schrapnells, die aus einer Entfernung von acht Kilometern kamen und mit verblüffender Sicherheit einschlugen, verursachten eine fürchterliche Panik unter der feindlichen Nachhut. Die Engländer empfingen diese Feuertaufe mit dem gewohnten Gleichmut, aber die Belgier waren der Verzweiflung nahe. Die Offiziere riefen den Mannschaften zu, ruhig zu bleiben; es half nichts. Sie wollten fort aus dem mörderischen Regen von Blei und Eisen, den der unsichtbare Feind auf sie hernieder sandte. Sie hatten nur die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten: auszuharren und zu kämpfen bis zum letzten Mann, oder über die Grenze der neutralen Niederlande zu fliehen. Auch die Engländer wählten das letztere, und so eilten sie nach Holland, ununterbrochen verfolgt von dem Feuer der deutschen Kanonen. In der Nähe von Clinge im Süden von Hulst lieferten sie ihre Waffen an die holländischen Soldaten ab. Ein Teil erreichte das neutrale Gebiet nicht mehr und wurde von den Deutschen umzingelt und gefangen genommen.

Der Führer der englischen Seedivision (im ganzen hatten die Engländer eine Brigade Marineinfanterie, zwei Brigaden Matrosen und eine geringe Anzahl schwerer Schiffsgeschütze nach Antwerpen geschickt) war Generalmajor Paris. In seinem dienstlichen Bericht an die Admiralität gibt er folgende Schilderung des englischen Rückzugs: „In der Nacht des 8. Oktober begann die Beschießung von Stadt, Forts und Laufgräben. Da die Wasserleitung abgeschnitten war, waren Löschversuche unmöglich, und bald standen viele Häuser in Brand. Zum Glück wehte kein Wind, sonst wäre vielleicht die ganze Stadt vernichtet worden. Am 8. ergab sich, daß das belgische Heer die Forts nicht lange mehr halten konnte. Gegen halb 6 Uhr begriff ich, daß ein sofor-

tiger Rückzug unter dem Schutz der Dunkelheit geboten sei, wenn ein Unglück vermieden werden sollte. General de Guise, der belgische Befehlshaber, war damit vollständig einverstanden. Der Rückzug begann um halb 8 Uhr und vollzog sich unter sehr schwierigen Umständen. Der Feind bedrohte unsere unmittelbare Rückzugslinie, so daß ein Umweg von 25 Kilometer in nördlicher Richtung geboten war. Alle Wege waren mit belgischen Truppen, Flüchtlingen, Viehherden und allen möglichen Gefährten angefüllt. Dadurch wurde es fast ganz unmöglich, Führung zu behalten. Zum Teil infolge von Ermüdung, zum Teil auch aus nicht aufgeklärten Ursachen trennten sich größere Abteilungen der ersten Seebrigade ab und zu meinem Aerger muß ich melden, daß sie entweder gefangen oder in den Niederlanden interniert wurden. Nach einem Marsche, der die ganze Nacht dauerte, erreichten jedoch ein Bataillon der ersten Brigade, die zweite Brigade und die Marine-Infanteriebrigade, bis auf ein Bataillon, St. Gillis im Waeserlande, wo sie ohne weiteren Zwischenfall den Rückzug auf der Eisenbahn fortsetzten. Das Bataillon der Marine-Infanteriebrigade, das die Nachhut bildete, erreichte auch noch am Nachmittage nebst Hunderten von Flüchtlingen einen Zug, allein der Bahnkörper war aufgebrochen, die Lokomotive entgleiste und der Feind eröffnete das Feuer. Es entstand große Verwirrung; es war dunkel und die Erregung unter den Flüchtlingen verhinderte die Ausgabe von Befehlen. Das Bataillon benahm sich jedoch ausgezeichnet und es gelang ihm, sich kämpfend einen Weg zu bahnen, freilich unter Verlust von mehr als der Hälfte der Mannschaften. Die andern marschierten noch 15 Kilometer weiter bis Selzaete und bestiegen alsdann einen Zug.“

Die Entwaffnung der auf holländisches Gebiet übergetretenen Truppen ging glatt von statten; die holländische Militärbehörde hatte sich schon tagelang darauf vorbereitet und bedeutende Verstärkungen an der Grenze vorgenommen. Im ganzen sind etwa 40 000 Mann belgischer und englischer Truppen in den Niederlanden interniert. Die Zahlenangaben der einzelnen Internierungslager sind ungenau, da das eine Mal die in Zivilkleidern Geflüchteten mitgerechnet sind, das andere Mal nicht. In der Hitze der Verfolgung sind auch 48 deutsche Mannen, die an der Grenze patrouillierten, um versprengte belgische Truppen gefangen zu nehmen, aus Versehen auf holländisches Gebiet geraten, wo sie gleichfalls interniert werden mußten.

Die belgische Hauptmacht erreichte ungehindert Ostende; die Nachhut dagegen, die ihren Rückzug deckte, hatte noch eine Reihe schwerer, verlustreicher Gefechte gegen die rasch an die Küste nachrückenden deutschen Verfolger zu bestehen. Immer wieder wurden kleinere belgische Abteilungen abgesprengt und über die holländische Grenze getrieben. Am 11. Oktober zogen die Deutschen in Gent ein, im selben Augenblick, als die letzten belgischen und englischen Truppen es auf der entgegengesetzten Seite verließen. In Gent machte das deutsche Heer nur eine kurze Rast; die Offiziere bezogen die Hotels, die Bevölkerung verhielt sich sehr freundlich. Nur eine kleine Besatzung blieb zurück. Am folgenden Tag wurden die Belgier von den Verfolgern bei Brügge gestellt. Es entstand ein hartnäckiges Gefecht, das durch einen raschen verlustreichen Rückzug der Belgier auf Ostende seinen Abschluß fand. Am 14. Oktober wurde Brügge von den Deutschen besetzt.

### Die Besetzung von Ostende

Als die belgisch-englische Armee in Ostende ankam, harrete ihrer bereits ein starkes Geschwader von englischen Transportschiffen, um sie nach französischen und englischen Häfen zu bringen. Die belgischen Truppen sollten in Frankreich reorganisiert werden und fortan auf dem linken Flügel der Verbündeten mitkämpfen. Die 5000 Mann Engländer, die von den „Kettern Antwerpens“ noch übrig waren, wurden nach England zurückbefördert.

Aber die deutschen Kolonnen näherten sich Ostende mit Riesenschritten. Auf drei Wegen kamen sie: über Ecloo und Brügge, von Kortryk über Thorhout und von Ypern durch Dixmuiden. Am 14. Oktober standen sie noch einen Tagesmarsch von Ostende. Die letzten belgischen Truppen, die nicht mehr hatten eingeschifft werden können, zogen schleunigst aus Ostende ab, um der Küste entlang nach Dünkirchen zu entkommen.

Ueber die Stimmung in Ostende vor dem Einmarsch der Deutschen schreibt der Berichterstatter der „Daily News“: „Am Quai von Ostende hatten sich am Abend des 14. Oktober Tausende von Flüchtlingen angesammelt in der Hoffnung, am folgenden Morgen zu Schiff abreisen zu können; aber es ließ sich keines sehen. Einige Hunderte hatten schon Zuflucht gefunden in Fischerbooten, die am Quai lagen, um nach Frankreich oder England zu segeln. Die Zurückgebliebenen blickten sehnsüchtig über's Meer, ob vielleicht doch noch ein Schiff erscheine. Die Stadt war menschenleer, alle Läden waren geschlossen und keine Lebensmittel zu erhalten. Um 10 Uhr ging ich nach dem Quai und vernahm dort, die Deutschen seien nur zwei Meilen entfernt. Es herrschte große Erregung. Auf Handkarren verlor man die Gewehre und die Munition für die Bürgerwehr und warf alles ins Meer.“

Die Ankunft der Deutschen in Ostende schildert der Amerikaner Allison folgendermaßen: „Am Donnerstag, den 15. Oktober, morgens um 10 Uhr, erschien der letzte belgische Soldat am Strande. Er kam auf einem schwarzen Klepper aus dem Fischerquartier, wo er wahrscheinlich geschlafen hatte, so daß er den Abzug seiner Kameraden verpaßt hatte. Er hatte keinen Sattel und im Galopp rief er auf Flämißch: „Die Deutschen sind hier!“ und schlug auf sein Pferd mit seinem Karabiner. Er rannte die Straße hinunter und schrie immer nach dem Weg nach Dünkirchen. Ich hörte später, daß er nicht mehr durchkam. Die Deutschen fingen ihn zehn Minuten später. Als ich am amerikanischen Konsulat stand, sah ich 13 deutsche Ulanen. Sie waren famos beritten, hatten die Lanzen in den Händen und ritten in sonderbarer Weise, die ich erst begriff, als ich sah, daß sie die Namen der Straßen ablasen und einem mitteilten, der eine Karte in der Hand hatte. Als sie in die richtige Straße kamen, drehten sie um, ritten zum Hause des Bürgermeisters von Ostende und klopfen an die Türe. Der Bürgermeister kam persönlich mit zwei Gendarmen. Er war in großem Dienstanzug, schwarzem Ueberrock und weißer Binde. Sie grüßten ihn sehr höflich. Nach einer kleinen Unterhaltung gingen alle zusammen fort. Unmittelbar darauf erschienen mehrere Ulanen mit Radfahrern, ritten auf den Platz vor dem Rathaus, den Grooten Markt, und banden ihre Pferde fest. Der Bürgermeister ging in das Rathaus, um die Offiziere zu erwarten. Der erste Offizier kam um 11 Uhr mit einem Duzend Ulanen. Jede der deutschen Streifgruppen schien genau die Stadt zu kennen und kam, ohne zu zögern, immer zum Rathaus. Dem ersten Offizier folgten zwei große Motorwagen voll von Offizieren. Im ersten saß Feldmarschall v. d. Goltz, der deutsche Generalgouverneur. Kurz vorher traf noch der Konsul der Vereinigten Staaten ein, den der Bürgermeister gerufen hatte. Nach den Einleitungsworten bat der Generalgouverneur den Konsul, ihn nach Brügge zu begleiten, um dem für Ostende bestimmten Kommandanten vorgestellt zu werden. Da der Chauffeur des Konsuls den Weg kannte, so fuhr v. d. Goltz mit dem amerikanischen Auto zurück. Von diesem Augenblick an gehörte die Stadt den Deutschen, und deutsche Offiziere strömten in die Stadt auf allen erdenklichen Autowagen. Um 8.45 Uhr erschien ein Bataillon. Wochen hindurch war kein Licht in Ostende gewesen, aber an diesem Abend mußte auf Befehl der Deutschen jedes Fenster in der Kapellenstraat, die zum Grooten Markt führt, beleuchtet werden. Während der Nacht marschierten noch drei Regimenter ein, und jedes fand schon die Unterkunftsanweisung vor. Ich wollte nicht glauben, daß sich die Offiziere in unseren Hotels wohl fühlen könnten, weil ich dachte,

niemand spreche Deutsch hier. Aber die Offiziere lachten mich aus, als wir ihnen dies sagten. „Jedermann in Ostende spricht Deutsch,“ riefen sie, und sie hatten wirklich recht. In dieser Stadt, wo man seit Wochen kein deutsches Wort gehört hatte, zeigten Hotelbesitzer, Kellner und Portiers plötzlich eine solche Fähigkeit für das Deutsche, daß man beinahe geglaubt hätte, es wäre ihre Muttersprache.“

Max Hochdorf erzählt im „Berliner Tageblatt“: „Alles Volk von Ostende, das einheimische und noch mehr das unzählige fremde Volk der Flüchtlinge, zitterte, als die Vorhut der deutschen Radfahrer auf dem Marktplatz hielt und abprang. Die deutschen Soldaten bemerkten kaum diese Furcht, denn sie wußten nicht, daß man sie wochenlang als Tiger und Menschenfresser verschrien hatte. Die Deutschen wollten nur eines sehen: „Das Meer? das Meer? Wo ist die Nordsee?“ Alle Soldaten sind dann schleunigst zum Strand marschirt, und sie haben sich vor die Flut gestellt, die an jenem Tage gerade sehr still war, und diejenigen, die vielleicht zum erstenmal die Nordsee gesehen, haben über das Meer bis zum Horizont hinuntergestarrt. Hinter dem Horizont liegt aber England. Diese Frage nach dem Meer ist den Belgiern als die stärkste, als die am meisten auffallende Erinnerung zurückgeblieben.“

Vorher war an der ganzen belgischen Küste westlich bis Dünkirchen eine Panik über die Menschen gekommen, die ganz vernünftige Männer und sonst sehr vorsichtige Frauen zu den wildesten Abenteuern verleitet. Es ist Tatsache, daß manche Menschen ihr Leben schwachen Fischerbooten anvertraut haben, um so die englische Küste zu erreichen. Es ist zu befürchten, daß manche dieser Boote nie an ihr Ziel gekommen sind. Es ist traurige Gewißheit, daß die Flüchtlinge jegliches Urteil eingebüßt hatten. Sie glaubten, Glas-schränke und Sofas so nach England verschiffen zu können, und wagten es gegen alle vernünftige Berechnung. Für einen Platz auf solcher Barke wurden in Blankenberghe hundert Francs geboten, und zwar von Menschen, die nicht einen Centime mehr als diese hundert Francs besaßen. Die französischen, belgischen und englischen Zeitungen, die man wochenlang in Ostende gelesen hat, können wohl die Köpfe entsetzlich verwirrt haben. Aber eine so ungeheure Panik ist vollkommen nur als eine geistige Epidemie zu erklären, die plötzlich Tausende von Gemütern befällt.“

Welchen Eindruck die Besetzung Ostendes durch die Deutschen in England machte, zeigt ein Artikel der „Times“, in dem es heißt: „Der Kampf um den Besitz der Küste nimmt jetzt hauptsächlich das öffentliche Interesse bei uns in Anspruch. Die deutsche Besetzung Ostendes erregt hier mehr Aufsehen als selbst der Fall Antwerpens, und zwar aus mehreren Gründen. Vielen Engländern, die sonst keine andere Stadt auf dem Festland kennen, ist Ostende wohlbekannt. Es ist einer der bedeutendsten Post- und Personenverkehrshäfen von und nach England. Die Besetzung durch die Deutschen hat auf die Phantasie vieler Eindruck gemacht, die die Möglichkeit einer Besetzung von Paris mit Ruhe betrachtet hätten. Wenn wir nach der Ursache der Besorgnis suchen, die in manchen Kreisen während einiger Tage der letzten Woche bestand, so finden wir sie nicht in dem Gerücht über Spione oder Zeppeline oder die Möglichkeit einer Invasion, sondern in der einfachen Tatsache, daß deutsche Truppen an der Küste der Nordsee aufgetaucht sind.“

### Ostende

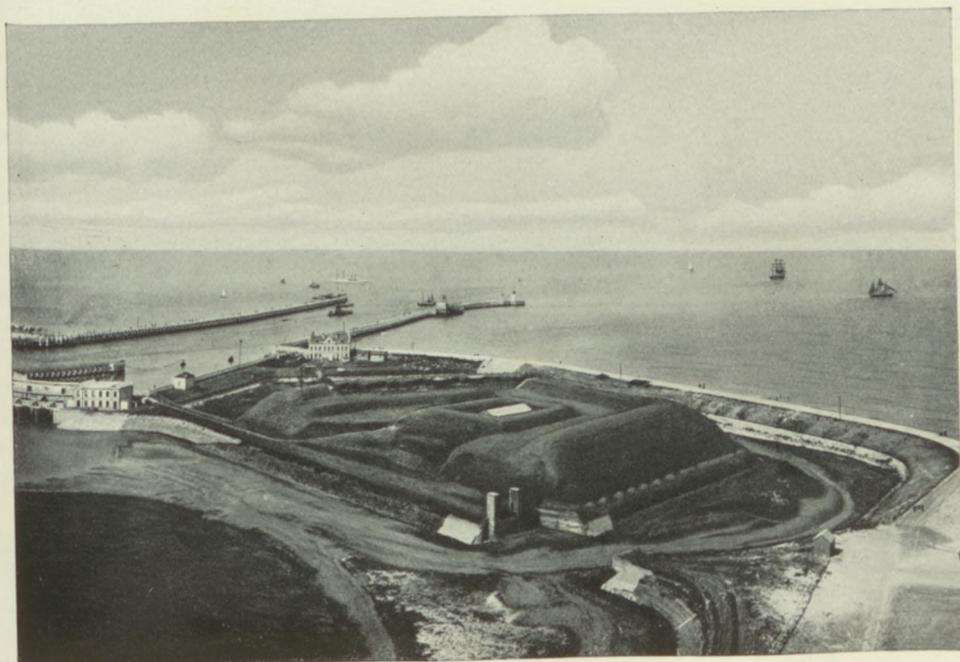
Zwei Tagebuchblätter von Luigi Barzini, deutsch von Henriette Zeis  
13. Oktober.

Alle Dampfer, alle Segler, alle Barken, die sich in Ostende befanden, sind in den ersten Morgenstunden abgefahren. Gestern noch ein buntes Gewimmel in allen Binnenhäfen, heute eine Leere und Stille, die die unheimliche Empfindung von Tod und Verödung weckt. Die Schiffsmasten Ostendes waren für bestimmte Straßen ein Schmuck,



Phot. Vereenigde Fotobureau, Amsterdam

Deutsche Truppen aus Ostende besetzen Blankenberghe



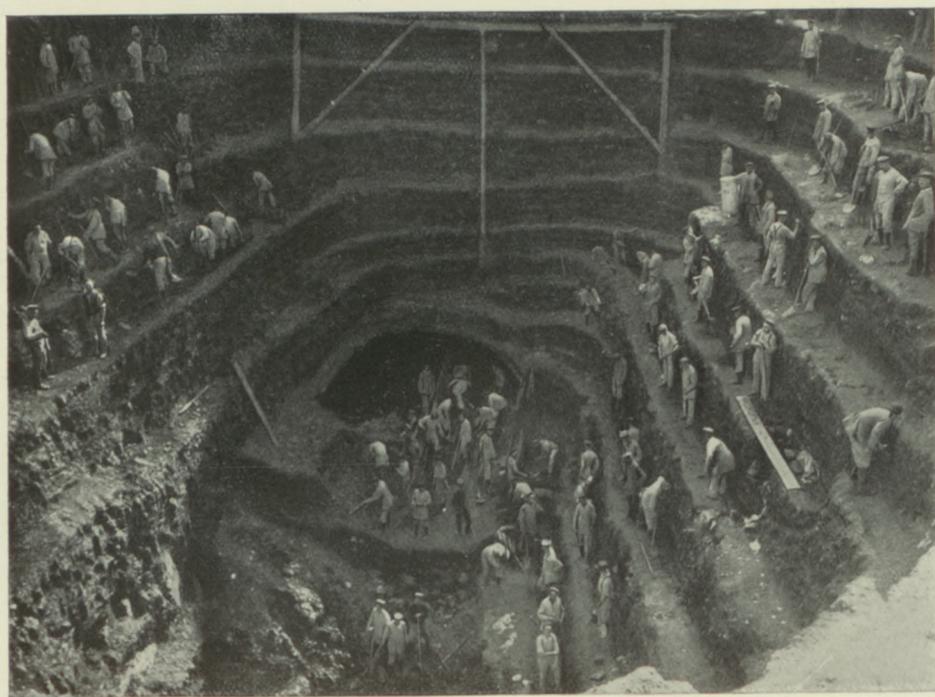
Phot. Dr. Trenkler & Co., Leipzig

Blick auf den Hafen von Ostende



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Automobil-Kolonnie im Hofe der deutschen Kommandantur in Lüttich



Phot. Reich Wenninghoven, Berlin-Friedenau

Deutsche Truppen bei der Wiederherstellung eines von den Feinden in Belgien gesprengten Eisenbahn-Tunnels

das Meer schlängelt sich bis in die Stadt hinein, Schiffe und Häuser scheinen sich wie in Venedig zu verbinden und zu verstehen. Jetzt ist das Wasser plötzlich leer und öde geworden. Alles, was die Schifffahrt an Beweglichkeit und Abwechslung in das Stadtbild trug, ist verschwunden. Tiefe Einsamkeit empfindet man. Mehr noch als die Flucht der Menschen, wirkt die der Schiffe als ein sicheres Vorzeichen kommenden Unheils. Der Stillstand in den Docks hat etwas finster Drohendes an sich.

Im Einfahrtskanal werden die letzten Segel aufgezogen, die im Morgendunst riesengroß und sahl aussehen. Hunderte von Fischerbarken hatten den Befehl erhalten hinauszufegeln und haben in Schwärmen das Weite gesucht. In der Nacht haben sich Tausende von Menschen auf kleinen Seglern eingeschifft, und man erblickt Myriaden von Segeln auf dem grauen Meer, wenn eine leichte Brise den Nebel zerteilt.

Die englischen Kreuzer sind verschwunden. Keine Züge laufen mehr ein, die Stadt entvölkert sich langsam. Fast alle Truppen sind abgezogen, und lange Karawanen von Flüchtlingen sind nach der holländischen oder französischen Grenze unterwegs. Auch an das Eintagsleben, das die verbannte Residenz hier führte, erinnert nichts mehr. Nach dem geräuschvollen Hereinströmen von Volk und Heer, wobei ganz Belgien Ostende zu überfluten schien, wirkt die ringsum herrschende Stille um so entsetzlicher.

Belgien hat nur noch wenige Stunden zum Leben. Truppen, denen wir gestern abend auf der Straße nach Brügge begegneten, kommen an und stellen sich auf dem Rathausplatz auf. Eine deutsche „Taube“ zieht ihre Kreise und wirft eine Bombe, die keinen Schaden anrichtet. Aber eine Abteilung belgischer Soldaten läuft voll Wut zur Kathedrale und besteigt die Türme in dem Wahn, dem feindlichen Flugzeug näher zu sein, wenn ihre Gewehrsalve von den schlanken Zialen aus krache. Die Schützen müssen mit Gewalt heruntergeholt werden, damit die Deutschen nicht die Kirche beschießen.

Wir wollten im Auto nach Zeebrügge zurück; in Le Coq rieten uns jedoch zurückkehrende Trupps belgischer Soldaten ab, da die deutsche Kavallerie schon in Blankenberghe sei. Der Kreis zieht sich immer enger zusammen. Wir wenden uns Brügge zu und hören Gewehrschüsse. Auf der Straße schleppen sich hinfend und elend, mit fiebernden Augen, die letzten Nachzügler des belgischen Heeres dahin. Sie hatten keine Offiziere mehr, waren ganz sich selbst überlassen, ohne Befehle, ohne Ordnung. Sie retteten sich, wie sie konnten. „Wo sind die andern?“ fragten sie alle. Dann gingen sie weiter. Als sie die Gewehrsalven hörten, blieben sie stehen, mit fragendem Blick sich umsehend. Was gibt's? „Es ist nichts weiter,“ sagte einer und fügte hinzu: „Canardons quelques uhlands!“ (Knallen wir ein paar Alanen nieder!). Mit der erschreckenden Ruhe eines Selbstmörders, der nichts mehr zu hoffen hat, machte sich diese Handvoll Bersprengter zum letzten, verzweifeltsten Widerstand bereit, obwohl sie ihre Waffen hätten wegwerfen und ohne Schande ihr Leben hätten retten können, da sie für das Heer ja doch verloren waren. Sie luden ihre Gewehre und postierten sich zu beiden Seiten des Straßenseitens, hinter Baumstümpfen Deckung nehmend, den Feind, den Tod erwartend. So verkörperten sie den ganzen Todeskampf ihres Vaterlandes.

#### 15. Oktober.

Ostende ist ausgestorben, Ostende lebt nicht mehr, es ist ein abgenommenes Glied. Gestern abend schien es, als ob viele Bewohner bleiben wollten, heute morgen hat sie aber alle der panische Schrecken ergriffen. Kleinhändler, die ihre Läden noch offen hatten, liefen einfach davon, ohne zu schließen. Die Straßen sind durch das lange Sitvakieren verschmutzt und verunreinigt, sie sehen wie nach einer Plünderung aus. In einem Gäßchen, das zum Fischmarkt führt, sehen wir drei Soldaten, die eben daran sind, ihre Uniform auszuziehen, um sich in Zivilleider zu stecken. Es sind die letzten belgischen Soldaten, die wir in Ostende gesehen haben.

Es ist 10 Uhr morgens. Die Deutschen müssen an den Toren der Stadt sein. Wir begeben uns zum Bürgermeister, — einem schönen Flamländer, der mit seinem blonden Bart an ein altes Gemälde erinnert, — um Erkundigung einzuziehen. „Sofort abreisen!“ sagt er zu uns. „Die Deutschen werden in zehn Minuten hier sein.“

In der That, kurz darauf reitet ein Ulan, einen Radfahrer zur Seite, in scharfem Trab heran, aus der Richtung Blankenberghe kommend. Es ist 10 Uhr 20 Minuten: Die Eroberung Belgiens ist vollendet.

Der Ulan, ein Unteroffizier, reitet über die Hafensbrücken und biegt vom Bahnhofplatz in die Stadt ein; immer im Trab, kommt er zum Rathaus, mit der Sicherheit eines Ortskundigen und der Gelassenheit eines Spaziergängers. Er schaut geradeaus, ohne die geringste Neugierde für die verlassene Stadt zu zeigen, in der er und sein Radfahrer fast die einzigen lebenden Wesen zu sein scheinen.

Beim Rathaus angekommen, bleibt er stehen, beugt sich vom Sattel herab und reicht einem der Gemeindediener ein Päckchen Papiere hin. Dieser nimmt sie, als wären sie glühendes Eisen, an dem er sich die Finger verbrennen könnte, und verschwindet damit ins Innere des Gebäudes. Wahrscheinlich die ersten Befehle der neuen Regierung an den Bürgermeister. Der Ulan wartet, den Hals seines Pferdes klopfend, der Radfahrer rast zurück. Unterdessen treffen in kurzen Zwischenräumen einige Fähnlein ein, Gruppen von sieben, acht Ulanen, mit eingelegerter Lanze, von Offizieren geführt. Die grauen Uniformen mehren sich. Auch auf der Straße von Brügge kommen sie heran. In den ausgestorbenen Straßen ertönt Hufschlag; derbe, teutonische Kommandorufe hallen wider und Patrouillen zerstreuen sich in der Stadt. Das Rathaus wird Hauptquartier; reitende Eilboten kommen und gehen.

Die Besetzung Ostendes vollzieht sich in der denkbar einfachsten Art und Weise. Es ist eine bloße Förmlichkeit, keine kriegerische Unternehmung.

Die Erscheinung der deutschen Truppen ist prächtig. Man bemerkt an ihnen weder Müdigkeit noch Verwirrung. Die Pferde sehen ausgezeichnet aus. Alle so grau, alle so gleichmäßig, erscheinen diese Soldaten wie aus einem Guß, — gewissermaßen das neueste deutsche Ausführprodukt, ganz „made in Germany“. Ihr Gesichtsausdruck hat im ersten Augenblick nichts Seiteres; er ist von einer sinnbildlichen, herben Unempfindlichkeit. Sie wissen wohl, daß man sie durch die Fenster belauert, und wollen nicht allzu vertrauensvoll erscheinen. Immerhin ist mit ihrem Stolz nicht zu spaßen. Wenn ihnen einer den Gehorsam versagte, würden sie keinen Augenblick zögern, ihm einige hundert Gramm Blei zu schicken.

Ein Fähnlein besetzt das Telegraphenamt; ein anderes reitet zum Bahnhof. Wir können uns nicht mehr verhehlen, daß die Besetzung des Hafens nahe bevorsteht, und daß unsere Flucht, die draußen unter englischer Flagge segelt, Gefahr läuft, in Beschlag genommen zu werden. Es ist also höchste Zeit, uns einzuschiffen. Schon sind die Deutschen da, nur noch zwei Schritte von uns!

[Barzini erzählt dann noch, wie er sich mit einigen englischen Journalisten von der Flucht aus in einer Barke nochmals den Hafendämmen nähern will, hierbei aber von deutschen Ulanen beschossen wird. Er schließt: „Nun wird uns Deutschland wohl eine Rechnung über drei Vire Kriegsspesen für zwecklos verschossene Munition präsentieren!“]

(Corriere della Sera.)

### Die Vereinigung der beiden westlichen Kriegsschauplätze

Die allgemeine militärische Lage nach der Einnahme von Ostende war in großen Zügen folgende: Die Reste der Belgier zogen in der Richtung auf Düinkirchen ab. Der Zugang auf diese Seefeste von der Küste her wurde den verfolgenden deutschen

Truppen durch die Ungunst des Geländes verwehrt; von der Nordsee verläuft über Nieuport—Dixmuiden—Ypern der Yser und dem Yperkanal entlang ein leicht unter Wasser zu setzender Landstreifen voll tiefer und breiter Wassergräben. Dieses natürliche Hindernis wurde von den Verbündeten natürlich mit Leichtigkeit verteidigt. Ferner hatten französische und englische Truppen, vor allem französische Marineinfanterie, eine starke Stellung zwischen Dixmuiden und Rousselaere bezogen, um den Rückzug der Belgier zu decken. An dieser Linie entwickelte sich ein heftiger Kampf. Rousselaere wurde von den Deutschen besetzt. Gleichzeitig begann in der Gegend von Ypern und Kortryk ein hartnäckiges Ringen zwischen dem hierher vorgeschobenen linken Flügel der französischen Hauptarmee und der deutschen Antwerpenarmee, die hier Fühlung mit dem rechten Flügel des deutschen Westheeres zu gewinnen suchte, was ihr auch schließlich gelang.

Die belgische Nordseeküste wurde mit deutschen Marinesoldaten besetzt. Starke Küstenverteidigungswerke wurden angelegt, um Angriffen der englischen Flotte Widerstand leisten zu können. Diese ließen denn auch nicht lange auf sich warten. Schon in den ersten Kämpfen bei Nieuport erschienen englische Monitore und beschossen die rechte Flanke der Deutschen, allerdings ohne Erfolg.

Der Flüchtlingsstrom, den die Deutschen vor sich her trieben, hatte sich auf französisches Gebiet ergossen und dort aus den nordfranzösischen Dörfern und Städten noch Zuwachs erhalten. Das allgemeine Ziel war Calais. Ein Korrespondent der „Daily News“ schreibt von dort: „Calais ist vollständig mit Flüchtlingen besetzt. Sie schlafen in Ställen, Scheunen und oft unter freiem Himmel, oder auch auf Dampfern im Bassin und auf Fischerbooten im Hafen. Allein am Hafen, wo die Fischerboote aus den verschiedensten Orten der französischen Küste so dicht wie Bökelheringe nebeneinander liegen, lebt eine Bevölkerung, fast ebenso stark, wie die der ganzen Stadt in normalen Zeiten. Familien, in Lumpen gekleidet, ihren ärmlichen Hausrat um sich herum, sieht man neben besserstuierten, die gut gekleidet und gut genährt sind. Die gemeinsame Not hat sie zusammengeführt. Alle diese Menschen warten, daß etwas geschehen soll, was, wissen sie allerdings selbst nicht. Sie leben in einem Traum und können nicht glauben, daß das, was ihnen passiert ist, wirklich wahr ist. Jeden Tag gehen Hunderte und Aberhunderte nach dem Duai, wo sie in Regen oder Sonnenschein in traurigen stillen Gruppen zusammenstehen und geduldig Ausschau halten, ob nicht ein englisches Schiff kommt und sie abholt.“

Die Schlachtfront von den Südbogesen bis an den Kanal war geschoffen. Nun war es mit französischen Umfassungsversuchen vorbei; der letzte, der von Dünkirchen aus versucht werden sollte, war aufgegeben worden, weil der rasche Fall Antwerpens und das blitzschnelle Vorrücken der Deutschen längs der belgischen Küste keine Hoffnung auf einen nachhaltigen Erfolg mehr ließen. Eine bedauerliche Folge dieses letzten geplanten Umgehungsversuchs war die zwecklose Verteidigung und Beschießung Billes (vgl. den Generalstabsbericht S. 104).

## Deutsche Fürsten beim Westheer

25. September.

Prinz Oskar von Preußen, der inzwischen das Eisene Kreuz erster Klasse erhalten hat, ist leicht erkrankt. Seine Königsgrenadiere hatten am 24. September in der Gegend von Verdun wie die Löwen gekämpft. Sie lagen mit den Turkos in mörderischen Kämpfen. Der Prinz führte sein Regiment selbst zum Sieg. Nach dem Kampf brach der Prinz an einer akuten Herzschwäche zusammen.

**28. September.**

Prinz Franz von Bayern, des Königs dritter Sohn, Generalmajor und Kommandeur des bayerischen Infanterieregiments Kronprinz Luitpold in München, ist bei den letzten Kämpfen am Oberschenkel verwundet worden und befindet sich auf dem Rücktransport nach München.

**5. Oktober.**

Großherzog Friedrich August von Oldenburg hat das Eiserne Kreuz erster Klasse erhalten. Wie er es erwarb, schildert ein Verwundeter im „Hannoverschen Kurier“: „Anfangs hatten wir Oldenburger ein heftiges Artilleriefeuer des überlegenen Feindes auszuhalten. Immer näher rückten die Franzosen und der Hagel von Geschossen lichtete unsere Reihen zusehends. Einzelne Gruppen der Unseren begannen zu weichen und rissen andere mit sich fort. Da kam von hinten her unser Großherzog im Automobil, stieg aus, entriß einem Verwundeten das Gewehr und stürzte mit dem Ruf: „Donnerwetter, wollt ihr wohl vorwärts!“ uns allen im heftigsten Kugelregen voran. Im Sprung folgten wir und gelangten in eine Mulde, die uns eine vorzügliche Deckung bot. Von hier aus wurde der Angriff des Feindes kräftig zurückgeschlagen. Der Großherzog blieb während des Kampfes in der Schützenlinie und feuerte selbst heftig mit.“

**7. Oktober.**

Prinz Eitel Friedrich von Preußen ist im Gefecht mit dem Pferd gestürzt und hat sich eine Verletzung des Knies zugezogen.

**12. Oktober.**

Prinz Maximilian von Hessen wurde bei Bailleul in Nordfrankreich schwer verwundet und ist am gleichen Tag im benachbarten Trappistenkloster gestorben. Da dieses in englische Hände fiel, wurde er mit drei englischen Offizieren auf dem Klosterland begraben.

Prinz Maximilian, der am 20. Oktober das zwanzigste Lebensjahr vollendet hätte, war der zweite von den sechs Söhnen des Prinzen Friedrich Karl von Hessen und der Prinzessin Margarete, der jüngsten Schwester des Kaisers. Er hatte erst im vorigen Jahre die Lichtenfelser Kadettenanstalt verlassen. Kurz vorher sind sein Vater und einer seiner Brüder verwundet worden (vgl. I., S. 292).

**15. Oktober.**

Prinz Wilhelm zu Wied, der bisherige Fürst von Albanien, ist als Major à la suite dem Generalstab zugeteilt worden und bereits zur Front abgegangen.

**17. Oktober.**

Prinz Wolrad zu Waldeck und Pyrmont ist bei Mosly in Nordfrankreich als Führer einer Patrouille gefallen.

Prinz Wolrad, geboren 1892, war der Halbbruder des regierenden Fürsten; bei Kriegsausbruch war er Leutnant im preußischen Gardebrigade-Regiment Nr. 23.

**19. Oktober.**

Der Kaiser hat der Großherzogin Marie Adelheid von Luxemburg und ihrer Mutter die Rote-Kreuzmedaille erster Klasse verliehen.

## Vom Großen Hauptquartier

Im September befand sich das Große Hauptquartier (vgl. I., S. 233) in der Stadt Luxemburg. Ein Berichterstatter der „Frankfurter Zeitung“ schreibt: „Jetzt darf man es ja sagen: Der Kaiser und das Große Hauptquartier waren einige Wochen lang in Luxemburg. Fragt man die Luxemburger, weshalb der Kaiser gerade nach Luxemburg kam, so sagen sie bedeutsam und allwissend, wie der Volksmund nun einmal ist: weil er in einer deutschen Stadt nicht mehr sicher war vor den Deutschen. Der Kaiser

war sicherlich in Deutschland niemals populärer als jetzt. Aber es ist malerischer, es gehört mehr zu Kaiser und Krieg in der Vorstellung der Luxemburger, daß sich die Verhältnisse seit den letzten Kriegen, die die Luxemburger führten, und das ist lang her, nicht geändert haben, daß Intrigue, Aufstand, Gift, nächtlicher Mord noch leben.

In Luxemburg wohnte der Kaiser in dem mit roten Ziegelbordüren gezeichneten Haus der deutschen Gesandtschaft an der schönen Straße, die von Luxemburg nach Eich hinabführt. Auf dem Dach des Hauses stand ein Maschinengewehr, und die Höhen ringsum hatten Scheinwerfer, die ihre Lichtkegel durch die Nacht warfen, auf der Jagd nach französischen Fliegern. Kurz vorher hatte ein solcher Bomben in Luxemburg abgeworfen. Tagsüber waren die Scheinwerfer durch Geheimpolizisten in Sportanzügen ersetzt. Da niemand in Luxemburg solche Anzüge trug und außerdem einer den andern kennt, so hatten diese Geheimpolizisten von der ersten Stunde an wenig Geheimen für die Luxemburger. Der Kaiser erging sich jeden Abend zur selben Stunde vor dem Haus, in dem er wohnte, und der kurze Straßenzug war dann, außer für die Elektrische, abgesperrt. Er fuhr oft im Auto in den Grünenwald, um in dessen einsamen Wegen zu spazieren oder den Wald zu durchreiten. Er fuhr auch öfter zum Schlachtfeld. In Luxemburg hatte er seine eigene Küche mit eigenem Küchengerät, Tafelsilber und Bienen. Das Kasino, das Haus eines Privatklubs, war für diese Zwecke gemietet worden, und täglich ging der Kaiser dorthin mit seinem ganzen Stab essen. Moltke, Bethmann Hollweg, Tirpitz und Stein waren bald gut bekannte Persönlichkeiten in der Stadt.

Schon seit längerer Zeit ist der Kaiser nicht mehr in Luxemburg. Die Pferde sind fort, die Schar der Chauffeure mit adlerbesetzten Kragen und dem Armband G. H. Q. (Großes Hauptquartier), die Autos, Tirpitz und Bethmann, Scheinwerfer und Maschinengewehre und Geheimpolizisten, alles ist fort.“

Das Hauptquartier war auf französischen Boden verlegt worden. Ueber das Leben und Treiben an diesem militärischen Mittelpunkt der deutschen Armee erzählt der Kriegsberichterstatter der „Rostischen Zeitung“, Dr. Oskar Bongard: „Große Wegweiser zeigen in weithin sichtbarer Schrift die Straßen nach den militärischen Dienststellen an, so daß niemand irregehen kann. Der regste Verkehr herrscht vor der Präfektur, wo der Generalstab des Feldheeres seinen Sitz aufgeschlagen hat. Auf dem Platze dort stehen immer eine große Anzahl von Kraftwagen, während andere ununterbrochen ankommen und abfahren. Generale, andere hohe Offiziere und Generalstäbler gehen ein und aus, denn von hier geht die feinnervige Leitung der Operationen der im Kampf stehenden Armeen aus.“

Um bei den neuzeitlichen Millionenheeren die auf Hunderte von Kilometern Schlachtlinie verteilten Armeen lenken zu können, bedarf es eines ausgedehnten Telegraphennetzes, dessen Mittelpunkt das Große Hauptquartier bildet. Mit unglaublicher Schnelligkeit und Geschwindigkeit wurde es hergestellt. Das Telegraphenamt des Großen Hauptquartiers kann den gewaltigen Anforderungen, die ihm gestellt werden, nur dadurch nachkommen, daß es Schnelltelegraphenbetrieb besitzt. Der Schnelltelegraph ist eine ganz junge deutsche Erfindung, die von unserer Telegraphenverwaltung in aller Stille mit der Firma Siemens & Halske zusammen ausgeprobt und zu solcher Vollendung gebracht worden ist, daß durch ihn in der Minute bis zu tausend Buchstaben und Zeichen von beiden Enden des Drahtes zu den andern gleichzeitig übertragen werden können. Man kann also zur selben Zeit ein Telegramm von A nach B und eins von B nach A durch denselben Draht aufgeben, das macht bei der Höchstleistung 2000 Worte in der Minute. In ununterbrochenem Tag- und Nachtbetrieb werden täglich acht- bis neuntausend Telegramme bearbeitet. Die Beamten sind acht Stunden ohne Pause tätig, es folgen acht Stunden Ruhe und dann wieder acht Stunden Arbeit. Die höchste Arbeits-

leistung wird aus ihnen herausgeholt, aber sie geben sie freudig in dem allgemeinen Wunsch und Drang, dem Vaterlande zu dienen. Drei direkte Leitungen verbinden das Große Hauptquartier mit der Heimat. Außerdem sind alle größeren Etappenorte und alle anderen wichtigen Plätze, die in Feindesland in deutschem Besitz sind, mit ihm verbunden. Neben dem Schnelltelegraphen sind auch noch alle anderen Betriebsarten, wie zum Beispiel Morse-, Klopfs- und Hughes-Apparate vertreten, die meist auf den belgischen und französischen Telegraphenämtern vorgefunden wurden, aber erst wiederhergestellt werden mußten, da die einheimischen Telegraphenbeamten sie vor dem Verlassen des Amtes unbrauchbar gemacht hatten.“

Auch die Kriegsberichterstattung hat ihren Sitz im Großen Hauptquartier. Es ist nicht mehr wie im siebziger Krieg, wo ein Troß Berichterstatter die kämpfenden Armeen durch alle Fährnisse des Schlachtenlebens begleitete. Oft wurden damals die Berichte in der Gefahrenzone abgefaßt, aber auch oft machte das Bataillon der Kriegsberichterstatter den leitenden Stellen viel Arbeit: galt es doch, für sie zu sorgen und ihre Sicherheit zu überwachen. Ganz anders ist man heute an die Aufgabe herangetreten. Der Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ erzählt: „Zum Hauptquartier sind im ganzen acht Kriegsberichterstatter zugelassen worden, deren berufliches Leben militärisch geregelt und deren Feder durch weise Fügung in vorge schriebene Bahnen gelenkt worden ist. Der feinnerbige Apparat einer Heeresleitung würde naturgemäß ungeheuer leiden, wenn, selbst in der gemessensten Entfernung, Dritte Wirken und Wesen dieses Organismus mit späherndem Auge überwachen könnten. Nicht etwa, daß die Kriegsberichterstatter dieses Krieges nichts erleben! Tägliche, ausführliche Instruktionen über den Fortgang der kriegerischen Operationen, Fahrten über kilometerlange Schlachtfelder und Vorträge über das Wesen des Krieges füllen die viel zu schnell fliehende Zeit. Aber dem Wunsch, das Erfahrene und Gehörte schnell hinauszurufen in alle Welt, auf daß das Volk der Heimat froh und zuversichtlich bleibe, sind Zügel angelegt. Die planvoll durchdachten Operationen der Armeen, das mit jeder Stunde sichtbarer werdende Ziel, das näher und näher rückt, die deutlicher und klarer aufsteigende Umwertung des großen Gedankens in die noch größere Tat, alles muß im Innern bewahrt bleiben. Nur zu leicht könnte der Gegner unterrichtet werden über Pläne und Absichten unserer Heeresleitung. Und so darf man vieles, was man weiß, nicht sagen.“

## Der Luftkrieg

Die Teilnahme der deutschen Luftkreuzer, Tauben und Doppeldecker an den kriegerischen Operationen wurde bereits bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt: Bei den Kämpfen um Albert und Arras (S. 139), bei der Beschießung von Lille (S. 141) und bei der Belagerung von Antwerpen (S. 154 und 162). Es folgen hier noch ein paar Meldungen über die Tätigkeit der Luftschiffe und Flugzeuge, größtenteils außerhalb der Kampffront im engeren Sinn.

### 24. September.

Um 11 Uhr abends erschien ein Zeppelin über Ostende. Er warf drei Bomben, die einigen Sachschaden anrichteten, aber niemand töteten. Das Luftschiff hat anscheinend ganz Westflandern überflogen. Es wurde über Kortryl, Sotteghem, Rouffe, Ninove und Geeraardsbergen gesehen.

### 27. September.

Ueber Paris ist wieder ein deutscher Flieger erschienen, der im ganzen fünf Bomben, vor allem in der Nähe des Eiffelturmes, abwarf. Wegen des Nebels konnte man das Flugzeug nicht sehen. Zwei Personen wurden tödlich verletzt.

**1. Oktober.**

Ein deutsches Flugzeug wurde über Calais gesichtet. Von den drei Bomben, die es warf, fiel eine in das Fort Nieulay. Der Schaden ist nicht allzu bedeutend.

**3. Oktober.**

Bei einer der letzten Fahrten des Zeppelin über Antwerpen, von der die Belgier berichtet hatten, das Luftschiff sei durch ihre Scheinwerfer zur Umkehr gezwungen worden, war dieses tatsächlich in ernstliche Gefahr geraten. Eine Granate platzte in bedrohlicher Nähe des Ballons und zertrümmerte das Gerüst, an dem eine der hinteren Schrauben befestigt ist. Die schwere Luftschraube neigte sich unglücklicherweise nach innen und drohte in die Gondel zu stürzen, wobei sie unfehlbar die Mannschaft schwer verletzt und die Motoren beschädigt hätte. Es galt nun während der Fahrt hoch in der Luft das Gestänge abzusägen und gleichzeitig die Schraube ohne Gefahr für die Mannschaft zu beseitigen. Der Obermaschinist Richard Luidhardt meldete sich freiwillig zu dieser gefährlichen Aufgabe. Mit einer Metallsäge und mit Feilen ausgerüstet, kletterte er außen am Ballon entlang und es gelang ihm tatsächlich nach einer harten Arbeit von fast einer halben Stunde, die Arbeit auszuführen und so die weitere Manövrierfähigkeit des Zeppelinluftschiffes zu sichern. Nicht genug mit dieser Leistung, machte sich Luidhardt auch daran, die Hülle, die auf eine größere Länge aufgerissen war und infolgedessen starken Luftwiderstand bot, zu reparieren. Auch dieses Wagnis, das bei rasender Fahrt ausgeführt werden mußte, gelang. Luidhardt hat zum Lohn für sein tapferes, opfermutiges Verhalten das Eiserne Kreuz 1. Klasse erhalten.

**11. Oktober.**

Drei deutsche Militär-Abiatil-Doppeldecker überflogen Paris. Sie kreuzten längere Zeit, durch Wolken gut verdeckt, über der Hauptstadt und warfen dann 17 Bomben und einige Abwurfflaschen, gespickt mit Zetteln, auf denen zu lesen stand: „Antwerpen ist gefallen. Ihr kommt nächstens an die Reihe. Herzliche Grüße! Die Feldfliegerabteilung 3 und General v. Deimling.“ Durch die Bomben wurden acht Personen getötet und 16 verletzt. Der Gebäudeschaden ist diesmal ungeheuer. Am schwersten mitgenommen sind das Faubourg Saint-Antoine und die Rue Lafayette. Nach nahezu vier Stunden landete das Geschwader wohlbehalten wieder im Flughafen.

**14. Oktober.**

Eine deutsche Taube überflog Nancy und warf drei Bomben ab, die auf den Bahnhof fielen und hier bedeutenden Schaden anrichteten. Getötet wurde niemand.

**15. Oktober.**

Bei Peronne in Nordfrankreich wurde ein feindliches Flugzeug durch deutsche Artillerie zur Landung genötigt. Beide Insassen wurden zu Gefangenen gemacht. Bei der Vorführung vor dem Stabe ergab sich, daß der eine von ihnen Oberst Grey, ein Bruder von Sir Edward Grey, war.

## Belgien unter deutscher Verwaltung

### Die belgische Regierung in Le Havre

**13. Oktober.**

Die belgische Regierung hat, um ihre Handlungsfreiheit zu sichern, beschlossen, sich nach Frankreich zu begeben. Alle Minister mit Ausnahme des Kriegsministers haben sich in Ostende nach Le Havre eingeschifft. Das gesamte bei der belgischen Regierung beglaubigte diplomatische Korps und eine bestimmte Anzahl von Be-

amten werden sich gleichfalls nach Le Havre begeben. Die französische Regierung hat alle Maßnahmen ergriffen, um die belgischen Minister so gut wie möglich unterzubringen. Die Fragen des internationalen Rechtes, die durch diese Uebersiedlung aufgeworfen werden, sollen derart gelöst werden, daß die belgische Regierung sich des Rechtes der Exterritorialität erfreut und Portofreiheit und Vorrang im telegraphischen Verkehr genießt. Der König bleibt an der Spitze seines Heeres. Die belgischen Zeitungen „Indépendance Belge“ und „Métropole“ werden künftig in London erscheinen.

#### 15. Oktober.

Die belgische Regierung hat beim Verlassen des belgischen Bodens folgende Proklamation anschlagen lassen: „Mitbürger! Seit beinahe zweieinhalb Monaten verteidigen die belgischen Soldaten mit heroischer Anstrengung Schritt für Schritt den Boden unseres Vaterlandes. Der Feind hoffte wohl, unsere Armee in Antwerpen vernichten zu können. Ein wohlgeordneter und disziplinierter Rückzug hat jedoch diese Hoffnung vernichtet und hat uns die Bewahrung unserer Streitkräfte gesichert, die fortfahren werden, ohne Rast für die gerechteste und schönste Sache zu kämpfen. Von jetzt an operieren diese Truppen an der Südgrenze, wo sie sich auf unsere Verbündeten stützen können. Dank dieses wertvollen Zusammenwirkens ist der Sieg sicher.“

Trotzdem kommt zu den bereits vom belgischen Volk mutig ertragenen Opfern eine neue Prüfung. Um zu vermeiden, den Absichten des Eindringlings dienen zu müssen, ist es nötig, daß die belgische Regierung ihren Sitz an einen Ort verlegt, von wo aus sie in Verbindung einerseits mit der Armee, anderseits mit Frankreich und England ihr Amt ausüben und die Fortdauer der nationalen Souveränität sichern kann. Deshalb verläßt sie heute Ostende in dankbarer Erinnerung an die ihr von dieser Stadt bereitete Aufnahme. Sie richtet sich provisorisch in Le Havre ein, wo die herzliche Freundschaft der französischen Republik ihr gleichzeitig die volle Souveränität und die volle Ausübung ihrer Autorität und Macht anbietet.

Mitbürger! Die jetzige Prüfung, die unser Vaterland auf sich nehmen muß, wird, wir sind davon überzeugt, aufs schnellste gerächt werden. Die belgische Verwaltung wird weiter funktionieren in dem Umfang, wie es ihr die lokalen Verhältnisse gestatten. Der König und die Regierung rechnen auf die Klugheit eures Patriotismus. Ihr eurerseits könnt auf unsere ganze Gegend zählen, sowie auf unsere tapfere Armee und die Mitwirkung unserer Verbündeten, die den Tag der gemeinsamen Befreiung möglichst zu beschleunigen suchen. Unser teures Vaterland, das so unwürdig verraten und mißhandelt worden ist, von einer der Mächte, die geschworen hatte, seine Neutralität zu achten, hat sich in der ganzen Welt wachsende Achtung erworben dank der Einigkeit, dem Mut und dem Weitblick seiner Kinder. Es wird dieser Bewunderung wert bleiben. Wenn der neue Morgen anbricht, wird es aus den Prüfungen stärker und schöner hervorgehen, da es für die Gerechtigkeit und für die Ehre der Zivilisation selbst gelitten hat. Es lebe das freie und unabhängige Belgien!“ Es folgen die Unterschriften aller Minister.

### Die Haltung der Bevölkerung

An eine innere Ausföhnung des belgischen Volks mit dem deutschen Eroberer ist vorerst, besonders in den Großstädten und vor allem in Brüssel, nicht zu denken. Das verletzete Nationalgefühl überönt alle Stimmen der Vernunft. Man will auch in den gebildeten Kreisen nicht von der Auffassung ablassen, daß Deutschland einen brutalen Ueberfall beging, daß Belgien sich dagegen verteidigen mußte, daß es Pflicht und Ehrensache der Regierung war, die Neutralität zu schützen und die Garantiemächte England und Frankreich zu Hilfe zu rufen. Man geht sogar so weit, von Deutschland Entschädi-

gungen für die verletzte Neutralität des Landes zu fordern. In dem Bericht eines Augenzeugen, den die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ veröffentlicht, heißt es: „Es ist selbstverständlich, daß eine Verwaltung von Feindesland, das nur teilweise in unserm Besitz ist, eine der schwierigsten Aufgaben ist, zumal einer Bevölkerung gegenüber, die stets franzosenfreundlich war, die heute noch mehr als früher französischen und englischen Einflüssen zugänglich ist und nur französischen und englischen Nachrichten Glauben schenkt. Wir sehen uns einem Volke gegenüber, das haßerfüllt ist gegen alles, was deutsch ist, unser Vorgehen und die Behandlung seines Landes (die meiner Ansicht nach eher zu human ist) als die größte Grausamkeit empfindet, und das sein Vorgehen gegen unsere Truppen auch heute noch vollkommen gerechtfertigt findet, indem es an dem Standpunkt festhält, daß jedem einzelnen Belgier das Recht zustehe, sein Vaterland auf jede Weise, auch mit der Waffe hinterrücks und heimtückisch, gegen unsere Truppen zu verteidigen. Die Gegenmaßregeln, die von unseren Truppen gegen das bekannte schandbare Verfahren ergriffen wurden, betrachtet man — um mit den Worten eines hoch angesehenen Belgiers mir gegenüber zu reden — als einen Schandfleck, der in den Annalen der Geschichte nicht auszuwischen sein wird. Fest ist auch heute noch die belgische Bevölkerung von den Lügennachrichten über französische Siege überzeugt, und daß es nur noch kurzer Zeit bedürfe, um die Deutschen aus Belgien hinauszuerwerfen; deutlich hört man heraus, daß sie auch jetzt nur auf den Augenblick warten, um sich wieder auf unsere Truppen und alles, was deutsch ist, mit rasender Wut zu werfen.“ Daß das Rachegefühl nicht so rasch erkaltet, dafür sorgt schon der Briefwechsel mit den Angehörigen im belgischen Heer, für dessen Aufrechterhaltung wenigstens die Bemittelten immer wieder Mittel und Wege zu finden wissen. Von welchem Geiste die belgischen Truppen erfüllt sind, zeigt ein Brief eines Grafen Georges Ursel, Leutnants im 8. belgischen Infanterieregiment, an seine Mutter. In diesem Brief, der den deutschen Behörden in die Hände gefallen ist, finden sich folgende bezeichnende Sätze: „Ich hoffe, daß diese verdammten Deutschen bald aus unserm Land verjagt werden. Du wirst zugegen sein bei unserm Einzug in Brüssel. Das gibt ein Fest! Dann nur rasch einen großen Vorrat von Streichhölzern her, und Feuer gelegt an Köln und überall da, wo wir durchziehen! Von da ab gibt es keine Verwundeten und keine Gefangenen mehr. Man macht alles nieder.“

Die verhaltene Feindseligkeit äußert sich bei den besseren Ständen in einer kühlen, verächtlichen Reserve, bei den niederen Klassen in passivem Widerstand gegen die Arbeit, besonders soweit sie dabei unmittelbar mit der deutschen Verwaltungsbehörde in Berührung kommen. Beide Formen haben sich in geradezu typischer Weise in dem Oberbürgermeister von Brüssel, Adolphe Max, verkörpert. Nach verschiedenen Reibereien (vgl. I, S. 226) wurde er schließlich am 26. September verhaftet und als Kriegsgefangener nach dem Truppenübungsplatz Ohrdruf gebracht. Der deutsche Militär-gouverneur, General v. Lüttwitz, teilte dies den Brüsselern durch folgenden Anschlag mit: „Ich habe mich genötigt gesehen, den Bürgermeister Max wegen dienstwidrigen Verhaltens von seinem Amte zu suspendieren. Er befindet sich in ehrenvoller Haft in einer Festung.“ Das dienstwidrige Verhalten des Bürgermeisters, erläutert der Gouverneur in der beigefügten französischen Uebersetzung seiner Mitteilung, indem er sagt: „Le bourgmestre Max ayant fait défaut aux engagements encourus envers le gouvernement allemand, je me suis vu forcé de le suspendre de ses fonctions.“ Ueber den Tatbestand erfährt die „Kölnische Zeitung“: „Die deutsche Militärbehörde hatte der Stadt Brüssel für den Unterhalt der deutschen Besetzungstruppen eine Kriegskontribution von 50 Millionen Frs. auferlegt. Dagegen hatte sie sich verpflichtet, alles für den Unterhalt Nötige selbst zu beschaffen und bar zu bezahlen, auch von der Einquartierung von Truppen bei den Bürgern abzusehen. Der Bürgermeister Max war damit einverstanden.“

Er bezahlte die ersten 5 Millionen bar und stellte für die nächsten 15 Millionen Gutscheine der Stadt Brüssel aus. Als das deutsche Gouvernement nun auf weitere Zahlung drang, verweigerte er die Restzahlung, worauf die deutsche Behörde beschloß, für diesen Rest die Stadt Brüssel einfach wie alle anderen belgischen Gemeinden zu behandeln, nämlich das für den Unterhalt der Truppen Nötige durch Requisitionsscheine zu erheben, deren Rückzahlung die Stadt Brüssel später zu regeln haben würde. Als aber nun die Deutsche Bank in Brüssel dem Bürgermeister die von ihm gezeichneten Gutscheine zur Bezahlung vorlegte, verweigerte er auch diese. Das war ein so offensichtlicher Bruch seiner Verpflichtungen, daß die deutsche Behörde nun nicht länger zögerte und zögern konnte, ihm zu beweisen, daß sie auch sonst zu wachen verstehe. Sie verhaftete ihn also. Diesem Tatbestand muß man zur Kennzeichnung der Lage und des Bürgermeisters hinzufügen, daß sie mit diesem schon kurz vorher eine Auseinandersetzung gehabt hatte wegen der Eigenmächtigkeit, mit der er das Ersuchen des deutschen Militärgouverneurs an die Brüsseler Bürgerschaft, nun endlich die von ihr zum offensichtlichen Protest gegen die deutsche Besetzung ausgesteckten belgischen Fahnen einzuziehen, behandelt hatte. Er hatte es durch einen eigenmächtigen Anschlag erläutert, der zwar die Bürgerschaft ersuchte, dem Verlangen nachzukommen, aber mit dem einer Herausforderung gleichkommenden Satz schloß: „Attendons patiemment l'heure de la réparation!“ Schon damals ließ ihn der deutsche Gouverneur vorführen, stand aber von der Amtsenthebung und Abführung des Bürgermeisters auf dessen aus eigener Anregung erklärte Bereitwilligkeit ab, seinen Anschlag fogleich überleben zu lassen und jede weitere Eigenmächtigkeit in Zukunft zu unterlassen. Seine neuerliche Weigerung, den eingegangenen Verpflichtungen für die Bezahlung der eigenen Gutscheine nachzukommen, beruhte offensichtlich auf bösem Willen. Wenn der Bürgermeister wollte, konnte er dafür in Brüssel mehr als genügend Geld bekommen, falls er es nicht in den eigenen Kassen hatte. Aber er wollte offenbar nicht. Und er will nicht, weil auch er, wie so viele Bürger, wahrscheinlich den erlogenen Siegesnachrichten glaubt, wonach die Deutschen in Nordfrankreich geschlagen und vor den Franzosen auf dem Rückzuge sind. Wir wissen aus guter Quelle, daß Bürgermeister Max noch kurz vor seiner Verhaftung gegenüber einem Mitglied des Brüsseler Schöffentkollegiums dieser Hoffnung Ausdruck gegeben hat. Da liegt der Schlüssel seines Verhaltens. Wie es ihm und den Brüsselern bekommen wird, muß die nächste Zukunft lehren.“

Ueber die Persönlichkeit und den Lebensgang des verhafteten Oberbürgermeisters erzählt der Brüsseler Mitarbeiter der „Vossischen Zeitung“ folgende interessante Einzelheiten: „Adolphe Max ist von Beruf Advokat. Er entstammt einer deutschen Familie, denn sein Großvater kam vor etwa 70 Jahren als deutscher Arzt nach Belgien und wurde hier bald naturalisiert. Max, der etwa 45 Jahre alt ist, debütierte als Journalist. Er war in den achtziger Jahren Theaterkritiker des inzwischen stark in Verruf gekommenen deutschhegerischen „Petit Bleu“, der im Besitz des Spielhallenpächters Marquet ist. Max hat zwar als Junggeselle seine Beziehungen zum Theater in gewisser Richtung beibehalten, aber sich bald in die Politik lanciert und den Journalismus an den Nagel gehängt. Da er der liberalen Partei doktrinärer Richtung angehörte, die seit einem halben Jahrhundert die Stadtgemeinde Brüssel beherrscht, hatte er es leicht, in die Höhe zu kommen. Er ist ein gewandter schlauer Mann, ein guter Rechner und finanziell unabhängig. Aus diesem Grunde ernannte ihn die Regierung vor fünf Jahren, als der ungleich befähigtere Bürgermeister Emile de Mot starb, zu dessen Nachfolger. Während der Weltausstellung setzte er sich, der vorher Schöffe war, dann durch. Er redete vortrefflich, war zu allen liebenswürdig und veranstaltete im Rathaus glänzende Empfänge. Später begann er Reisen nach Paris und London zu unternehmen, indem er Beziehungen zu den Gemeindebehörden dieser Hauptstädte anknüpfte. Das erhöhte sein Ansehen,

denn er bereitete auf diese Weise die Entente vor, die jetzt für Belgien so unheilvolle Konsequenzen zeitigt. Noch vierzehn Tage vor Ausbruch des Krieges empfing er den Lordmayor von London mit einer starken Abordnung der Municipalvertretung. Mit allem Pomp einer theatralischen Schaustellung wurden die Engländer in der Stadt herumgeführt. All das erhöhte die Autorität des Herrn May, denn der Belgier liebt derartige Schaustellungen, besonders, wenn sie mit Volksbelustigungen verbunden sind. May, der seine Belgier und namentlich seine Brüsseler ganz genau kennt, hat derartiges immer begünstigt und er ist gern in jeder Schützengilde, in jeder Fischweiberorganisation erschienen und hat den Leuten Schmeicheleien gesagt.“ Natürlich verherrlichen die Brüsseler ihren Bürgermeister jetzt erst recht und sprechen schon davon, ihm ein Standbild zu errichten. Dafür wäre also das Geld da!

Statt des Bürgermeisters hat vorläufig das Schöffentkollegium der Stadt die Verwaltung der städtischen Angelegenheiten in die Hand genommen. Die Schöffen lösten zunächst die Frage der Rassenbons zu beiderseitiger Zufriedenheit und boten dann für den Rest von 30 Millionen die Hälfte. Es scheint allerdings ausgeschlossen, daß das deutsche Gouvernement so weit herabgeht; aber es wird doch verhandelt, und es fehlt weder auf der einen noch auf der andern Seite an der ernsthaften Neigung, zu einem Kompromiß zu gelangen.

Die Einnahme von Antwerpen scheint nun doch einen kleinen Umschwung in der Stimmung der belgischen Bevölkerung angebahnt zu haben. Wenigstens meldete die „Kölnische Zeitung“ aus Brüssel: „Hier ist eine starke Niedergeschlagenheit im Publikum bemerkbar geworden, seit Antwerpen gefallen ist und das so hoch bewertete militärische Eingreifen Englands sich als erfolglos erwiesen hat. Man will jetzt nicht einmal mehr den amtlichen französischen Kriegsberichten Glauben schenken, wie inbrünstig man auch auf den Sieg der Franzosen und Engländer bei dem gewaltigen Ringen an der belgischen Grenze hofft. Im übrigen hütet man sich vor jeder öffentlichen Kundgebung deutschfeindlicher Gefühle, zumal allen klar wird, daß die Militär- und Zivilverwaltung alles aufbietet, um Not und Elend vom Land fernzuhalten.“

### Die ersten Aufgaben der deutschen Verwaltung

Ueber die Probleme, die der deutschen Verwaltung in Belgien gestellt sind, schreibt die „Frankfurter Zeitung“: „Die Einrichtung eines sogenannten Generalgouvernements für besetzte feindliche Gebiete ist eine zur Kriegführung gehörige Notwendigkeit. Denn diese Gebiete werden in der Regel von den Spitzen der einheimischen Behörden verlassen und stehen außer Verbindung mit der zentralen Landesregierung. Für die obernde Macht erwächst daraus die moralische Verpflichtung, die Bevölkerung nicht in einem anarchischen Zustande dahinleben zu lassen. Da die Militärbehörden nur im Interesse der militärischen Operationen tätig sein können, muß also eine besondere Zivilverwaltung geschaffen werden, die alle Bereiche des öffentlichen Lebens umfaßt. In Belgien wurde unter der Leitung des Generalfeldmarschalls von der Goltz ein Generalgouvernement eingerichtet, dem einerseits die Militärgouverneure der einzelnen Städte und Provinzen, anderseits die Zivilverwaltungen unterstehen. Die Befugnisse der Militärgouverneure erstrecken sich im wesentlichen auf das Verhältnis des Okkupationsheeres zu der Bevölkerung. Sie ordnen also in der Hauptsache das Requisitionswesen und die Maßnahmen zur öffentlichen Sicherheit mit Einschluß der Feldgerichte.“

Die Aufgabe der Zivilverwaltung besteht in der Wiederbelebung der öffentlichen Dienste, die zuvor von der einheimischen Regierung geleitet und geleistet worden sind. Dabei kann es sich nicht darum handeln, von Grund aus neu zu schaffen. Denn dafür müßte ein ungeheurer Stab von heimischen Beamten aller Rangklassen mitgebracht wer-

den, denen immer noch die erforderliche Kenntnis der lokalen Verhältnisse fehlen würde. Es kommt also darauf an, aus den vorhandenen Resten des staatlichen Organismus einen *Notbau* aufzuführen und ihn so weit zu beaufsichtigen, daß er nicht gegen die deutschen Interessen mißbraucht werden kann. In Belgien sind eigentlich nur die Spitzen der einzelnen Verwaltungszweige flüchtig geworden. Die Ministerien waren mit dem belgischen Heere in das belagerte Antwerpen übergesiedelt. Die mittleren und unteren Beamten sind, soweit sie nicht zum belgischen Heeresdienst einrückten, meist an Ort und Stelle verblieben. Die deutsche Zivilverwaltung muß nun versuchen, mit Hilfe dieser Beamten das öffentliche Leben in Gang zu bringen.

Was zunächst die reinen Verwaltungsbehörden betrifft, so treten die Militärgouvernements für einen großen Teil des Verwaltungsbereiches ein, nämlich für die Aufrechterhaltung der öffentlichen Sicherheit. Sie organisieren die Polizei und bedienen sich dazu der belgischen „garde civique“, wo diese sich dazu bereit erklärte, natürlich stets unter der Ueberwachung durch deutsche Truppen. Für den ganzen übrigen Bereich der Zivilverwaltung ist ein „Verwaltungschef beim Generalgouvernement“ als verantwortlicher Leiter eingesetzt worden. Der Posten wurde dem Regierungspräsidenten von Aachen v. Sandt übertragen (vgl. I, S. 224). Unter ihm arbeitet ein Stab höherer Beamten in den einzelnen Ressorts. Ein in drei Sprachen (deutsch, französisch, flämisch) erscheinendes „Gesetz- und Verordnungsblatt für die okkupierten Gebiete Belgiens“ ersetzt das fehlende belgische Amtsblatt.

Die einheimischen Verwaltungsbeamten in der Provinz sind ziemlich ausnahmslos auf ihren Posten verblieben. Sie können überall, wo die Militärbehörde nicht an ihre Stelle tritt, ruhig ihre Tätigkeit ausüben. Genau so verhält es sich mit der Rechtspflege. Nach der ersten Ueberraschung haben sich die Staatsanwaltschaften und die Gerichte wieder konstituiert.

Die Finanz- und Steuerbehörden haben ebenfalls angefangen, ihren Dienst aufzunehmen. Hier ist die Ueberwachung durch deutsche Beamte natürlich strenger, da die eingehenden Gelder nicht an die belgische Regierung ausgeliefert werden dürfen. Die Einkünfte sollen nun dazu dienen, die Kosten des ganzen Verwaltungsapparates zu decken. Auf diesem Gebiete ist die Mitarbeit der belgischen Beamten am notwendigsten, denn es wäre schwer, für die Deutschen neue Steuerrollen anzulegen. Auch die indirekten Steuern und Zölle werden in der bisherigen Weise eingezogen. In der zollpolitischen Stellung Belgiens wurde durch die Okkupation und die Errichtung eines deutschen Generalgouvernements nichts geändert. Belgien gilt Deutschland gegenüber zollpolitisch als Ausland.

Post und Telegraph greifen am tiefsten in die militärischen Interessen ein und leiden darum noch am meisten. Die deutschen Postämter in Lüttich und Namur dienen in erster Linie der Feldpost. In Brüssel haben sich bei der geplanten Errichtung eines allgemein zugänglichen Postdienstes Schwierigkeiten ergeben. Die unteren Beamten sind nicht geneigt, mit der deutschen Verwaltung zusammenzuarbeiten. Bisher bestand in Brüssel ein lokaler Dienst mit drei Verteilungen am Tag. Die Postämter selbst waren zwar geschlossen, aber die Briefträger hatten einen Vorrat von Briefmarken. Diesen Rest der belgischen Organisation wollte man an die deutsche Post anschließen, aber die Verhandlungen sind noch nicht zu einem Abschluß gediehen. Von deutscher Seite aus will man den Postdienst auf das ganze okkupierte Gebiet ausdehnen, natürlich unter den Einschränkungen, die das militärische Interesse gebietet (offene Briefe usw.). Zur Frankierung sollen die deutschen Briefmarken mit einem Aufdruck in belgischer Währung verwendet werden. Auch die bisherigen Tarife sollen beibehalten werden. Für Privattelegramme sah man eine Höchstzahl von 15 Worten vor.

Zu den bisher getroffenen Verwaltungsmaßnahmen gehört auch die Beaufsichtigung der Banken. Es wurde ihnen untersagt, nach dem feindlichen Auslande und dem nicht okkupierten Belgien neue Geschäfte zu machen. Sie dürfen nur die im Gang befindlichen Geschäfte abwickeln. Die Banque Nationale ist durch die Flucht des Vorstandes ein Rumpfinstitut geworden. Aber sie hat, von der Notwendigkeit gedrängt, sich dazu verstehen müssen, den Kleingeldverkehr zu erleichtern. Den Geldwechsel besorgt noch immer ausschließlich die Filiale der Deutschen Bank, und zwar zu dem Satz von 125 Franken für 100 Mark. Man hält an diesem Satz fest, obwohl er auf die Dauer nicht dem wirklichen Verhältnis der Valuten entspricht.

Die Heranziehung der belgischen Behörden beruht auf der Voraussetzung, daß die einheimischen Beamten nicht gegen die deutschen Interessen arbeiten. Sie müssen einen entsprechenden Revers unterschreiben, der die genaue Ueberwachung ihrer Tätigkeit freilich nicht überflüssig machen kann.

Das am schwersten zu lösende Problem bleibt die Behandlung der Presse. Die deutschen Behörden müssen selbstverständlich das Recht der Zensur beanspruchen. Der „Ami du Peuple“ in Namur hat sich zuerst unterworfen, die bekannten Brüsseler Blätter waren zum Teil nach Gent und Ostende ausgewandert, zum Teil einfach von der Bildfläche verschwunden. Die Militärbehörde übt eine strenge Kontrolle gegen die Einschmuggelung dieser Blätter nach Brüssel oder dem übrigen okkupierten Belgien. Das Netz ist allerdings noch nicht dicht genug, um den Schmuggel vollkommen zu unterbinden. Da diese Blätter jedoch sehr teuer verkauft werden (1 Fr. für die Nummer), sind die Brüsseler nun tatsächlich ohne Zeitungen, und einige Neugründungen, wie „Dernières Nouvelles“, der „Brugellois“ und der „Quotidien“ suchen dem Bedürfnis nach Nachrichten entgegenzukommen. Sie unterwerfen sich der deutschen Zensur und begegnen darum dem Mißtrauen der Bevölkerung, die allerdings doch mehr und mehr von diesen einzigen Nachrichtenquellen erwirbt. Vielleicht entschließt sich die eine oder andere der früheren Brüsseler Zeitungen doch, ihrem alten Leserkreis unter den neuen Verhältnissen dienstbar zu werden und wieder in Brüssel zu erscheinen.“

Die wirtschaftliche Lage des Landes ist immer noch anormal, wenn auch eine Hungersnot nicht zu erwarten ist. Der „Nieuwe Rotterdamse Courant“ veröffentlicht eine Unterredung eines seiner Mitarbeiter mit einem deutschen Diplomaten aus dem Haag, der folgendes zu entnehmen ist: „Die noch vorhandenen ökonomischen Mißstände werden verschwinden, sobald die zurückgekehrte Bevölkerung den Landanbau wieder in Angriff nimmt. Soweit in Belgien jetzt von Schwierigkeiten in der Beschaffung von Lebensmitteln die Rede sein kann, handelt es sich bloß um den Mangel an Geld, an Verdienst, um Lebensmittel zu kaufen. Außerdem mangeln die Verkehrsmittel. In beiden Beziehungen trägt aber die belgische Bevölkerung und die belgische Regierung die Schuld. Infolge des Verbotes ihrer höheren Vorgesetzten arbeiten die belgischen Eisenbahn-, Post- und Telegraphenbeamten nicht, was für das deutsche Heer und die deutsche Besatzung ohne Bedeutung ist, der Bevölkerung aber einen um so größeren Schaden bringt. Das Verbot kann mit patriotischen Gesichtspunkten nicht gerechtfertigt werden, denn belgische Eisenbahnbeamte würden bei Militärtransporten so wie so nicht gebraucht werden. Nun verdient die Bevölkerung gar nichts, hat also kein Geld. Die belgischen Arbeiter in den Waffenfabriken wollen grundsätzlich nicht für die deutsche Armee arbeiten (vgl. I, S. 227), aber auch nicht in anderen Fabriken. Dieser Patriotismus mag erklärlich sein, das Resultat ist aber: kein Verdienst, kein Geld, um so mehr als man doch nicht verlangen kann, daß die Deutschen für die belgische Armee Waffen oder anderes Kriegsmaterial verfertigen lassen. Die einzige Arbeit aber, für die in dieser Zeit viel Geld ausgegeben wird, ist die, welche dem Heere zugute kommt. Die Frage ist sicher

sehr schwierig, da die Belgier wissen, daß man sie nicht verhungern läßt. Nichtsdestoweniger kann man doch nicht von Unterstützungen leben und darum ist es eine Hauptsache für Belgien, daß es wieder zu arbeiten beginnt. Zeichen einer erfreulichen Veränderung sind allerdings schon wahrzunehmen.“

Die deutsche Zivilverwaltung hat es von Anfang an als ihre besondere Aufgabe betrachtet, die belgische Industrie, zunächst soweit sie nicht unmittelbar mit den Heeresbedürfnissen in Zusammenhang steht, neu zu beleben. Der Geheime Oberberggrat Bornhardt vom Handelsministerium in Berlin und Bergassessor Dr. Scheffer aus Dortmund sind mit der Leitung dieses Zivilverwaltungszweiges betraut. Es handelte sich zuerst darum, den *Kohlenbergbau* wieder in Betrieb zu bringen. Da man bei den Unternehmern auf Bereitwilligkeit stieß, war es nicht nötig, besondere Maßregeln zu ergreifen. Man überließ auch die Aufsicht und die Verantwortung für den Betrieb den belgischen Bergbehörden. Die Zivilverwaltung richtete ihr Bemühen hauptsächlich auf die Schaffung von Transportmöglichkeiten. Da die Eisenbahnen vollkommen von den Militärbehörden mit Beschlag belegt wurden und selbstverständlich zunächst den militärischen Interessen dienen, mußte durch Verhandlungen mit dem Militärgouvernement die Einrichtung von Gütertransporten durchgesetzt werden. Die Militärbehörden zeigten großes Entgegenkommen. Man erreichte auch, daß die Vizinalbahnen ihren Betrieb zum großen Teil wieder aufnahmen. Ferner wurde der im Umbau befindliche Kanal Charleroi-Brüssel wieder geöffnet. So wird Brüssel, das vor der Kohlennot stand, für den Winter ausreichend mit Kohle versorgt werden. Denn in den Bezirken von Lüttich, Charleroi und Mons haben die meisten Zechen die Förderung wieder aufgenommen. Das Rheinisch-Westfälische Kohlsyndikat, das bisher eine Niederlage in Antwerpen hatte und Belgien hauptsächlich mit Gaskohle versah, hat ein neues Bureau in Lüttich errichtet.

Die Kohlenversorgung interessiert besonders auch die *Zuckerfabriken*, die durchweg geneigt sind, die Arbeit aufzunehmen, da sie eine gute Ernte haben. Ihre Hoffnungen werden kaum enttäuscht werden. Die Rohstoff-Versorgung aller übrigen Industrien wird ebenfalls von der Zivilverwaltung ins Auge gefaßt. Die Militärverwaltung hat zwar alle Vorräte, die sie braucht, beschlagnahmt. Aber es sind Verhandlungen im Gange, um die Ueberschüsse der Privatindustrie zugänglich zu machen.

Die deutsche Regierung hat mit ihrem raschen Eingreifen jedenfalls etwas geleistet, was in keinem früheren Krieg geleistet wurde. Einen Monat nach der Besetzung des Landes fängt man bereits auf den verschiedensten Gebieten wieder an, die verlassene Tätigkeit neu aufzunehmen. Der Erfolg wurde leider bedeutend beeinträchtigt durch einen Aufruf der belgischen Regierung an die jungen Belgier, sich zum Kriegsdienst zu melden. Der belgischen Armee hat der Aufruf nichts genützt, aber dem Lande hat er sehr geschadet. Die deutschen Behörden begegneten ihm durch eine Proklamation, die in der Lütticher Fassung folgendermaßen lautet: „Eingegangenen Nachrichten zufolge beabsichtigt die belgische Regierung drei weitere Jahrgänge zur Armee einzuziehen. Diese Einziehung ist auf Befehl des deutschen Generalgouverneurs zu verhindern. Ich bestimme daher, daß die belgischen Behörden sich jeder Mitwirkung bei dieser Einziehung enthalten und daß sie die Listen der Wehrpflichtigen sofort an das Gouvernement Lüttich einsenden. Widrigensfalls erfolgt Beschlagnahme und, wenn die erwähnten Listen nicht bis zum 5. Oktober hier eingehen, Bestrafung der verantwortlichen belgischen Beamten. Den belgischen Wehrpflichtigen wird es verboten, den an sie etwa ergangenen oder noch ergehenden Einberufungen Folge zu leisten. Zuwiderhandlungen gegen diesen Befehl haben strenge Bestrafungen zur Folge, und auch die Angehörigen der belgischen Wehrpflichtigen werden zur Verantwortung gezogen werden, sobald sie die Gestellung nicht verhindern.“

## Kleine Meldungen

## 29. September.

Durch Verfügung des deutschen Generalgouvernements ist das vom König der Belgier vor Ausbruch des Krieges erlassene Moratorium bis zum 31. Oktober verlängert worden.

## 5. Oktober.

Die deutsche Untersuchungskommission der belgischen Greuelthaten an Deutschen in Belgien hat ihre Feststellungen in den von Deutschen besetzten Teilen Belgiens vorläufig abgeschlossen. Die Kommission hat vornehmlich Aussagen von Belgiern gesammelt, aus denen hervorgeht, daß die Meuchelmorde in Löwen und anderen Orten auf direkte Veranlassung von Antwerpen aus erfolgt sind, daß die belgischen Zivilbehörden die Angriffe auf deutsche Truppen, die sich in den Quartieren zur Ruhe niedergelegt hatten, ausdrücklich angeordnet haben, und daß die belgischen Behörden der Zivilbevölkerung Preise auf die Köpfe der deutschen Truppen zugesichert hatten.

## 6. Oktober.

Eine Verordnung des Generalgouverneurs für die besetzten Gebiete Belgiens bestimmt die Annahmepflicht deutschen Geldes in Belgien und setzt für die Mark einen Mindestkurs von 1,25 Frs. fest. Durch die einmarschierenden Truppen war viel deutsches Geld nach Belgien gekommen, das die Bevölkerung in Francs umzutauschen suchte. Hierdurch entstand eine starke Nachfrage nach Francs, die um so schwerer befriedigt werden konnte, als die belgische Nationalbank, die ihre Notenpresse nach Antwerpen gebracht hatte, in Brüssel erst nach längerer Zwischenzeit Noten herausgeben konnte. Auch in Deutschland entstand eine starke Nachfrage nach belgischen Francs, vor allem infolge des Bedarfs der nach Belgien ziehenden Truppen und der starken industriellen Bezüge aus Belgien. So ergab sich das eigentümliche Resultat, daß der belgische Franc der Mark gegenüber einen vorher nicht erreichten Höchstkurs erhielt, und dies zu einer Zeit, in der die belgische Nationalbank in eine kritische Situation geraten war. Um den durch vorübergehende Momente veranlaßten, den tatsächlichen dauernden Verhältnissen nicht entsprechenden Kursstand zu regeln, hat der Generalgouverneur nun die Annahmepflicht der Mark in Belgien erklärt und eine Mindestrelation zwischen Franc und Mark geschaffen, da eine feste Relation wegen der sich rasch ändernden Verhältnisse nicht angebracht erschien.

## 15. Oktober.

In Antwerpen fehlt es an Trinkwasser. Das einzige Wasserwerk, das die ganze Stadt versorgt, ist bei der Belagerung zerstört worden. Man hat zwar sofort mit der Ausbesserung begonnen und einige Berliner Wassertechniker telegraphisch herberufen, doch ist vor Ablauf einer Woche nicht an eine Versorgung Antwerpens mit zweifelsfreiem Wasser zu denken. Einstweilen nimmt man das Wasser der Schelde, filtriert es notdürftig und gibt es in homöopathischen Dosen ab.

## 16. Oktober.

In sämtlichen belgischen Bezirken mit alleiniger Ausnahme Ostendes sind deutsche Zivilverwaltungen eingesetzt worden.

## 19. Oktober.

Der Reichskommissär beim Seeamt in Hamburg Kontreadmiral Hudo Louvan ist zum Hafenkommendanten von Antwerpen und zum Kommandeur der Scheldebefestigungen ernannt worden. Zum Zivilgouverneur für Antwerpen wurde der Hamburger Senator Justus Strandes berufen. Der Hamburger Bankier Georg Behrens wurde gleichfalls der deutschen Verwaltung in Belgien zugeteilt.

Kontreadmiral L o u r a n gehörte der Marine 29½ Jahre an. Er trat Ostern 1882 ein und schied im November 1911 aus dem aktiven Seeoffizierkorps aus. 1899—1900 war er Kompagnieführer bei der Matrosenartillerie, 1901 Adjutant bei der Artillerie-Inspektion. Als Schiffskommandant befehligte er zunächst das Kanonenboot Wolf auf der westafrikanischen Station, in der Heimat das Küstenpanzerschiff Aegir, die Schulschiffe Moltke und Hertha, sowie das Linienschiff Schlesien. Nachdem er zur Disposition gestellt war, übernahm er den Posten des Reichskommissars beim Hamburger Seeamt und erwarb sich großes Vertrauen in der Handelsmarine.

Senator Justus S t r a n d e s ist ein Mann von sehr reichen kaufmännischen Erfahrungen, er ist besonders in der Kolonialwirtschaft und im Schiffsfahrtswesen gründlich bewandert. Er ist Chef der Hamburger Ueberseefirma Hansing u. Co., die in mehreren Ortschaften Ostafrikas Zweighäuser hat. Senator Strandes weilte selbst zwölf Jahre lang in Ostafrika, ehe er als Mitinhaber in seine Firma eintrat. Er gehört den Aufsichtsräten der Deutschen Ostafrika-Linie, der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, der Ostafrikanischen Eisenbahngesellschaft, der Deutsch-ostafrikanischen Bank und der Handelsbank für Ostafrika an. Ferner wirkte er im Vorstand der Deutschen Kolonialgesellschaft und des Kolonialwirtschaftlichen Komitees; er ist auch Mitglied des Kolonialamts. Hamburger Senator wurde Herr Strandes anfangs 1911. Seitdem gehört er der Senatskommission für das Eisenbahnwesen und der Deputation für Handel, Schifffahrt und Gewerbe an.

Herr Georg B e h r e n s, Teilhaber der Hamburger Bankfirma L. Behrens und Söhne, wird vornehmlich in Finanzfragen tätig sein und die Aufsicht über die belgischen Banken ausüben. Das alte Banthaus in Hamburg hat schon in der Vergangenheit mit Belgien nähere Beziehungen gehabt; der Vater des Herrn Georg Behrens war hamburgischer Generalkonsul des Königreichs Belgien.

#### 20. Oktober.

Die belgische Staatsregierung hat sämtliche Zahlungen und namentlich die Zahlungen für die Kupons der Staatsschuld eingestellt. Die deutsche Regierung zieht vom 1. Oktober ab die belgischen Steuern für eigene Rechnung ein.

Dazu schreibt die Wiener „Neue Freie Presse“: „Die belgische Scheinregierung mit dem Sitz in Havre hat es offenbar verschmäht, sich mit dem von Deutschland eingesetzten Gouverneur Freiherrn v. d. Goltz wenigstens so weit zu verständigen, daß die Frage hätte geprüft werden können, ob nicht für den finanziellen Dienst selbst in der Kriegszeit durch irgend ein Auskunftsmittel hätte gesorgt werden können. Sie hat die Zahlungen eingestellt, um die Bevölkerung noch mehr aufzuheizen und das von ihr verurschuldete Elend noch zu verschärfen und Mißstimmung zu verbreiten. Belgien hat schon vor dem Kriege eine sehr schlechte Finanzwirtschaft gehabt. Aber der Reichtum und die natürlichen Schätze des Landes sind außerordentlich groß, und gewiß wäre es möglich gewesen, über die Schwierigkeiten des Augenblicks durch eine schwebende Operation oder durch eine sonstige Vorkehrung hinwegzuhelfen. Die belgische Regierung steht jedoch ganz unter dem Einflusse des giftigen Hasses in England, und in dieser Verblendung schlägt sie die eigenen Bürger. Deutschland wird wohl auch die belgischen Finanzen selbst in die Hand nehmen müssen, und schlechter werden sie unter der Verwaltung der deutschen Gouverneure sicher nicht werden.“

#### 23. Oktober.

Feldmarschall Gouverneur v. d. Goltz besuchte den Bischof von Mecheln, Cardinal Mercier, der versprach, allen Einfluß daranzusetzen, um wieder geordnete Verhältnisse und Beruhigung in die weitaus überwiegend katholische Bevölkerung Belgiens zu bringen. Während der Unterredung klärte der Bischof das Mißverständnis auf, das von deutscher Seite einige Zeit über das Auftreten der belgischen Geistlichkeit bestand. Ueberhaupt haben sich für die in vielen Feldpostbriefen ausgesprochene Beschuldigung, belgische Geistliche hätten sich am Francireurkrieg beteiligt, offenbar keine stichhaltigen Beweise erbringen lassen. Soweit wir derartige Briefstellen in unsere Chronik aufgenommen hatten, — z. B. bei der Schilderung der Ereignisse in Löwen und Andenne, — sind sie in den neueren Drucken beseitigt.

# Das Ringen im Osten bis zur Neu- gruppierung der verbündeten Heere

## Gesamtüberblick über die Kämpfe

### Generalstabsmeldungen

(Die deutschen und österreichisch-ungarischen Meldungen sind vollzählig wiedergegeben, eine Auslese russischer Meldungen ist zur Ergänzung eingefügt. Vgl. Uebersichtskarte Bd. I S. 96.)

#### 18. September.

Deutsche Meldung: Das Ostheer setzt seine Operationen im Gouvernement Suwalki fort; Teile gehen gegen die Festung Dso wice vor.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die Neugruppierung unseres Heeres auf dem galizischen Kriegsschauplatz ist im Zuge. Ein isoliertes Vorgehen einer russischen Infanteriedivision am 17. September wurde blutig abgewiesen. Der ostseitige kleine feldmäßige Brückenkopf Sienjawa, unsererseits nur von sehr schwachen Abteilungen heldenmütig verteidigt, zwang die Russen zur Entfaltung zweier Korps und schwerer Artillerie. Als die Befestigungen ihre Aufgabe erfüllt hatten, wurden sie freiwillig geräumt.

#### 19. September.

Deutsche Meldung: Die vierte finnländische Schützenbrigade wurde bei Augustow geschlagen. Bei dem Vorgehen gegen Dso wice wurden Grajewo und Szcuczyn nach kurzem Kampf genommen.

#### 26. September.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die nach der Schlacht von Lemberg eingeleitete Versammlung unserer Streitkräfte in einem Raume westlich des San (vgl. S. 3) hat nicht nur der Ententepresse Veranlassung zu den böswilligsten Erfindungen und lächerlichsten Kommentaren gegeben, sondern auch anderwärts unrichtige Vorstellungen über die Lage unseres Heeres hervorgerufen. Demgegenüber muß darauf hingewiesen werden, daß die erwähnte Versammlung durchaus freiwillig erfolgt, wofür als Beweis nur angeführt sei, daß sie der Gegner nirgends zu stören vermochte oder versuchte. Feindlicherseits aufgestellte Behauptungen über Erfolge an der Sanlinie sind ganz unwahr. Es handelt sich lediglich um einzelne, mit großem Aufwand an Truppen, schwerem Geschütz und Munition inszenierte Bombardements gegen feldmäßig gesicherte und schwach besetzte Uebergangsstellen, die nach Erfüllung ihres Zweckes und Sprengung der Brücken freiwillig geräumt wurden. Die aus London stammende Nachricht vom Falle zweier Forts von Przemysl ist ganz aus der Luft gegriffen.

#### 28. September.

Deutsche Meldung: Russische Vorstöße, die über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki erfolgten, sind gescheitert. Gegen Dso wice trat schwere Artillerie in Kampf.

#### 29. September.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Angesichts der von den verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräften eingeleiteten neuen Operation sind beiderseits der Weichsel rückgängige Bewegungen des Feindes im Zuge. Starke russische Kavallerie wurde von uns bei Biecz zersprengt. Nördlich der Weichsel werden mehrere feindliche Kavalleriedivisionen vor den verbündeten Armeen hergetrieben.

#### 2. Oktober.

Deutsche Meldung: Ein Vormarsch russischer Kräfte über den Njemen gegen das Gouvernement Suwalki scheint bevorzustehen.

**3. Oktober.**

Deutsche Meldung: Das III. sibirische und Teile des feindlichen XXII. Armeekorps, die sich auf dem linken Flügel der über den Njemen vordringenden russischen Armeen befinden, sind nach zweitägigem erbittertem Kampfe bei Augustowo geschlagen worden. 3000 Gefangene, 18 Geschütze, darunter eine schwere Batterie, und viele Maschinengewehre, Fahrzeuge und Pferde sind erbeutet worden.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Das Kriegspressequartier hat in mehreren Gruppen den Vormarsch angetreten, um Zeuge der Vorgänge in der Front zu sein.

**4. Oktober.**

Deutsche Meldung: In Polen gewannen die gegen die Weichsel vorgehenden deutschen Kräfte Fühlung mit den russischen Truppen.

Russische Meldung: Die Schlacht bei Augustowo dauerte zwei Tage. Es wurde mit äußerster Erbitterung gekämpft. Der Feind verteidigte sich aus den Stellungen nördlich vom Wigrysee, machte einen Angriff bei Raczka und Zorzimene und suchte die westlichen Ausgänge und Wälder von Augustowo ab. Eine deutsche Reiterdivision suchte die Offensive der russischen Reiterei einzuhalten. Der Kampf spielte sich in der Nacht ab.

Auf dem rechten Weichselufer fand ein kleines Gefecht statt.

Die letzten deutschen Operationen waren besonders energisch. Sie wollten Wilna unter Umgehung von Rowno erreichen. Die Russen gingen zunächst zurück, machten dann aber einen Gegenangriff. Der Zusammenstoß war furchtbar.

**5. Oktober.**

Deutsche Meldung: In Russisch-Polen vertrieben deutsche Truppen am 4. Oktober die russische Gardeschützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Spatow und Dstrowiec und nahmen ihr etwa 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre ab. Am 5. Oktober wurden zwei und eine halbe russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserven von Zwangorod bei Radom angegriffen und auf Zwangorod zurückgeworfen.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Die Operationen in Russisch-Polen und Galizien schreiten günstig vorwärts. Schulter an Schulter kämpfend warfen deutsche und österreichisch-ungarische Truppen den Feind von Spatow und Klimontow gegen die Weichsel zurück.

In den Karpathen wurden die Russen am Uzsoker Paß vollständig geschlagen.

**6. Oktober.**

Deutsche Meldung: Der russische Vormarsch gegen Ostpreußen wurde im Gouvernement Suwalki zum Stehen gebracht. Bei Suwalki wird der Feind erfolgreich angegriffen.

Oesterreichisch-ungarische Meldung: Das plötzliche Vordringen der deutschen und österreichisch-ungarischen Streitkräfte in Russisch-Polen scheint die Russen vollständig überrascht zu haben. Sie verschoben zwar starke Kräfte aus Galizien nach Norden, wurden jedoch bei ihrem Versuche, die Weichsel in der Richtung Spatow zu überschreiten, von den Verbündeten über den Fluß zurückgeworfen. Unsere Truppen haben den russischen Brückenkopf bei Sandomir erobert.

In Galizien rücken wir planmäßig vor. Bei Tarnobrzeg wurde eine russische Infanteriedivision unsererseits geworfen.

**7. Oktober.**

Deutsche Meldung: Der Angriff der Russen im Gouvernement Suwalki ist abgewiesen. Die Russen verloren 2700 Gefangene und neun Maschinengewehre.

In Polen wurden in kleinen erfolgreichen Gefechten westlich Zwangorod 4800 Gefangene gemacht.

**Österreichisch-ungarische Meldung:** Unsere Offensive erreichte auch am 6. Oktober, da und dort unter kleineren Gefechten, überall ihre Ziele. Laut Meldung eines in kühnem Fluge aus Przemyśl zurückgekehrten Generalstabsoffiziers wird die Verteidigung der Festung von der kampfbegeisterten Besatzung mit größter Tätigkeit und Umsicht geführt. Mehrere Ausfälle drängten die feindlichen Linien zurück und brachten zahlreiche Gefangene ein. Alle Angriffe der Russen brachen unter furchtbaren Verlusten im Feuer der Festungswerke zusammen.

In den Karpathen steht westlich des Byzstower Sattels kein Feind mehr. Bei Marmaros—Sziget wurde der eingebrochene Gegner geschlagen; die Stadt gelangte in der vergangenen Nacht wieder in unseren Besitz.

**Russische Meldung:** An der Grenze von Ostpreußen setzen die Deutschen, die Verstärkungen von Königsberg her erhalten haben, ihren hartnäckigen Widerstand in einer Linie zwischen Wladislawow und Raczka fort, indem sie den Engpaß zwischen den Seen und Sümpfen im Flußgebiet der Tschernogensha ausnützen.

Jenseits der Weichsel werden Vorhutgefechte aus der Gegend von Spatow und Sandomir gemeldet.

In den Karpathen und westlich von dem Fluß San wurde eine österreichische Abteilung geschlagen. Wir haben ihr Maschinengewehre und Gefangene abgenommen.

#### 8. Oktober.

**Deutsche Meldung:** Eine von Lomsha heranmarschierende russische Kolonne erreichte Lych.

**Österreichisch-ungarische Meldung:** Im weiteren Vordringen unserer Truppen wurde der Feind an der Chaussee nach Przemyśl bei Barycz (westlich von Dhnow) geworfen und auch Rzeszow wiedergewonnen, wo Geschütze erbeutet wurden. Im Weichsel—San—Winkel nahmen wir den flüchtenden Russen viele Gefangene und Fuhrwerke ab. Erneute heftige Angriffe auf Przemyśl wurden glänzend abgeschlagen. Der Feind hatte viele tausend Tote und Verwundete.

In den siegreichen Kämpfen bei Marmaros—Sziget wetteiferten ungarischer und ostgalizischer Landsturm sowie polnische Legionäre an Tapferkeit.

#### 9. Oktober.

**Österreichisch-ungarische Meldung:** Unser Vorrücken zwang die Russen, in ihren vergeblichen Anstrengungen gegen Przemyśl, die in der Nacht auf den 8. Oktober ihren Höhepunkt erreichten und die Stürmenden ungeheure Opfer kosteten, nachzulassen. Am Vormittag wurde das Artilleriefeuer gegen die Festung schwächer und der Angreifer begann, Teile seiner Kräfte zurückzunehmen. Bei Lancut stellte sich unseren vordringenden Kolonnen starker Feind zum Kampfe, der noch andauert. Aus Rozadow ist der Gegner bereits vertrieben.

Auch in den Karpathen steht es gut. Der Rückzug des Feindes aus dem Marmaroser Komitat artet in Flucht aus. Bei Bocklo wurde eine starke Kosakenabteilung zersprengt. In diesen Kämpfen zeichnete sich auch das ukrainische Freiwilligenkorps aus. Unser Vorrücken über den Beskid- und Bereckepaß ist im Fortschreiten gegen Slawsko und Tucholka. Der vom Ussolerpaß geworfene Feind wird über Turka weiter gedrängt.

**Russische Meldung:** Am 8. Oktober fuhren unsere Truppen auf der ostpreußischen Front fort, den Feind zu verdrängen, der zwei Gruppen von Kämpfenden gebildet hatte. Die erste operierte in der Gegend von Wladislawow. Unsere Truppen vertrieben sie von Wladislawow, jedoch behaupteten diese Gruppen ihre Positionen östlich und südlich von Wirballen. Die sehr starke zweite feindliche Gruppe hat in der Gegend von Bakalarschew einen energischen Kampf begonnen. Am 8. Oktober morgens begannen wir eine sehr energische Offensive gegen ihre Front. Der Feind, der

sich mit starken Nachtruppen deckt, sucht, wie es scheint, aus dem Kampfbereich herauszukommen. Unsere Truppen bemächtigten sich in erfolgreichen Sturmangriffen der Stellungen, wo der Feind sich nacheinander zu halten versuchte. Wir haben *Łódź* besetzt. Unsere Offensive auf der ganzen Front wird energisch weitergeführt.

#### 10. Oktober.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Am 9. Oktober versuchte der Feind noch einen Sturm auf die Südostfront von *Przemysl*, den die Besatzung wieder unter schweren Verlusten des Angreifers abwies; dann wurden die rückgängigen Bewegungen der Russen vor der Festung allgemein. Die Westfront mußten sie vollständig räumen; unsere Kavallerie ist dort bereits eingeritten. Der durch die Schnelligkeit der Operationen in Russisch-Polen und Galizien verwirrte Gegner versuchte zwar, seinen Angriff auf die Festung durch Hinausschieben von Heeresteilen gegen Westen zu decken, vermochte aber unseren heraneilenden Armeen nirgends standzuhalten. Die fünf bis sechs russischen Infanteriedivisionen, die sich bei *Lancut* stellten, sind auf fluchtartigem Rückzuge gegen den *San*. Ebenso wurden eine Kosakendivision und eine Infanteriebrigade, die östlich von *Dhno* eine verstärkte Stellung innehatten, nach kurzem Widerstande zurückgeworfen. Unsere Truppen sind dem Gegner überall an den Fersen.

Auch *Ungarn* dürfte von den noch in den Komitaten *Marmaros* und *Beszkercze-Naszod* herumirrenden feindlichen Abteilungen bald gänzlich geäubert sein.

**Russische Meldung:** Die Deutschen haben durch Brückensprengungen den russischen Vormarsch bei *Łódź* zum Stehen gebracht.

#### 11. Oktober.

**Deutsche Meldung:** Im Norden wurden alle Angriffe der ersten und zehnten russischen Armee gegen Ostpreußen am 9. und 10. Oktober zurückgeschlagen. Auch ein Umfassungsversuch der Russen über *Schirwindt* wurde abgewiesen. Dabei wurden 1000 russische Gefangene gemacht.

In Südpolen erreichten die Spitzen unserer Armeen die *Weichsel*. Bei *Grojec*, südlich *Warschau*, fielen 2000 Mann des 2. sibirischen Armeekorps in unsere Hände.

Russische amtliche Nachrichten über einen großen russischen Sieg bei *Augustow-Suwalki* sind Erfindung. Wie hoch amtliche russische Nachrichten einzuschätzen sind, zeigt die Tatsache, daß über die gewaltigen Niederlagen bei *Tannenbergl* und *Insterburg* keine amtlichen russischen Nachrichten veröffentlicht wurden.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Unser rasches Vorgehen an der *San* hat *Przemysl* von der feindlichen Umklammerung befreit. Unsere Truppen rückten in die Festung ein. Wo sich die Russen noch stellten, wurden sie angegriffen und geschlagen. Bei ihrer Flucht gegen die Flußübergänge von *Sienawa* und *Lezajsk* fielen massenhaft Gefangene in unsere Hände.

**Russische Meldung:** Auf dem linken *Weichselufer* haben Kämpfe in der Richtung auf *Zwangozod* und *Warschau* begonnen.

#### 12. Oktober.

**Deutsche Meldung:** Auf dem ostpreußischen Kriegsschauplatz verlief der 11. Oktober im allgemeinen ruhig. Am 12. Oktober wurde ein erneuter Umfassungsversuch der Russen bei *Schirwindt* abgewiesen.

In Südpolen wurden russische Vortruppen südlich von *Warschau* durch unsere Truppen zurückgeworfen. Ein Uebergangsversuch der Russen über die *Weichsel*, südlich von *Zwangozod*, wurde unter Verlusten für die Russen verhindert.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Unsere Offensive hat unter vielenfachen, für unsere Truppen durchwegs siegreichen Kämpfen den *San* erreicht. Der Entschluß der Festung *Przemysl* ist vollzogen. Nördlich und südlich der Festung werden

die Reste der feindlichen Einschließungsarmee angegriffen. Jaroslau und Lezajsk sind in unserem Besitze. Von Sienawa geht starker Feind zurück. Westlich von Chyrow schreitet unser Angriff gleichfalls fort.

In Russisch-Polen wurden alle Versuche starker russischer Kräfte, die Weichsel aus und südlich von Zwangorod zu überschreiten, abgeschlagen.

### 13. Oktober.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Am 12. Oktober schlugen unsere gegen Przemysl anrückenden Kräfte, unterstützt durch einen Ausfall der Besatzung, die Einschließungstruppen derart zurück, daß der Feind jetzt nur mehr vor der Ostfront der Festung hält. Bei seinem Rückzuge stürzten mehrere Kriegsbrücken nächst Sosnica ein; viele Russen ertranken im San. Der Kampf östlich von Chyrow dauert noch an. Eine Kosakendivision wurde von unserer Kavallerie gegen Drohobycz geworfen.

In den durch sehr ungünstige Witterung und schlechte Wegverhältnisse außerordentlich erschwerten Märschen und Kämpfen der letzten Wochen hat sich die Leistungsfähigkeit unserer braven Truppen neuerdings glänzend bewährt.

### 14. Oktober.

**Deutsche Meldung:** Bei Schirwindt, wo die Russen geworfen wurden, haben sie 3000 Gefangene, 26 Geschütze und zwölf Maschinengewehre verloren. Lych ist wieder in unserem Besitze. Biella ist vom Feind geräumt.

Weiter südlich sind beim Zurückwerfen der russischen Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene und 25 Geschütze erbeutet worden.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** In der Linie Starh-Sambor-Medyka sind befestigte Stellungen des Feindes. Unsere Truppen greifen an. Diese Kämpfe nehmen an Ausdehnung zu.

In den Karpathen nahmen wir Toronja nach viertägigen Kämpfen und verfolgen die Russen gegen Wyszko. Kleinere erfolgreiche Gefechte mit zurückgehenden feindlichen Abteilungen fanden auch im Bissotale statt.

### 15. Oktober.

**Deutsche Meldung:** Der mit starken Kräften unternommene russische Vorstoß auf Ostpreußen ist als gescheitert anzusehen. Die Russen versuchten am 14. Oktober sich wieder in den Besitz von Lych zu setzen. Die Angriffe wurden zurückgewiesen. 800 Gefangene, ein Geschütz und drei Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Der Angriff unserer in Polen Schulter an Schulter mit dem österreichischen Heere kämpfenden Truppen befindet sich im Fortschreiten. Unsere Truppen stehen vor Warschau. Ein mit etwa acht Armeekorps aus der Linie Zwangorod-Warschau über die Weichsel unternommener russischer Vorstoß wurde auf der ganzen Linie unter schweren Verlusten für die Russen zurückgeworfen. Die in russischen Zeitungen verbreiteten Berichte über erbeutete deutsche Geschütze entbehren jeder Begründung.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Am 14. Oktober eroberten unsere Truppen die befestigten Höhen von Starasol. Auch gegen Starh-Sambor gewann unser Angriff Raum.

Nördlich des Strwiaz haben wir eine Reihe von Höhen bis zur Südfront von Przemysl im Besitze. Am San, flußabwärts der Festung, wird gleichfalls gekämpft.

Unsere Verfolgung des Feindes über die Karpathen erreichte Wyszko und Stole.

### 16. Oktober.

**Deutsche Meldung:** Im Gouvernement Suwalki verhielten sich die Russen ruhig. Die Zahl der bei Schirwindt eingebrachten Gefangenen erhöhte sich auf 4000, auch wurden noch einige Geschütze genommen. Die Kämpfe bei Warschau dauern fort.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Die Kämpfe an unserer ganzen Front von Starh-Sambor bis zur Sanmündung dauerten auch gestern an. In der Marmaramos nahmen unsere den Feind verfolgenden Abteilungen Ra ho in Besitz. Im Tale der Schwarzen Bistrika ziehen sich die Russen, von unseren Truppen bei Rafailowa geschlagen, gegen Zielona zurück.

**Russische Meldung:** An der ostpreussischen Front kam es zu kleinen Zusammenstößen. An der mittleren Weichsel und in Galizien sind die Heere Oesterreich-Ungarns und Deutschlands am 15. Oktober auf der ganzen Linie zum Angriff übergegangen.

**17. Oktober.**  
**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Sowohl die in der Linie Starh-Sambor—Medyka und am San entbrannte Schlacht als auch unsere Operationen gegen den Dnjestr nehmen einen guten Verlauf. Nördlich Wyszko wurden die Russen abermals angegriffen und geworfen. Bei Synowodsko forcierten unsere Truppen den Strujß, gewannen die Höhen nördlich des Ortes und nahmen die Verfolgung des Feindes auf. Ebenso gelangten die Höhen nördlich von Podbuz und südöstlich von Starh-Sambor nach hartnäckigen Kämpfen in unseren Besitz. Auch nördlich des Strwiazflusses schreitet unser Angriff vorwärts. Nördlich Przemysl begannen wir bereits auf dem östlichen Sanufer festen Fuß zu fassen. Die Zahl der während unserer jetzigen Offensive gemachten Gefangenen läßt sich natürlich noch nicht annähernd übersehen; nach den bisherigen Meldungen sind es schon mehr als 15 000.

In Russisch-Polen schlugen unsere Verbündeten gestern einen neuerlichen Angriff aus Zwangorod—Kozienice unter sehr schweren Verlusten für die Russen ab.

**18. Oktober.**  
**Deutsche Meldung:** In der Gegend von Lych sind unsere Truppen im Vorgehen. Der Kampf bei und südlich von Warschau dauert an.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** Unser Angriff in der Schlacht beiderseits des Strwiazflusses wurde gestern fortgesetzt und gelangte stellenweise bereits nahe an die feindlichen Linien heran. An einzelnen Punkten arbeiten sich unsere Truppen nun wie im Festungskriege mit Laufgräben vorwärts. In der vergangenen Nacht wurden mehrere Angriffsversuche der Russen blutig abgewiesen. Auch heute ist die Schlacht auf der ganzen Linie im Gange. Unsere schwere Artillerie hat eingegriffen.

Die Verfolgung des nördlich von Wyszko geworfenen Feindes wird fortgesetzt. Andere Teile unserer über die Karpathen vorgerückten Kräfte sind bis Lubience, auf die Höhen nördlich von Drow und in den Raum von Uroz vorgedrungen.

Die Verluste der Russen vor Przemysl betragen etwa 40 000 Tote und Verwundete.

**19. Oktober.**  
**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** In der Schlacht östlich von Chyrow und Przemysl brachte uns der gestrige Tag neuerdings große Erfolge. Besonders erbittert war der Kampf bei Mizhniec. Die hohe Magiera, die bisher in den Händen des Feindes war und unserem Vordringen bedeutende Schwierigkeiten bereitet hatte, wurde nach mächtiger Artillerievorbereitung nachmittags von unseren Truppen genommen. Nördlich von Mizhniec kam unser Angriff bis auf Sturmabstand an den Gegner, östlich von Przemysl bis in die Höhe von Medyka heran.

Am südlichen Schlachtflügel wurden die namentlich gegen die Höhen südwestlich von Starh-Sambor gerichteten, auch nachts fortgesetzten Angriffe der Russen abgeschlagen. Im Strhj- und Swicatala sind unsere Truppen kämpfend im weiteren Vordringen begriffen. Auch am San wurde an mehreren Punkten gekämpft. Ein nach Einbruch der Dunkelheit eingesetzter Angriff auf unsere bei Jaroslau auf das Ostufer des Flusses überschifften Kräfte scheiterte vollständig.

In Russisch-Polen schlug vereinigte deutsche und österreichisch-ungarische Kavallerie einen großen feindlichen Kavalleriekörper, der westlich von Warschau vorzudringen versuchte, über Sochatzew zurück.

#### 20. Oktober.

Österreichisch-ungarische Meldung: Die Schlacht in Mittelgalizien hat, namentlich nördlich des Strwiazflusses noch an Heftigkeit zugenommen. Unser Angriff gewinnt stetig Raum nach Osten. Um einzelne besonders wichtige Höhen wurde von beiden Seiten mit äußerster Erbitterung gekämpft. Alle Versuche des Feindes, uns die Magiera wieder zu entreißen, scheiterten. Dagegen eroberten unsere Truppen die vielumtrittene „Baumhöhe“ nordöstlich Tyszkowce. Südlich der Magiera wurde der Gegner aus mehreren Ortschaften geworfen. In diesen Kämpfen wurden wieder viele Russen, darunter ein General, gefangen genommen und auch Maschinengewehre erbeutet. Die Gefangenen berichten von der furchtbaren Wirkung unseres Artilleriefeuers. Südlich des Strwiaz, wo unsere Front über Starh-Sambor verläuft, steht die Schlacht. Strhj, Körösmező und Sereth wurden von unseren Truppen nach Vertreibung des Feindes in Besitz genommen.

#### 21. Oktober.

Österreichisch-ungarische Meldung: In schwerem, hartnädigem Angriff auf die verstärkten Stellungen des Feindes von Felszthn bis an die Chaussee östlich von Medyka gewannen wir wieder an mehreren Stellen Terrain, während die russischen Gegenangriffe nirgends durchzudringen vermochten. Vergangene Nacht erstürmten unsere Truppen die „Kapellenhöhe“ nördlich von Mizyniec. Südlich der Magiera gelang es ihnen, sich von den eroberten Ortschaften gegen die Höhen vorzuarbeiten. Am Südlügel wird der Kampf hauptsächlich von der Artillerie geführt. Durch weitgehende Anwendung der modernen Feldbefestigung nimmt die Schlacht größtenteils den Charakter eines Festungskrieges an.

In den Karpathen wurde der Jablonicapaf, der letzte noch von einer russischen Abteilung besetzte Uebergang, von uns genommen. Auf ungarischem Boden ist kein Feind mehr.

Unser Vorrücken in der Bukowina erreichte den Großen Sereth.

#### 22. Oktober.

Deutsche Meldung: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz folgen Teile unserer Truppen dem weichenden Gegner in der Richtung Dsowice. Mehrere hundert Gefangene und Maschinengewehre fielen in unsere Hände.

Bei Warschau und in Polen wurde nach dem unentschiedenen Ringen der letzten Tage nicht gekämpft. Die Verhältnisse befinden sich noch in der Entwicklung.

Österreichisch-ungarische Meldung: In der Schlacht beiderseits des Strwiaz gelang es uns, nun auch im Raume südlich dieses Flusses den Angriff vorwärts zu tragen: auf der beherrschenden Trigonometerhöhe 668 südöstlich von Starh-Sambor wurden zwei hintereinander liegende Verteidigungsstellen des Feindes genommen. Nordwestlich des genannten Ortes gelangte unsere Gefechtslinie näher an die Chaussee nach Starasol heran. Nach den bisherigen Meldungen wurden in den letzten Kämpfen 3400 Russen, darunter 25 Offiziere, gefangen genommen und 15 Maschinengewehre erbeutet.

In Czernowiz sind unsere Vortruppen eingerückt.

#### 23. Oktober.

Deutsche Meldung: Russische Angriffe in der Gegend westlich von Augustow wurden zurückgeschlagen und dabei mehrere Maschinengewehre erbeutet.

Österreichisch-ungarische Meldung: Während in der Schlacht südlich von Przemysl hauptsächlich unsere gegen die feindlichen Stützpunkte eingesetzte schwere Artillerie das Wort hatte, entwickelten sich heftige Kämpfe am unteren San, wo

wir den Gegner an mehreren Punkten auf das westliche Ufer übergehen ließen, um ihn angreifen und schlagen zu können. Die übergegangenen russischen Kräfte sind bereits überall dicht an den Fluß gepreßt.

Bei Zarzecze machten wir über tausend Gefangene.

Teile unseres Heeres erschienen überraschend vor Zwangorod, schlugen zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne und fünfzehn Maschinengewehre.

#### 24. Oktober.

Deutsche Meldung: Westlich von Augustow erneuerten die Russen ihre Angriffe, die sämtlich abge schlagen wurden.

#### 25. Oktober.

Deutsche Meldung: Unsere Truppen haben die Offensive gegen Augustow ergriffen. In der Gegend von Zwangorod kämpfen unsere Truppen Schulter an Schulter mit den österreichisch-ungarischen Truppen. Sie machten 1800 Gefangene.

Österreichisch-ungarische Meldung: Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz stehen nunmehr unsere Armeen und starke deutsche Kräfte in einer fast ununterbrochenen Front, die sich von den Nordabfällen der östlichen Karpathen über Starh-Samhor, das östliche Vorterrain der Festung Przemyśl, den unteren San und das polnische Weichselanland bis in die Gegend von Plozk erstreckt, im Kampfe gegen die Hauptmacht der Russen, die auch ihre kaukasischen, sibirischen und turkestanischen Truppen heranzführten. Unsere Offensive über die Karpathen hat stärkere feindliche Kräfte auf sich gezogen. In Mittelgalizien, wo beide Gegner befestigte Stellungen innehaben, steht die Schlacht im allgemeinen. Südöstlich von Przemyśl und am unteren San errangen unsere Truppen auch in den letzten Tagen mehrfache Erfolge.

In Russisch-Polen wurden beiderseits starke Kräfte eingesetzt, die südwestlich der Weichselstrecke Zwangorod—Warschau kämpfen.

#### 26. Oktober.

Deutsche Meldung: Unsere Offensive gegen Augustow schreitet vorwärts. Bei Zwangorod steht der Kampf günstig. Eine Entscheidung ist noch nicht gefallen.

Österreichisch-ungarische Meldung: In den Kämpfen vor Zwangorod nahmen wir bisher 8000 Russen gefangen und erbeuteten 19 Maschinengewehre. Nächst Jaroslau mußten sich ein russischer Oberst und 200 Mann ergeben.

Bei Zaluzze (südwestlich von Sniatyn) und bei Pasieczna (südwestlich von Radworna) wurde der Feind zurückgeworfen.

#### 27. Oktober.

Deutsche Meldung: Westlich von Augustow ist der Angriff der Deutschen im langsamen Fortschreiten.

Südwestlich von Warschau sind alle Angriffe starker russischer Kräfte von unseren Truppen zurückgewiesen worden. Nördlich von Zwangorod haben neue russische Armeekorps die Weichsel überschritten.

Österreichisch-ungarische Meldung: Die Situation in Mittelgalizien ist unverändert. Südwestlich von Zwangorod stehen unsere mit unübertrefflicher Bravour fechtenden Korps, von denen eines allein 10 000 Gefangene machte, im Kampfe gegen überlegene Kräfte.

#### 28. Oktober.

Deutsche Meldung: In Polen mußten die verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen vor neuen russischen Kräften, die von Zwangorod—Warschau und Nowo-Georgiewsk vorgingen, ausweichen, nachdem sie bis dahin in mehrtägigen Kämpfen alle russischen Angriffe erfolgreich abgewiesen hatten.



Phot. R. Mohrmann, Lübeck  
Generalleutnant Kurt Ernst v. Morgen



Phot. F. Guntt Nachf., Münster i. W.  
General d. Infanterie v. François  
Kommand. General der VIII. Armee



Phot. R. Perscheid, Berlin  
General d. Inf. v. Woyrsch  
Kommand. General d. schlesf. Landwehrkorps



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

Auf der Flucht vor den Russen verunglückt



Phot. Ed. Franck, Berlin-Friedenau

Ostpreussischer Landsturm im Schützengraben

Die Russen folgten zunächst nicht. Die Loslösung vom Feind geschah ohne Schwierigkeit. Unsere Truppen werden sich der Lage entsprechend neu gruppieren.

Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz sind keine wesentlichen Veränderungen eingetreten.

**Oesterreichisch-ungarische Meldung:** (Wörtliche Wiederholung der vorstehenden deutschen Meldung über den Rückzug in Polen). In Galizien ereignete sich auch gestern nichts Wesentliches. An manchen Teilen der Front haben sich beide Gegner eingegraben. Unsere schweren Geschütze vernichteten mehrere feindliche Batterien und Stützpunkte.

**Russische Meldung:** Wir haben den Widerstand der letzten feindlichen Einheiten gebrochen, die sich bis jetzt ständig nördlich der Piliza zu halten versuchten. Alle österreichisch-deutschen Armeekorps sind im Rückzuge begriffen. Wir haben Strzów, Jęzów und Nowemjasto besetzt. Die russische Kavallerie ist in Radom eingerückt. In Galizien ist keine Aenderung zu verzeichnen.

Auf der ostpreussischen Front hat das erste deutsche Armeekorps, unterstützt von anderen Einheiten, während der vier letzten Tage in der Gegend von Bakalarschem heftige Angriffe ausgeführt. Die Verluste des Feindes sind groß.

### 29. Oktober.

**Deutsche Meldung:** Auf dem nordöstlichen Kriegsschauplatz befinden sich unsre Truppen in fortschreitendem Angriff. Während der letzten drei Wochen wurden hier 13 500 Russen zu Gefangenen gemacht, 30 Geschütze und 39 Maschinengewehre erbeutet.

## Personalien

### 30. September.

Der österreichisch-ungarische Armeeoberkommandant General der Infanterie Ritter v. Auffenberg ist erkrankt.

### 2. Oktober.

Generaloberst v. Hindenburg wurde bisher von 25 deutschen Städten zum Ehrenbürger ernannt.

### 3. Oktober.

Vor Przemyśl befehligt auf russischer Seite der ehemalige bulgarische General Radko Dimitriew (vgl. I, S. 188).

Dimitriew hat in jüngeren Jahren die russische Generalsstabsakademie besucht, und dann, mehr unfreiwillig als aus eigenem Antrieb, längere Zeit in Rußland eine zweite Heimat gefunden. Die Geschichte jener Nacht nämlich, in der Alexander von Battenberg zur Abdankung gezwungen wurde, verzeichnet auch Dimitriews Namen. Er war damals junger Hauptmann und einer der Rädelführer der Verschwörung. Mit dem Revolver in der Hand zwang er seinen Gebieter, die Abdankungsurkunde zu unterschreiben. Er flüchtete dann nach Rußland, diente mit Auszeichnung zehn Jahre in der russischen Armee und kehrte, als Gefahr für ihn nicht mehr vorhanden war, nach Bulgarien heim. Im Balkankriege hat er sich verschiedentlich bewährt. Seine Aehnlichkeit mit Napoleon I. trug ihm damals den Beinamen Napoleontscheto — der kleine Napoleon — ein. Das Hineinstürmen mit dem Bajonett in die feindlichen Stellungen ohne entsprechende Feuertorbereitung war Radko Dimitriews Lieblingsmethode. Die Schlacht zwischen Pile Burgas und Wisa war ein Beispiel davon.

### 10. Oktober.

Prinz Joachim von Preußen trat, von seiner Verwundung genesen, die Reise zur Armee an. Kurz vor der Abreise hatte der Prinz die Nachricht erhalten, daß er vom Kaiser zum Rittmeister befördert worden sei.

Kaiser Franz Joseph hat den bisherigen Korpskommandanten General der Infanterie Boroewic v. Bojna (vgl. S. 4) für die „vorzügliche Führung seines Korps in den galizischen Schlachten“ mit dem Orden der Eisernen Krone erster Klasse ausgezeichnet und zum Führer der dritten Armee ernannt.

**11. Oktober.**

Großherzog Wilhelm Ernst von Sachsen-Weimar befindet sich in Rußland in der Front. Aus einem Feldpostbrief des Großherzogs an die Großherzogin teilt diese folgende Stelle mit: „Vorgestern haben wir die Russen gehörig verhauen. Von drei Seiten hatten wir sie umklammert. Leider sind uns doch noch welche entkommen. Der Feind stand in stark befestigter Stellung, konnte sich aber wegen der Umfassung nicht halten. Ich war zu meinem Regiment, das ich lange nicht gesehen hatte, geritten und kam gerade zu Lehen, als das erste Bataillon angriff. Da packte mich doch die Passion, ich blieb bei ihm, nahm einen Karabiner und machte den Angriff mit. Die Russen rissen aus den Schützengräben mächtig aus. Die Verfolgung machte ich zum Teil mit, spielte teils Zugführer, teils Schütze. Das Regiment hat allein über tausend Gefangene gemacht und mehrere Maschinengewehre erobert. Das Gesecht ist für mich eine schöne Erinnerung.“

**12. Oktober.**

Der österreichisch-ungarische General der Infanterie Ritter v. Aussenberg ist, weil ihm sein Gesundheitszustand die Pflicht längerer Schonung auferlegt, in den Stand der Ueberzähligen versetzt worden. In einem überaus huldvollen Handschreiben behält sich Kaiser Franz Joseph die Wiederverwendung des Generals vor.

**13. Oktober.**

Zu den auf dem nordgalizischen Kriegsschauplatz Gefallenen gehört auch Prinz Karl Solms. Der junge Prinz diente als Dragonerleutnant und stand seit Beginn des Krieges im Felde. Vor kurzem wurde er vermißt, traf aber nach fast dreiwöchiger Abwesenheit wieder ein. Er war, nachdem er an einer Reihe von Kämpfen teilgenommen hatte, mit einigen seiner Leute versprengt worden und dabei tief in die russischen Linien geraten. Er gab sich aber keineswegs gefangen, sondern versuchte, wieder zurückzukehren. Prinz Solms entwickelte dabei großes Geschick, so daß er schließlich — nachdem man ihn schon tot oder in Gefangenschaft wähnte — wieder wohlbehalten mit seinen Reitern zu den Seinigen stieß. Leider ist ihm das Glück nicht treu geblieben.

**15. Oktober.**

Kaiser Franz Josef hat dem Feldmarschalleutnant Kusmanek, dem Kommandanten der Festung Przemysl, in Anerkennung seiner heldenmütigen Verteidigung der Festung den Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsdekoration verliehen.

Germann Rudolf Kusmanek begann seine Offizierslaufbahn 1879 als Leutnant im Infanterieregiment Nr. 63. Nach Absolvierung der Wiener Kriegsschule, die er in den Jahren 1882—84 besuchte, wurde er als Oberleutnant dem Generalstab zugeteilt, in dem er einen großen Teil seiner glänzenden und raschen Karriere verbrachte. 1903 erhielt er den Posten des Vorstands im Präsidialbureau des I. und II. Reichskriegsministeriums. Seit 1910 ist Kusmanek Feldmarschalleutnant. Im Frieden kommandierte er die 28. Infanterie-Truppendivision in Laibach.

**23. Oktober.**

Der Kaiser hat auch dem Generalmajor v. Ludendorff, Chef des Generalstabs der 8. Armee und dem General der Infanterie v. Zewel, kommandierendem General des 7. Armeekorps, den Orden Pour le Mérite verliehen.

**27. Oktober.**

Auf dem galizischen Kriegsschauplatz ist Prinz Joseph Ferdinand Bobkowitz einem Anschlag zum Opfer gefallen. Der Prinz wurde von einem Divisionskommandanten aufgefordert, ihn als Ordonnanzoffizier auf einer Automobilsfahrt zu begleiten. Kurz nach der Abfahrt fiel der Prinz an der Seite des Divisionärs; eine Gewehrugel hatte ihn getroffen und sofort getötet. Der Feldmarschalleutnant blieb unverletzt. Die Ausfahrt des Automobils geschah weit entfernt von der Schlachtlinie und während dieser Zeit wurde in der Nähe überhaupt nicht gekämpft. Woher der Schuß

lan, konnte nicht festgestellt werden. Es liegt aber nahe, an einen traurigen Erfolg der Russen zu denken, die auf den Kopf mehrerer österreichischer Generale hohe Prämien ausgesetzt haben. So hatten sie für die Ermordung des Oberstleutnants *Edward Fischer*, der vom Kaiser Franz Joseph für seine Verdienste um die Befreiung der Bukowina zum Obersten befördert worden ist, eine Belohnung von 80 000 Rubel in Aussicht gestellt. Ein Rumäne, der sie sich verdienen wollte, wurde standrechtlich erschossen.

28. Oktober.

Kaiser Franz Joseph hat dem Feldmarschalleutnant *Erzherzog Joseph* in Anerkennung tapferen und erfolgreichen Verhaltens vor dem Feind den Orden der Eisernen Krone erster Klasse mit der Kriegsdecoration verliehen.

## Die russischen Befestigungen in den deutsch-russischen Grenzgebieten

Die Beschließung der russischen Festung *Dowice* durch die Deutschen und das deutsch-österreichische Vorgehen gegen *Warschau* rücken die russischen Befestigungen nächst der deutschen Grenze in den Vordergrund des Interesses. Ueber diese weiß die „*Rossische Zeitung*“ folgendes zu berichten:

„Das russische Festungssystem beruht auf dem Abschnittssystem, das heißt, es benutzt die durch die Wasserläufe gebildeten natürlichen Abschnitte, um diese strategischen Linien zu verstärken und ihre Benutzung zu erleichtern. Dies erfolgt nach zwei Richtungen hin. Zunächst wird die passive Widerstandskraft durch die Anlage von Befestigungen erhöht, die Stärke des Hindernisses vermehrt, alsdann soll die Manövrierfähigkeit einer dahinter befindlichen Armee erleichtert und ihr der Uebergang zur Offensive gewährleistet werden. Dafür ist es notwendig, die Uebergänge zu sichern und die Befestigungen brückenkopfartig vorzuschieben.

Gegen eine deutsche Invasion aus Ostpreußen kommt als erste Verteidigungslinie der *Narew* und sein rechter Nebenfluß, der *Bobr*, in Betracht, die mit der ostpreußischen Grenze ziemlich gleichlaufend dahinfließen, auf eine Entfernung von nur 50—60 Kilometern, und die deshalb jede Invasionsarmee östlich der Weichsel überschreiten muß. Dieser Abschnitt ist von den Russen in erster Linie besetzt worden. Es liegen hier die Befestigungen von *Nowogeorgiewsk*, *Legrsh*, *Pultusk*, *Rozan*, *Ostrolenka*, *Lomscha* und *Dowice*. Alle diese Anlagen sperren wichtige Uebergänge.

*Dowice* bildet den rechten Flügel des polnischen Festungssystems, am *Bobr* gelegen, der hier eine Breite von 60 Meter hat und von der Bahn *Byd—Grajewo—Bjelsostok* überschritten wird. Zwei Forts in Linettenform sind als Brückenkopf auf das nördliche Ufer vorgeschoben.

Die Befestigungen von *Lomscha*, die den *Narew*-Uebergang sperren, bestehen aus sechs starken, zum Teil bombensicheren Werken, und mehreren permanenten Batterien.

*Ostrolenka*, *Rozan* und *Pultusk* besitzen nur Erdwerke und offene Batterien von sehr geringer Widerstandskraft.

*Legrsh* und *Nowogeorgiewsk* bilden mit dem weiter südlich an der Weichsel gelegenen *Warschau* eine zusammenhängende Festungsgruppe, die in den letzten Jahren ausgebaut und verstärkt worden ist. In allerletzter Zeit war die Rede davon, daß diese Befestigungen aufgegeben würden, weil der Aufmarsch weiter zurückverlegt werden sollte. Dann wiederum hieß es, daß diese Absicht auf französischen Einfluß wieder rückgängig gemacht sei. Es ist daher nicht genau zu sagen, in welchem Zustande sich die Befestigungen, namentlich diejenigen von *Warschau* befinden. Die vielfachen Schwankungen über deren

Bedeutung und Behandlung werden jedenfalls für ihren Ausbau nicht sehr günstig gewesen sein. Es ist eher anzunehmen, daß sie nur geringe Widerstandskraft besitzen.

Serock(-Legrisch) an der Einmündung des Bug in den Narew sollte mehrere Forts erhalten; Nowogeorgiewsk, an der Einmündung des Bug-Narew in die Weichsel, hat neben der alten Kernbefestigung in den dreißiger Jahren einen Gürtel von acht vorgeschobenen Forts erhalten, die etwa sieben Kilometer von der Kernumwallung entfernt liegen. In den letzten Jahren soll ein neuer, weiter vorgeschobener Fortsgürtel angelegt worden sein.

Warschau hat auf dem linken Weichselufer elf Forts und ein Zwischenwerk, auf dem rechten Ufer sechs Gürtelwerke. Auch hier sollte ein neuer Fortsgürtel angelegt werden, der eine unmittelbare Verbindung mit demjenigen von Nowogeorgiewsk herstellen sollte. Wie weit dieser Plan ausgeführt ist, ist nicht bekannt geworden.

Für einen Vormarsch aus westlicher Richtung aus Posen und Schlesien kommt die Weichsel in Betracht, die in Halbkreisform die Mitte des ganzen polnischen Kriegsschauplatzes durchströmt. Dieser Fluß bildet wegen seiner Breite und Tiefe ein sehr bedeutendes militärisches Hindernis, das noch dadurch vermehrt wird, daß der Fluß häufig über die niedrigen, nicht eingedeichten Ufer tritt und weite Strecken Landes unter Wasser setzt. Die Westfront wird auf dem nördlichen Flügel durch die bereits erwähnte Festungsgruppe von Warschau gebildet, während auf dem linken, an der Einmündung des Wieprz, die Festung Zwangorod liegt. Die Anlagen bestehen aus einem Kernwerk, das von acht Werken umgeben ist, die einen Umfang von 20 Kilometer besitzen. Nur ein Teil ist modernisiert. Aber die Zwischenfelder sind durch bombensichere Räume verstärkt.

Den Rückhalt der ganzen Weichselbefestigung bildet in zweiter Linie das am Bug gelegene Brest-Litowsk, das zugleich als Brückenschutz wichtig ist und die Eisenbahn Warschau—Moskau beherrscht. Die Festung hat sechs Forts, von denen zwei auf dem linken und vier auf dem rechten Bugufer liegen. Sie haben den Nachteil, daß sie sehr nahe an der Brückenstelle liegen und diese deshalb nur unvollkommen schützen. Einige kleinere im Süden von Polen gelegene Anlagen haben keinen größeren militärischen Wert mehr.

Ein von der Nordgrenze Galiziens ausgehender Vormarsch findet deshalb keinen fortifikatorischen Widerstand. An den Festungen Brest-Litowsk und Zwangorod kann er ohne weiteres vorbeimarschieren, da sie an keinem nach Süden gerichteten Abschnitt liegen.

Die russischen Befestigungen haben im allgemeinen nur eine geringe Widerstandskraft, namentlich fehlen alle Panzeranlagen, da die Russen bis vor kurzem grundsätzliche Gegner der Panzerbefestigung waren. Es bedarf deshalb vielleicht gar nicht des Einsetzens der schwersten Belagerungsgeschütze, um mit ihnen fertig zu werden. Sie werden weder einen deutschen noch einen österreichischen Vormarsch kaum lange aufhalten können, mag er aus dieser oder jener Richtung kommen."

## Die Kämpfe an der ostpreussischen Grenze

### Die Reorganisation der russischen Armee

Die Narewarmee des gefallenen Generals Samsonow hatte nach der Schlacht bei Tannenberg zu existieren aufgehört; ihre kümmerlichen, zersprengten Reste wurden von den Festungsbefehlungen und Reserveformationen Warschau, Ostrolenka und Lomsha aufgenommen. Die aufgelösten und stark gelichteten Reihen der Wilnaer Armee erreichten den Festungsgürtel Rowno—Grodno—Bjalostok, wo sie sich sammeln und durch Reserven ergänzt werden konnten. Immerhin hatten sich noch 300 000 Mann aus der Hindenburgschen Umklammerung gerettet; waren ihm doch im ganzen nicht weniger als 650 000 gegenüberstanden!

Auch die S i n d e n b u r g s c h e A r m e e bedurfte einer kurzen Rast, um sich zu sammeln. Vor allem die Infanterie, die durch den Sieg ihrer Beine den Erfolg vervollständigt hatte. Die Kavallerie dagegen blieb in ununterbrochener Vorwärtsbewegung über die Grenze.

Für eine energische deutsche Offensive gegen die ganze besetzte Narew—Bug-Linie fehlte es zunächst an Menschen— wie an Kriegsmaterial. Um Ostpreußen jedoch möglichst vor weiteren Schrecken des Kriegs zu bewahren, war nicht nur das Gouvernement Suwalki besetzt worden (vgl. S. 71), sondern man ging auch gegen die den kürzesten Weg nach Byd beherrschende Festung D s o w i c e vor. Um eine planmäßige Belagerung handelte es sich allerdings nicht, sondern der Zweck war nur die Absperrung des Bobr-Uebergangs. Der Kriegsberichterstatler des „Berliner Tageblatts“ schreibt über diese Kämpfe: „Unsere Truppen sind in unaufhörlicher Bewegung und leiden unter schlechter Witterung, Anstrengungen und Entbehrungen. Es wäre daher nichts falscher, als zu glauben, daß wir nun mit Hurra und Hussa tief in Rußland einrückten, den Gegner vor uns hertreibend, bis wir uns in St. Petersburg und Warschau häuslich niederlassen können. Im Gegenteil, es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß wir hier und da aus der so kühnen und erfolgreichen Offensive zur Defensive zurückkehren müssen, bis auch wir neue Verstärkungen erhalten und die durch die jetzt monatelangen Kämpfe entstandenen Lücken genügend auszufüllen vermögen. Trotz dieser monatelangen Kämpfe sind Mut, Entschlossenheit, Zähigkeit unserer braven Feldgrauen noch ebenso wie am ersten Tage. Das können wir hier draußen am besten beurteilen. Welche Anforderungen wurden beispielsweise an die Belagerungsmannschaften der kleinen, aber gut bewehrten und verteidigten russischen Festung gestellt! Vier Tage und Nächte hindurch gab es keinen Schlaf in den von unaufhörlichen Regengüssen aufgeweichten Laufgräben und Geschützstellungen, fortwährend mußte aus unseren Mörsern und schweren Feldhaubitzen gehummert werden, um den Feind über unsere geringen Kräfte zu täuschen. Es handelte sich weniger um eine Bezwingung der Feste, als darum, den Gegner in seiner Truppenzusammenziehung zu stören, die unserer aber zu ermöglichen. Das schlechte, trübe Wetter, auf das so viele schimpfen, war da ein guter Bundesgenosse, denn von den feindlichen Fesselballons, von denen wir zwei herunterholten, war schlecht Ausguck zu halten, und der Dienst der feindlichen Flieger war auch lahmgelegt. Trotz alledem schossen die Russen, die unter anderem zwei große Schiffsgeschütze hatten, sehr gut und brachten uns manche Verluste bei, setzten aber absichtlich auch ihre eigenen Dörfer durch Granaten in Brand, um unseren Truppen Unterkunft und Verpflegung zu erschweren. Die deutschen Truppen litten hier aber keinen Mangel, dafür sorgten unsere Proviantkolonnen und auch Requisitionen, wobei jedes Huhn und jedes Ei bezahlt wurden.“

Inzwischen hatten sich die R u s s e n im Schutze ihres Festungsgürtels n e u g r u p p i e r t und neu ausgerüstet. Alle, die den Wert dauernder Befestigungen bestreiten und alles Heil von der Feldarmee erwarten, können an diesem Beispiel die Unzulänglichkeit ihres Standpunkts erkennen: die Befestigungen der Narewlinie hatte nicht nur die geschlagenen Heere der Vernichtung entzogen, sondern erleichterten auch ihre Sammlung und Wiederordnung, verhinderten die feindliche Aufklärung, ermöglichten eine unbemerkte Versammlung der Streitkräfte und schließlich — ein plötzliches Hervorbrechen. Ueberraschend kam dieses der deutschen Heeresleitung jedoch nicht: am 2. Oktober hatte sie es in einer amtlichen Mitteilung angekündigt.

### Die neue russische Offensive

In langer Linie, mit alten und neuen Kräften drangen die Russen über den Njemen vor, um wieder in Ostpreußen einzufallen. Von Grodno aus setzte der Offensivstoß zunächst gegen Suwalki ein. Das III. sibirische und Teile des XXII. finnischen Korps

gingen auf Augustow—Suwalki vor. Die deutschen Korps hielten mit starker Artillerie den im Anfang energisch geführten russischen Angriff auf, bis genügend Kräfte gegen den nördlichen Flügel der Russen angesetzt werden konnten. Die Zusammenstöße bei Augustow und Suwalki waren sehr blutig und endigten mit einem vollen Erfolg der Deutschen. Einen gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit haben Berichte, nach denen japanische schwere Artillerie mit japanischer Bedienung bei Suwalki eingegriffen haben soll. Eine deutsche Division kämpfte hier im Rücken der Russen, mußte sich aber dann mit den anderen Truppen in der Front vereinen, da sich starke russische Massen zeigten, die von Olita aus eine nördliche Umgehung vornehmen wollten.

Dadurch gewannen die Russen bei Suwalki Luft und holten in der Richtung Wilkowitzki—Wirballen zu einem neuen Stoße aus, um die Straße Eydtkuhnen—Stallupönen zu erreichen. Am 5. Oktober kam es nördlich des Wysztyer Sees zu einem Zusammenstoß mit dem deutschen Grenzschutz. Dieser ist in Ostpreußen so organisiert, daß einem stärkeren Angriff auch stets stärkere Truppen entgegengestellt werden können. Das haben die Russen hier erfahren müssen. Der Angriff wurde „unter schweren Verlusten für den Feind zurückgeschlagen; die Russen ließen über 4000 Mann als Gefangene und 10 Maschinengewehre in unseren Händen,“ wie es in dem Bericht der deutschen Heeresleitung heißt. In diesen Kämpfen haben drei Landsturmkompanien einen Sturmangriff auf russische Schützengräben gemacht und dabei fast ein russisches Regiment sich gegenüber gehabt. Ein Landsturmhauptmann berichtet im „Königsberger Tageblatt“ über die tapfere Tat: „Am 5. Oktober hatten Truppen eines deutschen Detachements eine im Walde gelegene Seeenge infolge heftiger Beschießung durch feindliche Artillerie räumen müssen; die Enge war dann von den Russen besetzt worden. Nach Eintritt der Dunkelheit erhielten drei Landsturmkompanien den Befehl, im Bajonettangriff die Russen aus dem Walde herauszuwerfen und die von den deutschen Truppen am Tage geräumten Stellungen wieder zu besetzen. Die Landstürmer überraschten eine Feldwache und stürmten mit Hurra in den Wald, vom Feinde mit Maschinengewehr- und Gewehrfeuer empfangen. Sie nahmen einen Obersten, vier andere Offiziere und 400 Mann gefangen und erbeuteten sieben Maschinengewehre, zahlreiche Patronen und zwei Taschen mit Papieren. Unsere wackeren drei ostpreussischen Landsturmkompanien hatten bei dieser Heldentat fast ein ganzes russisches Regiment zum Gegner. Als der russische Oberst erfuhr, daß nur drei Kompagnien Landsturm den so erfolgreichen Angriff ausgeführt hatten, schüttelte er den Kopf und wollte es nicht glauben.“

Die Russen hatten die ganze Linie Wladislawow (gegenüber der preussischen Stadt Schirwindt)—Marggrabowa für ihre Angriffe ausersuchen. Die Deutschen standen hier in starken Feldbefestigungen. Am 12. Oktober unternahmen die Russen auf ihrem rechten Flügel bei Schirwindt gegen den linken deutschen Flügel einen Umgehungsversuch, der unter bedeutenden Verlusten scheiterte. Hier führten sie auch ihre zur Ergänzung herangezogenen, nur flüchtig ausgebildeten Rekruten ins Feuer, die nur in dichten Kolonnen vorzubringen waren und fürchterlich dezimiert wurden. Unter den bei Schirwindt erbeuteten 24 Geschützen befanden sich zwei Vorderlader, wie man auch bei den gleichzeitig gemachten 3000 Gefangenen Gewehre aller Systeme fand. Die Niederlage bei Schirwindt hatte die Stoßkraft des rechten russischen Flügels gebrochen; es machte sich eine rückgängige Bewegung bemerkbar.

Im Zentrum des russischen Vorstoßes, das in der Romintener Heide anzunehmen ist, kam es nicht zu größeren Entscheidungen. Paul Lindenberg, der Berichterstatter des „Berliner Tageblatt“ ist in jenen Tagen über die Heide gefahren; er erzählt: „In der Heide hat der Krieg die Ordnung gehörig gestört. Das am äußeren Rande nach Rußland zu gelegene Dorf Szittkehmen, das von seinen Bewohnern fast ganz verlassen ist,

wurde von den Russen gehörig mitgenommen. Mehrere Brandstellen, zerfallene Läden, geplünderte Wohnungen, alles drunter und drüber, alles in kaum erdenkbarer Verwüstung. Aber unsere Soldaten machten, so gut es ging, Ordnung, vernagelten die zertrümmerten Türen, verklebten die Löcher der Fenster, entfernten die Schmutzgebirge, entwickelten mit Schrubber und Wasser, mit Besen und Schippe Hausfrauenkenntnisse. Offiziere und Mannschaften quartierten sich ein, Infanteristen und Artilleristen, Jäger zu Pferde, Pioniere, Kürassiere, Ulanen, die Scheunen wurden für die Pferde eingeräumt, die nötigen Wagen auf den Höfen untergebracht, in trefflicher Kameradschaft fügte sich einer zum andern. Denn wenn in den Stübchen auch gar kein Plätzchen mehr frei war, so wurde es mit einer wahren Kunst der Raumausnutzung doch ermöglicht, daß sich dieser und jener Soldat zum Schlummer noch ausstrecken konnte. Häufig genug ward und wird dieser Schlaf gestört. Die Russen lieben die Nachtangriffe, denn „Ruß schießt gut, zu gut“, namentlich am Tage! Erst in der vergangenen Nacht (auf den 15. Oktober) hatten sie einen Vorstoß auf Szittkehmen unternommen, aber unsere Leute in den vordersten Schützengräben hatten gut aufgepaßt, die Scheinwerfer spielten, Gewehre und Geschütze knatterten und hummerten los, die grauen Nachtvögel wurden schnell zurückgeschreckt.“

Auf dem linken russischen Flügel wurden, nachdem Marggrabowa bereits am 9. Oktober von den Truppen des Generals v. Morgen genommen worden war, die dahinter befindlichen, außerordentlich starken feindlichen Stellungen bei Wilkassen und Wielitzken am 15. und 16. Oktober gestürmt. Paul Lindenberg, der auch dieses Schlachtfeld unmittelbar hernach besucht hat, berichtet: „Sechs-, acht-, zehnfache Schützengräben durchzogen terrassenförmig verschiedene Anhöhen — rechts und links der nach dem sechs Kilometer entfernten Dorfe Wielitzken führenden Chaussee. Die Schützengräben waren nach oben durch Bretter und Stämme gedeckt, diese wiederum waren mit Erde und Tannenzweigen bestreut; inwendig Stroh und Heu. Die Tiefe betrug etwa einen Meter, all diese Erdarbeiten waren mit gleichmäßiger Sorgsamkeit ausgeführt. Jenes Dorf Wielitzken bildete den Mittelpunkt der russischen Stellung, es war von uns konzentrisch angegriffen und genommen worden. Die frischen Spuren des heftigen Gefechts waren überall, vor der Ortschaft und natürlich erst recht in derselben, sichtbar: tote Russen, deutsche Verwundete, Brandstellen, die Verheerungen der Granaten, von denen glücklicherweise das malerische Kirchlein mit seinem stumpfen, braunen Holzturm — eins der ältesten Gotteshäuser Ostpreußens — verschont geblieben war. Einzelne Bewohner suchten in den grauenhaft verwüsteten Häusern noch zu retten, was zu retten war — herzlich wenig, denn die russischen Truppen hatten ja hier mehrere Tage gelegen. Ganz sinn- und zwecklos wurde dies und jenes fortgeschleppt; so sah ich, wie ein betagter Mann eine Tür auf dem Rücken trug und in der einen freien Hand einen Eimer. Furchtbar sah es in den niedrigen Häuschen aus, in die sich die Gegner geflüchtet und aus denen sie wohl noch geschossen hatten, denn mancher von ihnen lag niedergestreckt da, das Gewehr noch in der starren Hand. Blutlachen, blutgetränkte Kleidungsstücke und Uniformen, Waffen, Munition, schnell hergestellte Verstecke und Schutzwehren, alles drunter und drüber. Auch wir hatten Verluste gehabt, wie es so manche Gräber mit Helmen und Kreuzen in Gärten und an einem kleinen Hügel andeuteten. Die stillen Schläfer hören nicht mehr das singende Sausen der Granaten, die von einer linksseitig des Dorfes stehenden Batterie schwerer Geschütze auf die feindlichen Stellungen nahe der Grenze, an der sich bewaldete Anhöhen hinziehen, geschleudert werden. Dort leuchten an mehreren Stellen die Flammen auf. Und nun vernahm man auch das Salbfeuer unserer Infanterie und das Knack-Knack-Knack-Knack der Maschinengewehre. Es mußte in jenen dunklen Forsten scharf zugehen, die sich wenige Kilometer vor uns zur rechten und linken Seite der Chaussee ausdehnten.“

## Eine russische Kolonne in Lych

Während der Angriff der russischen Njemenarmee im Gouvernement Suwalki zum Stehen kam, gelang es einer anderen russischen Kolonne, von Lomsha aus Lych zu erreichen. Sie sollte mit der Njemenarmee in der Weise kooperieren, daß diese in breiter Front ihren Vormarsch nach Westen antrat, während die Kolonne, die die hinter der Narewlinie gesammelten Kräfte umfaßte, in die rechte, südliche Flanke der Deutschen vorstoßen sollte. Vielleicht war sogar beabsichtigt, den im Gouvernement Suwalki kämpfenden deutschen Truppen die rückwärtigen Verbindungen abzuschneiden.

Der nächste Weg nach Lych wäre der von Dsowice aus gewesen; aber hier lag das deutsche Belagerungskorps. Ein Angriff gegen dieses versprach wenig Erfolg, wäre auch zu zeitraubend gewesen. So wählte man den nächstgelegenen Uebergang von Lomsha aus.

Die Absicht des Flankenstoßes geht klar daraus hervor, daß die Kolonne nicht den für sie gegebenen Weg auf Johannisburg nahm, sondern nach Nordosten umbog und auf Lych marschierte, das Belagerungskorps vor Dsowice gewissermaßen umgehend. Der Plan der Russen wurde vereitelt. Als sich das Eingreifen der auf Lych vorgestoßenen Kräfte fühlbar machen konnte, war das Vorgehen der Njemenarmee bereits abgeschlagen.

Ueber diesen zweiten Vormarsch der Russen auf Lych weiß der Kriegskorrespondent der „Münchener Neuesten Nachrichten“ noch folgendes zu erzählen: „Bei Sybba stießen die Russen auf energischen deutschen Widerstand. Unter anderem bot der Landwehrhauptmann Meyer, in seinem Zivilverhältnis Oberförster, mit seiner Schar der Uebermacht erfolgreich die Spitze. Aus geschickt angelegten Schützengraben wurden die Sibiriaten, die stürmen wollten, mit Feuer überschüttet, ein Gegenstoß mit dem Bajonett brachte ihre Reihen ins Wanken. Aber schließlich war die russische Uebermacht, die nicht mehr darauf bestand, den Stier bei den Hörnern zu fassen, sondern zu Umgehungen ihre Zugsucht nahm, zu groß. Langsam zog am 8. Oktober der Verteidiger nordwärts und überließ die Stadt dem Gegner.“ Die Beschießung von Dsowice mußte natürlich aufgegeben werden.

Erst nach einigen Tagen gelang es, Lych wieder in deutschen Besitz zu bringen. Paul Lindenberg berichtet: „Nach schweren Kämpfen besetzte unsere Vorhut am Nachmittag des 13. Oktober die Stadt. Es war der Abzug des Feindes gemeldet worden. Die Unseren machten auf dem Markt Halt, setzten die Gewehre zusammen, holten Wasser, wollten abkochen. Da prasselt es mit einemmal auf sie von allen Seiten herab, Infanterie- und Maschinengewehrfeuer, aus jedem Fenster, selbst vom Kirchturm sprüht es nieder. Die Russen hatten sich in den Häusern festgesetzt und selbst in die Wohnungen ihre Maschinengewehre gebracht. Am folgenden Tage wurden sie dann ausgeräuchert durch unsere schwere Artillerie. Da sie einen Beobachtungsposten auf dem Kirchturm hatten, mußte auch dieser unter Feuer genommen werden. Dann ging unsere Infanterie im Sturm vor. Der Feind hielt nochmals im hinter Lych liegenden Sybbaer Wald stand, es kam zu schwerem Aufeinanderprall, aber auch hier drangen wir erfolgreich vor, die Russen über die Grenze treibend und sie unausgesetzt verfolgend . . .

Wie sah es in Lych aus! Von den Tausenden betriebsamen Menschen waren nur ein paar ganz verschüchterte zu erblicken, sonst alles leer, verödet! Ein Drittel der Stadt zerstört, die übrigen zwei Drittel verwüstet. Furchtbar der Anblick des Marktes! Nur die Gerippe der meisten Häuser, auch die stattliche protestantische Kirche bis auf die Backsteinmauern ausgebrannt, der obere Teil des Turmes eingestürzt, die Glocke am Eingang liegend. Alle Läden und Wohnungen ausgeraubt, zertrümmert, beschmutzt, viele der Gebäude und ihre Dächer wie durchsiebt von Schrapnells und Granaten. Und mit steigendem Grauen vernehme ich von sächsischen Artilleristen, die auf Grund eigener Wahrnehmungen berichten, von den an Frauen und Mädchen begangenen entsetzlichen Schandthaten, die an die gräßlichsten Freveltaten des Meronischen Zeitalters erinnern.“



Phot. H. Geibig, Berlin

Aufrichten eines Fontanarmastes bei einer Feldtelefunken-Station  
in Polen



Phot. Gebr. Sackel, Berlin

Aufflieg eines Fesselballons zur Beobachtung des Feindes  
in Polen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Eine deutsche Trainkolonne auf dem Marsch



Phot. Ed. Franke, Berlin-Friedenau

Eine deutsche Proviantkolonne auf dem Marsch

Die russische Offensive gegen Ostpreußen war zum zweitenmal kläglich gescheitert. Mit zäher Energie drängten unsere Truppen den Feind zurück auf sein eigenes Gebiet. Bafalarschew und Augustow bezeichnen die Gegenden, in denen der Kampf in den letzten Wochen des Oktober tobte\*).

### Vom deutschen Grenzschutz im Nordosten

Die Wachsamkeit des ostpreussischen Grenzschatzes ist bei der Schilderung der neuen russischen Offensive gebührend hervorgehoben worden. Der Kriegsberichterstatter Rudolf v. Roschützky hat dem sogenannten Entenschnabel, dem schmalen nördlichsten Streifen unseres Reichsgebiets, einen Besuch abgestattet und schildert die tapfere Grenzwehr, die dort ein kleines Häuflein treuer Vaterlandsverteidiger hält. „In Ruß,“ schreibt er im „Stuttgarter Neuen Tagblatt“, „ist militärisches Treiben. Von hier wird die Verteidigung des nördlichen Reichszipfels mit Umsicht und Tatkraft geleitet, so daß bisher nur unbedeutende Grenzverletzungen den Frieden dieses Landstriches störten. Dabei tritt die Bedeutung guter Verkehrslinien für den Krieg wieder einmal deutlich zutage. Eine Eisenbahn und eine Chaussee gehen etwa in der Mitte des „Entenschnabels“ nach Memel hinauf, während eine ganze Reihe guter Chausseen von diesen Hauptadern nach der Grenze hinführen, die natürlich überall mit Feldwachen besetzt sind. Zeigt sich irgendwo eine überlegene feindliche Abteilung, so können die Grenzwachen in kürzester Zeit von den Stützpunkten her verstärkt werden, wobei Eisenbahn, Autos und Wagen ausgiebig zu Hilfe genommen werden. Die Hauptsache ist freilich auch hier die moralische Kraft, die hinter allen Bewegungen sitzt und in erster Linie natürlich von dem Führer ausgehen muß. Der Kommandeur dieses oberen Abschnittes ist in Friedenszeiten Landwirt. Seine drei Güter sind von den Russen ausgeplündert und verbrannt worden, während er hier seinen Mann steht. Ein paar kleine Züge, die ich im Fluge auffing, scheinen mir so charakteristisch für den soldatischen Geist auch bei unseren Landwehr- und Reserveoffizieren, daß ich sie kurz wiedergeben will.

Herr v. L., der auch einen Sohn im Felde hat, war anfangs bei den fast täglichen Gefechten stets in der Feuerlinie selbst mit einem Gewehr bewaffnet. Während des Kampfes sprach er mit seiner kräftigen, ruhigen Stimme immer zu den Leuten: „Nicht schießen — Mensch, laß'n doch erst rankommen. — Nimm Druckpunkt. — Hast auch das Visier nicht verkantet?“ Kriecht hinter der Schützenlinie entlang, um eine andere Gruppe zu beobachten und sich mit ihr zu unterhalten, bis auch hier die Leute ruhig zielen, wie sie es auf dem Schießstand gelernt haben. Eines Sonntags kommt während des Gottesdienstes die Meldung, daß die Russen in R. eindringen. Im Laufschritt geht es aus der Kirche; auf Autos und Wagen hinaus nach dem bedrohten Dorf. Die Autos setzen ihre Leute ab, rasen zurück, um neue Wageninsassen aufzunehmen; und so ein zweites und drittes Mal, bis genügend Kräfte in dem Dorfe sind. v. L. ist mit einem Dutzend zur Posthalterei vorgebrungen. Sie wollen am linken Siebel vorgehen, bekommen starkes Feuer und springen hinter die Außenwand. Da das Feuer nicht nachläßt, schieben sie sich hinter den rechten Siebel. Aber auch hier ist das impertinente: Ist, ist der Kugeln das gleiche, so daß ein dicker Unteroffizier die denkwürdigen Worte ausruft: „Donnerwetter, hier ist man ja seines Lebens nicht mehr sicher! Ich geh' bauchwärts,“ und sich ins Gras wirft. Es zeigte sich nun bald, daß die Russen aus den Bäumen der umliegenden Gärten schossen, von wo sie nun rasch heruntergeknallt wurden. Die andern hatten sich inzwischen in den gegenüberliegenden Wald geflüchtet, und

\*) Die in den vorhergehenden Abschnitten mehrfach angeführten Berichte von Paul Sindenberg sind auch in Buchform erschienen unter dem Titel „Gegen die Russen mit der Armee Hindenburgs“ (Preis brosch. 2 M., geb. 3 M.). Verlag von S. Hirzel in Leipzig.

nachdem ein Maschinengewehr die Linien ein paar Mal entlang gestrichen war, hörte das feindliche Feuer auf. Die Unsern hatten drei Tote und vier schwer Verwundete, während die Russen 15 Tote auf dem Platze ließen. Es mußte nun festgestellt werden, ob der Wald vom Feinde geräumt sei, und der Kommandant gibt den Befehl: „Freiwillige vor!“ Es war ein scharfes Gefecht gewesen, die Leute sind meist Familienväter, die Schwerverwundeten sind eben fortgebracht. Zwei Mann treten vor. v. L.: „Die beiden Leute schließen sich mir an.“ Nimmt seine Flinte unter den Arm und geht los. Sofort springt die halbe Mannschaft vor und will mit. Seitdem gab es nie mehr eine Verlegenheit um Freiwillige, auch unter den schwierigsten Umständen. Sobald die Zeit es erlaubte, wurde exerziert und Scheibe geschossen, wobei Gewinne ausgesetzt wurden. Bei alledem befestigte sich in den Leuten das Gefühl, daß ein Gefecht nicht eine Sache der Aufregung, sondern ganz einfach der ruhigen und gewissenhaften Ausführung des in Friedenszeiten Gelernten ist; so daß sie im Feuer sich bald so ruhig und sachlich unterhielten, wie sie es von ihren Führern gewöhnt waren. Da sich nun häufig Tiere den Truppenteilen anschließen, so besaß die eine Kompanie einen schönen Kriegskater, der sich immer bei den Mannschaften aufhielt und an Gefechtszügen mit hinauszog.

Wie ich schon sagte, versuchten die Russen wiederholt, die Gilde von Süden her zu überschreiten, als sie im Besitz des Hinterlandes waren. Die Besatzung des „Entenschnabels“ ließ aber nicht mit sich spassen und fuhr höchst exgrimmig über den Franzosendamm in die Höhe, sobald der Feind sich sehen ließ. Einmal hatten die Russen sich einen Uebergang bei einem Dorfe ausgesucht, und als unser Züthgen aus dem Busch herausfährt und mit seinen Leuten den Damm besetzt, schossen sie aus den Fenstern und von den Dächern herunter über den Fluß. Der Kater aber war mit seiner Kompanie ausmarschiert und saß zwischen den feuernden Leuten. Plötzlich rafft ihn eine Kugel hin und er wälzt sich in seinem Blute. Seine Nebenleute werfen einen betrübten Blick auf den toten Kameraden, und während der eine die Hülse aus der Kammer springen läßt und sich zum neuen Schuß vorbereitet, sagt er: „Nu seh mal, nu hebbe se unsern Pitak dotgeschosse.“ v. L. liegt mit in der Reihe: „Da rechts der auf dem Molkereidach war's. Den holt mal runter.“ Die härtigen Leute, voll Grimm und Trauer über ihren schönen Pitak, gehen in Anschlag, zielen bedächtig, nehmen Druckpunkt und lassen fliegen. Der Russe kommt ins Rollen, schlägt auf den Mauervorsprung und fällt auf die Erde. Da sagt der Bärtige ebenso ruhig wie vordem: „Seh mal, foßts wie e Gruschke“ (fast wie eine Birne), wirft die Hülse raus, geht in Anschlag, nimmt Druckpunkt und schießt. Im übrigen ist das Verhältnis des „Entenschnabels“ zum russischen Reiche ein durchaus korrektes. Das einmal festgesetzte Zeremoniell wird unverbrüchlich respektiert. Einmal kommen die Russen herüber und verbrennen W... Sofort läßt der Gewaltige von Nord-Nord-Ost die Kanonen bespannen, fährt über die Grenze und donnert ein Stadtviertel von Nowoje Mjasta in Brand. „Das ist für W...“ läßt er ihnen sagen und fährt ruhig nach Hause. Ein andermal werden fünf Pferde und ein russischer Wärter eingebracht. Die Pferde sind drüben ausgerissen, der Wärter hinterdrein. So hat man sie gefangen. Herr v. L. schreibt einen höflichen Brief an den Besitzer und schickt ihm die Pferde und den Wärter wieder zurück. Hier hast du dein Eigentum. Pferdediebe sind wir nicht. Haben nur den Auftrag, unsere Grenze zu verteidigen. Was wir auch in Zukunft nach besten Kräften tun wollen. Amen!“

Wessen sich ostpreussische Grenzorte im Falle ungenügender Bewachung zu versehen haben, lehrt ein Bericht aus Schmaleningen. Die „Tilsiter Allgemeine Zeitung“ berichtet: „Dieser Grenzort, der seit Beginn des Krieges die Nähe des russischen gelödeten Landes ja wohl öfter empfindlich hat spüren müssen, war am 6. Oktober vorübergehend ohne militärischen Schutz. Da erschien am Mittwoch, 7. Oktober, eine stärkere

russische Kavallerie-Patrouille, um sich zu überzeugen, ob Schmallingken von deutschen Truppen frei sei. Noch am Abend des 7. Oktober soll in Georgenburg drüben ein Anschlag gemacht worden sein, daß sich am 8. Oktober jeder an einem Plünderungszug nach Schmallingken beteiligen könne. Und siehe da: am 8. Oktober zog ein kleiner Trupp russischer Soldaten, nur vier oder fünf Mann, anscheinend die „Bedeckung“, in Schmallingken ein. Und dahinter folgte der Schwarm der Plünderer. Die Schaufenster der Läden wurden eingeschlagen, die Waren herausgeworfen; in die Läden drang das Raubgesindel ein und suchte das Beste aus. Ein großer Teil dieser Russen waren in Friedenszeiten Kunden der Schmallingker Geschäftsleute, wußten also genau, wo die gute, teure, und wo die billige Ware aufgestapelt lag. Die Bewohner des Ortes waren machtlos, da ja die bewaffneten, „wachsahabenden“ russischen Soldaten dafür sorgten, daß das Plünderungswerk ungestört bleibe. Aber unsere Dragoner hatten doch Wind bekommen, und unternahmen einen scharfen Ritt nach Schmallingken. Raum wurde das Räubervolk unserer ansprengenden Soldaten ansichtig, als mit dem Ruf: *Pruf! Pruf!* kommt! die wilde Flucht begann. Aber die deutschen Dragoner sind gründlich dazwischen gesprengt; mehrere Leichen lagen auf dem Weg nach der Grenze.“

## Das Vorgehen der deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen gegen Russisch-Polen

### Die taktische Bedeutung des deutsch-österreichischen Vorgehens

Der Offensive des verbündeten deutschen und österreichisch-ungarischen Heeres gegen Russisch-Polen kommt insofern eine besondere taktische Bedeutung zu, als man in militärischen Kreisen von jeher angenommen hat, Deutschland werde sich Rußland gegenüber auf die Defensiv beschränken, solange es Frankreich nicht gänzlich niedrigerungen hätte. Daher auch die Ueberraschung der französischen Presse, die klar erkannt hat, daß nun umgekehrt auch über Frankreichs Los auf den polnischen Schlachtfeldern entschieden wird, und ihr Aerger darüber, daß das verbündete Rußland nicht noch mehr für die Verteidigung Polens getan hat. Die „Neue Zürcher Zeitung“ schreibt über diese Fragen: „Bekanntlich ist das militärische Abkommen zwischen Rußland und Frankreich nach gründlicher Erörterung der Frage durch beide Generalstäbe, 1894 zustande gekommen. Das Wort „Alliance“ wurde erst während des Besuches Felix Faures in Rußland ausgesprochen. „Welcher Art ist der Charakter dieses Bündnisses?“ fragt General Maitrot, eine der Leuchten der französischen Armee, und seine Antwort lautet: „Seit der Unterzeichnung jener militärischen Konvention wurden russische Truppen an die deutsche Grenze, und zwar nach dem Herzogtum Warschau, entsandt; ihre Anzahl wuchs unaufhörlich, so daß in einem gegebenen Moment sich die Hälfte der Armee in Friedenszeiten Deutschland und Oesterreich gegenüber befand. Dies wurde zu einer beständigen Gefahr für Deutschland. Und gleichzeitig wurden Bielostok, Grodno und Warschau zu eigentlichen Festungen.“

Aber nach der Potsdamer Monarchenzusammenkunft 1910, wo Deutschland Rußland für seine Politik in Persien eine *Carte blanche* ausstellte, wurde bekanntlich das russische Heer aus Polen zurückgezogen, und jene Truppen, die bis dahin in einer Entfernung von nur vierundzwanzig Stunden von der deutschen Grenze standen, wurden nach dem Gouvernement Perm, an den Fuß des Uralgebirges versetzt. Zwar suchte die französische Regierung der Kammer gegenüber diesen Schritt Rußlands zu rechtfertigen, ihre dafür angeführten Motive finden aber keineswegs die Zustimmung des bereits genannten

Generals Maitrot. Mit ihm ist bemerkenswerterweise auch der erste militärische Theoretiker Deutschlands, der bekannte General v. Bernhardi, einverstanden; in seinem Buche vertrat er 1912 die Meinung, Rußland könne am schnellsten und stärksten über Deutschland herfallen, hätte es in Polen, besonders im Norden Russisch-Polens, zwischen Warschau und Wilna, genügende Aktivkräfte zur Verfügung. Nach Potsdam war aber dies nicht mehr der Fall, auch vermochte Rußland jene 120 000 Mann Kavallerie nie aufzubringen, die laut dem Abkommen mit Frankreich immer an der deutschen Grenze bereitstehen sollten.

Diese Haltung des russischen Verbündeten erregte in Frankreich große Unruhe. Man war sich jenseits des Rheins darüber ganz im klaren, daß im Kriegsfall Deutschland zunächst gegen Frankreich und dann erst gegen Rußland ziehen werde. Die Erfahrung eines halben Jahrhunderts, von den theoretischen Ansichten eines Moltke bis zur Strategie der deutschen Manöver vom Jahre 1912, sprachen für diese Voraussetzung. Noch 1913 wurde in der französischen Kammer, bei den Debatten über die Möglichkeit russischer Hilfe im Falle eines Krieges mit Deutschland, Moltkes Meinung erwähnt, die er seinem König gegenüber äußerte, als sich Preußen 1866 gleichzeitig von Hannover, Bayern und Oesterreich bedroht sah. „Was auch kommen mag, mag auch Hannover siegen, oder mögen Süddeutschlands Heere in unser Gebiet eindringen, — wir haben vor uns einen Hauptgegner, nämlich Oesterreich, und wir würden zunächst gegen diesen Feind alle unsere Kräfte konzentrieren und die übrigen Gegner außer acht lassen oder nur einen unbeträchtlichen Teil unserer Armee ihnen entgegenstellen. Und erst wenn die Hauptschlacht gewonnen, würden wir uns gegen die übrigen wenden und ihnen das schon eroberte Terrain wieder nehmen.“ Moltke wiederholte eigentlich sich selbst, als er 1868—69, in Voraussetzung eines gleichzeitigen Krieges gegen Oesterreich und Frankreich, jene Zeilen niederschrieb, die die Methode des großen Feldherrn am besten zur Schau tragen: „Wir werden zunächst gegen Frankreich, nur gegen Frankreich, mit allen unsern Kräften ziehen, auch wenn Oesterreich inzwischen ohne Hindernisse preussischen Boden betreten, ja sogar wenn es von Berlin Besitz ergriffen haben sollte. Sodann aber werden wir mit unserem glorreichen Heer durchs ganze enthusiastische und vom Geist des nationalen Sieges durchdrungene Deutschland zurückkehren und in Berlin unsern Doppelsieg über die Franzosen und Oesterreicher unter einstimmigem Beifall feiern.“

In Frankreich hielt man, auch während der letzten Jahre, diese Taktik für die des künftigen deutsch-französisch-russischen Krieges. Als die Kammer den Gesetzentwurf über die dreijährige Dienstzeit zu beraten hatte, war es nach den deutschen Manövern vom September 1912, denen folgende Disposition zugrunde lag: „Der blaue Teil hat den von Osten her anrückenden roten Armeen zuerst nur ganz schwache Kräfte entgegenzustellen, auch dann, wenn die Hauptstadt des blauen Reiches in die Hände des Feindes fallen würde. Nicht die Besetzung einer Stadt oder eines Gebietes soll das Ziel der Kriegsoperationen sein, sondern die Vernichtung der feindlichen Armee. Infolgedessen wird erst nach der Zertrümmerung der Hauptmacht auf dem westlichen Kriegsschauplatz die Konzentrierung unserer Kräfte gegen den Feind von Osten beginnen können.“ Das ist eigentlich das Prototyp des heutigen Krieges von Anfang an gewesen, und diese Taktik ist auch auf französischer Seite keineswegs nur als vermessenes Selbstvertrauen der Deutschen auf ihre Kräfte angesehen worden. So äußerte sich der damalige Kriegsminister Etienne nach dem Stenogramm der Armeekommission in der Diskussion über die dreijährige Dienstzeit folgendermaßen: „Si nous restions dans la situation où nous sommes, il serait très facile à l'Allemagne, étant données la lenteur de la mobilisation russe et l'obligation dans laquelle nous nous trouvons de faire notre mobilisation, de fondre sur nous en trois jours et, nous ayant écrasés, de marcher directement vers la Russie.“

## Der erste Vormarsch auf Warschau

Die freiwillige Zurücknahme der in Polen und Galizien kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen (vgl. S. 20 f.) und ihre Konzentration nach Westen erfolgte nach einem wohl überlegten strategischen Plan, zu dessen Hauptzwecken ein glatter und unauffälliger Anschluß an die deutschen Kräfte nördlich von Krakau gehörte. Die Russen drängten in Galizien in blindem Siegestaumel nach, bis sie Ende September die Linie Krakau—Jasło—Jarosław—Sambor—Uzsoker Paß erreicht hatten. Dadurch ließen sie den Deutschen in Polen Zeit, in aller Ruhe in der Linie Czestochau—Olkusch—Krakau aufzumarschieren, in festem Anschluß an den linken Flügel des österreichisch-ungarischen Heeres.

Bei ihrem Aufmarsch gegen den neuen Versammlungsraum der österreichisch-ungarischen Armee hatten sich die Russen gegen die auf der Linie Olkusch—Czestochau stehenden deutschen Kräfte nur schwach gesichert, da sie diese offenbar bedeutend unterschätzten. Daher mußte ihr ganzer strategischer Plan in die Brüche gehen. Denn ein Hervorbrechen der deutschen Truppen aus der Linie Olkusch—Czestochau in östlicher Richtung bedeutete einen Flankenangriff auf die Stellung, die die Russen gegen die neue österreichische Front bezogen hatten. Einem solchen Flankenangriff aber wäre auch das stärkste russische Heer nicht gewachsen gewesen, und wenn er gelungen wäre, hätte er die Kooperation mit den gegen West- und Ostpreußen eingesetzten 15 Korps unmöglich gemacht. So war denn die russische Heeresleitung genötigt, ihren um den Preis schwerer und blutiger Kämpfe und furchtbarer Opfer vollzogenen Aufmarsch gegen die Linie Przemyśl—Krakau aufzugeben und sich so schnell wie möglich in eine andere Stellung zurückzuziehen, in der sie der Offensive der vereinigten deutschen und österreichisch-ungarischen Armeen nicht mehr so hoffnungslos gegenüberstand.

Der allgemeine Rückzug der Russen konnte angesichts der energischen Verfolgung der Verbündeten selbstverständlich nicht ohne Kämpfe und schwere Verluste für die Russen durchgeführt werden. Es half ihnen nichts, daß sie rasch starke Kräfte aus Galizien nach Norden verschoben. Sie standen knapp vor der Weichsel-Sanlinie, als sie, im Begriff über die Weichsel zu gehen, von den verfolgenden österreichisch-ungarischen Truppen bei Klimontow, und gleichzeitig von den deutschen Truppen bei Opatow eingeholt und geschlagen wurden. Im weiteren Vordringen eroberten die Oesterreicher am 5. Oktober den wichtigen Brückenkopf von Sandomir und warfen gleichzeitig südöstlich der Weichsel eine russische Infanteriedivision bei Tarnobrzeg. Die geschlagenen Gegner konnten sich bei der energischen Verfolgung über das Hindernis der beiden Flüsse nicht rasch genug zurückziehen und fielen samt ihrem Train abteilungsweise als Kriegsgefangene den auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Truppen in die Hände.

Inzwischen hatten am 4. Oktober deutsche Truppen eine russische Gardeschützenbrigade aus einer befestigten Stellung zwischen Opatow und Ostrowiec vertrieben und ihr 3000 Gefangene, mehrere Geschütze und Maschinengewehre abgenommen. Am 5. Oktober wurden zweieinhalb russische Kavalleriedivisionen und Teile der Hauptreserve von Zwangorod bei Radom von den deutschen Truppen angegriffen und auf Zwangorod zurückgeworfen. Die ansehnliche Menge von Gefangenen, 4800 Mann, die die Russen bei einer Reihe kleinerer Zusammenstöße westlich von Zwangorod verloren, läßt den Schluß zu, daß ihre Stoßkraft nicht mehr allzu stark war.

Welchen Schwierigkeiten der deutsche Vormarsch in Polen begegnete, schildert folgender Feldpostbrief eines Adjutanten bei einer schweren Munitionskolonne: „Von Czestochau ging es in starken Märschen nach Osten. In den ersten zwei Tagen hatten

wir noch leidliche Chaussees, dann aber wurde es fürchterlich, zumal es seitdem täglich regnete. An einzelnen Strecken bestanden die Wege überhaupt nur aus Sumpf und Morast. Einmal haben wir eine volle Stunde gebraucht, um einen Munitionswagen mit sechs Pferden 15 Meter weiter zu bringen. Streckenweise konnte man von einem Wege überhaupt nicht mehr sprechen. Die Pferde versanken bis zum Leib im Schmutz, die schweren Wagen verschwanden bis zu den Achsen! Die Munition, die wir befördern, ist sehr schwer. Eines Nachts kamen wir im strömenden Regen an eine unpassierbare Stelle. Es blieb nichts anderes übrig, als mit den ganzen Kolonnen in den Wald einzubiegen, um die Stelle zu umgehen. Zu diesem Zwecke mußte mit Art und Säge ein 500 Meter langer Weg mitten durch den Wald gebahnt werden. Ein paar Stunden lang mußten Bäume gefällt werden. So kommt es, daß wir außerordentlich lange und anstrengende Märsche haben. Beim Reiten befindet man sich eigentlich immer in Gefahr, zu stürzen. In den letzten acht Tagen waren wir fast jede Nacht unterwegs. Einmal bin ich ununterbrochen dreißig Stunden im Sattel gewesen. Die Strapazen sind um so größer, als wir eigentlich niemals, außer den beiden letzten Tagen, ordentlich Ruhe gehabt haben. Entweder kamen wir überhaupt erst morgens im Quartier an oder frühestens in der Nacht. Außerdem sind die Dörfer und kleinen Städte derartig miserabel, daß man sich nur mit einem leisen Grauen schlafen legt. Betten kennen wir kaum noch. Gewöhnlich schlafen wir zu sieben in einer einzigen Stube auf Stroh. Aus den Kleidern bin ich seit zehn Tagen nicht gekommen. Kommt man im Quartier an, so geht es häufig schon nach wenigen Stunden weiter. Und dazu der ewige Regen!... Mit der Verpflegung wird es täglich knapper. Butter, Wurst und dergleichen gibt es schon lange nicht mehr. Wir sind froh, wenn wir Brot und etwas Schmalz haben. Manchmal gelingt es, Vieh zu kaufen. Dann wird geschlachtet und ein großes Kochen beginnt. Neulich hat der Schlächter, den wir bei der Kolonne haben, frische Leberwurst gemacht. Das wurde ein ordentliches Festessen. Getrunken wird fast ausschließlich Tee. Spirituosen, die man in Folge der Kälte und Nässe sehr nötig braucht, sind leider auch nirgends mehr zu finden. Die Strapazen sind also etwas reichlich, mir geht es aber trotzdem sehr gut und ich fühle mich außerordentlich wohl. Manchmal wundere ich mich selbst darüber, was man alles aushalten kann."

Der deutsche Vormarsch hat sich zum Teil auch der Eisenbahn bedient, nachdem die Schienen auf deutsche Spurweite umgelegt worden waren. Es kommen allerdings nur zwei Strecken, die parallel laufend von Czestochau auf Warschau und von Rattowitz über Kielce und Radom auf Zwangorod führen, in Betracht. Erst hinter der Weichsel beginnt das große strategische Eisenbahnnetz, das den Russen eine starke Ueberlegenheit für den Nachschub von Verstärkungen und Bedürfnissen sichert.

Rasch arbeiteten sich die deutschen Streitkräfte an Warschau heran: am 11. Oktober erreichten die Spitzen der deutschen Armee die Weichsel und bei Grojec, südlich von Warschau, fielen 2000 Mann des II. sibirischen Armeekorps in ihre Hände. Am 13. Oktober erfahren wir, daß die russischen Vortruppen südlich von Warschau von der deutschen Armee zurückgeworfen worden seien. Am 14. Oktober wird gemeldet, daß beim Zurückwerfen russischer Vortruppen auf Warschau 8000 Gefangene gemacht und 25 Geschütze erbeutet worden seien, und am 15. Oktober wird mitgeteilt, der Angriff in Polen schreite vorwärts und die Deutschen stünden vor Warschau.

### Warschau in Erwartung der Deutschen

Man erinnert sich, welche Begeisterung in Warschau über die anfängliche Räumung der Stadt herrschte (vgl. I, S. 106). Als die Russen nach zehn Tagen zurückkehrten, (vgl. S. 71), mußten zwar die offenen Kundgebungen verstummen, aber das Feuer

glimmte unter der Asche weiter. Ein Brief aus Krakau entwirft auf Grund von authentischen Berichten folgendes Bild von der a l l g e m e i n e n Lage in Warschau vor dem deutschen Anmarsch: „Warschau bietet das Aussehen einer Stadt, die äußerlich optimistisch und ruhig scheinen will, aber in der es unaufhörlich kocht und gärt. Den Optimismus und die Ruhe wollen die russischen Behörden aufrecht erhalten. Deshalb schmeicheln sie der polnischen Bevölkerung, verbreiten das bekannte Manifest des Nikolai Nikolajewitsch (vgl. I, S. 107), lassen in den Theatern neben der Zarhymne „Noch ist Polen nicht verloren“ singen und drängen der Presse gefälschte Berichte über den Stand des Krieges auf. Wer näher hinsieht, merkt, daß in der polnischen Gesellschaft alles voll Erwartung ist und sich auf kommende Ereignisse vorbereitet. Vor allem wird das Elend immer größer. Die Beamten der Reichsbank sind nach Petersburg abgereist; die anderen Banken, die der Barquelle entbehren, funktionieren kaum noch: etwa 60 Prozent Kaufleute und Industrieller stehen an der Schwelle des Bankrotts oder haben bereits bankrottiert. Diese wirtschaftliche Depression übt eine allseitige Wirkung aus. Trotz staatlicher Subvention wurden einige Theater wegen mangelnden Besuchs geschlossen. Ein Bürgerkomitee hat sich gebildet zwecks Verteilung von Mittagessen unter die ohne Mittel verbliebene intelligente Bevölkerung; ein anderes Komitee unterstützt die Familien der Reservisten. Das sind kaum Tropfen im Meer. Ein erschreckendes Elend breitet sich unter den Arbeitern aus. In Warschau soll es etwa 60 000 unbeschäftigte Arbeiter geben (in Lodz etwa 130 000). Die Tageszeitungen sind überfüllt mit Nachrichten über Ohnmachten und Todesfälle in den Straßen infolge von Hunger, wie mit Selbstmordnachrichten. Trotz allen Unterdrückungsmaßregeln greift das Banditenwesen in erschreckender Weise um sich: abends ist auf der Straße kein Mensch seines Lebens sicher. Wenn der Krieg länger anhält, kann man den Ausbruch von Hungerunruhen und einer wirtschaftlichen Revolution erwarten, schlimmer, als in den Jahren 1905 bis 1907. Bei den Behörden herrscht eine immer größere Zügellosigkeit. Der Polizeimeister Meyer wurde wegen Veruntreuungen verhaftet; der Theaterintendant Melchjow ist in seinem Hause interniert. Die Behörden verbreiten Nachrichten über die Siege des Jylinski, der, wie bekannt, Generalgouverneur von Warschau ist. An das Publikum gelangen indessen Nachrichten über die Niederlage, die er zusammen mit Rennenkampf erlitten hat. Die Oppositionsstimmung wächst bei der Bevölkerung. In beständiger Angst davor unternehmen die Behörden fortwährende Verhaftungen. Da sie keine greifbaren Beweise haben, verhaften sie nach rechts und nach links, ohne Wahl. So wurde z. B. der berühmte Dichter Tadhäus Micinski verhaftet und nach Kaluga verschickt, obwohl er seiner Ueberzeugung nach Slavophile ist. Zügellosigkeit der Behörden, immer stärkere Oppositionsbewegung, Elend und drohende wirtschaftliche Revolution — das sind die hauptsächlichsten Symptome im gegenwärtigen Warschau.“

Vom eigentlichen Krieg fühlte Warschau bis zum 10. Oktober wenig. Nur die Verwundeten aus den Schlachten in Ostpreußen wurden nach Warschau gebracht oder über Warschau nach Rußland weiter befördert. Am 10. Oktober aber wurde es ernst. Schon seit einiger Zeit waren die Deutschen um Skierniwice und schickten ihre Patrouillen immer näher, bis sie plötzlich an diesem Tage nur einige Werst von Warschau standen. In der Stadt hieß es anfangs, die russischen Regimenter wollten den Rückzug über Warschau hinter die Weichsel antreten, weil ihre Generale meinten, sie seien zu schwach, um die Stadt zu verteidigen. Plötzlich aber ereignete sich etwas Unvorhergesehenes. Es hieß Großfürst Nikolajewitsch sei angekommen. Er griff mit Energie ein, zog mächtige Verstärkungen heran, ersetzte die Führer und befahl, Warschau bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen. Ununterbrochen kamen neue Truppen an, vor allem viele Kosaken vom Don, aus dem Kaukasus und aus dem Ural, auch zahlreiche sibirische Regimenter.

Auf den Straßen erschienen Anschläge, die besagten, daß die Verteidigung Warschaws mit der äußersten Kraftanstrengung zu geschehen habe und die die Bevölkerung zur Ruhe ermahnten. Denn es herrschte bereits eine ungeheure Verwirrung. Alles ergriff die Flucht: Bank-, Post-, Eisenbahn-, Verwaltungsbeamte, Angestellte und eine Menge Privatleute. Das erste Zeichen zur Flucht gab das Erscheinen eines Zeppelins. Das Luftschiff wurde so heftig aus Geschützen und Gewehren beschossen, daß alle überzeugt waren, der Kampf tobe schon an den Schlagbäumen. „Alles möchte das Weite suchen,“ schreibt der Berichterstatter der „Times“, „aber dazu ist eine besondere Erlaubnis nötig, die man nur durch große Geldaufwendungen erlangen kann, und außerdem sind die abgehenden Züge alle überfüllt. Die meisten müssen also noch warten, und sie tun es, zitternd vor Angst und nervös. Jeden Augenblick werden Spione festgenommen, und es geht kein Tag vorüber, ohne daß ein paar gehängt oder erschossen werden.“ Im Zentrum der Stadt kam es sogar zu blutigen Zusammenstößen zwischen den Arbeitern und dem Militär, was jedoch nach Möglichkeit geheim gehalten wurde. Die Blätter mußten sich darauf beschränken, eine Liste der dabei Getöteten und Verwundeten zu veröffentlichen.

Der Zeppelinbesuch blieb nicht vereinzelt. Fortwährend erschienen nun deutsche Luftschiffe und Flugzeuge über Warschau, oft sogar gleichzeitig in größerer Zahl, so daß die Russen von einem Luftgeschwader sprechen konnten. An zwei Tagen wurden zusammen über hundert Personen durch Bombenwürfe getötet; der Warschauer Hauptbahnhof wurde schwer beschädigt. Den Besuch einer deutschen Taube schildert Stephan Graham, der Korrespondent der „Times“ sehr anschaulich. „Um 3 Uhr nachmittags,“ schreibt er, „dränge ich mich mit den andern durch die Hauptstraße. Plötzlich kommt in den Bienenschwarm wilde Erregung. Die Leute beschatten die Augen mit den Händen und gucken in den sonnigen Himmel, und ich gucke mit ihnen. Ein großer Vogel eilt vorwärts über die Stadt; er sieht aus wie ein deutscher Adler, der sich brüstet im Sonnengold. Mit rasender Schnelligkeit nähert er sich, schon ist er über unsern Köpfen. Das Volk versucht zu fliehen, bald nach dieser Seite des Weges, bald nach der andern. Man stößt sich und drängt sich hin und her. Schreie lösen sich aus dem Menschenknäuel, man wird fast erdrückt. Zwei Augenblicke später zuckt ein Blitz aus rauchigem Feuer, und ein dumpfer Aufschlag erfolgt. Stücke eines Daches fliegen auf die Straße, drei Häuser entfernt von der Stelle, an der ich stehe; eine Bombe ist auf die Spitze meines Lieblingscafés gefallen und hat den Platz verwüstet, an dem ich zehn Tage lang meinen Kaffee schlürfte und meine Artikel schrieb. Nachdem es die Bombe abgeworfen, schießt das rastlose Flugzeug fast senkrecht empor in den Himmel und verschwindet. Eine ungeheure Menge hat sich um das Café versammelt und schreit und spricht in dumpfem Schrecken. Aber sogleich kommt der preussische Adler vom Horizont, in dem er verschwunden war, wieder zurück und nähert sich mit atemberaubender Schnelligkeit. Eine große Panik entsteht nun in den Straßen, ein Augenblick des höchsten Schreckens, in dem jedem das Herz still zu stehen scheint. Alles flüchtet. Selbst die Soldaten stürzen fort, um irgendwelchen eingebildeten Schutzwinkel aufzusuchen. Die Straßenbahnwagen stehen wie versteinert vor Grauen still, die Droschken fahren nicht mehr weiter, und die Kutscher springen von ihren Sitzen. Jeder hat das Gefühl, als sollte er im nächsten Augenblick in kleine Stücke zerschmettert werden. Die Verwirrung ist unbeschreiblich. Keiner ist sicher, denn die Bomben fallen auf Gerechte und Ungerechte mit großer Unparteilichkeit. Die, vor der wir uns fürchteten, fiel zwei Straßen von uns entfernt herunter und tötete sechs Menschen, die nicht einmal ahnten, daß ein Feind über ihren Häuptern schwebte. So lauert die Gefahr beständig in den Lüften über Warschau. Die einen sehen sie, die andern wissen nichts von ihr. Die russischen Behörden aber

haben einen schweren Stand, die nervöse Bevölkerung in diesen Tagen der höchsten Aufregung im Zaum zu halten.“

Zu der Beunruhigung durch die deutschen Luftschiffe und Flieger kam noch das aufregende Kampfgetöse selbst, das Tag und Nacht hörbar war. In einem Privatbrief aus Warschau heißt es: „Zehn Tage lang, das heißt bis zum 22. Oktober, war in der Stadt ein solcher Kanonendonner, daß die Scheiben in den Fenstern zitterten. Es wurde von den nächsten, nur einige Werst entfernten Forts geschossen. Abends sah man das Feuer der Schrapnell's. Der bedenklichste Augenblick war aber, als die Bauern der Umgegend mit ihren ganzen Habseligkeiten nach der Stadt zu fliehen angingen, immer schlimmere Nachrichten austreuend. An den Schlagbäumen war ein furchtbares Gedränge. Truppen, Infanterie, Geschütze, Kavallerie, eilten nach einer Richtung. Man sah, daß es schlecht stand, daß sie den anderen zu Hilfe zogen. Das Getöse kam immer näher. So lebten wir zehn Tage in Unsicherheit, indem wir die Deutschen zum Frühstück und dann wieder zum Mittagessen oder zum Abendbrot erwarteten. Gegen den 20. aber begannen Nachrichten über das Zurückdrängen der Deutschen zu kursieren, das Schießen hörte auf, die Vorortskleinbahnen nahmen den Betrieb wieder auf und in großen Mengen machten die Leute Ausflüge, um sich auf den Schlachtfeldern Kriegsandenken zu holen.“

### Das Ringen um Warschau

Ueber die Kämpfe um Warschau berichtet Francis McCullagh, der Kriegskorrespondent der Chicagoer „Daily News“, ausführlich:

„Der Angriff auf Warschau kam aus der Richtung Grojec und Grodzisk her und wurde von drei, hauptsächlich sächsischen Armeekorps ausgeführt. Großfürst Nikolaus aber hatte angefangen des südlichen Vormarsches der Deutschen von der ostpreussischen Grenze her geglaubt, daß die Deutschen entweder Rowno oder Grodno zu nehmen oder von Norden her auf Warschau zu marschieren beabsichtigten; deshalb verlegte er sein Hauptquartier von Warschau nach Grodno, während General Scheidemann als Kommandant in Warschau blieb. Inzwischen drangen die Deutschen unter General v. Morgen vom Süden vor. Am 9. Oktober waren sie in Grojec, und von da strebten sie mit furchtbarer Energie und wunderbarer Schnelligkeit vorwärts. Sonntag den 11. Oktober waren sie nur ungefähr zwölf Kilometer südlich von Warschau.

Ihre Annäherung erfolgte ganz unerwartet. Die Russen hatten nach Süden überhaupt nicht aufgeklärt, und als Flüchtlinge nach Warschau einzuströmen begannen, mit der Neuigkeit, daß die Deutschen in Schweite der Stadt seien, wollte General Scheidemann kaum seinen Ohren trauen. Ja, er erhielt von der Nachricht einen Schock, von dem er sich immer noch nicht erholt hat, obwohl er seither seines Kommandos enthoben worden ist. Seine Schuld bestand natürlich darin, daß es ihm nicht gelungen war, die Annäherung der Morgenschen Armee festzustellen, bevor sie in der Nähe Warschaus stand. Jedoch muß als mildernder Umstand für General Scheidemann angeführt werden, daß er es nicht nur mit Unfähigkeit bei seinen Kosakenaufklärungstruppen, sondern auch, wie verlautet, mit Verrätheri unter einigen seiner Untergebenen zu tun hatte. General v. Krause, der ziemlich weit südlich von Warschau aufgestellte sibirische Truppen kommandierte, soll sich so verdächtig aufgeführt haben, daß er während der Schlacht kriegsrechtlich verurteilt und erschossen wurde.

44 furchtbare Stunden hindurch hielten drei sibirische Korps drei deutsche mit überlegener Artillerie ausgerüstete Korps zurück. Die russischen Verluste waren entsetzlich. Ganze Regimenter wurden vollständig vernichtet, andere verloren alle Offiziere. Die russischen Verluste überstiegen alles, was in diesem Kriege bisher verzeichnet wurde, ausgenommen die Verluste des Generals Samsonow in der Katastrophe von Tannenberg.

Sonntag den 11. Oktober lagen die Dinge am schlimmsten. Die Straßen Warschaus waren vollgepfropft mit flüchtigen oder verwundeten Soldaten. Hungrige, abgekehrte Truppen strömten Tag und Nacht in die Stadt — alles Deserteure, viele ohne Waffen. Die Deutschen standen bei Jeziorna, dem bloß 15 Kilometer südlich von Warschau gelegenen Vorort, und bei Pruszków, einem 12 Kilometer südwestlich von Warschau gelegenen Vorort. Ihre Linie erstreckt sich von Blonje im Westen (25 Kilometer von Warschau), wo das russische Hauptquartier unter General Scheidemann war, in südöstlicher und östlicher Richtung bis zum Weichselufer. Am 13. Oktober wurde bei Blonje furchtbar gerungen; die Deutschen mußten es räumen und am 14. auch Pruszków. Am 15. nahmen die Russen Nadarzyn (zwischen Blonje und Jeziorna) im Bajonettkampf. Am 16. gewannen die Deutschen das verlorene Terrain teilweise zurück. Am 17. gingen sie unterhalb Karczew auf einer Pontonbrücke über die Weichsel, wurden aber von einer großen, rechts von der Weichsel stehenden russischen Armee zum Rückzuge gezwungen. Jetzt bauten die Russen ihrerseits nahe Karczew eine Pontonbrücke, die aber mangels einer genügenden Zahl von Pontons erst nach 48 Stunden fertig wurde und wertlos war, weil die Deutschen sich inzwischen am linken Ufer eingegraben hatten. Deshalb gaben die Russen den Uferwechsel auf.

Sonnabend den 17. Oktober wütete der Kampf auf der ganzen Linie vom Morgen bis in die Nacht. Sonntag den 18. hatten die Russen durch Verstärkungen eine ziffermäßige Ueberlegenheit von 4 zu 1 und eine große artilleristische Ueberlegenheit erlangt. Nicht weniger als 20 schwere Haubitzen trafen an diesem Tage aus Brest-Litowsk ein. Und ihre Ankunft war entscheidend. Montag den 19. gaben die Deutschen den Kampf um Blonje auf, den sie drei Tage lang mit höllischer Energie geführt hatten. Aber wenn auch die deutsche Artillerie schwieg, das deutsche Gewehrfeuer blieb heftig von Pruszków bis Powssin (an der Weichsel). Es war ein Nachhutfeuer.

Unter dem Schutze dieses Nachhutfeuers vollzog der deutsche General v. Morgen einen Rückzug, der noch brillanter war als sein Vormarsch. Er verschwand wie ein Geist und ließ zurück kein Geschütz, kein Gewehr, keine Patrone und nur wenige Marschunfähige.

Dienstag den 20. Oktober sandten die Russen ihre Kavallerie zur Aufklärung vorwärts; aber nachdem sie einige dreißig Kilometer vorgerückt war, kehrte die Kavallerie trostlos zurück — sie hatte es vollständig verfehlt, den Feind zu ermitteln. Das gelang zwar am 21., doch war jetzt keine Aussicht mehr, den Deutschen den Rückzug abzuschneiden zu können. Dies war vom Stab des Großfürsten Nikolaus eine Zeitlang allerdings sehr gehofft worden. Denn während General v. Morgen gegen die äußeren Linien Warschaus anrannte, hatten die Russen eine große Armee nicht nur in seiner Front, sondern auch auf beiden Flanken angesammelt. Auf v. Morgens linker Flanke kam ein russisches, 20 000 Mann starkes Kavalleriekorps bei Lowicz (westlich von Blonje) mit dem Feind in Berührung. Es überschüttete ihn von Blonje aus mit Schrapnells, aber entdeckte dann beim Einzug in Lowicz, daß die Opfer meist russische Gefangene der Deutschen gewesen waren. Auf der rechten Flanke der Deutschen hatten die Russen über die Weichsel gesetzt und Gora-Kalwarja genommen. Hier suchten sie ihre Linie von Lowicz bis Gora-Kalwarja zu schließen, um Morgens einzige Rückzugslinie, die nach Süden führte, abzuschneiden. Aber der deutsche General war wieder zu gewandt für die Russen. Allerdings hatte er seine Verwundeten zurücklassen müssen, die von den polnischen Bauern und dann vom russischen Roten Kreuz sorgfältig gepflegt wurden.

Daß die russische Kavallerie die Fühlung mit dem zurückgehenden Feinde verlor, reicht ihr nicht zu großem Ruhme, wie denn die russische Armee überhaupt bei dieser Gelegenheit einen gewissen Mangel an Beweglichkeit zeigte. Dagegen war der deutsche Plan des Vormarsches auf Warschau meisterhaft entworfen und wäre auch ohne Zweifel

erfolgreich gewesen, wenn nicht der heftige Regen das Vorrücken in dem sumpfigen und walbigen Gelände verzögert und v. Morgen verhindert hätte, sich Warschau zu bemächtigen. Anfangs waren um Warschau nur 120 000 Russen gelegen, aber schließlich hatte General Rußky, der den General Zylinsky im Kommando abgelöst hatte, 400 000 Mann zur Verfügung.“

### Die Kämpfe vor Zwangorod

Die Gesamtfront der verbündeten Heere erstreckte sich während der Kämpfe vor Warschau in einer Ausdehnung von über 240 Kilometern vom Weichsel-Narew-Zusammenfluß bei Nowogeorgiewsk über Zwangorod bis zum Einfluß des San in die Weichsel bei Sandomir. Außer vor Warschau wurde vor allem bei Zwangorod heiß gekämpft: am 7. Oktober war von kleineren erfolgreichen Kämpfen in dieser Gegend die Rede, die fast 5000 Gefangene brachten, am 12. wurde hier ein Uebergangsversuch der Russen vereitelt, ein mit acht Korps unternommener weiterer Versuch wurde am 14. Oktober blutig zurückgewiesen; am 23. endlich erschienen Teile des österreichisch-ungarischen Heeres überraschend vor Zwangorod, schlugen zwei feindliche Divisionen, nahmen 3600 Russen gefangen und erbeuteten eine Fahne und 15 Maschinengewehre.

Folgender Feldpostbrief vom 18. Oktober berichtet über die Kämpfe vor Zwangorod: „Unter dem Donner unserer Belagerungsgeschütze und nachdem wir sieben Tage dauernd im Gefecht gelegen, schreibe ich Euch diese Zeilen. Wir sind hier bei Zwangorod auf eine starke, uns doppelt überlegene russische Macht gestoßen, die sich aus der Festungsbefähigung und einer Armeegruppe zusammensetzt, die aus der gegen Oesterreich kämpfenden russischen Hauptarmee herausgezogen wurde, um gegen uns zu operieren. Unsere Armee unter Hindenburg umfaßt vier Armeekorps, von denen das eine mit der Spitze schon Warschau erreicht hat. Wir fanden hier vor Zwangorod einen erbitterten Widerstand, da unsere Pioniere die Weichselbrücke gesprengt hatten, um dadurch den westlich, also diesseits der Weichsel stehenden Russen den Rückzug abzuschneiden. Allerdings gelang es zwei russischen Korps bei Nacht mit Fähren nach dieser Seite überzusetzen, so daß sich unsere Brigade am dritten Schlachttage einem ganzen feindlichen Korps gegenüber sah. Unsere Kompagnie hatte sich eingegraben, während ein mörderisches Feuer russischer Schrapnells und Maschinengewehre auf uns gerichtet war, das sich aber glücklicherweise als mehr ohrenbetäubend denn gefährlich erwies. Die Russen lagen hinter dem hohen Weichseldamme und schossen auf uns herunter, während uns das Schießen fast unmöglich war, des verschwindenden Zieles wegen. Den bei Nacht mit dem Bajonett blutig gestürmten Ort Newo mußten wir andern Tags aufgeben, da wir mit unsern paar Mann in Gefahr waren, von der Uebermacht auf diesem Kampfabschnitt erdrückt zu werden. Drei Tage hatten wir so Tag und Nacht ohne Stroh bei Regen und Kälte in den Schützengräben gelegen. Teilweise konnte selbst die Feldküche wegen des Feuers nicht herankommen, so daß wir, als wir am dritten Tag von Truppen der Garde abgelöst wurden, wie die heißhungrigen Tiger „frazen“. Beim Sammeln waren von 250 Mann unserer Kompagnie noch 85 zur Stelle — so hatten Tod und Verwundungen unter unseren lieben Kameraden aufgeräumt. Daß ich immer noch lebe, ist mir geradezu ein Rätsel, denn die Granatpflitter sausten einige Schritte vor und hinter mir nieder. Am siebten Tage hatten unser erstes und Gardekorps die Russen außerhalb der Festung auf der ganzen Linie geschlagen, d. h. was sich nicht ergab, fand in den Sümpfen oder in der Weichsel seinen Tod. Nun gilt es vermutlich, nach der Beschließung der Festung, diese zu stürmen und mit den jenseits der Weichsel stehenden Truppen fertig zu werden — eine große Aufgabe für unsere so stark gelichtete Armee. Hoffentlich haben die Oesterreicher durch unser Wirken kräftig Luft bekommen, denn es sah recht übel um sie aus.“

### Der Rückzug der Verbündeten

Es kam nicht mehr zur Beschließung oder gar zum Sturm auf Zwangorod, wie unsere tapferen Truppen gehofft hatten. Wir wissen bereits aus dem Bericht von Francis McCullagh, daß die ungeheuren Verstärkungen, die die Russen auf Warschau heranzogen, die deutschen Streitkräfte dort zum Rückzug zwangen. Noch am 10. Oktober waren die russischen Militärschriftsteller der Meinung gewesen, die deutschen Streitkräfte vor Zwangorod und Warschau seien eine zu vernachlässigende Größe, die nur untergeordnete Ziele verfolge. Aber Notabilitäten aus Warschau trafen in Petersburg ein, um zu bitten, daß die Stadt „nicht strategischen Zwecken geopfert“ werde. Daraufhin wurde, vor allem aus politischen Erwägungen, die außerordentliche Verstärkung der russischen Truppen beschlossen, und zwar bei Warschau durch die sibirischen Korps, von denen durch die gleich beim Kriegsbeginn erfolgte Einziehung des Landsturms zwei Ersatzkorps gebildet werden konnten. Ein Teil der Sibiriaten wurden zwischen Ploßk und Nowogeorgiewsk über die Weichsel geworfen. Gewaltige Truppenmassen wurden auch auf Lublin und Zwangorod vorgeschoben. Die gegen Ostpreußen eingesetzten Streitkräfte wurden geschwächt, um die Offensive über Warschau zu unterstützen, und aus Galizien wurden etwa zwanzig Divisionen nach dem Raum Zwangorod—Warschau gezogen.

In den Kämpfen, die sich bis zum 23. Oktober auf der Linie Warschau—Zwangorod abspielten, hatten die verbündeten deutsch-österreichisch-ungarischen Heere mehr als 50 000 Russen gefangen genommen und 35 Feldgeschütze, sowie zahlreiche Maschinengewehre erbeutet. Zwischen dem 24. und 26. Oktober meldeten Zeppeline und Flugzeuge den Anmarsch der verstärkten feindlichen Kräfte. Zwei Tage lang wurden jedoch alle Vorstöße des Feindes über die Weichsel zurückgetrieben und noch am 27. Oktober machte ein österreichisch-ungarisches Armeekorps 10 000 Gefangene. Da jedoch immer neue Korps über die Weichsel übersetzten, standen die verbündeten Armeen vor der Wahl, entweder die Schlacht in dem Raume anzunehmen, den ihnen hier ein an Zahl überlegener Gegner vorschrieb, oder aber ihre Truppen rechtzeitig zurückzunehmen, um später in einem andern, ihnen mehr zusagenden Gebiet, den Feind zur Schlacht zu zwingen. Sie entschieden sich für das letztere auf Grund der Erfahrungen, die die Armee Hindenburg im masurenischen Seengebiet und die österreichisch-ungarischen Armeen nach Lemberg gemacht hatten. Die Neugruppierung der deutsch-österreichisch-ungarischen Heere vor Annahme der Entscheidungsschlacht war also eine aus höhern strategischen und taktischen Rücksichten gebotene Notwendigkeit.

Der Bericht von Francis McCullagh hebt schon zur Genüge hervor, mit welcher Gewandtheit und Umsicht der deutsche Rückzug bewerkstelligt wurde. Ueber einzelne Rückzugskämpfe besitzen wir eine ausführliche Schilderung des aus dem japanischen Krieg her bekannten russischen Berichterstatters Nemirowitsch-Dantschenko, die, obgleich vom russischen Standpunkt aus geschrieben, interessante Einzelheiten enthält. Seine Angaben über die schweren russischen Verluste decken sich mit denen Francis McCullagh's. Besonders verlustreich für die Russen war die Erstürmung von Rakitni südwestlich von Warschau. Die Deutschen hatten acht Reihen von übereinanderliegenden Verschanzungen hergestellt. Mit schweren Haubitzen beherrschten sie den ganzen Umkreis. Mit stoischer Gelassenheit seien die Sibiriaten in die Hölle marschiert, die die tödlichen Geschosse zu Tausenden ausgespien habe. Heute noch könne man die deutschen Verhauere sehen, dieses Zickzack von Verteidigungsstellungen, die die russischen Truppen von außen nicht hätten vermuten können. Unter dem mörderischen Feuer lösten sich alle Verbände, die Offiziere fielen und jeder Soldat war sein eigener Leutnant. Es kam wie eine Wut über die Sibirier, sie griffen zum Bajonett und bahnten sich den Weg. Der Kampf

wütete bis in das Dunkel der Nacht; unter ihrem Schutze zogen die Deutschen dann ziemlich ungehindert ab. Ihre Stärke soll eine Brigade gewesen sein. Die Russen haben acht Offiziere und 374 Mann in einem Massengrab beigesezt, das in dem Schützen-graben besteht, den sie den Deutschen entreißen wollten. In der Nähe befindet sich noch das Einzelgrab des russischen Obersten, der die dem Tode geweihte Schar geführt. Die ersten Schneeflocken fallen und verhüllen das grausige Bild. Die Kirche wurde dreimal von den Russen genommen und dreimal wieder verloren, dann wurde sie von der russischen Artillerie zerstört. Aber selbst um die Trümmer des Gotteshauses tobten noch Bajonettkämpfe. Jeder Steinblock wurde verteidigt. Was sich bei Rasitni abspielte, wiederholte sich bei Eschoff, bei Prussamj und vielen anderen kleineren Orten, die kein Bericht bisher erwähnte, die aber blutigere Schlachten sahen, als sie bisher in Frankreich sich zutrug. Offen gibt Nemirowitsch-Dantschenko zu, daß es die deutsche Nachhut war, die den nachdrängenden Russen standhielt, zum Teil in natürlichen, zum Teil in künstlich geschaffenen Befestigungen. Die schweren deutschen Geschütze seien derart versteckt aufgestellt gewesen, daß die russische Artillerie sie nicht finden konnte. Die deutsche Artillerie habe den russischen Batterien schwere Verluste zugefügt, die meisten hätten 20 Prozent ihres Bestandes verloren. Ein einziges Regiment hatte 22 zerstörte Geschütze.

Ein junger österreichischer Kavallerieoffizier, der unter Hindenburgs Kommando mitgekämpft hat, berichtet über den Rückzug: „Von Sochaczew marschierten wir unter fortwährenden schweren Gefechten an die Warthelinie, wo wir durch längere Zeit hartnäckigen Widerstand leisteten, um das Nachdrängen des Feindes zu verhindern und die Bewegungen der eigenen Armee zu erleichtern, die dann auch vollkommen glatt vor sich gingen. Das Gelände an der Warthe ist überaus ungünstig, der Boden ist flach und sandig; die Ortschaften sind nur sehr spärlich, die Gegend fast gar nicht kultiviert, die Bevölkerung sehr arm. Stellenweise gibt es große Sümpfe. Die Ortschaften zeichnen sich dadurch aus, daß alle Häuser nur in der Küche einen Ofen haben, und bei der bitteren Kälte und den starken Nordostwinden, die seit mehreren Tagen eingesezt haben, litten wir ziemlich. An der Warthe wurden wir hauptsächlich von überaus starker russischer Gardekavallerie und Kosaken belästigt. Wir hatten dort ungefähr 35 russische Kavallerieregimenter gegen uns, die die Linie forcierten und uns vom rechten Ufer auf das linke abdrängen wollten. Es gelang uns jedoch, dem Feinde hier einen längeren Aufenthalt zu bereiten, und wir fügten ihm große Verluste zu. Am 27. Oktober kamen wir in Warta selbst, einem kleinen, hübschen Städtchen an der Warthe, an. Hier erfuhren wir, daß zwei sächsische Kavalleriedivisionen zu der unserigen gestoßen seien, und traten von diesem Augenblick an unter das Kommando eines preußischen Generals der Kavallerie. Der Verkehr mit den preußischen Offizieren, mit denen wir nun in engste Fühlung kamen, war ein äußerst herzlicher und kameradschaftlicher. Auch die Mannschaften freunden sich gegenseitig an. Die Kameradschaft wurde besonders dadurch gefördert, daß bei den beiderseitigen Kommandostellen sich sogenannte „Verbindungsoffiziere“ mit größeren Patrouillen befanden, welche die Verbindung zwischen den einzelnen österreichisch-ungarischen und deutschen Truppen während des Gefechtes oder während des Marsches herzustellen haben. Die deutschen Kameraden waren voll Bewunderung für die herrlichen Leistungen unserer braven Truppen, aber auch wir spendeten den deutschen Soldaten uneingeschränktes Lob. Von Warta zogen wir uns Ende Oktober in westlicher Richtung kämpfend zurück und erhielten den Befehl, ein Vordringen des Gegners über die Linie Kalisch-Skolo um jeden Preis zu verhindern. Dieser Aufgabe wurden wir auch vollkommen gerecht, indem wir durch fortwährendes Manövrieren unter Unterstützung einer preußischen Infanteriebrigade Kalisch und die nördlich davon gelegenen Gegenden schützen konnten.“

### Die Lage in den besetzten Teilen von Russisch-Polen

Die in Russisch-Polen unter Graf Meervelt in Tätigkeit getretene deutsche Zivilverwaltung (vgl. S. 71) hat außer den üblichen Verwaltungsmaßnahmen sofort Vorkehrungen gegen die drohende Not getroffen. Eine Holländerin, die aus Lodz nach Rotterdam zurückgekehrt ist, berichtet dem „Nieuwe Rotterdamsche Courant“: „Im September hörte die Kohlenzufuhr auf und infolgedessen stand die ganze Industrie still. Darauf folgte natürlich der Mangel an Arbeit sowie die Erhöhung der Preise. Die Zeitungen berichteten täglich von Menschen, die vor Hunger auf der StraÙe in Ohnmacht fielen. Das änderte sich erheblich, sobald die Deutschen mit einem ausgedehnten Verpflegungsdienst in die Stadt kamen. Die Soldaten gaben der Bevölkerung nicht nur Brot, sondern verschafften auch jedem, der sich meldete, warmes Essen. Ueberall wo die Deutschen sich in Polen zeigen, treten sie menschenfreundlich auf. So verteilten sie in Piotrkow 500 Waggons Kohlen unter den Einwohnern. Die ganze Stadt erhielt durch die Verwaltung der Deutschen ein erheblich anderes Aussehen, besonders durch die Reinigung der StraÙen. Das Einvernehmen zwischen der deutschen Besatzung und der Bevölkerung, zwischen Polen und Deutschen, Christen und Juden war ausgezeichnet. Die deutschen Soldaten und Offiziere in Lodz sprachen polnisch, da sie zum größten Teil aus Deutsch-Polen kamen.“

Als Verständigungsmittel zwischen Deutschtum und Polentum läßt das deutsche Armee-Oberkommando allwöchentlich in Thorn ein in polnischer Sprache abgefaßtes amtliches Organ, die „Gazeta Wojenna“ (Kriegszeitung) erscheinen. Die Nachfrage nach diesem Blatt wächst beständig.

Besondere Schwierigkeiten machte der deutschen Verwaltung nur die Uebernahme der russischen Eisenbahnen. Da nur die Strecke Rattowitz—Ezenstochau—Petrikau der Warschau-Wiener-Bahn normalspurig ist, mußten die übrigen Strecken für Normalspur umgebaut werden, was allerdings erstaunlich rasch von statten ging.

Die polnischen Ortsbehörden und Körperschaften kamen den deutschen und österreichisch-ungarischen Beamten überall auf das liebenswerteste entgegen und beteiligten sich energisch an der Aufrechterhaltung der Ordnung. So wird von österreichischer Seite über die Verwaltung im Gouvernement Kielce berichtet: „Nach der Räumung des Gouvernements durch die russischen Behörden haben die polnischen Kommissariate die Verwaltung der Gemeinden in die Hand genommen und überall autonome Körperschaften eingesetzt. Durch die Errichtung von Milizen und Bürgerwehren konnte der Sicherheitsdienst organisiert und dem Treiben der aus den Gefängnissen entlassenen Verbrecherbanden ein Riegel vorgeschoben werden. Gleichzeitig ließ sich der Spionage auf den Leib rücken. Auf die sich versteckt haltenden russischen Beamten, die ihr Kundschafterhandwerk weiterhin ausüben wollten, wurde eine förmliche Treibjagd veranstaltet; die auf frischer Tat Ergriffenen wurden sofort abgeurteilt, die andern nach Krakau gebracht und daselbst den Behörden übergeben.“

Ein Stimmungsbild aus dem von den Deutschen besetzten Ezenstochau gibt die „Wosfische Zeitung“. „Werktags wie Sonntags,“ schreibt sie, „sind die Leute in Ezenstochau auf der StraÙe. Glückliches Land, wo alle Tage Sonntag ist, mag mancher denken. Aber die Ursachen dieses „Glückes“ sind für die Einwohner von recht zweifelhafter Art. Die Leute sind alle auf den StraÙen — weil sie nichts anderes zu tun haben. Abgesehen von den Inhabern der kleinen offenen Läden, die mit Lebensmitteln, Tabak usw. handeln, und abgesehen von den Ärzten, die in den Spitätern unsere Verwundeten pflegen und den Militär- und Sanitätsmannschaften, die ihren Pflichten nach-

gehen, hat hier gegenwärtig kein Mensch etwas zu tun. Alle Fabriken, zumeist Jute-  
webereien und Zelluloidwarenfabriken, haben den Betrieb eingestellt, nur die Zündholz-  
fabrik arbeitet noch mit halber Tageslicht. Nicht einmal die Zigarettenmacher, die sich  
sonst in diesem Städtchen selbst in den Zeiten schlimmster Not noch kümmerlich durch-  
schlagen, können sich beschäftigen, denn auch der Tabak beginnt rar zu werden, und der  
Zigarettenverbrauch, wenn auch durch die deutschen Truppen, die hier durchzogen oder  
hier stationiert sind, etwas gesteigert, wird namentlich von der ärmeren Bevölkerung  
aufs äußerste eingeschränkt. Auch der Handel liegt noch vollständig danieder, und nur in  
Lebensmitteln und Kohlen beginnt er sich langsam, allzu langsam, wieder zu beleben.  
Aber der Nerv des ganzen wirtschaftlichen Lebens fehlt. Die Reichsbank schloß sofort  
nach dem Bekanntwerden der Kriegserklärung ihre Pforten, und ihre Beamten sind mit  
allem Bargeld, allen Wechseln „nach Rußland“ abgereist. Die Folge war natürlich, daß  
augenblicklich auch alle anderen Bankbüros geschlossen wurden und eine gewerbs-  
fleißige Industriestadt von über 70 000 Einwohnern mit einem Schlage fast ohne Bar-  
geld blieb. Für die noch fälligen Lohnzahlungen gaben die großen Werke und Fabriken  
eigene Bons aus unter Garantie einer lokalen Bank oder auf ihren eigenen Kredit hin,  
und diese Zettel, in allen möglichen Farben und Größen, von 5 Rubeln bis herab zu  
20 Kopeten und 10 Kopeten, zirkulieren noch heute hier als Geld. Obwohl natürlich  
durch die deutschen Truppen und die zum großen Teil von Oesterreich gekommenen pol-  
nischen Legionäre deutsches und österreichisches Geld, Silber- und Papiergeld, Dar-  
lehnskassenscheine und Banknoten, hereingekommen sind, und obwohl ja auch noch eine  
Menge russischen Geldes in Umlauf ist, hat man heute noch hier bisweilen Mühe,  
einen Zweimarkschein gewechselt zu bekommen. Gibt man einen Zehn- oder gar Zwan-  
zigmarkschein in Zahlung, so ist man in kleineren Geschäften oder Lokalen in Gefahr,  
als Hochstapler, Banknotenfälscher oder dergleichen verdächtigt zu werden.“

## Die Festung Przemysl

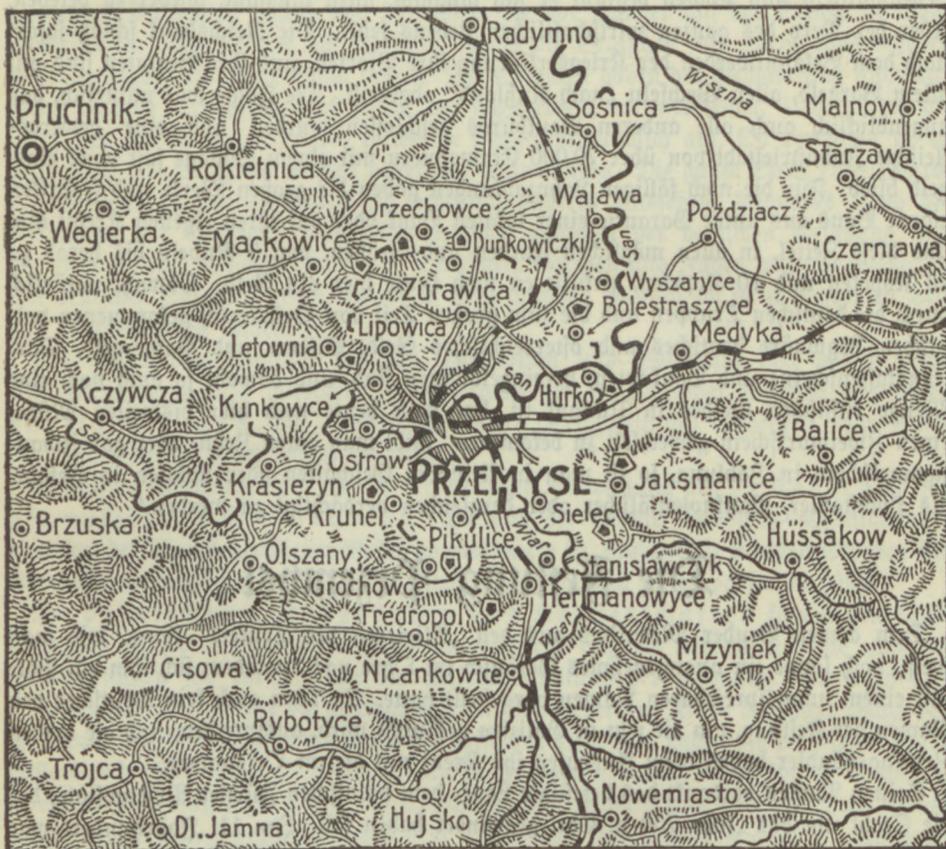
Dem armen Bruder Medardus aus den „Elizieren des Teufels“ klang, wie man  
weiß, noch lange ein unangenehmes Geräusch im Ohre nach, nachdem sich ihm ein Pole  
mit einem unaussprechbaren Namen vorgestellt hatte. So kann auch kein Deutscher den  
Namen der Festung, um die jetzt in Galizien gekämpft wird, aussprechen, und die armen  
Zeitungshändler haben beim Ausrufen ihr Kreuz mit diesem Ortsnamen.

Seinen Namen verdankt das befestigte Lager dem polnischen Fürsten Przemyslau, der  
die Stadt um das Jahr 750 n. Chr. gegründet haben soll. Im 11. Jahrhundert war  
sie zu einer Festung geworden, seit damals hat sie den Ruhm der Uneinnehmbarkeit nicht  
verloren. So haben nacheinander im 17. Jahrhundert zuerst die Kosaken, dann die  
Schweden unter Douglas Leitung und der Siebenbürger Rakoczzy die Stadt belagert,  
ohne daß es ihnen gelungen wäre, die strategisch wichtige Stadt zu erobern. Mit den  
Deutschen stand Przemysl jedenfalls in guten Beziehungen, sonst hätte der große Jagello  
diese Stadt nicht mit dem Magdeburger Rechte beschenkt. Ja, dem Bischof von Lebus  
(Mark Brandenburg) gehörte bis zum Jahre 1375 die Przemyslauer Diözese. Erst Papst  
Gregor IX. hat mit einer eigens erlassenen Bulle die Stadt zu einem Bistum erhoben.

Die österreichisch-ungarische Militärverwaltung hat, auf den Lehren der Geschichte  
fußend, Przemysl mit den besten Mitteln der modernen Befestigungskunst versehen.  
Zeitlich verdankt Przemysl seine Ausgestaltung zu einer starken und ausgedehnten  
Lagerfestung ersten Ranges den Wirren des Krimkrieges und dem mit ihnen verbun-  
denen Aufmarsche eines zahlreichen österreichischen Heeres in Galizien und Sieben-  
bürgen 1853/54. Damals entwarf Feldmarschall Heß im Verein mit Genieoffizieren

einen wohlbedachten Plan für die Landesbefestigung Galiziens, auf dessen Grundlagen dann in späteren Jahren gebaut worden ist. Ausgebaut wurde die Festung in den siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts von einem Schweizer in österreichischen Diensten, dem jetzt noch lebenden Feldzeugmeister Daniel Freiherrn v. Salis-Soglio.

Przemysl hat, wie Antwerpen, eine innere und eine äußere Verteidigungslinie. Die innere Linie besteht aus einer Reihe von Werken, die miteinander durch dünne Erdwälle verbunden waren, die nun natürlich stark ausgebaut worden sind. Ihr Umzug beträgt rund zwölf Kilometer, sechs auf jedem Ufer des San. Die äußere Linie besteht aus



Übersichtskarte der Festung Przemysl

selbständigen Forts mit verschiedenen Zwischenwerken und Batterien, die sich mit einem Radius von etwa sechs Kilometer um die Stadt gruppieren. Auf dem linken Sanufer liegen etwa zwölf, dreizehn Forts mit Zwischenwerken, auf dem rechten Sanufer sieben selbständige Forts und dazu noch Zwischenbefestigungen. Der Raum zwischen den einzelnen Werken mißt in der Regel nicht mehr als ein Kilometer. Der äußere Fortsgürtel hat einen Umfang von über vierzig Kilometer. Das verlangt für eine nur matte Einschließung vom Gegner eine Heeresstärke von mindestens 80 000 Mann. Für eine regelrechte Belagerung bedarf es folgerichtig eines noch weit stärkeren Heeres. Die Festung vermag somit höchst beträchtliche feindliche Kräfte zu fesseln und anderweitiger Verwendung zu entziehen.



Phot. Josef Glöck, Raab  
Feldmarschalleutnant v. Kusmanek



Phot. Eugen Schöner, Wien  
Gen. d. Inf. Svetozar v. Boroevic v. Bojna



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin  
Der Erzherzog-Thronfolger Karl Franz Josef in den Befestigungswerken von Przemyśl



Phot. Nitophot, Wien

Abtransport gefangener Russen durch österreichisch-ungarische Truppen



Phot. Nitophot, Wien

Beerdigung gefallener Soldaten des österreichisch-ungarischen 99. Inf.-Regiments



bis zum 8. Oktober genommen werden. Nun konnte Radko Dimitriew die Festung Przemysl freilich nicht mit dem Bajonett nehmen, aber er war bei den Russen, die den Massenmord ihrer eigenen Leute geradezu als Sport im Kriege betreiben, in seinem richtigen Fahrwasser. Was Dimitriew vor Przemysl geleistet hat, war nichts anderes als solcher Massenmord. Der „gewaltsame Angriff“, wie der Fachausdruck lautet, sollte offenbar dem Ruhm, den sich Dimitriew vor Adrianopel erworben hat, die Krone aufsetzen. Vielleicht wollte er auch den Deutschen die Einnahme von Lüttich nachmachen.

„Vom 6. Oktober an,“ schreibt der Kriegsberichterstatter v. Reden im „Neuen Wiener Tagblatt“, „wurden volle 72 Stunden hindurch alle Mittel in rücksichtslosester Weise aufgeboden, um die Festung zu Fall zu bringen. Artilleristisch waren die Russen sehr gut vorgeesehen. Sie hatten außer ihrer ohnehin sehr zahlreichen und guten Feldartillerie noch einen reichen Belagerungspark von 15-, 18-, 21- und 24-Zentimeter-Kalibern, ferner eine Menge von Marinegeschützen in Tätigkeit, die alle Werke mit größter Präzision ununterbrochen unter Feuer hielten, um das Herankommen der Infanterie auf Sturmabstand zu ermöglichen und unsere Verteidigungsmittel bis dahin möglichst zu vernichten oder ihre Wiederherstellung unmöglich zu machen. Alles scheiterte aber an der wirklich überlegenen Ruhe unserer Offiziere und Mannschaften in der Verteidigung. Die Leute schossen sorgfältig wie nach Scheiben, so daß sogar das Infanteriefeuer enorme Erfolge hatte, von der Wirkung der Geschütze und Maschinengewehre gar nicht zu reden.“

Ueber die österreichisch-ungarische Festungsartillerie schreibt der Kriegsberichterstatter des „Nz Est“, der sich während der Belagerung in Przemysl befand: „Auch Przemysl hatte Belagerungsbatterien, schwerere und größere, als die Russen. Es waren die 30,5er. Diese Belagerungsgeschütze leisteten hier Verteidigungsdienst. Man holte sie aus den Remisen hervor und es zitterten die Häuser in den Straßen der Stadt, als sie von den schweren Automobillokomotiven in die Forts gebracht wurden. Draußen, hinter den Deckungen und Forts, wurden sie in eine betonierte Stellung gebracht, und sie warteten auf Arbeit. Es wurde ermittelt, daß ein russisches Korpskommando sich in einem Kastell einquartiert hatte. Von dem einen Mörser fiel ein Schuß auf das Kastell. Der Kommandant des Mörsers bat flehentlich um die Erlaubnis, auf das Kastell schießen zu dürfen. Man wollte es nicht gestatten, da man dem Feinde nicht frühzeitig verraten wollte, was seiner in der Festung harrete. Die Gelegenheit war aber zu verführerisch und der Schuß wurde endlich gestattet. Es wurden drei Schüsse bewilligt. Ringsherum in Pikulice, Hermanovice und in den Kasernen der übrigen Lagerplätze wurden zuerst überall die Fenster entfernt, und dann durfte es losgehen. Infolge der drei Schüsse ging das Kastell vollständig in Trümmer. Man konnte durch das Fernglas die Wirkung der Geschosse bemerken, und später, als wir die Festung verlassen konnten, sahen wir uns die Zerstörung an. Trümmer des Schlosses flogen einen Kilometer weit. Leichen konnte man natürlich nicht mehr finden, doch aus der großen Anzahl der herumliegenden Pferdekadaver konnte man schließen, daß Lebewesen sich hier kaum hatten retten können. Als die Belagerung fortgeschritten war, traten auch die Mörser häufiger in Aktion. Sie gaben einzeln etwa achtzig Schüsse ab, hauptsächlich in der Nacht.“

Während die schweren Geschütze ununterbrochen donnerten, lief das russische Fußvolk in hellen Scharen aus den rings um die Festung gezogenen Schützengräben gegen die völlig unerschütterten Werke an, mit Handgranaten und Drahtscheren ausgerüstet, von Offizieren mit Peitschen angetrieben. Die aufgelesenen Verwundeten und die Gefangenen waren mit Striemen überfät. Wer zurücklief, wurde von den russischen Maschinengewehren und Kartätschen niedergemacht. In zehn Reihen rannten die Muschiks an, taumelten durcheinander und fielen reihenweise. Drei Tage und Nächte brandeten so unzählige Bataillone heran und zerschellten.

Ernste Gefahr drohte an der Südfront, wo die Russen gegen ein einziges Fort, das schwächste dieses Abschnittes, elf Bataillone ansetzten, von denen sich schließlich etwa 200 Mann einzeln kriechend ungesehen bis zur Kehle schlichen und plötzlich oben auf dem äußeren Wall auftauchten. Nun entspann sich ein wütender Kampf, von dem Roda Roda, der Kriegskorrespondent der „Neuen Freien Presse“ folgende packende Schilderung gibt: „Durch die Kämpfe am vorhergegangenen Tage, durch Verluste während der Beschießung war die Mannschaft auf dem Wall schon geschwächt. Oberleutnant Svrljuga schickte auch noch die Leute der Beleuchtungsabteilung an die Brustwehr, an die Sandfäcke. Die Russen, von den Maschinengewehren der Grabenbestreichung dezimiert und vertrieben, lagen auf dem Glacis, den Unseren dreißig Schritt gegenüber, und schossen. Ueber sie hinweg prasselten immer noch die Schrapnells der russischen Artillerie. Sie feuerte ohne Rücksicht darauf, ob sie Freund oder Feind traf. Da erkletterten die Russen die Brustwehr und waren auf dem Infanteriewall, im nächsten Augenblick auf dem Dach des Werkes. Die eigenen Schützen waren zurück ins Innere geflüchtet, in die Poternen und Bereitschaftsräume. Die eisernen Tore schlossen sich, der nächtliche Kampf dauerte fort. Er hat dreieinhalb Stunden gedauert. An dieser eisernen Tür standen hinter den Schießscharten zwei Landstürmer gegen dreißig Russen. Die Tür wurde von den Russen gesprengt und ingerannt, die Landstürmer sprangen ins Mannschaftszimmer und feuerten durch das vergitterte Fensterchen, hinter Sandfäcken hervor. Die Feinde stachen mit den Bajonetten in die Lücken zwischen die Säcke. Hinten im Mannschaftszimmer lud man unaufhörlich Gewehre und reichte sie den beiden wackeren Schützen ans Gitterfenster zu. Das Mannlichergeschöß hat auf solche Distanz Explosivwirkung; halbe Schädel flogen im Mittelgang vor dem Gitterfenster umher; das Blut rauchte. Noch heute, eine Woche fast nach dem fürchterlichen Abenteuer, trotz allem Fegen und Waschen, kommt ein aufdringlicher Verwesungsgeruch aus dem zerschrammten Mauerwerk; der einzelne Ziegelstein ist von Stichen, von Geschossen durchbohrt und geschunden, sogar die Gitterstäbe — Narben eines Nahkampfes, wie er wohl selten in der Geschichte vorkam. Am anderen Tor stand der Offiziersdiener Franz Suchy, ein Reservist, Dachdecker aus Wien. Er allein verteidigte die Scharte, er allein hat fünfundzwanzig Russen tot und fünfundzwanzig verwundet vor seine Tür hingestreckt. Vergebens suchten die Russen, die Tür zu verrammeln, die Ritzen zu verketten; Suchy schoß alle, die nahten, nieder. Stolz und lebhaft zeigt er mir, wie er einen Rotblonden in die Schläfe traf, der links vom Wall eines unserer Maschinengewehre herangeschleppt hatte, um es auf die Besatzung der Kehle spielen zu lassen. Es war zufällig ein russisches Maschinengewehr, von den Unseren in der Schlacht bei Grodet erobert und hier eingebaut.“ Hilfe zu bringen war zunächst nicht möglich, weil die Russen das Gelände hinter dem Werk mit Schrapnells übershütteten. Dreieinhalb Stunden blieb das Werk eingeschlossen. Endlich drang eine Honvedabteilung über die Schrapnellzone und feuerte die Kehlböschung hinauf. Sofort hoben 150 Russen die Hände hoch, ebensoviele lagen tot oder schwer verwundet umher. Weitere 140 Leichen lagen im Graben. Später kam ein ganzes Honvedregiment, das in dem befreiten Werk zwei Kompagnien als Verstärkung zurückließ.

Am stärksten ist ein Fort der Nordfront mitgenommen worden; v. Reden berichtet darüber: „Es waren etwa 250 Treffer darin erzielt. Merkwürdigerweise war aber die Wirkung verhältnismäßig gering, trotz der schweren Kaliber; zwei auf offenem Wall stehende leichte Geschütze waren demontiert, die Erde war vielfach durch tiefe Trichterbildungen aufgewühlt, Betonbauten und Panzerkuppeln blieben völlig intakt, so daß die Kampffähigkeit des Werkes nicht gelitten hatte. Ich sah dort einen sehr merkwürdigen Zufallstreffer: Eine Granate war direkt in eine Scharte eingedrungen und hatte einen Mann getötet. Dies der einzige Tote in jenem Werk überhaupt, sonst waren nur einige

Duzend Vermundete. Ein Beweis für die Schußpräzision war das Trefferbild, das vom Walle aus sehr gut zu sehen war. Alle Schüsse symmetrisch beiderseits der Mittellinie, die Flanken wiesen fast keinen Treffer auf. Die aus Honvedtruppen bestehende Besatzung erzählte, daß die in den Kasematten dienstfrei ruhende Mannschaft nur in der ersten Nacht wegen der ungeheuren Detonationen der einschlagenden Bomben nicht schlafen konnte, später gewöhnten sich die Leute und schliefen ruhig, da sie sich von der Widerstandsfähigkeit der Decken überzeugt hatten.“

Nicht minder furchtbar als an den Forts wütete der Kampf im *Vorgelände*. Hier wurde von den Verteidigern sehr erfolgreich mit Flatterminen und ähnlichen Mitteln gearbeitet. Ein Honvedunteroffizier, dessen Kompanie einen Berggraben besetzt gehalten hatte, erzählt: „Die Russen drängten uns vom Berg herunter, unsere Geschütze von der andern Seite dröhnten unaufhörlich und richteten fürchterliche Verheerungen in den Reihen der Russen an, doch ihrer waren so viele, daß es nur so wimmelte. Als wir am Fuße des Berges angelangt waren, hörten wir ein höllisches Krachen, als ob der Himmel eingestürzt wäre und tausend Donner eingeschlagen hätten. Eine fürchterliche Kraft hob uns in die Höhe und wir flogen. Als wir unsere Sinne sammeln konnten, sahen wir keinen Russen mehr. Auf der Berglehne lagen russische zerfetzte Leichen, Gewehre und Kleiderseken umher, unsere Geschütze schossen noch weiter. Auf dem Verbandplatze erfuhren wir, daß die Berglinie unterminiert war, und als wir hinuntergedrängt wurden, brachten die Unsrigen die Minen zur Explosion.“

Angeichts solcher Schilderungen wirkt es gar nicht so erstaunlich, wenn man hört, daß die russischen Verluste an 50 000 Mann betragen. Der Berichterstatter der Wiener „Reichspost“ schildert das Totenfeld vor Przemysl folgendermaßen: „Es ist ungeheuer, wie viele Tote die Russen vor Przemysl gelassen haben. Ich habe dort Massengräber gesehen von riesiger Ausdehnung. Trotzdem liegen noch tausende von ungeborgenen Leichen auf dem Feld. Weit hin war Tod und Vernichtung gesät, soweit wir sahen. Wir haben geschanzt, was wir konnten, aber für tausende von Armen gab es dort noch Arbeit, um diese breiten Spuren eines tausendfachen Todes zu verwischen.“

Bis zum 8. Oktober blieb der eiserne Ring der Belagerungsarmee eng um die Festung geschlossen. Aber sie war doch nicht ganz von der Außenwelt geschieden. Der *Funkentelegraph*, der sogar die Ausgabe einer Belagerungszeitung in deutscher, polnischer und ungarischer Sprache ermöglichte, und *Flugzeuge* stellten die Verbindung her. Der Berichterstatter des „Berliner Tageblatts“ erzählt: „Am 1. Oktober ist ein österreichischer Flieger mit einem Generalstabshauptmann vom Hauptquartier über die russische Armee nach dem zernierten Przemysl geflogen. Bald nach dem Aufstieg wurde das Flugzeug von Maschinengewehren und Kavallerie und später bei Dubieczko von Artillerie beschossen, wobei drei Schrapnellsplitter das Flugzeug trafen. Nach einer Stunde landete das Flugzeug im Festungsgebiet von Przemysl, erstattete Meldung und lieferte Briefpost sowie Zeitungen ab. Das Hauptquartier wurde drahtlos von der glücklichen Landung verständigt. Infolge der dauernd ungünstigen Witterung erfolgte der Rückflug erst am 6. Oktober, wobei die Flieger wieder von Kavallerie und Artillerie beschossen wurden und der Apparat achtmal getroffen wurde. Die Flieger blieben unverletzt und landeten trotz des heftigen Schneesturms, wobei sie oft im Kreise umhergewirbelt wurden und das Druckrohr mit der Hand festhalten mußten. Ein zweiter österreichischer Pilot mit Aufklärer mußte unter Feinden landen. Sie schlichen sich durch die feindlichen Linien und kehrten nach vierzehn Tagen unverhofft zu Fuß zurück.“

Der Sturmangriff vom 6. Oktober hatte außer dem Befehl des Zaren noch eine zweite Ursache: die Russen wußten, daß eine österreichisch-ungarische Entsatzarmee unter General Boroebic nach Przemysl unterwegs war, die von Rzeszow—

Bario auf Lancut—Dhnow vorstieß. Schon am 8. Oktober war bei der Westgruppe des Belagerers eine rückgängige Bewegung bemerkbar; er baute seinen Angriff allmählich ab. Immerhin setzten die Russen den Angriff an den übrigen Fronten fort, in der allerdings nur mehr schwachen Hoffnung, daß es vielleicht doch gelingen könnte, Przemysl vor dem Eintreffen der österreichisch-ungarischen Armeen in Besitz zu nehmen. Das rasche Fortschreiten der österreichisch-ungarischen Offensive, die den Feind an drei Tagen hintereinander schlug, und die Leistungen der heldenhaften Verteidiger von Przemysl, ließen diese Hoffnung zu nichte werden. Nun schien das Streben der Russen nur mehr darauf gerichtet, aus der Klemme, in die sie geraten waren, mit heiler Haut herauszukommen. Sie stellten den österreichisch-ungarischen Truppen bei Lancut und östlich von Dhnow starke Kräfte entgegen, die einen ungestörten Abmarsch der Belagerungstruppen von der Westfront der Festung verbürgen sollten. Diese Deckungstruppen wurden geschlagen. Die aus drei Korps bestehende Armee von Lancut wich, mit gewaltiger Energie angegriffen, gegen den San zurück. Recht schwierig war auch die Lage der bei Dhnow geschlagenen russischen Kräfte, die aus einer Kosakendivision und einer Infanteriebrigade bestanden.

Am 11. Oktober war Przemysl frei. Durch den westlichen Sektor zogen die österreichisch-ungarischen Abteilungen in die Festung ein. Der Jubel über den gelungenen Entsatz war groß. Wenige Tage später stattete der österreichisch-ungarische Thronfolger Erzherzog Karl Franz Joseph der tapferen Besatzung persönlich einen Besuch ab, über die ihr Kommandant, Feldmarschall-Leutnant Kusmanek, folgendes Urteil fällte: „Die Stimmung unserer Truppen war geradezu unbeschreiblich begeistert. Nur mit der größten Energie — in vollem Sinne des Wortes — konnten wir sie veranlassen, die Ausfälle zu mäßigen. Ich will gar nicht mit der Würdigung unserer Braven beginnen, sonst wird mein Lob kein Ende finden. Soviel kann ich jedoch mit ruhigem Gewissen sagen, daß sie die Anerkennung unseres obersten Kriegsherrn wirklich verdient haben. Seit 28 Jahren diene ich meinem Kaiser, ich bin im Dienste ergraut, aber ich kann mich nicht beklagen, die Ereignisse der letzten Tage haben mich für alles entschädigt.“

### Kämpfe nach dem Entsatz von Przemysl

Nachdem der Ring der russischen Belagerungsarmee durchbrochen war, berührten ihre Stellungen den Fortgürtel von Przemysl nur noch tangential, und zwar auf der Ostfront bei Medyka an der Bahnlinie, im Süden der Festung, östlich der Straße Przemysl—Dobromi—Chyrow. Hier leisteten die Forts der Festung bei dem nun einsetzenden Kampf gute Dienste; sie bildeten etwa die Mitte der halbkreisförmigen Gesamtfrent. Von der West- und Südseite der Festung hatten sich die Russen in vorbereitete Stellungen östlich und südlich von Przemysl zurückgezogen, wobei sie von den über Chyrow vorrückenden österreichisch-ungarischen Truppen hart bedrängt und schließlich in langwierigen, zähen Kämpfen auf Stary-Sambor zurückgeworfen wurden. Von der Nordfront wichen die Russen fluchtartig über den San, wo sie sich, durch abgesondert operierende Truppenteile und bedeutende Nachschübe verstärkt, zu hartnäckigem Widerstand verschanzten. Es kam hier zu erbitterten Kämpfen, besonders nordöstlich zwischen San und Wyszynia und nördlich bei Radymno. Die österreichisch-ungarische Armee mußte ihrem Gegner den Boden Zoll für Zoll abringen und zufrieden sein, wenn sie an einem Tag einen Kilometer vorwärts kam.

Leonhard Adelt, der Kriegsberichterstatter des „Berliner Tageblatts“ für den galizischen Kriegsschauplatz, hat das Kampffeld bei Radymno am späten Abend des 18. Oktobers besucht. Er schreibt: „Aus Nordost, wo die Honveddivision vorgestern nach dreitägigem Kampfe durch einen Angriff in Front und Flanke die Russen warf, kommt der Donner der österreichischen Geschütze. Im Feld rechts der Straße ist manchmal ein

schwaches Aufblitzen wie ein flüchtiger Sonnenstrahl auf Glasscherben. Durch den Feldstecher erkenne ich die Schwarmlinie der Unseren, die futzessive vorgeht. In Radymno, das bis auf eine einzige zurückgekehrte Judenfamilie völlig ausgestorben erscheint, sehen wir von der Kirche aus am Bahndamm Bewegung. Zwei zerstörte Bahnwagen stehen auf dem Gleise. Ein Eisenbahnzug der Eisenbahner, welche die Sanbrücke bei Radymno wiederherstellen wollen, fährt durch. Das Geschützdröhnen nimmt an Heftigkeit zu. Deutlich ist das Pfeifen der Granaten zu hören. Es wird klar, daß die auf dem anderen Sanufer stehenden Russen es auf die Verbindung Jaroslau—Przemysl abgesehen haben. Krachend fährt eine Granate in den Güterwaggon des fahrenden Zuges. Granaten und Schrapnells bestreichen die menschenleere Straße vor uns und hindern uns an der Weiterfahrt. Die erkämpfte Verbindung darf nicht unterbrochen werden. Während wir in der schnell hereingebrochenen Dunkelheit heimkehren, kommen uns schon nächtllich die schemenhaften Kolonnen der Artillerie und Kavallerie entgegen, die zur Verstärkung herbeieilen. Auf den zerstampften Feldern innerhalb des Fortgürtels brennen tausend Lagerfeuer.“

An verschiedenen Stellen der Nordfront gelang es den österreichisch-ungarischen Truppen, jenseits des San Fuß zu fassen. Einen derartigen Flußübergang schildert folgender Feldpostbrief: „Auch für uns kam der Befehl vorzugehen, und zwar in einer flachen Ebene, in der die einzige Deckung die Furchen der Kartoffelfelder bildeten. Gleichzeitig mit uns strömten die Tschechen von rechts auf die Brücke über den San zu, die einzige, die an dieser Stelle hinüberführte. Wenn wir den Feind solange hinhalten konnten, um das Gros unserer Brigade auf das andere Ufer gelangen zu lassen, dann mußte es den Russen übel ergehen. Obgleich wir seit zwölf Stunden auf den Weinen waren und zum Essen keine Zeit fanden, ging es im Lauffschritt über die etwa einen Kilometer breite San-Niederung hin. Das Bataillon an der Spitze erreichte glücklich die Brücke, und in wenigen Minuten war es auch am andern Ufer, zerstreute sich da links und rechts und eröffnete ein heftiges Feuer gegen den Feind. Unsere zwei Bataillone standen als Reserve in Staffel links von der Brücke, die Tschechen in kompakter Masse rechts davon. Jeder Nerv bebte in uns, wir möchten eilig die Unseren verstärken, da auf einmal packt uns Entsetzen. Aus den gegenüberliegenden waldigen Höhen feuert feindliche Artillerie auf die trennende Brücke, Schrapnells bohren sich wie Würmer in die Holzdecke, ein Mechzen und Krachen, es vergeht keine Viertelstunde und die an mehreren Stellen durchlöcherter, glimmende Brücke stürzt mit einem donnerähnlichen Getöse ein, in den reizenden Fluß, der sie im Nu verschlingt. Ich glaube, jeder von uns hat in diesem Moment leise aufgeschrien vor Wut und vor Mitleid mit unserem vorgeschobenen Bataillon, das unrettbar verloren schien. Wir kannten ja die Nebenflüsse der Weichsel und wußten, daß da an ein Ueberschreiten kaum zu denken war, und der San galt als deren mächtigster. In diesem Moment atemloser Spannung kehren sich plötzlich alle Blicke nach rechts, nach den Tschechen, denen ihr Oberstleutnant, vom Pferde aus hoch in den Bügeln aufgerichtet, mit dem Säbel auf den Fluß weisend, eine tschechische Ansprache hielt. Er wurde immer röter, man hätte meinen können, das Blut würde ihm aus allen Poren dringen, und, obwohl wir auch nicht ein Wort auffangen konnten, und auch keines verstanden hätten, glaubten wir doch jede Wendung seiner Rede zu verstehen. Gleich darauf brach ein fast übermenschliches Rufen in den tschechischen Reihen los, eine ungeheure Menge stürzte, die Gewehre mit aufgeschobenen Bajonetten hochschwenkend, in das Wasser hinein. Sie versperrten uns geradezu den Weg, wateten immer tiefer, drängten, wie Wahnsinnige, immer stürmischer, mit beiden Armen arbeitend, durch die Bogen, und als die ersten das gegenüberliegende Ufer erreicht hatten, da brauste ein Jubelgeschrei durch alle Reihen. Wie sie dann alle hinüber kamen, durchnäht, oben

grau und unten fast schwarz, da schüttelten sie sich nicht einmal, sondern rannten wie befehlen in die vorderen Reihen. Nach wenigen Minuten verstärkte sich das Feuer und das Geknatter merkbar und die Remontenställe gerieten in Brand. Jetzt kam auch für uns, als letzte Reserve, der Befehl zum Vorwärtsrücken, und da folgten wir dem Beispiel der Eschechen, um so freudiger, als die feindliche Batterie mangels der Brücke sich bereits auf uns bedenklich eingeschossen hatte. Am anderen Ufer war inzwischen nicht mehr viel zu machen. Die Russen wurden gewaltsam in den Wald gedrängt, wo die Verfolgung fast unmöglich war, weil es inzwischen dunkel wurde. Viele konnten sich nicht gerettet haben, denn das Feld war mit ihren Leichen geradezu übersät. Wir aber tranken an dem Abend unsere Versöhnung den böhmischen Brüdern zu.“

Ueber die Kämpfe am Sanufer bei Jaroslau berichtet der Kriegskorrespondent der „Neuen Freien Presse“: „Am erbittertsten sollen die Kämpfe am 22. und 23. Oktober gewesen sein. Wir brachten damals in gegnerischer Feuer Infanterie über den Fluß. Die Geschosse der Russen pöckten wie ein Hagelschauer an die Stahlwände der Pontons, dennoch faßten einige Kompagnien drüben Fuß und konnten sich halten. Der Brückenkopf von Sieniawa, den wir vor der Einschließung von Przemysl plangemäß geräumt hatten\*), ist längst wieder von uns besetzt. Die Russen stehen vier Kilometer östlich davon. Sie haben, solange die Befestigungen von Sieniawa ihnen gehörten, alles zusammengerafft, was nicht niet- und nagelfest war, um es in ihre neuen Stellungen zu bringen und diese zu verstärken.“

Von allen Kämpfen an der Sanlinie waren die um die von den Russen besetzte, strategisch außerordentlich wichtige Magierahöhe am heftigsten und blutigsten. Schwere Artillerie leistete die Vorarbeit. Ein Berichterstatter der „Bosnischen Zeitung“ hat die österreichisch-ungarischen Batterien während der Beschießung der Magiera besucht; er erzählt: „Wir biegen nach links ab, wo eben ein paar hundert Schritte vor uns eine Haubitzenbatterie ihre Salven abgibt. Zwei Tage und zwei Nächte steht sie hier und beschießt immerfort dieselbe Höhe, die etwa fünftausend Meter vor ihr liegt. Kunstvoll ist jedes der sechs Geschütze eingegraben und mit Brettern und schweren Steinen überdacht. In diesen Erdgruben ist und schläft die Mannschaft und denkt an nichts als an jenen blau herüberschimmernden Höhenzug, dem sie nun schon tage- und nächtelang ihre großen schweren Geschosse entgegenendet. Es ist die Höhe Magiera, von der jedermann spricht und die jetzt bald genommen werden soll. Aber sie muß erst „weich gekriegt“ werden, wie der Batteriekommandant, ein großer blonder Oberleutnant, sagt. Die Russen antworten ja mit allen Kräften, aber in der Batterie gab es bei dieser Kanonade noch nicht einen Verletzten. Bloß einem Zugführer wurde durch den Luftdruck einer Granatexplosion die Kappe weggerissen, worüber er alsbald furchtbar zu schimpfen begann. Unausgesetzt arbeitet das Telephon, und eben hören wir, wie der Telephonoffizier, ein junger Fähnrich, in den Apparat spricht: „Ein Wagen mit Granaten muß unter allen Umständen vorgebracht werden!“ Uns aber lockte es, noch bis zu jener Höhe, wo sich die vorderste der zusammenwirkenden Batteriestellungen befindet, vorzugehen. Von

\*) Ueber das damalige Gefecht — es fand am 17. September statt — schrieb die Krakauer „Nowa Reforma“: „Auf unserer Seite standen drei Bataillone Infanterie mit drei Batterien und etwas Kavallerie. Von russischer Seite waren zwei Korps mit schwerer Artillerie im Anmarsch. Wir hielten uns trotz der russischen Uebermacht bei geringen Verlusten drei Tage. Als russische schwere Artillerie nahte, gingen wir schrittweise über die Brücke zurück und stellten uns in einer Entfernung von zwei Kilometern auf, durch einen Wald gut gedeckt. Bald folgten die Russen nach. Zuerst Kavallerie, dann eine Batterie und hierauf ein Bataillon Infanterie. Wer über die von uns unterminierte Brücke ging, wurde getötet. Gleichzeitig eröffneten unsere Maschinengewehre das Feuer und von den bereits über die Brücke gegangenen russischen Mannschaften konnten nur wenige entkommen.“

dort aus können wir vielleicht den Infanterieangriff sehen, der, wie zeitweilig das Lachen der Maschinengewehre verrät, eben im Gange ist. Eine Salve unserer Haubitzenbatterie gibt uns das Geleite. Rascher steigt unsere kleine Gruppe bergan, nachdem wir eine breite Talmulde überschritten haben. Wir machen einen kleinen Bogen um die Batterien vor uns, über denen der Rauch der Schrapnellwolken sich immer dichter zusammenballt. Fast atemlos kommen wir oben an. Da sehen wir, daß noch eine Bodenerhebung uns von den feindlichen Stellungen trennt. Aber gleichzeitig sehen wir weit vor der Artillerie und von ihr rastlos überschossen, die dunkleren Punktreihen unserer Schwarmlinien. Auch über ihnen die weißlichen Schrapnellwölkchen. Drei Reihen erblicken wir, durch größere Abstände voneinander getrennt. Regungslos liegen sie vor dem Kamm der Höhe. Mit dem Fernglas sieht man jeden einzelnen Mann, dahinter, auch platt auf dem Bauch liegend, den Schwarmführer. Jetzt springt einer in der vordersten Reihe auf und fast in demselben Augenblick setzt sich die ganze Reihe in Bewegung. Nur wenige Sekunden und sie sind hinter dem Hang verschwunden. Und seltsam! Wie auf ein verabredetes Zeichen wird es für eine Minute still bei uns. Kein einziges feindliches Schrapnell blüht mehr über unseren Batterien auf, während drüben auf dem Hange fünf, sechs, zehn, zwanzig der kleinen Rauchpunkte sichtbar werden. Es ist klar, daß die feindliche Artillerie ihr Feuer auf die vorgehende Infanterie konzentriert. Hinter dem Hange muß es höllisch heiß hergehen. Während unsere Batterien ununterbrochen Salven abgeben, hört man zugleich in der Ferne die rastlose Arbeit der Maschinengewehre und das unaufhörliche prasselnde Geräusch des Schnellfeuers der Infanterie. Unterdessen erhebt sich auch die zweite und dritte Schwarmlinie und verschwindet hinter dem Hang. Einsam feuerte die vordere Batterie, in gleicher Höhe mit uns, ihre Ausfeuerlagen nach der Magierahöhe ab.“

Bald darauf wurde die Magiera von der Infanterie erstürmt. Aber die Kämpfe gingen mit unverminderter Heftigkeit weiter. Die Russen zogen Verstärkungen aus Lemberg herbei und machten verzweifelte Versuche, die ihnen entriszene Höhe zurückzuerobern. Vergebens. Die österreichisch-ungarischen Artilleriegruppen waren beherrschend aufgestellt. In diesen Kämpfen schlugen sich die Bozener Landesschützen mit besonderer Tapferkeit; sie lösten allein eine Aufgabe, die drei Regimentern gestellt war.

Im ganzen war die Schlacht in West- und Mittelgalizien Ende Oktober zum Stehen gekommen. Sie hatte auf der ganzen Linie den Charakter des *S t e l l u n g s k a m p f e s* angenommen, der eine schnelle und vollständige Entscheidung ausschloß.

## Die Russen als „Befreier“ Galiziens

### Die Kosaken in Galizien

In Galizien haben sich die Truppen des Zaren immerhin etwas menschlicher benehmen als in Ostpreußen. Der Grund ist klar: für Galizien hatten sich die Russen die Rolle der „Befreier“ zurechtgelegt. Schon seit Jahren hatten allslawische Agitatoren die zum Teil ruthenischen Gegenden des Landes bereist und dort unter der unwissenden Bevölkerung das Märchen vom Zaren als Messias aller Rechtgläubigen verbreitet. Diese Bevölkerung hat denn auch zu ihrem Unglück den heuchlerischen Stimmen geglaubt und dem Feind, als er ins Land strömte, die wertvollsten Dienste geleistet. Natürlich konnten die Russen dieses Land, das sie „befreien“ zu wollen erklärten, nicht verwüsten wie das Feindesland Ostpreußen, und den Reiterhorden, die zunächst in das von den österreichisch-ungarischen Truppen freiwillig geräumte Land eindrangten, wurde durch strenge Befehle der russischen Armee-Kommandanten gewisse Zügel angelegt. Daß es dennoch an verschiedenen Stellen zu schweren Ausschreitungen kam, kann bei der im russischen



Phot. Klopshot, Wien

Übergang österreichisch-ungarischer Truppen über den Wiar bei Hermanovice (Galizien)



Phot. Klopshot, Wien

Reservelager des XI. österreichisch-ungarischen Korps bei Hermanovice (Galizien)



Phot. Klopshot, Wien

Von den österreichisch-ungarischen Truppen gefangene Russen



Phot. Klopshot, Wien

Vergraben von Pferdekadavern auf einem Schlachtfeld in Galizien

Seer herrschenden Disziplinlosigkeit nicht wundernehmen. An den entsprechenden Berichten aus Ostpreußen (vgl. S. 48 ff.) gemessen, liest sich aber folgender amtlicher Bericht aus dem k. u. k. Kriegspressequartier verhältnismäßig noch harmlos: „Unsere Truppen, die auf Tarnow über Rzeszow vorrückten, hatten Gelegenheit, sich von dem allen militärischen Bräuchen hochnsprechenden barbarischen Vorgehen der russischen Truppen gegenüber der einheimischen Bevölkerung zu überzeugen. Alle Ortschaften auf der Strecke bieten ein Bild ärgster Verwüstung. In Dembica wurde ein Teil der Stadt eingeeäschert. Das schöne Schloß Zawada wurde, da sich die einzige, mit der Aufsicht betraute Person weigerte, das ihr anvertraute Eigentum widerstandslos der Plünderung preiszugeben, vollkommen ausgeraubt, mit Petroleum begossen und angezündet. Alle Herrenhäuser bieten ein trauriges Bild der Verwüstung. Die meisten Möbel sind zerschlagen, die Spiegel mutwillig zerbrochen, Matratzen zersekt, kostbare Gemälde zerschnitten. Der Boden ist besät mit Bergen von Fesseln, Papieren, Scherben, kurz: ein Bild rohesten Vandalismus. Die russischen Soldaten gingen in allen von ihnen besetzten Orten nach dem gleichen System vor, das mit einer ehrlichen, geordneten, soldatischen Kampfesweise nichts gemein hat, sich vielmehr als ein unter dem Deckmantel militärischen Vorgehens unternommener Raubzug darstellt. Die Bewohner wurden auf der Straße einer Leibesvisitation unterzogen. Es wurde ihnen alles, was irgend Wert hatte, abgenommen. Besonders hatten es die russischen Truppen auf die Uhren abgesehen, die mit meist sehr unsanftem Griff aus der Westentasche des Besitzers in die Stiefelröhre eines Kosaken befördert wurden. Dem Pfarrer in Mrowla wurde seine Beichtuhr, welche die Zahl der abgenommenen Beichten anzeigte, aus der Tasche gezogen. Als der Mann später erkannte, daß sie wertlos war, wurde sie wieder zurückgestellt. Beim Rauben von Uhren taten sich auch die Offiziere keinen Zwang an. So erschien bei dem Rzeszower Uhrmacher Nikolaus Musokowski ein russischer Regimentsarzt, der ihn beauftragte, seine goldene Uhr zu reparieren. Die Uhr erkannte Musokowski als sein Fabrikat und wies dies auch dem Regimentsarzt durch Vorlegung des Verkaufsregisters nach, aus dem die Nummer der Uhr und der Verkaufstag zu ersehen war. Geraubt wurde nach einem sehr einfachen und praktischen System. Die Kosaken drangen in Rudeln von acht bis zehn Mann in Läden und Wohnungen ein und packten unter Vorhaltung von Revolvern Kleider und Pelze, Wäsche und Einrichtungsgegenstände in mitgebrachte Säcke. Der Inhalt wurde sodann mit den Offizieren geteilt. Die römisch-katholische Geistlichkeit wurde unhöflich, oft brutal behandelt. So wurde der hochbetagte Kanonikus von Dembica gezwungen, die Kosaken persönlich zu bedienen und ihnen Löffel und Messer aus der Küche zu bringen. Die Geistlichen wurden vielfach zur Doffnung der Kirchen gewaltsam genötigt. In einem Spital in Rzeszow wurden zwanzig erkrankte österreichisch-ungarische Soldaten aus den Betten gejagt, ein Beweis dafür, daß selbst Kranken gegenüber das primitivste Gefühl der Menschlichkeit nicht beobachtet wurde. In vereinzeltten Fällen waren Lebensmittel bezahlt worden. Allerdings kam der Verkäufer meistens nicht auf seine Rechnung, da er eine Quittung über den richtigen Empfang der Geldsumme ausstellen mußte, ohne den bestätigten Betrag zu Gesicht zu bekommen. Wurde tatsächlich gezahlt, so war dank des hinausgeschraubten Rubelkurses, der mit 3 Kronen 30 Heller bestimmt ist, der Preis auf ein Minimum herabgedrückt. Auch Verkäufe wurden von den russischen Soldaten durchgeführt. Namentlich geraubte Kühe wurden den Bauern der Nachbarorte um einen Spottpreis zum Kaufe angeboten. War der Preis bezahlt, so erklärte der Verkäufer, daß er sich die Sache überlegt hätte und zog mit der Kuh und dem Gelde davon. So wurden mit einer Kuh mehrere Verkäufe durchgeführt, der schließlich Besizer blieb aber immer derselbe russische Soldat. Besonders zu erwähnen ist, daß in einzelnen Bezirken Frauen und Mädchen bergewaltigt wurden.“

## Lemberg unter russischer Verwaltung

Zum Gouverneur von Lemberg ist Graf Schremetjew ernannt worden. Die städtischen Behörden wurden bis auf weiteres im Amt belassen. Die Stadtbewohner mußten die Waffen abliefern. Für die Ruhe in der Stadt bürgen 16 Geiseln, die im Hotel George untergebracht sind, sich frei bewegen können, aber die Stadt nicht verlassen dürfen.

Auf der Straße darf nur russisch oder polnisch gesprochen werden. Alle Vereine sind verboten und alle Unterrichtsanstalten geschlossen worden. Um die russische Sprache rasch einzubürgern, wurden kurzfristige Kurse für Lehrer eingerichtet. Der Rubel hat einen Zwangskurs von 3 Kronen 30 Heller. Dieser hohe Kurs soll eine Kontribution für die Stadt darstellen.

In der Stadt herrscht Totenstille. Die Bürger, besonders die Juden, haben allen Grund dazu. In dem Lemberger „Jüdischen Tagblatt“, das gegenwärtig in Wien für die zahlreichen galizischen Flüchtlinge erscheint, berichtet ein Augenzeuge folgende Einzelheiten: „Bis Sonntag den 23. September war es in Lemberg ruhig. Die Bevölkerung, insbesondere die Juden, war sehr niedergeschlagen. Die Gassen waren wie ausgestorben, die meisten Geschäfte gesperret. Nach etlichen Tagen begann sich die Bevölkerung an die neuen Verhältnisse zu gewöhnen; man öffnete die Geschäfte und spazierte in der Stadt herum, die Kaufhäuser sind offen gewesen, von den polnischen Zeitungen sind erschienen „Wieś Nowy“, „Wieczorna“ und „Słowo Polskie“. Die zwei ersten Blätter haben noch halbwegs vorsichtig geschrieben, „Słowo Polskie“ war aber unverbüllt in seinem Moskaphilismus. Das Blatt schrieb fortwährend, Oesterreich müsse fallen und die Polen müssen es mit Rußland halten. Die Juden hoben diese Nummern vom „Słowo Polskie“ auf eine bessere Zeit auf. An einem Sonntag, dem 27., ist das Unglück gekommen. Plötzlich begannen russische Soldaten auf der Krakauer-, Bema-, Kasimierschowska- und Boimowgasse auf vorübergehende Juden und in die Häuser hinein zu schießen. Auf der Gasse wurden 14 Juden getötet, die Mehrzahl aus Winitz, welche zufällig nach Lemberg gekommen sind. Auch ein Mädchen aus der „Podembesgaß“ ist erschossen worden. Einige dreißig Personen sind verwundet worden. Es heißt, daß irgendwo ein Jude einen russischen Soldaten erschossen habe. Das ist aber nicht wahr, wenigstens hat keiner etwas davon gehört. In der Stadt ist es seither einsam geworden. Kein einziger Jude traute sich aus der Wohnung, überdies begann man die verlassenen Wohnungen zu berauben und zu plündern. Gewöhnlich haben die Hausmeister Gruppen von russischen Soldaten die Wohnungen gezeigt, die sodann geplündert wurden.“

Auch „offiziell“ ist geplündert worden: aus dem Ossolinskischen Nationalmuseum wurden die wertvollsten kunsthistorischen Sammlungen und Bücherfächer nach Petersburg entführt, und zwar 1034 Gemälde, darunter Meisterwerke alter und neuer Zeit von Raffael, Tintoretto, Luca Giordano, Gerard, Matejko und anderen, ferner 28 000 Kupferstiche, 17 000 Münzen, 4300 Medaillen, 142 000 Bücher, 5000 Handschriften, nationalpolnische Reliquien und andere wertvolle historische Dokumente.

Am rücksichtslosesten gingen die Russen in konfessioneller Beziehung vor. Der russische Metropolit Eulogius kam nach Lemberg und hielt am 27. September in der griechisch-katholischen Kirche russischen Gottesdienst ab, wobei der russische Glaube für den „herrschenden“ erklärt wurde. Der unionistische Erzbischof Szeptycki wurde nach Rischni Nowgorod gebracht, damit er diesem Gewaltakt gegen die Griechisch-Katholische Union nicht entgegenzutreten konnte. Die ukrainische parlamentarische Vertretung Galiziens erhob gegen diese Vergewaltigung der Glaubensfreiheit energischen Protest.

# Die Russen in den Karpathen und in der Bukowina

## Die österreichisch-ungarische Gebirgsverteidigung

Nach der Besetzung von Ostgalizien stand den Russen der Zugang zu den nur schwach besetzten Karpathenpässen frei. Die Bodengestaltung verbot aber einen rasch durchführbaren Angriff auf die ungarische Tiefebene eigentlich von selber, zumal die österreichisch-ungarische Armee viel besser auf den Gebirgskrieg vorbereitet ist als die russische. Ein militärischer Mitarbeiter der „Bosnischen Zeitung“ schreibt: „Als Gebirgstruppen sind zunächst alle in Bosnien und in der Herzegowina stehenden Truppen zu betrachten, die auch abweichend von den übrigen Armeekorps in besondere gemischte Gebirgsbrigaden formiert sind, ferner die Tiroler Kaiserjäger und von der Landwehr die drei Tiroler Landeschützenregimenter, sowie die Landwehrinfanterieregimenter Nr. 4 und 21. Dabei sei erinnert, daß in Oesterreich die Landwehr eine aktive Truppe mit eigenem Offizierskorps und Rekrutenersatz ist, die sich eigentlich nur in staatsrechtlichem Sinne von den Linientruppen unterscheidet. Die Landeschützen sind, wie Wiener Meldungen besagen, nach Galizien herangezogen und haben dort bereits verschiedentlich Gelegenheit gehabt, ihre Fähigkeiten und Leistungen im Gebirgskriege zu beweisen... Auch die Gebirgsartillerie ist schon eingesetzt worden; die gewöhnliche Feldartillerie läßt sich nämlich im Gebirge nur schwierig verwenden. Die gewöhnliche Gebirgskanone hat ein Kaliber von 7,25 Zentimeter bei einer Rohrlänge von einem Meter. Das Rohr besteht aus geschmiedeter Bronze mit einem Mantel von Coquillenbronze. Das Gewicht des Rohres beträgt 140 Kilogramm. Rohr und Lafette werden auf zwei Tragtieren verladen. Daneben ist noch ein neueres Modell vorhanden, das ein ganz modernes Geschütz darstellt mit Rohrrücklauf und Schutzschilden. Bei günstigen Wegeverhältnissen kann es auch fahrend fortbewegt werden. Die Gebirgshaubizen werden auf Karren von Pferden gezogen fortgebracht. Es bezeichnete einen großen Fortschritt, als es gelang, auch eine Haubitze für die Verwendung im Gebirge herzustellen. Die Hauptschwierigkeit hatte darin bestanden, das Gewicht so herabzusetzen, daß auch im Gebirge die Fortbewegung unter allen Umständen gesichert war und gleichzeitig eine genügende Wirkung beizubehalten.“

## Der Einbruch der Russen in Ungarn

Trotz der Ungunst des Geländes und der besseren Bereitschaft des Gegners unternahmen die Russen Ende September einen Vorstoß gegen die Karpathenpässe. Die Bedeutung und den Gesamtverlauf dieser Operation schildert die „Frankfurter Zeitung“ folgendermaßen: „Wenn auch Uebergänge von Heeren über schwierige Gebirgspässe nichts Ungeheuerliches sind und die Russen selber im Balkankrieg 1878 mitten im Winter den Schipka überschritten, so läßt sich doch mit den jetzigen Riesenheeren ein solches Unternehmen nicht ohne sorgfältigste Vorbereitung durchführen. Kleinere Truppenmassen aber können gegenüber den Bewegungen der Hauptstreitkräfte aller Kriegführenden nicht ins Gewicht fallen. Es ist auch kaum anzunehmen, daß die russische Heeresleitung mit dem bald gescheiterten Versuch wirklich eine strategische Absicht verband, obwohl die russische Presse sofort eine „Überschwemmung“ der ungarischen Tiefebene ankündigte und schon von einer russischen Militärdiktatur in Budapest faselte. Ernsthaftige Petersburger Blätter berichteten sogar, daß man dort eine Abordnung ungarischer Magnaten erwarte, die vom Zaren die Belassung der Bukowina und Siebenbürgens beim Königreich Ungarn ersuchen wollten, da sie sich mit dem unausbleiblichen Verluste Proa-

tiens und Slavoniens schon abgefunden hätten. Vielmehr scheint der Versuch darauf berechnet gewesen zu sein, in Oberungarn, wo die Magyaren gegenüber anderen Nationalitäten in Minderheit sind, eine Panik hervorzurufen: das Verhalten der russischen Truppen, die, offenbar bestimmten Weisungen folgend, überall die rumänische und ruthenische Bevölkerung bevorzugten, weist deutlich darauf hin. Nationale Selbständigkeitsregungen in diesen Gebieten hätten leicht im nahen Balkan einen Widerhall finden können. Diese Berechnungen wurden aber sehr schnell durch die österreichisch-ungarische Armeeführung vereitelt, die in knapp zwei Wochen mit dem russischen Einbruch fertig geworden ist.

Der Einbruch, an dem insgesamt sechs russische Divisionen beteiligt gewesen sind, erfolgte fast gleichzeitig an vier Stellen der Karpathen, wo Paßstraßen den Transport von Artillerie und Train ermöglichten. Kleinere Abteilungen gingen gleichzeitig über Schleichwege und durch Wälder. Die stärkste russische Säule ging von Turka aus über den Uszok-Paß vor, wo es im Tale der Ung vom 26. bis zum 29. September zu viertägigen, für die Russen äußerst verlustreichen Kämpfen kam, worauf sie fluchtartig zurückgehen mußten. Vorstoß und Flucht erfolgten auf demselben Weg. Eine zweite Einbruchsstelle liegt bei Vereczkö, wo die Russen bis Szolyha gelangten. Ein Gefecht setzte dort am 4. Oktober dem russischen Vorstoß das Ziel; flüchtend gingen die geschlagenen Russen zurück, der größere Teil auf der ursprünglichen Einbruchslinie, eine kleinere Truppe anscheinend weiter östlich über Bolocz nach Tucholka. Bei Tucholka kam es später noch zu Rückzugsgefechten. Die dritte russische Kolonne, die am 27. September bei Tornya von ungarischen Truppen gestellt wurde, konnte zunächst den Vormarsch bis Dekörmezö erzwingen, wo es am 1. Oktober zu einem Gefechte kam, in dem die Russen ihre Stellung zu behaupten vermochten. In einem neuen Gefecht am 10. Oktober wurde aber auch diese russische Abteilung geworfen und mußte nach Galizien zurückkehren. Verwickelter gestaltete sich der Vormarsch der vierten russischen Einbruchskolonnie, die man, vermutlich weil sie in ein zum Teil mit ruthenischen Bauern durchsetztes Gebiet ging, fast ungehindert bis Marmaros-Sziget, das sie einige Tage besetzt hielt, vordringen lassen mußte und die dann über Taracköz bis in die Nähe vom Tecsó vorging. In der Nähe dieser Ortschaften und bei Hosszumezö kam es am 5. und 6. Oktober zu heftigen Kämpfen, in denen die Russen auseinandergetrieben wurden. Fluchtartig mußten sie über Marmaros-Sziget bis Nagh Boscko zurückgehen, wo sich ein Teil der Zurückgehenden am 7. Oktober den nachdrängenden österreichisch-ungarischen Truppen nochmals stellte, aber wiederum geschlagen und zum Rückzuge gezwungen wurde, der bei Raho zunächst zum Stehen kam, nach einem weiteren Gefecht aber zur Flucht wurde. Kleinere Abteilungen waren, zum Teil schon nach dem ersten Gefecht bei Hosszumezö, das Bissotal aufwärts nach Südosten in verschiedenen Richtungen geflohen. Bei Felső-Biso und bei Telcs kam es am 7. Oktober mit Teilen dieser Versprengten zu Einzelgefechten, die durchweg zur Auflösung der russischen Verbände führten. In mehreren Richtungen flüchteten die Russen übers Gebirge zurück; eine kleinere Abteilung floh von Telcs westwärts in der Richtung Maghar Lapos. Von diesen versprengten Abteilungen abgesehen, waren die Russen wieder über die Grenze zurückgewiesen.

Die Kämpfe, die dieses Ergebnis erzielten, haben den Russen insgesamt mindestens 15 000 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen gekostet, also nahezu die Hälfte der für die Einbrüche eingesetzten Mannschaften. Die Zahl der Toten allein belief sich auf über 8000.“

Wenn es in dem vorstehenden Gesamtbericht heißt, daß man die vierte, erfolgreichste Einbruchskolonnie bis Marmaros-Sziget und weiter vordringen lassen mußte, so soll damit nicht gesagt sein, sie hätte überhaupt keinen Widerstand gefunden. Welch erbitterte Kämpfe sich in Marmaroser Komitat damals abspielten, schildert ein



ungarischer Verwundeter in der „Neuen Freien Presse“. Er erzählt: „Als am 30. September die russischen Vorposten auftauchten, wollten wir Marmaros-Sziget verständigen, doch zu unserer größten Bestürzung funktionierte weder Telephon noch Telegraph. Die Linie war hinter unserem Rücken abgeschnitten worden. Wir schickten einen Reiter nach Marmaros-Sziget, der aber nicht ankam. Da wir über die Stärke des Feindes keine genaue Kenntnis hatten, versuchten wir mit unserer 1200 Mann starken Truppe die Russen aufzuhalten. Erst später erfuhren wir, daß wir einer bedeutenden Uebermacht gegenüberstanden. Unsere Stellung war insofern günstig, als wir in dem engen Paß in der längs der Eisenbahn und Fahrstraße vorbereiteten Stellung kämpften und von der Artillerie unterstützt wurden, die Russen aber nicht imstande waren, ihre Geschütze in Stellung zu bringen. Sie machten unsägliche Anstrengungen, um ihre Kanonen auf die Berge hinaufzubringen, doch unsere Geschütze vernichteten stets die russischen Artilleristen, die keine Deckung hatten, und da die Pferde die Berge nicht erklimmen konnten, mußten sie selbst die Kanonen in die Höhe schleppen. Mit einfachem Gewehrfeuer konnten wir die Russen 17 Stunden lang aufhalten, sie hatten ungemein große Verluste, während wir bloß Verwundete und nur wenige Tote hatten. Die Russen unternahmen zweimal einen Bajonettangriff gegen unsere Stellungen, doch wir trieben sie zurück. Auch in der Nacht zum 1. Oktober wogte der Kampf, und die Russen konnten keinen Fuß breit Terrain gewinnen. Schließlich mußten wir aber einsehen, daß wir uns auf die Dauer gegen die Uebermacht nicht halten konnten. Es befanden sich unter uns Leute, die mit mehrfachen Verwundungen, nachdem sie verbunden wurden, weiter kämpften. Wir brauchten jeden Mann. Aus unserem eisernen Widerstand mußte der Feind folgern, daß ihm eine bedeutende Macht gegenüberstehe, und er versuchte am 1. Oktober nicht, unseren Rückzug zu stören. Die Szekler waren sehr unzufrieden, als sie Befehl zum Rückzug erhielten. Beinahe die Hälfte unserer Leute war verwundet, doch schadete dies der Kampfesstimmung nicht im geringsten.“

Wir mußten uns aber auch aus dem Grund zurückziehen, damit wir nach Marmaros-Sziget Bericht erstatten konnten. In Bisobölgh konnten wir bereits telephonieren. Wir erhielten Befehl, den Feind noch kurze Zeit aufzuhalten. Zwischen Bisobölgh und Nagybocsto, wo sich geeignetes Terrain darbot, hielten wir denn auch die Russen weitere sechs Stunden auf. Inzwischen konnten die rückwärts gelegenen Dörfer geräumt werden. Am 1. Oktober abends zogen wir uns weiter gegen Marmaros-Sziget zurück; es gab unter uns kaum einen, der nicht verwundet gewesen wäre. Die Russen wagten sich infolge unseres harten Widerstandes nur langsam vorwärts und so erreichten ihre Vorposten erst am folgenden Tage Marmaros-Sziget.“

An diese Erzählung schließen sich folgende Berichte von Lage Madelung an, die dieser im „Berliner Tageblatt“ veröffentlicht: „Am 3. Oktober vormittags erschienen die Russen vor Marmaros-Sziget, nachdem sie auf dem die Stadt beherrschenden Berge Tempa Artillerie in Stellung gebracht hatten. Die Behörden und der größte Teil der Einwohner hatte schon im voraus die Stadt geräumt. Der von den Zurückgebliebenen gelegentlich gewählte Bürgermeister empfing vor der Stadt mit einem Municipalmitgliede den russischen Korpskommandanten. Nachdem die Uebergabe ohne Widerstand verlangt und zugesagt war, zogen 1200 Donsche Kosaken mit Musik und Gesang in die Stadt hinein. Der russische Korpskommandant forderte 160 000 Kronen Kriegskosten, was unerfüllbar war, weil die Finanzkassen und alle wohlhabenden Bürger unerreichbar waren. Statt dessen verlangte und erhielt er 150 Pferde, Heu, Hafer, Tee und Zucker ohne Vergütung.“

In sämtliche Aemter wurde unter Leitung russischer Offiziere eingebrochen und die nicht im voraus geöffneten Stahlschränke wurden aufgebrochen. So geschah es z. B. in der Verwaltung der Salzgruben. In viele Wohnungen wurde mit Beihilfe der russo-

philen Elemente der ruthenischen und rumänischen Bevölkerung eingebrochen und geplündert. In der Synagoge wurden die Kosakenpferde aufgestellt und in geraubtem Bettzeug gebettet. . .

Mit besonderem Interesse erkundigten sich die Russen nach dem Aufenthaltsort des Oberstaatsanwalts substitutes Dr. Andor Jllés. Die Russen wissen überhaupt genau, mit wem sie es zu tun haben in den Gebieten, die sie besuchen. So haben sie z. B. in der Bukowina die Verwaltung der Stadt Czernowitz einigen Herren übergeben, die schon in Friedenszeiten ihre Agenten waren, den Brüdern Gerowski. Ihren Feinden aber, d. h. denjenigen, die der großrussischen Propaganda in der Monarchie entgegengetreten waren, halten die Russen auch Stellen bereit, und zwar in den Gefängnistellern von Nowgorod und noch östlicher. Dr. Andor Jllés aber hatte es vorgezogen, sich rechtzeitig aus Marmaros-Sziget zu entfernen. Als aber die Russen nach einer Woche sich zurückziehen mußten, war er der erste Zivilbeamte, der nebst dem Obergespan sich wieder auf seinen Posten begab.

Jllés' Name ist mit dem berühmten Schismaprozeß, der sich vor einem Jahre in Marmaros-Sziget abspielte, eng verbunden. Er war es, der allen diesen geheimen Fäden der russophilen Propaganda nachspürte und die Schuldigen stellte. Hätte der Prozeß jetzt stattgefunden, wäre das Resultat ein anderes geworden und Graf Bobrinski, der damals mit sicherem Geleit nach Marmaros-Sziget gekommen war, um seine Jünger im Namen des Zaren zu verteidigen, wäre, falls er sich jetzt eingefunden hätte, nicht zurückgekehrt, um Gouverneur der Bukowina zu werden."

Die Russen gebärdeten sich in Marmaros-Sziget sehr siegesgewiß und übermütig. Der stellvertretende Bürgermeister, der Gymnasiallehrer v. Dobah, erzählt: „Die russischen Offiziere veranstalteten am ersten Tage ihres Aufenthalts ein Festmahl. Ich mußte teilnehmen. Ich fragte, was der eigentliche Zweck der ins Land eingedrungenen Truppen sei. Der General lachte und wandte sich dann an einen in der Nähe sitzenden Offizier mit der Frage: „Leutnant Dimitri, was ist unser Ziel?“ Der Offizier sprang auf, schlug die Haken zusammen und antwortete: „Budapest!“ „Leutnant Dimitri, wieviel Stationen haben wir bis Budapest?“ fragte der General weiter. Die Antwort lautete: „Drei: Szatmar, Debresin und Budapest.“ „Wann werden wir in Budapest sein?“ fragte schließlich der General. „In einer Woche“, antwortete der Offizier. Alle Offiziere lachten, unsere erschrockenen Gesichter belustigten sie.“

Am 6. Oktober, nach dem Sieg der österreichisch-ungarischen Truppen bei Hoffzumezö, wurde M a r m a r o s = S z i g e t f r e i. Nun wurde der Kampfplatz mehr nach Nordosten verlegt. Die Russen hofften, bei K ö r ö s m e z ö wieder vordringen zu können und ergriffen dort die Offensive, wurden aber immer wieder zurückgeschlagen. Panikartig flohen sie am 19. Oktober aus Körösmezö. Am 21. konnte, nach der Eroberung des F a b l o n i c a = p a s s e s, amtlich festgestellt werden, daß kein Feind mehr auf ungarischem Boden stehe.

Bei der Befreiung des Marmaroser Komitats hat sich der Landsturm ausgezeichnet bewährt; nicht zu vergessen sind auch die polnischen Legionäre, die bei Marmaros-Sziget heldenmütig mitgekochten haben.

### Die Russen in der Bukowina

Anfang September bereits, als die Oesterreicher ihre gesamte Macht um Lemberg zusammenzogen, wurde C z e r n o w i t z von den Russen besetzt. Wie sie sich dort einführten, schildert die „Neue Freie Presse“: „Am 9 Uhr abends erschienen zwei Generale und mehrere Offiziere und begaben sich zum Rathaus, wo sie vom Bürgermeister Dr. Weissberger und der Geistlichkeit erwartet wurden. Einer von ihnen war der Kosakengeneral Ariutinow und der andere war General Patolow, Kommandant des Infanterie-

regiments Alexander I. General Ariutinow, ein kleiner, stämmiger Mann mit wilden Gesichtszügen, richtete mit gröhlender, weithin schallender Stimme an die Bevölkerung eine Ansprache, in der er sagte: „Mit Gottes Hilfe reiße ich die Bukowina dem russischen Reiche an. Ich lasse als sichtbares Zeichen dieses historischen Aktes unsere Regimentsfahne hissen und fordere den Bürgermeister auf, sofort auch unsere Reichsfahne aufzustecken. Die russischen Soldaten werden nicht plündern und ebenso keine Gewalttat verüben. Aber ich werde dem Beispiele der Oesterreicher folgen, und das gleiche verlangen, was General Baumann forderte, als er in Kamenez Podolski einmarschierte. Ich lege der Stadt eine Kontribution von 600 000 Rubel auf, die in harer Münze oder in Gold und Silber bis morgen 5 Uhr geleistet werden muß. Sollte dies nicht geschehen, so werde ich die Kanonen gegen die Stadt richten und sie dem Erdboden gleichmachen.“ Die Rede klang in ein Hurra aus, worauf die Kosakenmusik die russische Hymne anstimmte. Bei uns löste das Ganze ein furchtbares, bitteres Gefühl aus. Die Haare standen den Leuten zu Berge und es überlief uns alle kalt. Man sah und hörte viele Leute laut schluchzen. Nach dieser Botschaft begab sich der General mit den Honoratioren der Stadt und der Geistlichkeit ins Rathaus. Es galt zunächst die Höhe der Kontribution zu reduzieren, da die wohlhabenden Bürger die Stadt verlassen hatten und der zurückgebliebene Teil der Bevölkerung sich aus den armen Schichten zusammensetzte und nicht in der Lage war, diese Summe zusammen zu bringen. Der General gebärdete sich wild und wollte anfänglich nichts davon wissen. Er klopfte mit der Faust auf den Tisch und schrie: „Die Oesterreicher haben daselbe gemacht. In Kamenez-Podolski mußte meine Tochter den Schmutz hergeben, um die Stadt zu retten.“ Erst dem eindringlichen Zureden des greisen Erzbischofs und der überaus taktvollen Intervention des Bürgermeisters ist es gelungen, den General umzustimmen. Er willigte ein, die Kontribution von 600 000 Rubel auf 300 000 Kronen zu reduzieren. Noch am selben Abend begann man die Beiträge einzuhoben. Der Bürgermeister erließ einen Aufruf an die Bevölkerung, die er aufforderte, die Stadt in dieser schweren Stunde zu retten und zur Kontribution nach Kräften beizusteuern.

Am folgenden Tag stand die Bevölkerung unter dem Eindrucke der ihr drohenden Gefahr. Es waren rührende Bilder, die sich allenthalben darboten. Die ärmsten Leute trugen ihre Habe ins Rathaus. Silbergegenstände, Geld, und was sie nur an Pretiosen besaßen, gaben sie hin. Man sah Frauen silbernes Besteck, Ohrgehänge, Eheringe eilig ins Rathaus bringen; arme orthodoxe Juden gaben ihre Sabbatleuchter hin, kurz, es gab keinen Menschen in der Stadt, der nicht irgendeinen, wenn auch noch so bescheidenen Beitrag geleistet hätte. Allerdings hätten diese Opfer nicht hingereicht, um die Summe zusammen zu bringen, wenn die wenigen noch zurückgebliebenen Reichen nicht ihre Schätze freudig hingegeben hätten. Der Erzbischof stellte Silbergeräte im Werte von 50 000 Kronen bei. Als aber der Vormittag verstrichen war und die Kontribution noch immer nicht zustande gekommen war, beschloß man unter Zustimmung der Gerichtsbehörde, die verschlossenen Juwelierläden zu öffnen und ihnen Beiträge zu entnehmen. Um 5 Uhr kam die Summe zusammen. Der General erschien und erklärte, er nehme die Kontribution nicht, er habe nur die Czernowitzer Bevölkerung jene Gefühle austreten lassen wollen, die die Bevölkerung von Kamenez-Podolski empfunden habe.“

Gleichzeitig mit der Befreiung des Marmaroser Komitats gelang auch die *Sä u b e r u n g* der *B u k o w i n a*. Die Russen, die in Czernowitz bereits eine Verwaltung mit einem Zivilgouverneur an der Spitze eingerichtet hatten, mußten die Stadt räumen. Unter unbeschreiblichem Jubel der Bevölkerung zogen die österreichisch-ungarischen Truppen in die besagten Straßen ein. Die Russen hatten die Stadt völlig unversehrt verlassen und keine öffentlichen Gebäude oder Privathäuser zerstört.



Phot. Kiofhot, Wien

Lager österreichisch-ungarischer Infanterie an der russischen Grenze



Phot. Kiofhot, Wien

Erdhöhlen der Tiroler Landeschützen in Galtzien



Phot. Kriophot, Wien

Eine österreichisch-ungarische Ulanen-Vorhut im Felde während einer Raft



Phot. Phototel, Berlin

Österreichisch-ungarische Infanterie hinter einer Deckung

Die Vertreibung der Russen aus der Bukowina ist vor allem dem Oberstleutnant der Gendarmerie *Eduard Fischer* zu verdanken. Ueber ihn — er ist der Abstammung nach Schwabe — schreibt *Karl Fr. Nowak* in den „Leipziger Neuesten Nachrichten“ unter dem Titel „Schwabensreich“: „Jeder Krieg, der um großer, gerechter Dinge willen geführt wird, bringt irgendmann im Wirbel der Kämpfe, irgendwo in einem Winkel seiner Schaupläze plötzlich einen Helden hervor, dessen Namen keiner gestern noch kannte, dessen Tatkraft oder soldatisches Genie noch gestern niemand ahnte. *Eduard Fischer*, Held am äußersten Rand der Monarchie, *Eduard Fischer*, verlässlicher Oberstleutnant der Gendarmerie: jetzt erst weiß man, daß seine gutgedrillten Leute nicht bloß der Schrecken aller Diebe, Räuber und Gauner bedeuteten, daß vielmehr er selbst auch — so nebenher und im stillen — der Befreier der Bukowina geworden ist.

Ihn hat's vielleicht noch mehr geärgert, als alle andern, daß die Russen sich in dem Bergland in Rumäniens Nachbarschaft breit machten. Und sein Aerger drängte ihn schließlich zu seiner persönlichen Auseinandersetzung mit den russischen Herrschaften. Bukowinas südliches Bergland hatten sie in seiner politischen Witterung unbesezt gelassen. Wenn die Rumänen auch zu klug waren, solch deutlichen Wink zu verstehen, so hielten die Russen doch an ihrer Politik des Lodemittels und der Großmut gegenüber einem Neutralen fest, dessen Bajonette ihnen so überaus erwünscht kämen: kurz und gut, der Süden des Berglandes blieb unbesezt, blieb „reserviert“. In Wahrheit nur nicht für die Rumänen, die sichtlich keine Lust zu Manövern und Experimenten hatten, sondern für den kocken Oberstleutnant *Fischer*, den just die Liebe zur Heimat zu Experimenten und Manövern trieb.

*Fischer* treibt sich in den einsamen Bergen herum. *Fischer* holt seine zersprengten Gendarmen zusammen. Da und dort kommen ein paar Landstürmer dazu. Die Bauern halten mit. Er weiß, wo versteckte Gewehrdepots zu finden sind. Außerdem gibt es Heugabeln, Hacken, Aexte, Beile und Dreschflegel. Die Gendarmen richten alle Beute ab. Eine kleine, aber verwegene Armee wird gebildet.

Indes die Leute lernen, geht der Herr Kommandant auf Urlaub. Zwar sitzen die Russen da und breit in Czernowitz, aber gerade darum ist Czernowitz ein unterhaltbarer Ort. Der Herr Oberstleutnant reist in Zivil. Der Herr Oberstleutnant spaziert acht Tage lang durch Czernowitz. Ist herablassend mit allen Leuten, allen Soldaten, wie sich's für einen Armeekommandanten geziemt, und weiß endlich alles, was er will. Wo die Russen rundherum in der Bukowina stehen, wie sie dort stehen, wie stark sie dort stehen, woher sie ihren Verpflegungsnachschub nehmen usw.

Angefüllt mit solch nützlicher Wissenschaft, kehrt er zu seiner „Armee“ zurück. Die Beute sind draufgängerischer als *Garibaldi's* Freischärler, sie sind zäh und totenschlossen, wie *Andreas Hofers* Beute. Vorwärts also: — nach Bessarabien. Dort zerstört er zunächst alle Zufahrtswege. Haut alles kurz und klein, was sich ihm in den Weg stellt. Die Russen wissen nicht, was los ist. Aber erfahren es prompt.

*Fischer* schlägt jetzt Schlachten. Prügelt den Feind am *Sereth*, prügelt ihn bei *Kowoselica*. Schließlich wirft er die ganze Gesellschaft — diesmal kam er nicht in Zivil — aus Czernowitz heraus. Auf seinen plumpen, bei all diesen Gelegenheiten vielfach eingezwickten vier Füßen tappt der Russenbär davon. Geht wiederum nicht so einfach: vorher gibt's noch Erinnerungsprügel bei *Ruth*, bei *Sniatyn* *Zalucze*. Bis hinauf nach *Kolomea* kommt *Fischer*, kommt sein Heer.

Der Kaiser machte ihn zum Oberst. Vielleicht kriegt er noch einmal das *Maria-Theresien-Kreuz*. Niemand gab ihm Befehl und Auftrag. Es war seine persönlichste Auseinandersetzung mit den Herren Russen.

Und außerdem: — der Mann ist ein Schwabe.“

## Vom österreichisch-ungarischen Heer

### Die innere Geschlossenheit der Armee

Der stellvertretende Chef des österreichisch-ungarischen Generalstabs, Generalmajor v. Höfer, hat folgende amtliche Erklärung erlassen: „Einzelne ausländische Presseorgane behaupten, in unserem Heere hätten Truppen der einen oder der anderen Nationalität im Kriege nicht voll entsprochen. Eine englische Quelle, die sich auch sonst durch Verbreitung der unsinnigsten Tatarennachrichten auszeichnet, wußte sogar von Meuterei böhmischer Regimenter zu berichten. Diesen tendenziösen Entstellungen gegenüber, die auf die mancherorts bestehende Unkenntnis der Verhältnisse der Monarchie berechnet sind, muß mit aller Entschiedenheit erklärt werden, daß wie in früheren Zeiten so auch im gegenwärtigen uns aufgezwungenen Kampfe alle Völker unserer ehrwürdigen Monarchie, wie unser Soldateneid sagt, „gegen jeden Feind, wer es immer sei“, in Tapferkeit wetteifernd, einmütig zusammenstehen. Ob auf den russisch-galizischen Schlachtfeldern, ob auf dem Balkankriegsschauplatze kämpften Deutsche und Magyaren, Nord- und Südslawen, Italiener und Rumänen in treuer Anhänglichkeit an den allerhöchsten Kriegsherrn und im Bewußtsein, welch' hohe Güter wir verteidigen, mit gleich bewunderungswürdigem Heldennut, der unseren Truppen selbst die Anerkennung unseres gefährlichsten, numerisch weit überlegenen Gegners errungen hat. So hat im Norden — um nur ein Beispiel anzuführen — das aus Slowenen, Kroaten und Italienern zusammengesetzte Infanterieregiment Nr. 97 bei Lemberg mit hervorragender Bravour und Zähigkeit gefochten und schwere Verluste standhaft ertragen. Wenn noch des Drocaner Infanterieregiments Nr. 79, das sich ebenso wacker im Süden in den schweren Kämpfen an der unteren Drina hielt, gedacht wird, so geschieht dies nur, um den von serbischer Seite verbreiteten, sehr übertriebenen Angaben über die Verluste dieses Truppenkörpers entgegenzutreten. Während die Serben von 3000 Toten dieses Regiments berichten, beträgt der bisherige Gesamtverlust der braven Truppe nach amtlicher Feststellung 1424 an Toten, Verwundeten und Vermißten. Nachrichten wie die aus russischer Quelle stammende von 70 000 österreichisch-ungarischen Gefangenen in den Schlachten von Lemberg bedürfen nach den bisherigen amtlichen Richtigstellungen wohl keines Dementis mehr.“

Wenn wir dieser amtlichen Erklärung noch einige private Zeugnisse über die für einen wirklichen Kenner der Donaumonarchie von jeher selbstverständliche Einmütigkeit ihrer Nationen hinzufügen, so geschieht das nicht, um — was wir für ganz unnötig halten — den Höferschen Bericht durch weitere Dokumente zu unterstützen, sondern um den Anteil bestimmter einzelner Nationalitäten an dem heldenmütigen Ringen unserer Verbündeten noch stärker hervorzuheben, als es im Lauf der zusammenhängenden Schilderungen geschehen konnte.

Ein Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ schreibt in einem Brief aus Galizien: „Immer wieder erzählen die Offiziere, daß die Mannschaft einfach nicht zu halten ist: daß sie am liebsten mit dem Bajonett bis Moskau rennen und den Zaren spießen möchte. Die Mannschaft aller Nationen. Die Tschechen gehören mit zu den Tapfersten. Die Mähren haben bei Komarow Außerordentliches vollbracht. Ein Freund erzählte mir, wie er in dieser Schlacht seinen tschechischen Burschen hinter die Feuerlinie schickte. Es begann kühl zu werden. Auf einmal kam mitten durch den Schrapnellregen der Bursche spaziert und brachte seinem Leutnant den Mantel. Selbstverständlich; wenn es kühl wird... Derselbe tschechische Bursche hielt mir einen Vortrag über die Deutschen. Die Deutschen, sagte er, waren früher gegen uns Tschechen. Aber jetzt haben sie sich

geändert und sind wie unsere Brüder. Ueberhaupt, es hat sich viel geändert. Die galizischen Polen wurden früher wild, wenn sie nur von den Preußen hörten. Und ich habe es doch erlebt, wie ein polnisches Freiwilligenbataillon plötzlich im Zuge die „Wacht am Rhein“ anstimmte.“

Von den zahlreichen Zeugnissen über den Heldennut der Ungarn seien hier die Worte eines deutschen Generals wiedergegeben, den ein Berichterstatter des „Az Est“ besucht hat: „Besonders überraschten uns Ihre Honveds und Landsturmlente, die sich als sehr gutes Material, tapfere und ausgezeichnete Soldaten erwiesen haben. Mit besonderer Anerkennung muß ich von Ihren „roten Teufeln“ sprechen, die den Russen so fürchterlich erscheinen. Ihre Artillerie gehört zu der besten der Welt. Was Ihre Motorengeschütze vor Bütlich, Ramur und Maubeuge geleistet haben, verschafft Ihnen die Anerkennung aller Nationen der Welt.“

In einem Brief aus Bukovar, den die „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht, heißt es: „Wenn die kroatischen Regimenter zum Sturme vorwärts gehen, dann rufen sie nicht „Hurra“, sondern „Zivio“, was ungefähr dem Worte „Heil“ entspricht. Doch während früher kroatische Ziviorufe in serbischen Ohren angenehm klangen, damals als sich die Helden von Kumanovo von kroatischen Jünglingen auf den Schultern tragen ließen, bedeutet heute das „Zivio“ der kroatischen Krieger alles eher denn „Heil“. Wo es ertönt, bleibt den Helden von Kumanovo nichts anderes übrig, als für das Heil ihrer Seelen zu beten. Man darf es den serbischen Gefangenen aufs Wort glauben, daß es der serbischen Armee vielleicht weniger schlimm ergangen wäre, „wenn nur diese Teufel nicht wären, die unsere Sprache sprechen und fortwährend „Zivio“ rufen . . . wenns zum Sturme kommt.“ Die kroatischen Regimenter verstehen sich wohl aufs Schießen, aber ihre Stärke bleibt doch der Sturm, vielleicht weil er dem Charakter dieses Volkes, das jetzt sein heroisches Zeitalter erlebt, am besten entspricht.“

Die Kriegsbegeisterung der bosnischen Moslems kommt in folgendem Schreiben aus Banjaluka zum Ausdruck, das an Roda Roda, den Kriegskorrespondenten der „Neuen Freien Presse“, gerichtet ist: „Die Witwe des Mustapha Beg Fazli Pasic stiftete eine halbe Million Kronen zugunsten des Kriegsfonds, ferner einige bespannte Wagen und Automobile, die Celebi Hanuma Beglerovic zehntausend Kronen, die Witwe Djamel Aga Ibrifagic viertausend Kronen. Die kleineren Gaben sind nicht zu zählen. Alle die Unseren, alt und jung, sind an der Grenze. Ich bin zu alt, zu Feld zu ziehen, aber meine drei Söhne, meine Enkel, Brüder und Neffen sind draußen, um für unsern allergütigsten Kaiser zu fechten. Meine Enkel sind noch nicht dienstpflchtig; sie sind freiwillig mitgezogen. Eben rüstet sich auch der junge Omer, hinauszugehen. Möchte man ihn beim Militär nur annehmen. Der Knabe würde sich schämen, daheim bleiben zu müssen. Wir segnen ihn und schicken ihn mit Freuden weg, denn es ist jedermanns Pflicht, sich aufzuopfern. Sadjı Mahmud Beg Dzinic, der totgesagt war, dieser edelste unserer Leute, lebt. Ich umhalse dich und sag auch den Soldaten im Norden, daß wir Moslems für sie beten.“

Ein Offizier eines bosnischen Regiments schreibt: „Die nationale Eintracht ist in Oesterreich-Ungarn gewissermaßen eine Reserveformation, die erst im Kriegsfall mobil gemacht wird. Bezeichnend für diesen Geist ist, daß die Kompagnien mit ihren Nationalfahnen ausziehen; da sieht man eine Truppe mit den ungarischen Farben, eine andere mit rumänischen, wieder ein Regiment, das mit schwarzrotgoldenen, den großdeutschen Fahnen, „Heil“ rufend und die Wacht am Rhein singend ins Feld zieht. Selbst die grüne Fahne des Propheten fehlt bei unsern Bosniaken nicht; nur die serbischen Fahnen (rot-blau-weiß) sind natürlich versetzt, dafür treten die ähnlichen kroatischen (rot-weiß-blau) ein. Es ist das ein sehr kluges Verfahren, dem Nationalgefühl der verschiedensten

Völkerschaften Freiheit zu lassen, und es in den Dienst des Staatsgedankens zu zwingen. Denn all den verschiedenen Stämmen schwebt, wenn auch unbestimmt, auf diese Weise das Ziel vor, zugleich für ihre nationale Sache und für den Bestand des Gesamtstaates zu kämpfen.“

### Die polnischen Legionen.

Die Polen haben bekanntlich für den Krieg eigene freiwillige Legionen gebildet, die sich unter österreichisch-ungarischen Oberbefehl gestellt haben. Ueber diese berichtet ein Mitarbeiter der „Leipziger Neuesten Nachrichten“:

„Ganze Regimenter sind numehr auf Polens Felder hinausgezogen: den weißen Adler auf dem roten Grund ihres Banners, das über neuer polnischer Freiheit flattern will. In den ersten Kämpfen und Geplänkeln mit den Russen waren die Mannschaften dieser „Polnischen Legionen“ die ersten Streiter. Aus Ostgalizien, aus Westgalizien, aus allen Städten, allen Dörfern, vom Pfluge und von der Gymnasiastenbank waren sie herbeigeeilt. Im Anfang mochten die Kompagnien ein wenig bunt aussehen, nicht jeder war feldgrau von Kopf bis Fuß, manch ein Bauernbursch, der sich jetzt nicht mehr um Hof und Vieh kümmern wollte, hatte nicht mehr zum Abzeichen als die Soldatenmütze oder die Konföderatka mit dem Polenadler.

Indes arbeitete unermüdet der oberste „Polnische Nationalrat“. In Wien, in Lemberg, in Krakau, wo seine Sitze waren, flossen die Mittel aus Spenden der polnischen Städte zusammen. Lemberg allein gab eine runde Million. Die Knechtkleider der Bauernburschen verschwanden rasch, sie wurden alle ganz regelrecht eingekleidet. Und sie übten nicht mehr, halb heimlich in der Stille baufälliger Klöster, auf langen Gängen und Korridoren, wie sie es vor Larnow oder anderwärts im Osten getan, um sich für das Werk des Polenkampfes vorzubereiten; jetzt tat man die letzte Vorarbeit zur Russenschlacht auf den Lemberger Exerzierplätzen; später, als man Lemberg aufgab, drüben vor Krakaus Toren. Die polnischen Jungschützen und die Sokoln, die Turner, waren Infanterie und Kavallerie geworden, jetzt kommt noch Artillerie hinzu: eine kleine Polenarmee will mit Franz Josefs Truppen gemeinsam durch Tod oder Sieg sich schlagen.

Den Russen paßten die Legionen mit dem weißen Adler nicht. Sie waren überall die Vordersten im Gefecht, waren tollkühn im Ansturm, hieben überall die Kosaken kurz und klein. Und überdies strömte ihnen aus den eroberten polnischen Städten, aus Kielce oder aus der Schusterstadt Staszow — hier gleich auf einmal 200 Mann — stets neue Jugend zu. Im Anfang dachten die Russen als bequemste Abwehr und als Entmutigungsmittel den Schrecken auszuspielen. Wer von den Polen in ihre Hände fiel, ward gnadenlos gehenkt. Ob sie auch Mann für Mann auf Kaiser Franz Josefs Namen vereidigt waren und dem österreichischen Landsturm beizählten, ob sie die schwarz-gelbe Landsturmbinde auch alle am Arm trugen: die Russen behandelten sie als Freischärler. Jetzt freilich ist keinerlei Auslegung mehr, keinerlei Beschönigung völkerrechtswidriger Grausamkeit durch die Russen möglich. Denn der Kaiser hat die Polenbataillone als „k. u. k. polnische Legionen“ seiner Truppenmacht einfach angegliedert.

Sie schlugen sich bisher alle voll edelster Bravour. Jedenfalls besser als die armenigen Dreihundert unter Oberst Dmowski, die sich in Warschau in einer anderen, feindlichen polnischen Legion gegen die Oesterreicher zusammentaten, sich nach jener ersten Schlacht bei Lannenberg (russisch-polnisch: Grünwald) vom Jahre 1410 „Grünwaldsche Legion“ nannten und dann im ersten Vorpstengefecht — anders als damals ihre Vorfahren vor dem Deutschen Ritterorden — panisch erschreckt davonliefen. Seither haben die Grünwaldischen freilich keinen besonderen Wert mehr darauf gelegt, im Kugelregen zu erscheinen.



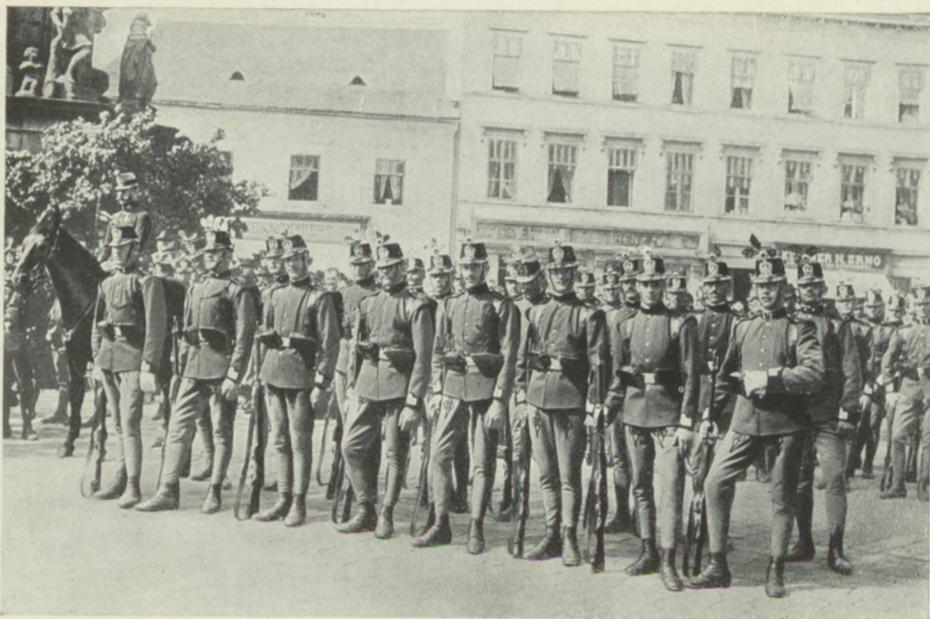
Phot. Phototel, Berlin

Polnische Legionäre in Schützengräben



Phot. Phototel, Berlin

Offiziere der Polnischen Legion



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

Osterreichisch-ungarische Infanterie



Phot. Photofet, Berlin

Freiwillige polnische Jungschützen (polnische Legion) beim Exercieren

Von seinen Abenteuern auf wilden Märschen, wilden Ritten weiß jeder Legionär ein ganzes Schock. Vielleicht malt manchmal das Temperament der jungen Helden die erlebten Dinge noch ein wenig farbiger, als sie in Wahrheit draußen leuchten mochten. Aber rechnet man selbst den feurigen Polenüberschwang ab, bleibt reichlich viel noch übrig, das nur durch größte Tapferkeit ertragen und überwunden werden kann. Ein tapferes, mutiges Soldatenstück, wie sie als die ersten in Kielec einmarschierten, die Stadt nahmen, unter Verwaltung des Obersten Nationalrats setzten — von Anbeginn zog gleich eine Art Zivilkommissär in die neuen, zu erobernden Gebiete mit den Bataillonen — und sogleich die Freiwilligen, die sich zum Eintritt in die Legion meldeten, zur Ausbildung nach Krakau schickten. Sie fochten bei Miechow, halgten sich bei Lubaszow, hielten mehr als eine Brücke — oft nur ein paar Mann — gegen vierfache und fünf-fache Uebermacht.

Unter der Spionage litten und leiden auch die polnischen Legionäre nicht weniger, als ihre österreichisch-ungarischen Brudertruppen. Und man macht mit den Ertrappten genau so kurzen, strengen Prozeß wie anderwärts im Heere. Einmal verschüchtern die Russen die dümmsten Bauern: „Oesterreich ist eine so schrecklich tyrannische Macht, daß es Polen gegen Polen zu kämpfen zwingt.“ So werden die Urteilslosen ohne weiteres Franc-tireure gegen die eigenen Brüder. Oder der Rubel rollt. Dann werden sie Spione. Harmloser ist der Kampfbericht eines Legionärs selten, als dieser eine Tagesrapport eines der ersten Grenzgefechte: „Erst rausten wir — zwanzig Mann — mit fünfzig Kosaken und schlugen sie. Dann aber führten wir noch zwei Duzend „Kavaliere“ zum Galgen. Wir hatten zehn Tote. Macht nichts, wenn nur Oesterreich und Deutschland siegen.“

Uebereinstimmend wird erzählt, daß der Massenandrang zu den Jungschützen in dem Augenblick begonnen hat, als die Nachrichten über die Kämpfe bei Miechow (vgl. I, S. 101) eintrafen und bekannt wurde, daß dort verhältnismäßig viele Jungschützen gefallen waren.

Die polnischen Legionäre begleiteten die deutschen und österreichisch-ungarischen Truppen nach Russisch-Polen hinein, wo sie begeistert empfangen wurden und reichlichen Zuwachs erhielten. In einem Privatbrief aus Lodz heißt es: „Zugleich mit der deutschen Besetzung erschienen auch die polnischen Legionen aus Krakau, die überall mit Freude empfangen wurden. An allen Orten schloß sich die polnische Jugend den Deutschen an. In Lodz selbst stellten sich etwa 2000 Jünglinge als Freiwillige zu den polnischen Legionen. Sie wurden von den Deutschen vorwiegend zur Besetzung verwendet. Zwar versuchte auch Rußland polnische Legionen für sich aufzubringen, jedoch mit wenig Erfolg. Nur ganze zwei Freiwillige schlossen sich ihnen in Lodz an, und auch dies rief unter der Bevölkerung Befremden hervor.“ Der Berichterstatter der „Bosnischen Zeitung“ schreibt aus Czestochau: „Hier beherrschen deutsches Militär und die polnischen Legionäre in ihren hübschen, kleidsamen und kokett getragenen Uniformen das Straßenbild. Den letzten Sonntag hatte die hiesige „Polsta Organi Zacha Narodowa“ (polnische Volksorganisation) zum „Kokardentag“ bestimmt, d. h., auf der großen breiten Allee, an deren Ende sich auf steiler Anhöhe die Klosterfestung Jasna Gora erhebt, gehen Mädchen, jede von einem Legionär begleitet, hin und her und stecken, ohne viel zu fragen, jedem Vorübergehenden eine rot-weiße Schleife an, für die man natürlich einen Beitrag in die Büchse zu entrichten hat. Da der Himmel endlich einmal wieder ein heiteres Gesicht macht und Sonntag ist, und die Mädchen — man muß der Wahrheit die Ehre geben — in Czestochau besonders hübsch sind — und da der Besitz einer Schleife durchaus nicht vor weiteren Schleifen schützt, so kann man sich denken, daß der Tag den Legionären trotz des herrschenden Mangels an Bargeld einen hübschen Wagn einbrachte.“

Es wurde bereits erwähnt, daß die Russen die polnischen Legionen als Freischärler behandeln möchten. Daraufhin hat die österreichisch-ungarische Regierung den neutralen Staaten folgende Verbalnote zukommen lassen: „Der Oberkommandierende der russischen Armee ließ in polnischen Blättern eine Erklärung veröffentlichen, die besagt, daß die Mitglieder der „Sokols“ genannten polnischen Organisationen, die in Galizien an den Kämpfen gegen die russischen Truppen teilnehmen, Explosivkugeln mit abgeschrittener Spitze verwenden. Daran knüpft der Oberkommandierende die Weisung, die „Sokols“ und andere Vereine dieser Art nicht als Kriegsführende anzuerkennen und gegen die Mitglieder mit aller Strenge der Heeresgesetze vorzugehen. Die österreichisch-ungarische Regierung stellt dem gegenüber in aller Form folgendes fest: Mit der erwähnten Bezeichnung „Sokols und andere Vereine“, können offenbar nur polnische Legionen gemeint sein, die zum Teil aus den Mitgliedern solcher Vereine zusammengesetzt sind. Dieser Umstand kann aber in bezug auf die Qualifizierung der polnischen Legionen hinsichtlich des Kriegsrechts in keiner Weise in Betracht kommen. Die Legionen werden auf solche Art gebildet, daß sie nicht nur allen Bedingungen entsprechen, die im ersten Artikel des Reglements betreffend die Geseze und Bräuche des Landkrieges vorgeschrieben sind, sondern sie bilden auch einen Teil der österreichisch-ungarischen Armee, mit der sie durch ein organisches Band verknüpft sind. Ihre Mitglieder leisten den Fahneeid. Ihre Unterabteilungen werden von österreichisch-ungarischen Offizieren kommandiert. Sie haben an der Spitze einen österreichisch-ungarischen General, der selbst unter dem Befehl eines Armeekommandos steht. Was die angebliche Verwendung von Explosivkugeln mit abgeschrittener Spitze durch die polnischen Legionen anbelangt, so erklärt die österreichisch-ungarische Regierung, daß weder diese Legionen, noch irgend ein anderer Teil der österreichisch-ungarischen Armee sich solcher Projektile bedient. Angesichts dieses Standes der Dinge würde jede Handlung Rußlands, welche die Nichtanerkennung der polnischen Legionen als Kriegsführende enthielte, offenbar eine flagrante Verletzung der Haager Bestimmungen bilden, wogegen die österreichisch-ungarische Regierung den entschiedensten Protest erhebt.“

## Die Ereignisse auf dem östlichen Kriegsschauplatz seit Mitte September

### Zusammenfassende Darstellung

Der folgende — wohl offizielle — Bericht über die deutsch-österreichisch-ungarische Kooperation im Osten ist erst nach dem Abschluß unserer eigenen Darstellung in der Presse erschienen. Wenn auch beide Schilderungen in den Grundzügen übereinstimmen, so werden doch erst hier die feineren Fäden bloßgelegt, durch die die Ereignisse auf den verschiedenen Teilen des östlichen Kriegstheaters unter einander zusammenhängen, erst hier sehen wir die ganze Kette von Ursachen und Wirkungen lückenlos zusammengeschlossen.

Der Bericht setzt nach der Schlacht bei Tannenberg ein. „Nach der Vernichtung und Vertreibung der in Ostpreußen eingefallenen russischen Armeen waren erhebliche Teile der deutschen Streitkräfte zu neuer Verwendung frei geworden. Da die österreichisch-ungarischen Armeen, von stark überlegenen russischen Kräften angegriffen, um diese Zeit im Zurückgehen über den San hinter die Wisloka sich befanden, wurden die frei gewordenen deutschen Kräfte nach Südpolen befördert, mit der Aufgabe, die Verbündeten durch eine Offensive durch Südpolen über die Weichsel gegen den Rücken der über den San folgenden russischen Kräfte zu unterstützen. Unsere Bundesgenossen schoben alle füblich

der Weichsel entbehrlich gewordenen Teile auf das nördliche Weichselufer, um sich dann mit ihrer gesamten Macht der deutschen Offensive anzuschließen. Noch um die Mitte des Septembers standen die deutschen Truppen im russischen Grenzbezirk, und schon am 28. September konnte die neue Offensive aus der Linie Krakau—Kreuzburg in allgemein östlicher Richtung beginnen, eine gewiß achtungswerte Leistung unserer Bahnverwaltung. Auf dem linken Weichselufer war zunächst nur starke russische Kavallerie — etwa sechs Kavalleriedivisionen — gemeldet, die vor dem deutschen Anmarsch zum Teil unter schweren Verlusten zurückwich.

Die Ende September über den Feind eingehenden Nachrichten ließen erkennen, daß der unmittelbare Zweck der deutschen Offensive, die Entlastung der zwischen den Karpathen und der Weichsel zurückgehenden österreichisch-ungarischen Armeen, bereits voll erreicht war. Starke russische Kräfte hatten von unsern Bundesgenossen abgelaufen und wurden östlich der Weichsel im Vormarsch und Abtransport in nördlicher Richtung gegen die Linie Lublin—Kazimierz gemeldet. In den ersten Tagen des Oktobers schickten sich die Russen an, mit Teilen die Weichsel zwischen Sandomir und Josesow zu überschreiten, anscheinend in der Absicht, mit diesen Kräften die nördlich und südlich Opatow gegen die Weichsel vorrückenden Verbündeten in der Front zu fesseln und mit allen übrigen, über Zwangorod vorgehend, den deutschen linken Flügel umfassend anzugreifen. Diese Absicht wurde durch den überraschenden Angriff überlegener deutscher Kräfte vereitelt, welche die über die Weichsel bereits vorgeschobenen russischen Vorhuten am 4. Oktober östlich Opatow über den Fluß zurückwarfen. Die Russen gaben indes in der ihnen eigenen Zähigkeit ihre Absicht nicht auf. Weiter stromabwärts wurden in der Zeit zwischen dem 8. und 20. Oktober bei Kazimierz, Nowo-Alexandria, Zwangorod, Pawlowice und Ryczynow Uebergangsversuche unternommen, die sämtlich und zum Teil unter sehr schweren Verlusten für die Russen von uns verhindert wurden.

Inzwischen war es den österreichisch-ungarischen Armeen gelungen, die in Galizien eingedrungenen russischen Kräfte bis über den San zurückzuwerfen und Przemysl zu entsetzen; ein weiteres Vordringen, das sie in die linke Flanke der den Deutschen gegenüberstehenden russischen Kräfte führen mußte, fand zähen Widerstand am San und hart nordwestlich Przemysl. Hierdurch gerieten die an der Weichsel stehenden deutschen und österreichischen Kräfte, deren Aufgabe es jetzt geworden war, ein Vorbrechen der Russen über die Weichsel zu verhindern, bis die von Süden auf dem rechten Weichselufer vordringenden österreichisch-ungarischen Armeen den Stoß in des Feindes Flanke führen konnten, in eine schwierige Lage. Nachrichten über den Abtransport starker russischer Kräfte nach Warschau, sowohl vom San her wie aus dem Innern des Reiches, sowie Meldungen über den Ausbau einer starken brückenkopfartigen Stellung zwischen Nowitsch-Skierniowice-Grojec-Piliza-Mündung ließen vermuten, daß die Russen eine große Offensive gegen den deutschen linken Flügel aus Richtung Warschau beabsichtigten. Bestätigt wurde diese Vermutung später durch wertvolle unter den Papieren eines gefallenen russischen Offiziers gefundene Nachrichten; hiernach verfolgten die Russen den Plan, mit etwa fünf Armeekorps die Deutschen an der Weichsel ober- und unterhalb Zwangorod zu fesseln, während die Masse, mehr als zehn Armeekorps, mit zahlreichen Reserve divisionen, über Warschau—Nowo-Georgiewsk vorbrechend, den deutschen linken Flügel eindringen sollte. Diese Absicht konnte nur durch schleunigen Vorstoß auf Warschau vereitelt werden. Gelang es, hier die Russen am Ueberschreiten der Weichsel zu verhindern, so gewannen die immer noch um den San-Abschnitt kämpfenden österreichisch-ungarischen Armeen Zeit, ihren auf dem rechten Weichselufer geplanten Vorstoß in die linke Flanke der um den Stromübergang ringenden Russen auszuführen. Unter Belassung schwächerer Kräfte zur Sprengung der Weichselbrücken ober- und unterhalb

Zwangorod wurde mit den Hauptkräften unverzüglich auf Warschau aufgebrochen. In raschem, rücksichtslosem Angriff gelang es, schwächere, bereits in der ausgebauten Stellung stehende feindliche Kräfte zurückzuwerfen und bis dicht an die Tore Warschaus vorzudringen, während die ober- und unterhalb Zwangorod stehenden Truppen in längern erbitterten Kämpfen, die sich bis zum 20. Oktober hinstreckten, die inzwischen bereits unterhalb Zwangorod über die Weichsel vorgebrungenen russischen Kräfte trotz der feindlichen Ueberlegenheit festhielten.

Gegen die vor Warschau kämpfenden Korps entwickelten die Russen indessen, über Nowo-Georgiewsk ausholend, allmählich eine fast vierfache Ueberlegenheit. Die Lage der Deutschen wurde schwierig, zumal der zähe Widerstand der bei Przemysl und am San stehenden russischen Kräfte ein Vordringen der österreichisch-ungarischen Armeen gegen die linke Flanke des russischen Heeres vereitelte und damit die Aussicht auf die Mitwirkung der verbündeten Armee auf dem rechten Weichselufer schwand. Ein Vordringen der Russen über die Weichsel war jetzt nicht mehr zu verhindern. Ein neuer Plan mußte gefaßt werden; man beschloß, den bei und westlich Warschau übergegangenen Feind anzugreifen, unter Heranziehung der ober- und unterhalb Zwangorod sperrenden deutschen Korps, die hier durch die auf das linke Weichselufer geschobenen, inzwischen herangerückten österreichisch-ungarischen Truppen abgelöst werden sollten. Hierzu wurden die dicht vor Warschau stehenden Truppen in eine starke Stellung in Linie Rawa—Stierniewice zurückgenommen, während die bei Zwangorod freigewordenen Kräfte über die Piliza vordringen, die in westlicher Richtung nachdrängenden Russen von Süden angreifen und die Entscheidung bringen sollten. Es gelang auch, die Masse der russischen Kräfte bei Warschau in die gewollte Richtung zu ziehen. Mit Ungestrüm griffen die Russen die sehr starke deutsche Stellung an, aber alle ihre Angriffe wurden unter blutigen Verlusten abgewiesen. Schon sollten die von Süden gegen die Flanke der Russen bestimmten deutschen Kräfte die Piliza überschreiten, als die Nachricht eintraf, daß die Verbündeten, die ihrerseits die unterhalb Zwangorod über die Weichsel vordringenden Russen von Süden her angegriffen hatten, ihre Stellungen in der Gegend Zwangorod gegenüber der immer mehr anwachsenden feindlichen Ueberlegenheit nicht mehr zu behaupten vermochten. Gleichzeitig entwickelten die Russen sehr starke Kräfte gegen den deutschen linken Flügel bei Stierniewice, der bei der drohenden Umfassung in südwestlicher Richtung zurückgenommen werden mußte.

Die an der Piliza und Radomka stehenden deutschen Kräfte waren ernstlich gefährdet. Von Zwangorod her entwickelte der Feind in Richtung auf die Lysa Gora immer stärkere Kräfte. Bei Przemysl und am San stand der Kampf. Unter diesen Umständen mußte das verbündete Heer den schweren, aber der Lage nach gebotenen Entschluß fassen, die ganze Operation an der Weichsel und am San, die bei der fast dreifachen Ueberlegenheit des Feindes keine Aussicht auf einen entscheidenden Erfolg mehr bot, abzubrechen; es galt, sich zunächst die Freiheit des Handelns wieder zu sichern, und demnächst eine völlig neue Operation einzuleiten. Die gesamten zwischen Przemysl—Warschau stehenden Kräfte wurden vom Feinde losgelöst und bis Ende Oktober in Richtung auf die Karpathen und in die Linie Krakau—Tschenschochau—Sieradz zurückgenommen, nachdem zuvor sämtliche Bahnanlagen, Straßen- und Telegraphenverbindungen nachhaltig zerstört worden waren. Dieses Zerstörungswerk wurde so gründlich ausgeführt, daß die feindlichen Massen nur sehr langsam zu folgen vermochten, und sich die ganze Bewegung der Verbündeten, nachdem einmal die Loslösung gelungen war, planmäßig vollziehen konnte. Die Russen drangen nur mit Teilen in Galizien ein, ihre Hauptkräfte folgten im Weichselbogen in südwestlicher und südlicher Richtung, schwächere Kräfte rückten vom Narew beiderseits der Weichsel in westlicher Richtung auf Thorn vor.“



Phot. Ferd. Urbahn, Kiel

Kapitän z. S. Meyer-Waldeck  
Gouverneur d. deutsch. Schutzgebiets Kiautschou



Phot. Ferd. Urbahn, Kiel

Kapitänleutnant Otto Weddigen  
Kommandant von S. M. U-Boote U 9

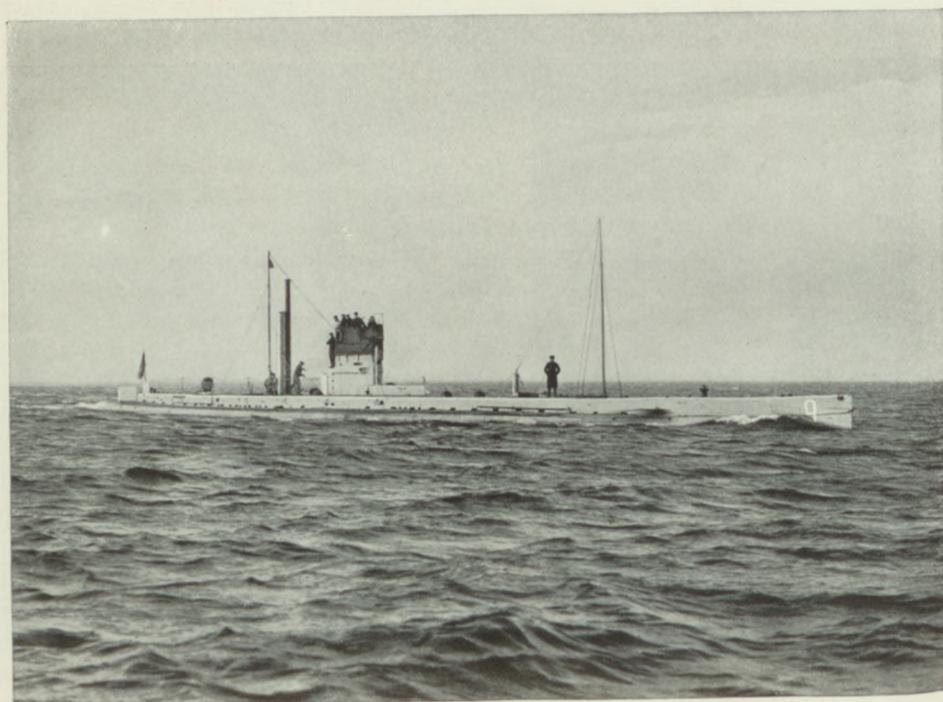


Phot. Ferd. Urbahn, Kiel

Freg.-Kapitän Karl v. Müller  
Kommandant von S. M. K. Kreuzer „Emden“



Der englische Panzerkreuzer „Aboukir“  
wurde zusammen mit den englischen Panzerkreuzern „Hogue“ und „Cressy“ am 22. Sept. 1914  
vom deutschen Unterseeboot „U 9“ in den Grund geholt



Phot. H. Menard, Kiel

Das deutsche Unterseeboot „U 9“

# Der Seekrieg bis Anfang November 1914

## Die Kämpfe in der Nordsee

18. August.

Ämtliche deutsche Meldung: Im Laufe des Vormittags sind bei teilweise unsichtigem Wetter mehrere moderne englische Kreuzer und zwei englische Zerstörerflottillen (etwa vierzig Zerstörer) in der Bucht der Nordsee nördlich von Helgoland aufgetreten. Es kam zu hartnäckigen Einzelgefechten zwischen ihnen und unseren leichten Streitkräften. Die deutschen kleinen Kreuzer drängten heftig nach Westen nach und gerieten dabei infolge der beschränkten Sichtweite ins Gefecht mit mehreren starken Panzerkreuzern. S. M. S. „Ariadne“ sank, von zwei Schlachtschiffen der Lionklasse auf kurze Entfernung mit schwerer Artillerie beschossen nach ehrenvollem Kampf. Der weitaus größte Teil der Besatzung, voraussichtlich 250 Köpfe, konnte gerettet werden. Auch das Torpedoboot „V 187“ ging, von einem kleinen Kreuzer und zehn Zerstörern auf das heftigste beschossen, bis zuletzt feuernd in die Tiefe. Flottillenchef und Kommandant sind gefallen. Ein beträchtlicher Teil der Besatzung wurde gerettet. Die kleinen Kreuzer „Cöln“ und „Mainz“ sind vermisst; sie sind nach einer Reutermeldung aus London gleichfalls im Kampf mit überlegenen Gegnern gesunken. Ein Teil ihrer Besatzung (neun Offiziere, 81 Mann?) scheint durch englische Schiffe gerettet worden zu sein. Nach der gleichen englischen Quelle haben die englischen Schiffe schwere Beschädigungen erlitten.

Kampf und Untergang der „Ariadne“ schildert ein authentischer Bericht folgendermaßen: „Am 28. August morgens erhielt der Kreuzer „Ariadne“ in einer rückwärtig der Vorpostenlinie befindlichen Stellung die Nachricht, daß feindliche Torpedobootszerstörer nördlich von Helgoland gesehen worden seien. Dazu kam die Bitte von einem unserer Torpedoboote um Hilfe. Die „Ariadne“ ging sofort in der Richtung auf den Geschützdonner vor, suchte aber in dem immer unsichtiger werdenden Wetter zunächst vergebens in verschiedenen Richtungen nach dem Feinde. Das Geschützfeuer verstummte, „Ariadne“ ging in eine abwartende Stellung zurück und begegnete dabei dem Kreuzer „Cöln“, der mit hoher Fahrt nach Westen lief. Kurz darauf kamen Signale von andern Kreuzern, daß sie sich mit feindlichen Zerstörern im Feuergefecht befänden. Während „Ariadne“ nun wieder vorging, vernahm sie erneut Geschützfeuer und erblickte später im Nebel einen großen englischen Schlachtkreuzer der Lionklasse. Dieser warf sich nun auf die „Ariadne“. Kurz darauf gesellte sich ein zweiter derselben Klasse dazu, und diese beiden Riesen beschossen die kleine „Ariadne“ über eine halbe Stunde lang auf geringe Entfernungen. „Ariadne“ erhielt eine große Anzahl Treffer aus den schweren 34,3 cm-Geschützen. Bald brannte das Achterschiff in hellen Flammen, dann wurde das Vorschiff durchlöchert und halb zerstört und der Verbandplatz mit dem dort befindlichen Personal vernichtet. Wieviel Treffer im ganzen eingeschlagen sind, entzieht sich nach dem Berichte des Kommandanten jeder Berechnung. Die „Ariadne“ wurde auf diese Weise bald in ihrer Bewegungsfähigkeit stark beeinträchtigt, und die verfolgenden Gegner konnten sie als bequem und nahe liegende Scheibe unausgesetzt aufs Korn nehmen. Trotz dieses fürchterlichen und überwältigenden Feuers wurden auf „Ariadne“ die noch gefechtsbrauchbaren Geschütze weiter bedient. Die Verwundeten wurden von den Krankenträgern ordnungsmäßig vom Oberdeck fortgeschafft. Jeder versuchte an seinem Platze nach Möglichkeit Ausbesserungen selbständig auszuführen. Dabei wurde der erste Offizier im

Zwischendeck von einem schweren Treffer weggefegt. Plötzlich drehten die feindlichen Panzerkreuzer nach Westen ab und stellten das Feuer ein. Der Kommandant der „Ariadne“ gab den Befehl, den Brand zu löschen. Das Feuer hatte aber schon so weit um sich gegriffen, daß an ein Löschen nicht mehr zu denken war. Der Aufenthalt auf dem Schiffe wurde durch Hitze und Rauch immer unerträglicher. Die Verwundeten wurden auf die Back gebracht, wo auch der übrige Teil der Besatzung sich versammelte. Der Kommandant brachte drei Hurras auf den deutschen Kaiser aus. Das Flaggenlied und „Deutschland, Deutschland über alles“ wurde gesungen; auch die Verwundeten stimmten mit ein. Da näherte sich ein anderer kleiner deutscher Kreuzer und schickte Boote herüber. Auch einige Boote der „Ariadne“ konnten noch benutzt werden, und in diese wurden die Verwundeten gebracht. Dann sprang der Rest der Besatzung auf Befehl des Kommandanten über Bord. Die Nichtschwimmer unter ihnen hielten sich an Schwimwesten und Hängematten; alle wurden von den Booten aufgenommen. Der Kommandant der „Ariadne“ versuchte noch, sein Schiff in Schlepptau nehmen zu lassen, aber die „Ariadne“ legte sich, nachdem sie beinahe ganz ausgebrannt war, auf die Seite und kenterte. Der Kommandant hebt mit hoher Anerkennung die heldenmütige Haltung der Besatzung und der Offiziere hervor.“

Ueber den Untergang des Torpedobootes „V 187“ berichtet der gerettete Wachoffizier: „Am Morgen des 28. August stand „V 187“ in naher Entfernung von Helgoland auf Vorposten. Da kam von einem andern Torpedoboot das Signal: „Werde von feindlichem Torpedobootszerstörer gejagt.“ „V 187“ versuchte, dem Kameraden zu Hilfe zu kommen, fand ihn aber des plötzlich dichter werdenden Nebels wegen nicht, sondern sah sich nach kurzer Zeit auch zwei feindlichen Torpedobootszerstörern gegenüber. Bald darauf kamen noch vier nicht genau bestimmbare feindliche Schiffe in Sicht. „V 187“ versuchte, sich angesichts dieser Uebermacht auf Helgoland zurückzuziehen, sah aber den Weg nach Helgoland durch vier neue, in Sicht kommende feindliche Torpedobootszerstörer verlegt. Diese eröffneten auf nahe Entfernung das Feuer. Das Boot versuchte nunmehr seitlich durch Kursänderung an den Feinden vorbeizukommen, fand aber auch diesen Kurs verlegt durch einen feindlichen Kreuzer. Von allen Seiten gestellt, entschloß sich der Kommandant von „V 187“, auf die verfolgenden Feinde zuzudrehen. Die feindlichen Zerstörer stützten zunächst auf dieses unerwartete Manöver hin, dann eröffneten sie sämtlich — zehn an der Zahl und außerdem der Kreuzer — ein konzentrisches vernichtendes Geschützfeuer auf das deutsche Torpedoboot. Dieses erlitt schwere Beschädigungen. Seine Geschütze wurden nacheinander außer Gefecht gesetzt. Der Kommandant wurde durch ein Sprengstück verletzt. In unabsehbarer Folge mehrten sich die Treffer. Das Boot war vollständig in Rauch und Qualm gehüllt, ein großer Teil des Personals tot. „V 187“ konnte nur noch ganz geringe Fahrt laufen. Der schwerverwundete Kommandant befahl unter diesen Umständen, das Schiff zu versenken. Aber noch im Untergehen feuerte das hintere Geschütz auf die Zerstörer. Beinahe unmittelbar darauf ging „V 187“ mit dem Bug zuerst unter.“

Ein umfangreicher Bericht des britischen Kreuzers „Arcthusa“, der an dem Seetreffen bei Helgoland beteiligt war und nach den damaligen amtlichen Berichten nur leichte Beschädigungen erhalten haben sollte, bestätigt, daß der Kreuzer in Wirklichkeit zum Bruch geschossen wurde. Eine Munitionskammer flog durch eine deutsche Granate auf. Ein schwerer Brand wütete an Bord. Der Kommandant gibt die Präzision des deutschen Feuers zu, das die englische Flottille in eine „ziemlich kritische Lage“ brachte. Sie mußte sich die Hilfe von Schlachtkreuzern erbitten, um die zerschossene „Arcthusa“ nicht aufgeben zu müssen. Diese wurde nach Chatham geschleppt. Ihr trauriger Zustand machte umsomehr Eindruck, als sie kurz zuvor dem Meere übergeben worden war.

**5. September.**

Der englische Kreuzer „*Pathfinder*“ wurde durch das deutsche Unterseeboot „*U 21*“ (Kommandant Oberleutnant zur See Herfing) zum Sinken gebracht. Die Verluste betragen vier Tote, 13 Verwundete und 243 Vermißte, also fast die ganze Besatzung.

**9. September.**

Der als Hilfskreuzer ausgerüstete Riesendampfer der White-Star-Line „*Oceanic*“ ist nahe der schottischen Nordküste das Opfer einer deutschen Mine geworden. Offiziere und Mannschaften sind gerettet.

**13. September.**

Amtliche deutsche Meldung: S. M. kleiner Kreuzer „*Hele*“ wurde am Vormittag durch Torpedoschuß eines feindlichen Unterseeboots zum Sinken gebracht. Der Mannschaftsverlust beträgt 19 Mann, die übrigen 172 wurden gerettet.

**18. September.**

Das englische Schulschiff „*Fisgard II*“ ist im Kanal bei einem Sturm gesunken. Von der Besatzung von 64 Mann sind 21 ertrunken. Das Schulschiff ist ein als Hull für Maschinenpersonal benütztes altes Panzerschiff und hieß früher „*Invincible*“.

**22. September.**

Amtliche deutsche Meldung: Das deutsche Unterseeboot „*U 9*“ hat etwa zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland die drei englischen Panzerkreuzer „*Aboukir*“, „*Hogue*“ und „*Cressy*“ zum Sinken gebracht.

Amtliche englische Meldung: Deutsche Unterseeboote schossen in der Nordsee die englischen Panzerkreuzer „*Aboukir*“, „*Hogue*“ und „*Cressy*“ in Grund. Eine beträchtliche Zahl von Mannschaften wurden durch herbeigeeilte englische Kriegsschiffe und holländische Dampfer gerettet.

Ein späterer amtlicher Bericht der englischen Admiralität gibt die englischen Verluste mit 60 Offizieren und 1400 Mann an. Etwa 700 mußten demnach gerettet sein.

Der Kommandant der „*Cressy*“ hat folgenden dienstlichen Bericht erstattet: „Während am Morgen des 22. September die „*Aboukir*“ Patrouillendienst tat, wurde sie um 6 Uhr 25 Minuten auf Steuerbordseite getroffen. „*Hogue*“ und „*Cressy*“ drehten bei und nahmen Stellung, „*Hogue*“ vor „*Aboukir*“ und „*Cressy*“ etwa 350 m auf Backbordseite. Sobald ersichtlich war, daß „*Aboukir*“ Gefahr lief zu sinken, wurden alle Boote der „*Cressy*“ ausgesetzt und eine Barkasse ohne Dampf niedergelassen. In dem Augenblick, wo der Rutter voll Mannschaften auf „*Cressy*“ zukam, wurde „*Hogue*“ getroffen, anscheinend unter der Munitionskammer im Hinterschiff, denn dort folgte auf den ersten ein sehr heftiger weiterer Ausbruch. Beinahe sofort, nachdem „*Hogue*“ getroffen war, wurde ein Periskop an Backbord von uns auf etwa 270 m Abstand sichtbar. Unmittelbar danach wurde das Feuer eröffnet und die Maschine mit voller Kraft in Bewegung gesetzt, um das Unterseeboot zu überfahren. Unser Kanonier Dogherty erklärt bestimmt, daß er das Periskop getroffen habe, daß das Unterseeboot darauf den Kommandoturm darbot, den er auch traf, und daß das Unterseeboot darauf sank. Ein Offizier, der bei dem Kanonier stand, glaubt indes, daß die Granate lediglich treibende Wrackstücke traf, von denen viele umherschwammen; doch auch die Mannschaften an Deck hatten offenbar den Eindruck, daß das Unterseeboot getroffen sei, da sie laut aufjauchzten und in die Hände klatschten. Dieses Unterseeboot ließ keinen Torpedo gegen „*Cressy*“ ab. Kapitän Johnson manövierte nunmehr derart, daß wir den Besatzungen von „*Hogue*“ und „*Aboukir*“ Hilfe leisten konnten. Ungefähr fünf Minuten später wurde ein anderes Periskop vom Steuerbord unseres Schiffes aus bemerkt. Das Feuer wurde eröffnet. Die Blasenbahn des Torpedos, der von dem Unterseeboot auf 450 bis 550 m Abstand abgelaufen wurde, war deutlich sichtbar und sie traf uns an Steuerbord dicht vor der Achter-

brücke. Das Schiff bekam etwa zehn Grad Schlagseite nach Steuerbord, blieb aber fest liegen. Es war 7 Uhr 15 Minuten. Alle wasserdichten Schotten usw. waren im Nu geschlossen, ehe der Torpedo das Schiff traf, sämtliche Stühle und Tische, sowie alles Holz, was zur Hand war, an Deck wie darunter, wurde über Bord geworfen, damit die Schiffbrüchigen sich daran festhalten konnten. Ein zweiter Torpedo von dem einen oder andern Unterseeboot ging fehl und ging auf etwa 7 Meter Abstand längs des Hinterschiffs vorbei. Ungefähr eine Viertelstunde, nachdem der erste Torpedo uns getroffen hatte, traf uns ein dritter von einem Unterseeboot an Steuerbord im fünften Kesselraum. Zeit 7 Uhr 30 Minuten. Das Schiff begann dann überzuholen und kenterte schließlich Kieloben. So blieb es ungefähr 20 Minuten liegen, bis es um 7 Uhr 55 Minuten vollends sank.“

Dieser Bericht, wie die amtliche englische Meldung, läßt erkennen, daß die Engländer in dem Irrtum befangen waren, sie seien von mehreren deutschen Unterseebooten angegriffen. Folgender authentischer deutscher Bericht widerlegt diese Behauptung endgiltig: „Am 22. September in der Frühe befand sich „U 9“ zwanzig Seemeilen nordwestlich von Hoek van Holland mit annähernd südwestlichem Kurs dampfend. Die See war ruhig, das Wetter klar, teils neblig. Gegen 6 Uhr sichtete man von „U 9“ drei große feindliche Kreuzer, die bei weiten Schiffsabständen in Dwarlinie nebeneinander fahrend sich in entgegengesetzter Richtung näherten. „U 9“ beschloß, zuerst den in der Mitte fahrenden der drei Kreuzer anzugreifen, führte die Absicht aus und brachte dem Kreuzer — es war der „Aboukir“ — einen tödlichen Torpedotreffer bei. Der Kreuzer sank nach wenigen Minuten. Als nun die beiden anderen Kreuzer nach der Stelle dampften, wo die „Aboukir“ gesunken war, machte „U 9“ den erfolgreichen Torpedoangriff auf den „Hogue“. Auch dieser Kreuzer verschwand nach kurzer Zeit in den Fluten. Nun wandte sich „U 9“ gegen die „Cressy“. Beinahe unmmittelbar nach dem Torpedoschuß kenterte die „Cressy“, schwamm noch eine Weile Kieloben und sank dann. Das ganze Gefecht hat, vom ersten Torpedoschuß bis zum letzten gerechnet, ungefähr eine Stunde gedauert. Angaben der britischen Presse, in der Nähe des Gefechtsortes hätten sich Begleitschiffe der Unterseeboote befunden und noch dazu unter holländischer Flagge, sind ebenso unwahr wie die Erzählungen überlebender Engländer, die Kreuzer seien von mehreren deutschen Unterseebooten angegriffen worden und man habe durch Geschützfeuer mehrere von ihnen vernichtet. Tatsächlich ist nur „U 9“ dort gewesen. Nach dem Sinken der „Cressy“ fanden sich mehrere britische Kreuzer, Torpedofahrzeuge usw. an der Stelle ein; einzelne Torpedobootszerstörer verfolgten das Unterseeboot. Noch am Abend des 22. September nicht weit von Tereschellingbank wurde „U 9“ von den Zerstörern gejagt. Mit Einbruch der Dunkelheit gelang es „U 9“ außer Sicht der Torpedofahrzeuge zu gelangen. Am folgenden Tage langte das Boot mit seiner siegreichen Besatzung unversehrt im heimischen Hafen an.“

Der Kaiser verlieh dem Kommandanten des Unterseebootes „U 9“, Kapitänleutnant Otto Weddigen, sofort das Eiserne Kreuz 1. und 2. Klasse, den übrigen Offizieren und Mannschaften das Eiserne Kreuz 2. Klasse. Auch von anderen Bundesfürsten erhielt Kapitänleutnant Weddigen hohe Ordensauszeichnungen, von Kaiser Franz Josef das Ritterkreuz des Leopoldordens mit der Kriegsdekoration.

Otto Weddigen ist dem Dienstalter nach der älteste Unterseebootskommandant. Er ist 1882 in Herford in Westfalen geboren und trat im Frühjahr 1901 als Seekadett in die kaiserliche Marine ein. Er wurde 1904 zum Leutnant zur See, 1906 zum Oberleutnant zur See und 1912 zum Kapitänleutnant befördert. Seine erste Ausbildung erhielt er auf dem Schulschiff „Moltke“ und in der Marineschule. Nach seiner Beförderung zum Leutnant zur See tat er Dienst als Wachoffizier an Bord der „Niobe“ und später des Linienschiffes „Wittelsbach“. Während dieses Kommandos erwarb er sich durch eine mutige Tat die Rettungsmedaille. Im Herbst 1905 trat er zur 2. Matrosendivision über. Im Frühjahr 1906 ging er nach Ostasien, um als Wachoffizier des Kanonenbootes „Waterland“ Verwendung zu finden. Von hier aus trat er zum Stabe des

dem Kreuzergeschwader in Ostasien unterstellten Kanonenboots „Tiger“. Nach der Rückkehr in die Heimat wurde er der 2. Werftdivision und im nächsten Frühjahr dem Stabe der Facht „Grille“ zugeteilt. Im Herbst 1908 trat er zur Torpedowaffe über und wurde später in die Unterseebootsflottille übernommen, der er noch angehört.

#### 6. Oktober.

Das deutsche Torpedoboot „S 116“ ist während des Vorpostendienstes in der Nordsee durch einen Torpedoschuß des englischen Unterseeboots „E 9“ verloren gegangen. Fast die ganze Besatzung konnte gerettet werden. „E 9“ ist dasselbe Boot, das den kleinen Kreuzer „Hela“ zum Sinken brachte.

#### 15. Oktober.

Amtliche englische Meldung: Der englische Kreuzer „Hawke“ wurde in der nördlichen Nordsee durch den Torpedoschuß eines deutschen Unterseeboots zum Sinken gebracht. Zur gleichen Zeit wurde der Kreuzer „Theseus“ angegriffen, aber ohne Erfolg.

Nach den englischen Verlustlisten betragen die Verluste der „Hawke“ 524 Tote und 20 Vermißte. Nur 70 Mann wurden gerettet.

Deutsche Meldung: Die Vernichtung des englischen Kreuzers „Hawke“ durch das Unterseeboot „U 9“ wird amtlich bestätigt. Das Unterseeboot ist wohlbehalten zurückgekehrt. Der Kaiser hat dem Kapitänleutnant Weddigen den Orden Pour le mérite verliehen.

Wie die Ueberlebenden der „Hawke“ erzählen, war der erste Angriff gegen den Kreuzer „Theseus“ gerichtet; aber der „Theseus“, dem Befehl der Admiralität nach dem Untergang der Kreuzer „Aboukir“, „Cressy“ und „Hogue“ folgend, fuhr so schnell wie möglich davon. Darauf wendete sich das Unterseeboot gegen die „Hawke“. Der Kreuzer wurde steuerbord mittschiffs getroffen. Eine heftige Explosion erfolgte. Das Schiff, das ein großes Beck aufwies, legte sich sofort auf die Seite und sank nach fünf Minuten. Nur eine kleine Pinasse, ein Floß und ein Kutter konnten herabgelassen werden. Der Kutter trieb fünf Stunden auf See, ehe er von dem norwegischen Dampfer „Modesta“ aufgefunden wurde. Der Kapitän der „Modesta“ erzählt, in dem Augenblick, wo er die Geretteten an Bord nahm, sei ein Unterseeboot vor dem Bug der „Modesta“ aufgetaucht und habe den ganzen Vorgang beobachtet; die Engländer glaubten erst, es handle sich um ein englisches Unterseeboot; aber es wurde ihnen bald klar, daß sie ein deutsches vor sich hatten.

#### 17. Oktober.

Amtliche deutsche Meldung: Untweit der holländischen Küste gerieten unsere Torpedoboote „S 115“, „S 117“, „S 118“ und „S 119“ in Kampf mit dem englischen Kreuzer „Undaunted“ und vier englischen Zerstörern. Nach amtlichen englischen Nachrichten wurden die deutschen Torpedoboote zum Sinken gebracht und von der Besatzung 31 Mann in England gelandet.

Darnach wären 193 Mann den Heldentod fürs Vaterland gestorben.

„Daily Telegraph“ schreibt über das Gefecht: „Um halb drei Uhr nachmittags bemerkten die Engländer die deutschen Schiffe, und sofort wurde befohlen, mit vollem Dampf zu fahren, um sie nicht entfliehen zu lassen. Das Feuer wurde auf eine Entfernung von vier bis fünf Meilen eröffnet. Das Gefecht dauerte ungefähr anderthalb Stunden. In seinem Verlaufe wurde der britische Torpedobootsjäger „Loyal“ durch ein Geschloß getroffen, das ins Innere des Schiffes drang und ein Loch von ungefähr zehn Zentimeter Durchmesser riß. Eine Granate schlug über Deck und schlug einem Offizier, der bei einer Kanone stand, den Fuß ab. Von englischen Schiffen soll nur „Loyal“ einigen Schaden erlitten haben. Die englischen Mannschaften rühmen die Tapferkeit der deutschen Seeleute, die, während ihre Boote schon sanken, die Kanonen noch bedienten.“

Der Kommandant des britischen Kreuzers „Undaunted“, Kapitän Fox, war früher Kommandant des untergegangenen kleinen Kreuzers „Amphion“ (vgl. I, S. 161).

Die großen Verluste an Menschenleben erklären sich zum Teil daraus, daß die Engländer das deutsche Lazarettsschiff „Dphelia“ an der Ausübung des Rettungswerkes hinderten. Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schreibt: „Aus dem Haag wurde vor wenigen Tagen berichtet: „Ein Fischdampfer brachte die Leichen des Zahlmeisters und eines Mannes von „S 117“ nach Ymuiden. Letzterer hatte die Erkennungsmarke 15. Die Besatzung des Dampfers teilte mit, daß noch mehrere Leichen, alle mit Schwimmwesten, an der Stelle treiben, wo diese beiden aufgefischt worden sind.“ Diese Mitteilung bezieht sich auf die Besatzungen der vier deutschen Torpedoboote, die am 17. Oktober in jenen Gewässern von einem englischen Kreuzer und vier Zerstörern in den Grund geschossen wurden. Nach dem Untergang der vier Boote wurde von deutscher Seite das Lazarettsschiff „Dphelia“ ausgesperrt, um nach Ueberlebenden an Ort und Stelle zu suchen. Von englischer Seite wurde ihm das aber unter nichtigen Vorwänden unmöglich gemacht und damit die Reihe der englischen Gehässigkeit um einen ganz besonders verabscheuungswürdigen Fall vermehrt. Wie sich dies „Heldenstück“ gegen ein deutsches Lazarettsschiff abspielte, ist ein Schulbeispiel für die gemeinen Waffen, mit denen England Krieg führt.

Die „Dphelia“ wurde von dem britischen Kreuzer „Harmouth“ angehalten, beschlagnahmt und nach einem englischen Hafen gebracht. Als Grund der Beschlagnahme wurde zunächst angegeben, das Lazarettsschiff habe Minen an Bord. Als die Durchsuchung erwies, daß dies nicht der Fall war, erklärte der britische Offizier die an Bord befindliche funktentelegraphische Einrichtung für gefährlich und als Ursache für die Beschlagnahme. Was, beiläufig bemerkt, diesen Punkt anlangt, so herrschte auf der Haager Friedenskonferenz 1907 Einverständnis unter den Vertretern aller Mächte darüber, daß das Vorhandensein einer funktentelegraphischen Einrichtung an Bord eines Lazarettsschiffes kein Grund für den Verlust des dem Lazarettsschiffe gebührenden Schutzes sei. Auch die großbritannischen Delegierten haben jene Konvention unterzeichnet, während die großbritannische Regierung später deren Ratifizierung verweigerte. Das ist übrigens ein von Großbritannien oft beliebtes Verfahren, um zunächst in der internationalen Öffentlichkeit als eifriger und aufrichtiger Vertreter der Humanität in der Kriegsführung zu erscheinen, ohne sich aber zu binden, und um dann, im Kriege, von dieser Freiheit im Gegensatz zur Humanität rücksichtslosen Gebrauch zu machen. Wäre die „Dphelia“ imstande gewesen, den ihr gewordenen Auftrag auszuführen, so würde sie eine beträchtliche Anzahl von Ueberlebenden gefunden haben, denn, wie die holländische Meldung sagte: die aufgefischten und an der Stelle noch treibenden Leichen waren sämtlich mit Schwimmwesten versehen. Es ist schon oft vorgekommen, daß Schwimmende sich so tagelang im Wasser lebend gehalten haben. Der britische Kreuzer hat verhindert, daß das Rettungswerk in Angriff genommen werden konnte, er hat nicht nur völkerrechtswidrig, sondern barbarisch und unmenschlich gehandelt. Das tritt in ein umso häßlicheres Licht, als auch nicht der Schein einer tatsächlichen militärischen Rücksicht für die Wegnahme der „Dphelia“ vorlag.“

18. Oktober.

Das englische Unterseeboot „E 3“ ist in der deutschen Bucht der Nordsee vernichtet worden.

20. bis 30. Oktober.

An diesen Tagen fanden Angriffe englischer Kanonenboote und anderer Kriegsschiffe auf die von den Deutschen verteidigte belgische Küste statt. Da diese Flottenaktionen im engem Zusammenhang mit den Landoperationen stehen, müssen sie an anderer Stelle behandelt werden.

**28. Oktober.**

Der englische Ueberdreadnought „Audacious“ ist an der Nordküste Englands auf eine Mine gelaufen und gesunken. Die britische Admiralität hält das Ereignis streng geheim, um Aufregung im Lande zu vermeiden.

Ein aus Amerika nach Stockholm heimgekehrter Schwede erzählt über den Untergang der „Audacious“ folgendes: „Der Dampfer „Olympic“ verließ New York am 25. Oktober. An der irischen Küste passierte der Dampfer ein großes stillliegendes Kriegsschiff, das anscheinend eine schwere Havarie erlitten hatte. Auf die Aufforderung des Kriegsschiffes — es war die „Audacious“ — fuhr die „Olympic“ heran und nahm 250 Mann von der Besatzung an Bord, die übrigen 550 Mann übernahmen andere zu Hilfe geeilte Kriegsschiffe. Wie erzählt wurde, hatte das Kriegsschiff morgens schweren Schaden erlitten, ungewiß ob durch Aufstoßen auf eine Mine oder durch einen Torpedoschuß eines deutschen Unterseebootes. Der Besatzung und den Passagieren der „Olympic“ wurde verboten, bei der Landung in England über den Vorfall zu sprechen. Die „Olympic“ versuchte, das havarierte Kriegsschiff in Schlepptau zu nehmen, da dieses aber bereits zu sinken begann, mußte der Versuch aufgegeben werden. Das Schiff verschwand darauf in den Wellen. 250 Matrosen wurden in der Nähe von Belfast von einem anderen englischen Kriegsschiff übernommen, das funktentelegraphisch herbeigerufen worden war.“

Der Umstand, daß die ganze Besatzung gerettet wurde, erklärt, warum die englische Admiralität den Verlust längere Zeit geheimhalten konnte. Es ist übrigens nicht uninteressant, daß der untergegangene Ueberdreadnought noch im Juni 1914 gemeinsam mit seinen Schwesterschiffen als Repräsentant der englischen Flotte an der Kieler Woche teilgenommen hat und dort nicht allein die deutsche Kriegsflagge salutierte, sondern auch an dem Trauersalut bei der Ermordung des österreichischen Thronfolgers teilnahm.

**31. Oktober.**

Amtliche englische Meldung: Der englische Kreuzer „Hermes“ ist auf der Rückkehr von Dünkirchen nach Dover im Kanal gestern abend durch zwei Torpedoschüsse eines deutschen Unterseebootes in Grund gebohrt worden. Torpedojäger, die zu Hilfe eilten, retteten den größten Teil der Besatzung. Ungefähr 40 Mann werden vermißt.

Deutsche Meldung: Die Vernichtung des englischen Kreuzers „Hermes“ durch ein deutsches Unterseeboot wird amtlich bestätigt. Das Unterseeboot ist wohlbehalten zurückgekehrt.

**3. November.**

Amtliche deutsche Meldung: Unsere großen und kleinen Kreuzer machten einen Angriff auf die englische Küste bei Plymouth. Sie beschossen die dortigen Küstenwerke und einige kleinere Fahrzeuge, die in der Nähe vor Anker lagen und augenscheinlich einen Angriff nicht erwarteten. Stärkere englische Streitkräfte waren zum Schutze dieses wichtigen Hafens nicht zur Stelle. Das unseren Kreuzern scheinbar folgende Unterseeboot „D 5“ ist, wie die englische Admiralität bekannt gibt, auf eine Mine gelaufen und gesunken.

Amtliche englische Meldung: Ein feindliches Geschwader beschuß das Küstentwachtschiff „Halcyon“. Ein Mann der Besatzung wurde dabei verwundet. Die „Halcyon“ meldete die Anwesenheit feindlicher Schiffe, worauf sich das Geschwader nach einigen Manövern zurückzog. Einige leichte englische Kreuzer nahmen die Verfolgung auf, konnten jedoch die feindlichen Schiffe nicht mehr erreichen. Der hinterste deutsche Kreuzer warf auf der Rückfahrt Minen aus. Das englische Unterseeboot „D 5“ stieß auf eine dieser Minen und sank. Zwei Offiziere und zwei Mann, die sich auf der Brücke des an der Wasseroberfläche fahrenden Bootes befanden, konnten gerettet werden.

Ergänzend melden die „Times“: Ein Seekampf fand bei Yarmouth ganz dicht unter Englands Küste statt. Mehrere deutsche Kriegsschiffe kamen früh morgens auf der Höhe von Yarmouth in Sicht und eröffneten eine furchtbare Kanonade gegen die Küste. Von dem Kreuzer „Halcyon“, der leicht beschädigt wurde, sind ein Mann schwer und vier oder fünf leichter verletzt. Außer dem Unterseeboot „D 5“, das wenige Stunden später auf eine Mine stieß, sind noch zwei Dampfsarkassen auf Minen gestoßen und im Laufe von 20 Minuten gesunken. Die starken Detonationen riefen eine ungeheure Aufregung in Yarmouth hervor, wo die Leute zum Strande stürmten, aber in Folge Nebels nichts sehen konnten. Nur die Umrisse eines großen Schiffes mit vier Schornsteinen waren sichtbar. Einige Geschosse fielen auf das Ufer in die Nähe der drahtlosen Station.

Holländische Meldung aus Yarmouth: Die Einwohner von Yarmouth wachten plötzlich durch heftiges Geschützfeuer auf. Sie sahen, daß deutsche Kriegsschiffe ein englisches Kanonenboot beschossen, das sich etwa zehn Meilen von der Stadt befand. Es herrschte schwerer Nebel. Die Kanonade war so stark, daß die Fenster klirrten und einige zersprangen. Eine Granate fiel beim nördlichen Teil des Piers ins Meer, in Entfernung von nur einer Meile von der Küste. Da das englische Schiff sich an der Küste entlang in der Richtung Gorleston fortbewegte, fielen die Granaten noch dichter in die Nähe der Küste, manchmal nur in einer Entfernung von einer halben Meile. Das Lichtschiff „Saint Nicholas“ entkam knapp der Gefahr, durch eine Granate getroffen zu werden. Da man fürchtete, daß die Deutschen eine Landung versuchen würden, wurden Truppen requiriert, die sich auf den von der Küste nach der Stadt führenden Wegen aufstellten.

#### 4. November.

Amtliche deutsche Meldung: S. M. großer Kreuzer „Dort“ geriet vormittags in der Jade auf die Hafensperre und sank. Nach bisherigen Angaben wurden 382 Mann, mehr als die Hälfte der Besatzung, gerettet. Die Rettungsarbeiten wurden durch dicken Nebel erschwert.

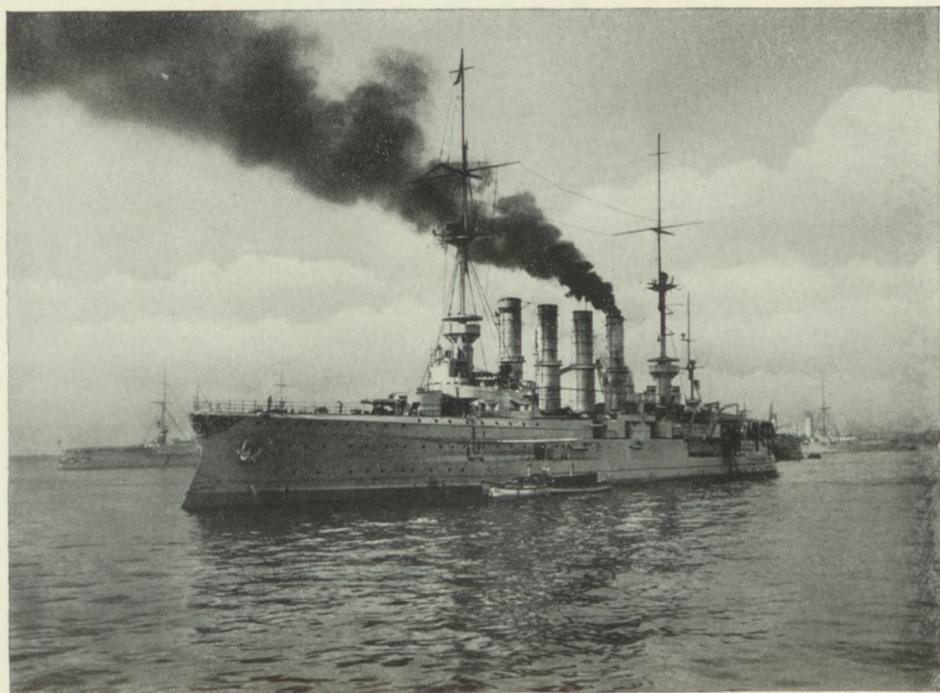
#### 7. November.

Der englische Minensucher „Mary“ wurde bei Lowestoft durch eine Mine zerstört.

#### 11. November.

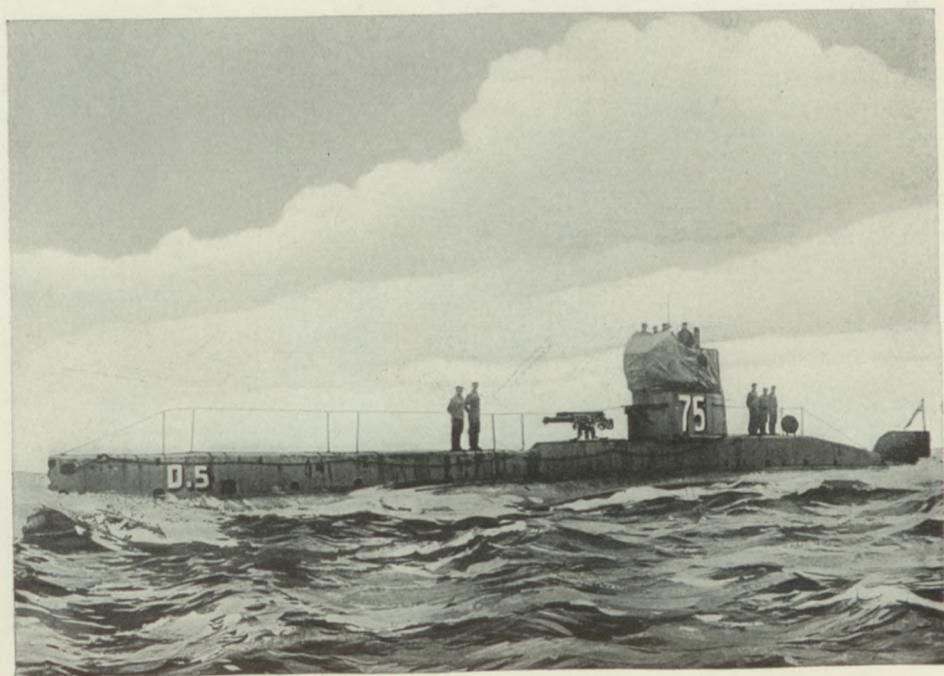
Amtliche englische Meldung: Das Torpedokanonenboot „Niger“ ist vor Dover von einem deutschen Unterseeboot in den Grund gebohrt worden.

Den gelungenen Ueberfall des deutschen Unterseeboots schildern Londoner Blätter folgendermaßen: „Das Kanonenboot „Niger“ lag ungefähr drei Kilometer von der Hafennose in Deal bei Dover vor Anker. Gerade um zwölf Uhr mittags ertönte eine gewaltige Detonation, von ausbrechendem Dampf und Rauch begleitet. Das Schiff wurde unter dem Vormast getroffen und fing augenblicklich an zu sinken. In einer Viertelstunde war es in den Wellen verschwunden. Ein Mitglied der Besatzung behauptet, das Torpedo sei aus einer Entfernung von 500 Meter lanziert worden. Die Mehrzahl der Besatzung war eben unten bei der Mahlzeit, als plötzlich der Befehl erklang, die wasserdichten Schotten zu schließen. Man eilte nach oben. Gleich darauf wurde das Schiff getroffen. Von Deal und Kingsdown aus hatte man den Unfall gesehen. Allerlei Fahrzeuge wurden ins Wasser gelassen, um die herumschwimmenden Mannschaften zu retten. Von der Küste schaute eine vielhundertköpfige Menschenmenge in atemloser Spannung zu. Das Schiff „Hope“ lag in der Nähe des „Niger“. Von Bord der „Hope“ sah man die Leute ins Wasser springen. Die „Hope“ dampfte dann nach der Stelle des Unglücks. Dort wimmelte das ganze Wasser von herumschwimmenden Seeleuten. Einige, die mit Schwimmgürteln versehen waren, hielten andere an der Oberfläche. Viele waren nicht oder nur teilweise bekleidet. Etliche klammerten sich an den Schiffstrümmern fest. Alle Offiziere und 77 Mann der Besatzung wurden gerettet.“



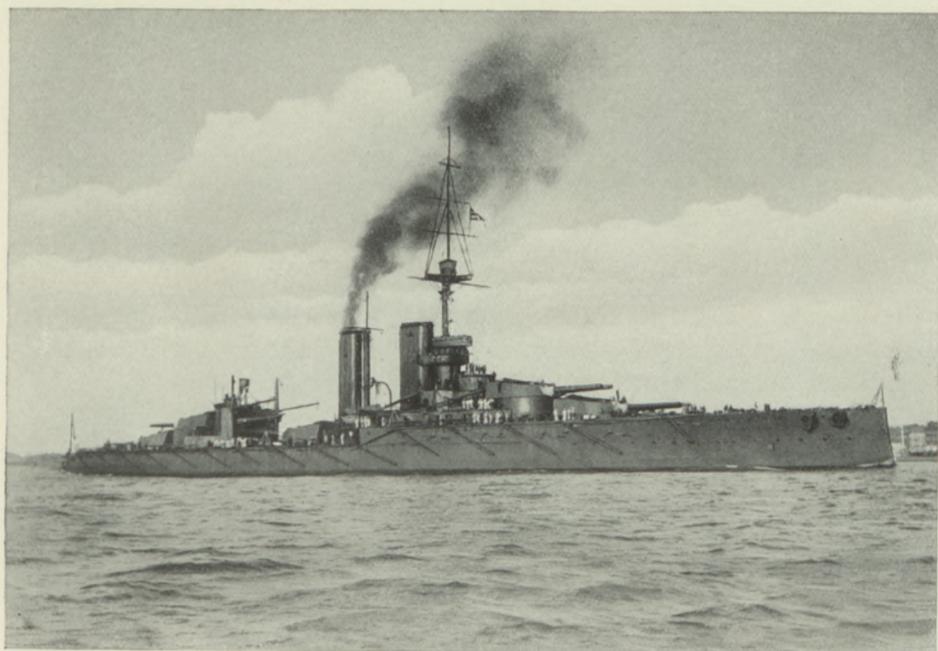
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. gr. Kreuzer „York“ geriet am 4. Nov. 1914 in der Jade auf eine  
Hafenminensperre und sank

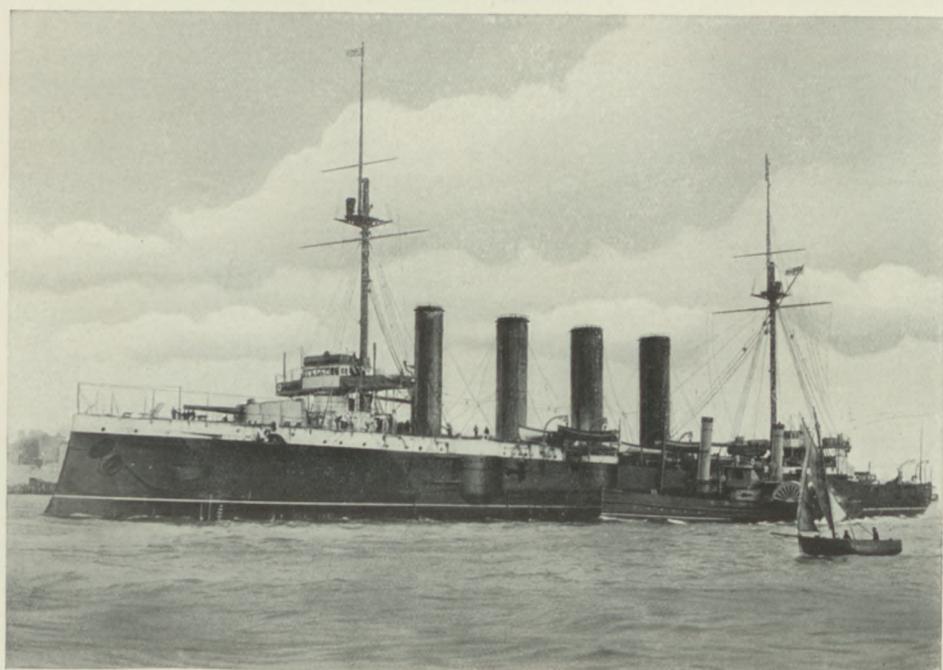


Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Das englische Unterseeboot „D 5“, das am 3. Nov. 1914 durch eine deutsche  
Mine zerstört wurde



Der englische Überdreadnought „Audacious“,  
der Ende Oktober 1914 in der irischen See sank



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Der engl. Panzerkreuzer „Good Hope“, der am 1. Nov. 1914 zusammen mit dem Panzerkreuzer  
„Monmouth“ von einem deutschen Geschwader bei Santa Maria (an der Küste  
von Chile) vernichtet wurde

## Die Kämpfe in der Ostsee

### 26. August.

Amliche deutsche Meldung: S. M. kleiner Kreuzer „Magdeburg“ ist bei einem Vorstoß in dem finnischen Meerbusen in der Nähe der Insel Odensholm im Nebel auf Grund geraten. Hilfeleistung durch andere Schiffe war bei dem dicken Wetter unmöglich. Da es nicht gelang, das Schiff abzubekommen, wurde es beim Eingreifen weit überlegener russischer Streitkräfte in die Luft gesprengt, und hat so einen ehrenvollen Untergang gefunden. Unter dem feindlichen Feuer wurde von dem Torpedoboot „V 26“ der größte Teil der Besatzung des Kreuzers gerettet.

Ueber den Untergang der „Magdeburg“ berichtet ein Geretteter in einem Brief an seine Eltern: „Am 23. August fuhrn wir von Danzig weg nach M., wo wir auf S. M. S. „Augsburg“ und zwei Torpedoboote warteten. Am 25. fuhrn wir fröhlichen Muts nach Rußland in den finnischen Meerbusen, um die Russen zu überraschen. Die Torpedoboote fuhrn voraus, dann kam „Augsburg“ und dann wir. Auf einmal, — wir waren diese Nacht alle auf Gefechtsstation — ging durch das ganze Schiff ein Ruck; wir waren aufgelaufen und zwar auf Stein. Zwar wurden die Gesichter etwas blasser, aber dennoch ließen wir die Hoffnung nicht sinken, wieder loszukommen. Nun wurde gearbeitet, die Kohlenbunkern wurden leer gemacht und über Bord geworfen, ebenso sämtliche schweren Gegenstände. Es war  $\frac{1}{4}$  Uhr, da wurde es heller; zu unserem Glück hatten wir Nebel. In den Heizräumen wurde mit wahnsinniger Kraft gearbeitet um loszukommen, aber alles war vergeblich. Die „Augsburg“ wußte, daß wir aufgelaufen waren, konnte uns aber nicht finden. Da wurde es Tag. Nun wurden sämtliche bewegbaren Gegenstände, Ketten und Anker, losgehauen und über Bord geworfen, denn auf einmal sahen wir in der Ferne etwas kommen und einen Scheintwerfer leuchten; es war ein Torpedoboot. Da strahlten sämtliche Gesichter. Es wurde versucht, mit seiner Hilfe loszukommen, aber alles vergeblich, wir kamen nicht los. Auf einmal ertönte das Kommando „alle Mann aus dem Schiff“, dann kam Befehl „alle Mann über Bord“; wir mußten nun schwimmend das Torpedoboot erreichen. Als ich und ungefähr noch sechzig Mann hinten auf dem Schiff waren, ging das Vorder Schiff schon in die Luft, wobei verschiedene getötet wurden; dann fuhr das Torpedoboot ganz nahe heran und der Rest konnte herübersteigen. Auf einmal waren fremde Schiffe in Sicht und schon fingen sie an zu feuern. Da mußten wir auf und davon und unsere armen Kameraden im Stich lassen. Es waren ungefähr 400 Mann auf dem Torpedoboot, das ins Gefecht kam. Die Kugeln flogen uns über die Köpfe. Wir sind mit äußerster Kraft ausgewichen und fuhrn zwischen den russischen Torpedobootzerstörern durch in 1200 Meter Entfernung. Eine Granate schlug ungefähr anderthalb Meter von mir entfernt ein; zwei Mann fielen vor meine Füße. Die Granate explodierte in der Offiziersmesse und tötete fünfzehn Mann. Wir haben uns aber auch wacker verteidigt, haben zwei Torpedoschüsse abgegeben, die geseßen haben. Einer von den feindlichen Kreuzern wurde sehr schwer beschädigt. Wir trafen nach dem Gefecht mit der „Augsburg“ zusammen, auf der wir nach Danzig gebracht wurden.“ Die auf dem Schiff zurückgelassenen sechzig Mann fielen in russische Gefangenschaft.

### 27. September.

Ein älterer russischer Kreuzer ist bei dem Versuch, das Wrack der „Magdeburg“ zu bergen, auf Grund geraten.

### 11. Oktober.

Amliche deutsche Meldung: Ein russischer Panzerkreuzer der Bajasse ist vor dem Finnischen Meerbusen durch Torpedoschuß zum Sinken gebracht worden.

Ämtliche russische Meldung: „Am 11. Oktober 2 Uhr nachmittags (russischer Zeit) griffen feindliche Unterseeboote unsere Kreuzer „Bajan“ und „Pallada“ an, die in der Ostsee auf Vorposten waren. Obgleich die Kreuzer sofort ein starkes Artilleriefuer eröffneten, gelang es einem Unterseeboot, Torpedos gegen die „Pallada“ zu schießen. Auf dieser entstand eine Explosion, und der Kreuzer versank mit seiner ganzen Besatzung senkrecht in die Tiefe.“

Das Boot, das die „Pallada“ zum Sinken brachte, war „U 26“, das unter dem Kommando des Kapitänleutnants Freiherrn v. Berckheim, Sohn des badischen Gesandten in Berlin, steht. Die ganze Besatzung erhielt das Eiserne Kreuz; die Auszeichnungen wurden durch die deutsche Kronprinzessin persönlich verteilt.

Die Wiener „Zeit“ veröffentlicht eine packende Schilderung eines Augenzeugen des gelungenen Unterseeangriffs, in der es heißt: „Der Morgen dämmt in bleigrauem Lichte. Da — bakbords erscheint ein schwebender, huschender Schatten, nach wenigen Minuten kreuzt das Tauchboot einen grauen, kaum bemerkbaren Schaumstreifen, der den eiligen Weg eines feindlichen Torpedojägers flüchtig markiert. Die erste Vorpostenlinie des Gegners ist durchbrochen. Nun: Achtung! Die Pulse fliegen in Erregung. Das Signal ertönt, das Boot klar zum Tauchen zu machen. Der Kommandoturm wird abgebaut, die Flagge geborgen, der Mast umgelegt. Die obere Turmklappe wird geschlossen, das Periskop tritt in seine Rechte. Rauschend strömt das Wasser in die Außenbordtanks ein: das Schiff taucht unter den Meeresspiegel. Die Petroleummotoren schweigen; ein Elektromotor treibt die Schrauben an... Wer droben dem Feind ins Auge schauen, sich droben als Herr fühlen könnte über die See! Das ist ein anderes Los; auch für den, der noch mit seinem letzten Blick des Himmels Blau und den frischen Salzhauch der See in sich trinken könnte: dort stirbt sich's anders, als hier im Dunkel, eingeengt zwischen Stahlwänden und rastlos sich drehenden und stampfenden Stahlblöcken; hier unten, wo man nichts sieht, nichts hört von dem, was oben vorgeht; wo, wenn das Boot sinkt, alles in der dunklen Tiefe erstickt wird. Da — jeder fährt auf, alle Atemnot, alle Beschwerden sind verflogen. In leuchtenden Lettern steht auf dem Glastäfelchen des Signalapparates das Kommando: Achtung! — Ein Seufzer der Erleichterung bei allen. Endlich also. Die Hand am Hebel, den zweiten Torpedo bereit, daß er sofort dem ersten ins Rohr nachgeschoben werden kann; so vergehen die Sekunden tropfenweise. Man muß wohl dicht am Feinde sein. Los! erscheint in Flammenschrift lautlos der Befehl. Den Hebel herumgerissen; ein metallisches leises Schnappen und Klappen im Rohr, ein Gurgeln und Schluchzen im Wasser, das in die leere Kammersehleuse des Ausstoßrohres hineinflutet. Das Geschöß ist fort... Trifft es?... Sehnige Arme ergreifen den zweiten Torpedo. Er gleitet in die dunkle Oeffnung des Rohres, und nach ein paar Sekunden sieht alles aus wie vorher. Hatte der Schuß getroffen? In Gedanken hatte jeder mitgezählt: Hundert Meter... zweihundert Meter... dreihundert Meter... vierhundert Meter... Hier herunter dringt kein Ton. Von hinten nur Brausen und Sausen, alles übertönend, die Maschinen. Von außen her dröhnten nur die Bogen an die Eisenmauern. Bis jetzt sind die Bewegungen regelmäßig gewesen. Jetzt wird der Schiffskörper hin und her geworfen. Heftig werden infolge der brüsken Steuermanöver die Mannschaften gegeneinander geschleudert. Zuletzt eine rasche Wendung, daß sich jeder wie im Wirbel gedreht fühlt. Dann wiegt sich das Boot wieder gleichmäßig auf und nieder. Es geht rückwärts. Der Angriff ist gelungen.“

Der Panzerkreuzer „Bajan“, der mit der „Pallada“ zusammen war, hielt genau die gegebenen Anordnungen ein und versuchte nicht, der „Pallada“ zu Hilfe zu kommen, um nicht auch das Ziel der Torpedos des Unterseebootes zu werden. Nur so entging er seinem Schicksal.

**28. Oktober.**

In einer russischen Verlustliste wird ein Torpedoboot mit seiner ganzen Besatzung als vermisst bezeichnet; es wird als sicher angenommen, daß es auf eine Mine gestoßen und gesunken ist.

## Die Minen in Nord- und Ostsee

### Vorbemerkung

Es würde zu weit führen, die Meldungen über die durch Minen verursachten Unfälle von Handelsschiffen — ebenso wie die über den Raperkrieg — einzeln aufzuzählen. Sobald die in Frage kommenden Zahlen einwandfrei festgestellt sind, soll eine zusammenfassende Notiz darüber folgen.

### Amtliche Verkündigungen

**3. Oktober.**

Amtliche englische Mitteilung: Die deutsche Politik des Minenlegens (vgl. I, S. 162), verbunden mit der Tätigkeit von Unterseebooten, zwingt die Admiralität dazu, aus militärischen Gründen Gegenmaßregeln zu ergreifen. Deshalb hat die Regierung die Genehmigung zum Minenlegen in gewissen Gebieten erteilt. Ein System von Minenfeldern ist ausgelegt worden und wird in großem Maßstabe entwickelt. Um die Gefahr für Nichtkämpfer zu verringern, teilt die Admiralität mit, daß es von jezt an für Schiffe gefährlich ist, das Gebiet zwischen 51 Grad 15 Minuten und 51 Grad 40 Minuten nördlicher Breite und zwischen 1 Grad 35 Minuten und 3 Grad östlicher Länge zu durchfahren. Im Zusammenhang hiermit muß daran erinnert werden, daß die südliche Grenze der deutschen Minenfelder auf 52 Grad nördlicher Breite liegt. Obgleich die Grenzen des gefährlichen Gebietes hierdurch bestimmt sind, darf doch nicht angenommen werden, daß die Schifffahrt in irgendeinem Teile der Gewässer südlich oder nördlich davon ungefährlich sei. An S. M. Schiffe ist Befehl ergangen, ostwärts segelnde Schiffe vor neu ausgelegten Minenfeldern zu warnen.

**17. Oktober.**

Amtliche russische Mitteilung: Da die Anwesenheit von deutschen Unterseebooten am Eingang des Finnischen Meerbusens festgestellt worden ist und ebenso die Anlegung von Minenperren durch den Feind an den Küsten Rußlands, so bringt die kaiserliche Regierung zur öffentlichen Kenntnis, daß die russischen Marinebehörden ihrerseits gezwungen sind, ähnliche Maßnahmen in weitem Umfange zu treffen. Folglich muß die Schifffahrt in dem Gebiet nördlich von 58 Grad 50 Minuten nördlicher Breite und östlich von 21 Grad 0 Minuten östlicher Länge von Greenwich und die Linie am Eingang des Rigaischen Meerbusens an den Küsten zwischen den Mandsinseln für gefährlich erklärt werden. Damit an den Feindseligkeiten nicht Teilnehmende den Kriegsgefahren nicht ausgesetzt seien, sind die Ein- und die Ausfahrt des Rigaischen und des Finnischen Meerbusens von der Verkündigung dieser Bekanntmachung ab als geschlossen anzusehen.

**2. November.**

Amtliche englische Mitteilung: Infolge der willkürlichen Minenlegung durch deutsche Schiffe unter neutraler Flagge muß die ganze Nordsee als Kriegsgebiet angesehen werden. Vom 5. November ab sollen alle Schiffe, die eine bestimmte Linie, vom Nordpunkt der Hebriden durch die Faröer Inseln bis Island passieren, solches auf eigene Gefahr tun, wenn sie nicht die Admiralitätsvorschriften befolgen. Den Handelsschiffen aller Nationen nach Norwegen, nach der Ostsee, Dänemark, Niederlande wird angeraten, durch den Aermelkanal nach Dover zu gehen. Dort werden ihnen sichere Wege angegeben,

von Großbritannien bis Farne Island, von wo aus ihnen eine möglichst sichere Route nach dem Feuerschiff „Lindesnaes“ gewiesen wird, der norwegischen Küste zu. Von hier aus muß so dicht wie möglich an der Küste entlang gefahren werden.

Amtliche deutsche Erklärung: Die englische Regierung hat am 2. November unter der falschen Anschuldigung, daß Deutschland durch Lazarettships und Handelschiffe unter neutraler Flagge in der Nordsee Minen gelegt und Refognoszierungen ausgeführt habe, eine Bekanntmachung für die Schifffahrt nach und in der Nordsee erlassen, durch welche den Schiffen unter der Vorpiegelung von Minengefahr in der nördlichen Nordsee der Weg durch den englischen Kanal, die Downs und längs der englischen Ostküste empfohlen, vor dem Wege durch die nördliche Nordsee um die Orkneyinseln und die Schetlands herum aber gewarnt wird.

Demgegenüber wird darauf hingewiesen, daß die Gewässer der nördlichen Nordsee einschließlich der Linien Hebriden—Farör—Island, die Gewässer an der norwegischen Küste und des Skageraks durchweg Wassertiefen haben, auf denen jedes Minenlegen ausgeschlossen ist. Dagegen ist bekannt, daß in der südlichen Nordsee und im englischen Kanal zahlreiche Minen, und zwar, wie festgestellt ist, englischen und französischen Ursprungs, umhertreiben, die nicht entschärft sind, und daß an vielen Stellen des von England empfohlenen Weges, längs der englischen Ostküste Minen gelegt sind, von denen in letzter Zeit ebenfalls einzelne treibend angetroffen wurden. Für die Schifffahrt bildet der von England empfohlene Weg durch den Kanal, durch die Downs und längs der englischen Ostküste daher eine schwere Gefahr, während der Weg durch die nördliche Nordsee minenfrei und daher gefahrlos ist.

### 13. November.

(Auf Einladung der schwedischen Regierung haben seit längerer Zeit zwischen den Vertretern gewisser neutraler Staaten in Stockholm Beratungen stattgefunden über ein gemeinsames Auftreten anlässlich verschiedener Maßregeln, die von kriegführenden Mächten ergriffen worden sind und die den neutralen Handel und die neutrale Seefahrt berühren. Bei diesen Beratungen ist eine Einigung dahin erzielt worden, wegen gewisser Anordnungen, die in bedenklicher Weise den neutralen Verkehr zu stören drohen, bei den betreffenden Mächten Schritte zu unternehmen. Die schwedische, die dänische und die norwegische Regierung haben den Vertretern der in Frage kommenden Mächte gleichlautende Protestnoten überreicht.)

Hierzu wird aus London amtlich gemeldet: Die Protestnote, die Schweden, Norwegen und Dänemark an die Mächte des Dreiverbandes richteten, ist in durchaus freundschaftlichem Tone gehalten. In der Note legen die drei skandinavischen Reiche die Unzuträglichkeiten dar, die sich für sie aus dem Vorhandensein der Unterseeminen ergeben. Die dänische Gesandtschaft fügte noch hinzu, es handle sich ebenso um die Ostsee wie um die Nordsee.

### 14. November.

(Mitte Oktober ließ England durch seine Gesandten in den neutralen Ländern gegen das Vorgehen der deutschen Marine protestieren, die in offener See auch in dem nach den neutralen Häfen führenden Fahrwasser Minen gelegt habe, wodurch schon acht neutrale und sieben englische Schiffe und 60 Menschenleben verloren gegangen seien. Dies stehe im Widerspruch mit den ersten Forderungen der Humanität, aber auch mit den von Marschall v. Bieberstein auf der zweiten Friedenskonferenz abgegebenen Erklärungen. Ebenso verstoße das deutsche Verfahren gegen Artikel 3 des Haager Abkommens, wodurch die neutrale Schifffahrt gegen Minen geschützt wird. Die englische Regierung protestiere gegen die Anwendung solcher unerlaubter Mittel zur Kriegführung. Das verdammdende Urteil aller zivilisierten Völker

werde die Strafe dieser unmenschlichen Kriegführung sein. Daß England, wie es selbst bekannt macht, dem angeblichen deutschen Beispiel auf dem Wege der „Unmenschlichkeit“ gefolgt ist, wird in diesem Einspruch verschwiegen.)

Amtliche deutsche Erklärung: „Obgleich das achte Haager Abkommen vom 8. Oktober 1907, auf das sich die britische Regierung beruft, völkerrechtlich in dem gegenwärtigen Kriege für keinen der beteiligten Teile bindend ist, hat sich die deutsche Regierung an seine Bestimmungen, abgesehen von dem Teil zwei, den sowohl Deutschland wie Frankreich ausdrücklich vorbehalten haben, freiwillig gebunden. Die Behauptung der britischen Regierung, daß diese Bestimmungen deutscherseits verletzt worden seien, wird auf das Entschiedenste bestritten.

Die Behauptung der britischen Regierung, daß die deutschen Minen offenbar durch Fischerboote, vielleicht sogar unter neutraler Flagge, gelegt worden seien, ist völlig aus der Luft gegriffen. Die deutschen Minen sind ausschließlich von deutschen Kriegsschiffen gelegt worden.

Wie weit von der Küste und in Häfen des Gegners Minen verankert werden dürfen, ist in dem Haager Abkommen nicht bestimmt, auch nicht durch eine völkerrechtliche Uebung festgelegt. Die englische Angabe über die Entfernung der deutschen Minen von der bedrohten Küste ist weit übertrieben, vielmehr sind die Minen so nahe gelegt worden, wie es die Gestaltung des Ankergrundes und die Verhältnisse der Küste gestatteten.

Unwahr ist die Behauptung über die Sperrung neutraler Zufahrtsstraßen. Keine deutsche Mine ist auf die Zufahrtsstraße von der hohen See zu einem neutralen Hafen gelegt worden.

Deutscherseits sind die Minen mit aller möglichen Sorgfalt verankert worden. Sollten einige infolge der Strömungen oder Stürme ins Treiben gekommen sein, so sind diese Fälle weit weniger zahlreich als die englischerseits gelegten Minen, die an der belgischen und niederländischen Küste angetrieben sind und dort Schaden angerichtet haben. Die Pflicht, die Minen zu überwachen, wird in der Regel nur für defensive Minen, nicht aber für offensive Minen gegeben sein.

Der Vorwurf in dem britischen Protest, daß die deutsche Regierung eine Bekanntmachung über den Ort der Minenlegung niemals erlassen habe, wird durch die Mitteilung der deutschen Regierung vom 7. August 1914 an alle neutralen Mächte widerlegt, daß die Zufahrtsstraße zu den englischen Häfen deutscherseits durch Minen gesperrt werden würde.

Der Protest der englischen Regierung ist offenbar nur ein Mittel, um die englischerseits beliebten schweren Verletzungen des geltenden Völkerrechts zu verdecken und die inzwischen erfolgte völkerrechtswidrige Schließung der Nordsee, die in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung der Blockade neutraler Küsten gleichkommt, in der öffentlichen Meinung vorzubereiten. Ein friedlicher Handel ist augenscheinlich für das im Kriege befindliche England nur derjenige Handel, der Waren nach England bringt, nicht aber derjenige, der Waren seinen Gegnern zuführt oder möglicherweise zuführen könnte. Die deutsche Regierung ist sich bewußt, ihrerseits bei den durch die militärische Notwendigkeit gebotenen Maßnahmen die Gefährdung oder Schädigung neutraler Schifffahrt in möglichst engen Grenzen gehalten und sich dabei streng nach den Regeln gerichtet zu haben, die bisher zwischen zivilisierten Völkern für die Seekriegführung galten. Dagegen rechtfertigt sich die Beeinträchtigung der neutralen Lebensinteressen von englischer Seite durch keinerlei militärische Notwendigkeit, da sie mit den kriegerischen Maßnahmen nicht im Zusammenhang steht und lediglich die Volkswirtschaft des Feindes durch Lahmlegung des legitimen neutralen Handels treffen will. Diese grundsätzliche Mißachtung der von ihr angerufenen Meeresfreiheit nimmt der britischen Regierung jedes Recht, in der Frage der die Neutralen ungleich weniger schädigenden Minenlegung als Anwalt dieser Freiheit aufzutreten.

## Im Mittelmeer und in der Adria

### Vorbemerkung

Die Operationen der französisch-englischen Mittelmeerflotte in der Adria haben nur nebensächliche Bedeutung. Sie beschränken sich auf die Beobachtung der österreichischen Häfen und auf gelegentliche Unterstützung der vom Loben aus gegen Cattaro operierenden Montenegriner. Die verschiedenen Demonstrationen der verbündeten Mittelmeerflotten von Cattaro mußten daher im Zusammenhange des Landkriegs behandelt werden (vgl. S. 81—86 und S. 93—95).

### Meldungen

#### 1. September.

Der französische Admiral De Lapeyrière wurde zum Kommandanten der Mittelmeerflotte ernannt. Der englische Admiral Milne und der englische Vizeadmiral Tronbridge wurden nach London zurückberufen. Der Admiralitätsrat untersuchte ihre Strategie und ihre Maßnahmen bei der Verfolgung der „Göben“ und „Breslau“ (vgl. I, S. 164), kam jedoch zu dem Ergebnis, daß keine Pflichtversäumnis vorliege.

#### 13. September.

Die englisch-französische Flotte, die sich trotz der Neutralität Griechenlands ganz offen die Inseln Korfu und Zakynthos zu Verproviantierungszentren ausersehen hat, hat sich etwas von Korfu entfernt. Im Adriatischen Meer operiert gegenwärtig nur eine französische Flotte mit Hilfe einiger englischer Kreuzer, während die englische Maltaflotte die Aufgabe übernommen hat, die Türkei zu überwachen. Der Suezkanal ist streng bewacht. Cypern bildet die Operationsbasis für die englische Flotte.

#### 26. September.

Eine englische Flotte kreuzt vor den Dardanellen.

#### 9. Oktober.

Die französischen Torpedoboote „338“ und „347“ sind auf hoher See zusammengestoßen und sofort gesunken. Die Besatzungen wurden gerettet.

## Unsere Kreuzer in den überseeischen Gewässern

### Vorbemerkung

Zu Beginn des Krieges befanden sich zehn deutsche Kreuzer und einige Hilfskreuzer in überseeischen Gewässern. Der Kreuzer „Straßburg“, der bei Kriegsausbruch an der mittelamerikanischen Küste weilte, ist glücklich in den heimischen Häfen zurückgekehrt. Das Kanonenboot „Geier“, das noch am 25. Juli in dem britischen Hafen Singapore lag, entkam nach Honolulu, wo es sich von der amerikanischen Behörde entwaffnen ließ. Der Kreuzer „Königsberg“ operierte in den afrikanischen Gewässern. Der Kreuzer „Emden“ verlegte sich im Meerbusen von Bengalen auf die Jagd nach feindlichen Schiffen; seinem Beispiel folgten „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“ und „Nürnberg“ im Stillen Ozean, und „Karlsruhe“ und „Dresden“ an der Ostküste von Amerika.

### S. M. kleiner Kreuzer „Königsberg“

#### 19. September.

Ämtliche englische Meldung: Der englische kleine Kreuzer „Begasus“, der von Sansibar aus operiert, beschloß Daresalam und versenkte daselbst das deutsche Kanonenboot

„Möve“\*). „Pegasus“ wurde, als er in der Bucht von Sansibar lag und Maschinen reinigte, von der „Königsberg“ angegriffen und vollständig unbrauchbar gemacht; 25 Mann der englischen Besatzung sind tot, 30 verwundet.

Eine weitere amtliche englische Meldung berichtet noch folgende Einzelheiten: Die „Königsberg“ näherte sich morgens 5 Uhr mit hoher Geschwindigkeit und zerstörte ein britisches Frachtboot durch drei Schüsse. Dann eröffnete die „Königsberg“ auf etwa 8000 m ein wohl gezieltes Feuer auf die „Pegasus“ und setzte dieses bis auf 6000 m Entfernung fort. Die eine Seite der „Pegasus“ stand unter der Feuerwirkung und wurde in 15 Minuten zum Schweigen gebracht. Nach einer Kampfpause von fünf Minuten eröffnete die „Königsberg“ von neuem das Feuer, das eine Viertelstunde währte. „Pegasus“ war nicht in der Lage, das Feuer zu erwidern. Beinahe alle Verluste der Engländer traten bei den Geschützen und auf dem oberen Deck ein. Das Schiff, das mehrere Treffer in der Wasserlinie erhalten hatte, legte sich auf die Seite. Die britische Flagge wurde zweimal heruntergeschossen, aber von britischen Matrosen mit der Hand hochgehalten. „Die „Königsberg“ hat anscheinend keine Beschädigungen erlitten.

### 1. November.

Amtliche englische Meldung: Nachdem der Aufenthaltsort des deutschen kleinen Kreuzers „Königsberg“ durch den Angriff auf die „Pegasus“ am 19. September bekannt geworden war, hatte die Admiralität eine Anzahl schneller Kreuzer in den ostafrikanischen Gewässern zusammengezogen. Am 30. Oktober wurde die „Königsberg“ durch die „Chatam“ entdeckt. Der Kreuzer lag ungefähr sechs Seemeilen von der Mündung des Flusses Rufiji, gegenüber der Mafia-Insel (Deutsch-Ostafrika). Wegen größeren Tiefgangs konnte „Chatam“ der „Königsberg“ nicht beikommen. Wahrscheinlich sitzt der deutsche Kreuzer außer bei hohem Wassergang auf Grund. Ein Teil der Besatzung der „Königsberg“ ist an Land gesetzt worden und hat sich weiter oberhalb des Flusses verschanzt. Sowohl diese Verschanzung als der Kreuzer selbst sind durch die „Chatam“ beschossen worden, aber im Wege stehende Palmbüschel verhindern die Feststellungen des Schadens, der angerichtet wurde. Um den Kreuzer einzuschließen, ist ein Kohlen Schiff in der engen Fahrstraße versenkt worden. Da der Kreuzer so gefangen ist und keinen Schaden mehr anrichten kann, sind die schnellen Schiffe, die ihn aufgebracht hatten, für anderen Dienst wieder frei geworden.

Ueber die Einschließung der „Königsberg“ berichteten die englischen Blätter: „Unter den Schiffahrtskreisen des Indischen Ozeans herrschte große Beunruhigung über das Auftauchen der „Königsberg“; kein Schiff wagte die Reise nach Europa anzutreten. Der Ellermantdampfer „City of Winchester“ wurde in Grund gebohrt, nachdem die „Königsberg“ die Mannschaft auf ihr Begleitschiff „Zifon“ überführt hatte. Ein Schiff der Castlelinie entging mit Mühe dem gleichen Schicksal, dann folgte die Zerstörung der „Pegasus“ vor Sansibar. Ein paar Tage später machten Schiffe des ostindischen und des Mittelmeergeschwaders Jagd auf die „Königsberg“, und eines Tages sahen sie, daß der Dampfer „Somali“, der die „Königsberg“ begleitete, eine der Mündungen des Rufijiflusses verließ. Kurz darauf wurde auch die „Königsberg“ im Flußlauf entdeckt. Beide Schiffe wurden bombardiert. Die „Somali“ geriet in Brand und sank inmitten der Fahrrinne des Flusses. Da die „Königsberg“ weiter flußaufwärts dampfte und sich der Reichweite der englischen Kanonen entzog, andererseits aber der gesunkene „Somali“ den Engländern die Verfolgung unmöglich machte, beschloß der Befehlshaber der eng-

\*) Die „Möve“ war kein kampffähiges Kanonenboot, sondern ein Vermessungsfahrzeug ohne taktischen Wert. Bei Beginn des Krieges wurde sie als für die Kriegführung wertlos abgerüstet.

lischen Flotte eine völlige Blockade des Flusses vorzunehmen. Zu dieser Operation benutzte man den Handelsdampfer „Newbridge“, dessen Mannschaft an Land gebracht und durch Marinejoldaten ersetzt wurde. Der „Newbridge“ fuhr langsam flufaufwärts und wurde von der „Königsberg“ sofort beschossen, als er in die Reichweite ihrer Kanonen kam. Das Feuer der Deutschen war so genau, daß der Dampfer beinahe zum Sinken gebracht wurde, bevor er noch in die notwendige Lage gebracht werden konnte. Nur mit großer Mühe gelang es, die „Newbridge“ quer über den Fluß zu bugieren und zu verankern. Dann wurde das Zerstörungswerk der deutschen Granaten durch die Explosion von Schießbaumwolle vollendet, und die „Newbridge“ sank, auf diese Weise den letzten Ausweg der „Königsberg“ versperrend. Zur größeren Vorsicht wurde jedoch von den Engländern noch ein dritter, älterer großer Küstendampfer im Rufiji zum Sinken gebracht. Die ganzen Operationen fanden unter beständigem Feuer der Deutschen statt, die sich auf beiden Ufern des Rufiji festgesetzt hatten. Vier englische Offiziere und eine Reihe von Soldaten wurden schwer verletzt.

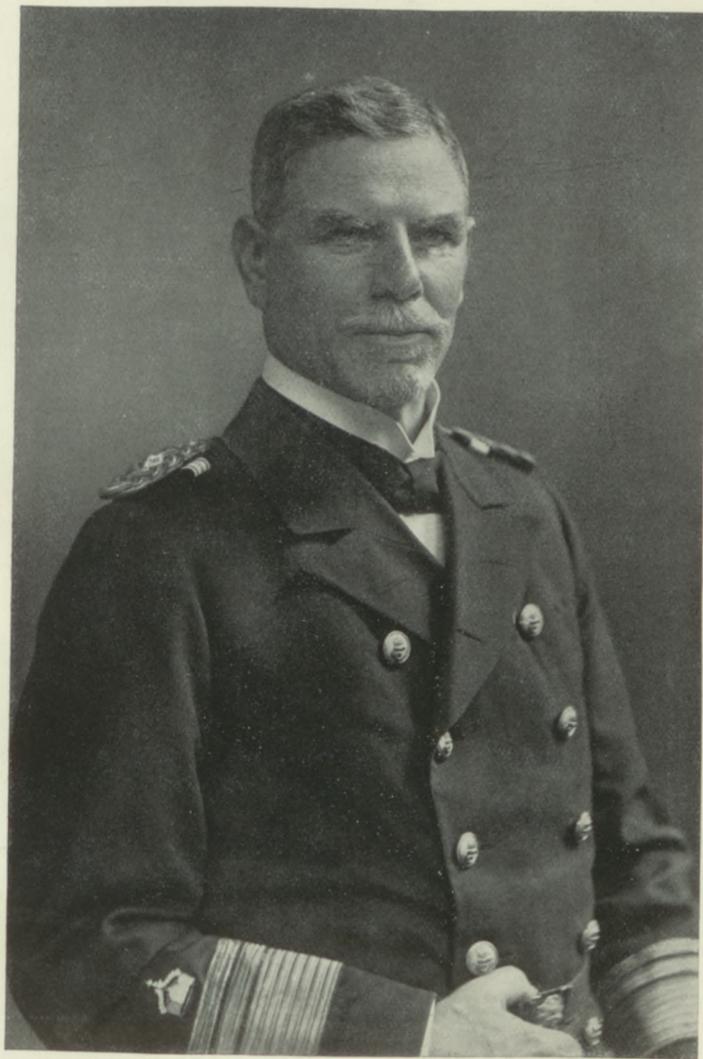
### Die Streifzüge des kleinen Kreuzers „Emden“.

#### 21. September.

Amliche englische Meldung: Der deutsche Kreuzer „Emden“ von der Ostasiatischen Seestation, der sechs Wochen lang ganz aus dem Gesichtskreis verschwunden war, erschien am 10. September plötzlich im Golf von Bengalen, nahm sechs Schiffe, versenkte fünf davon und sandte das sechste mit den Besatzungen nach Kalkutta, wo es am 21. September ankam.

Die englischen Zeitungen wissen folgende Einzelheiten zu berichten: „Der Streifzug des Kreuzers „Emden“ begann am 10. September; an diesem Tage nahm er den Hilfskreuzer „Indus“ und brachte ihn durch Geschützfeuer zum Sinken, nachdem seine Besatzung auf die „Emden“ übergeführt war. Als der Kreuzer auf die Höhe der Bai kam, fing er alle drahtlosen Nachrichten auf, die die Abfahrten aus dem Hafen meldeten, und kannte infolgedessen die Lage sämtlicher Schiffe in der Bai. Am 11. September sichtete die „Emden“ den Dampfer „Loo“, übernahm seine Besatzung und versenkte ihn. Der Dampfer „Kalinga“ wurde in der Nacht zum 12. September genommen und zwei Stunden später ebenso der Dampfer „Killin“. Während derselben Nacht wurden drei andere Schiffe gesichtet, jedoch nicht verfolgt. Am Mittag des 12. September nahmen die Deutschen den Dampfer „Diplomat“, der später versenkt wurde. Dann wurde der italienische Dampfer „Larvano“ angehalten und untersucht, aber am selben Tage wieder freigelassen; er ist in Kalkutta eingetroffen. Auf seinem Rückweg warnte der Dampfer mehrere andere Schiffe, die zurückfuhren und so der Rauberei entgingen. Am 14. September nahm die „Emden“ den Dampfer „Tratbod“ und versenkte ihn durch eine Mine. Die Besatzungen sämtlicher erbeuteter Schiffe wurden dann an Bord eines Fahrzeuges gebracht, das den Befehl erhielt, nach Kalkutta zu fahren; zwei deutsche Schiffe begleiteten es bis 75 Meilen von der Mündung des Hooghly. Die Offiziere und Mannschaften der von der „Emden“ versenkten Schiffe äußerten sich anerkennend über die ihnen von den deutschen Offizieren erwiesene Höflichkeit.

Nach der Durchführung dieser Manöver zwang die „Emden“ den griechischen Dampfer „Pontoporos“, der Kohlen von Kalkutta nach Karrachee brachte, ihren Kohlenvorrat zu erneuern. Eines der Schiffe, das von der „Emden“ in den Grund gebohrt wurde, soll für 20 Millionen Mark Tee an Bord gehabt haben. Mag das wahr sein oder nicht, jedenfalls wiegt das Zerstörungswerk des kleinen deutschen Schiffs seinen hundertfachen Wert auf. Wir zahlen schwer für unser Versäumnis, nicht mehr schnelle Kreuzer für unseren Ueberseedienst gebaut zu haben.“

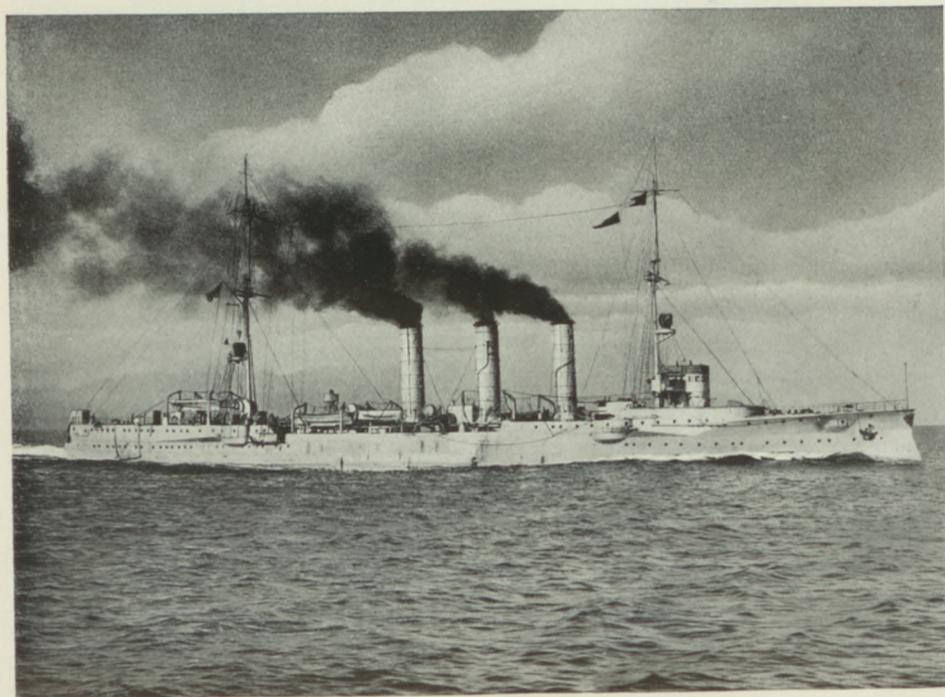


Phot. J. Nebahns, Kiel

Vizeadmiral Graf Maximilian v. Spee



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin  
Englische Torpedobootzerstörer-Flottille



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin  
S. M. Kleiner Kreuzer „Emden“

**22. September.**

Amtliche englische Meldung: Der deutsche Kreuzer „Emden“ erschien bei Nacht vor Madras und gab neun Schuß ab. Sie trafen die Tanks der Firma Oil Company, von denen zwei brennen. Aunderthhalb Millionen Gallonen Del sind verloren. Auch das Telegraphenamt und das Seemannsklubhaus wurden getroffen. Ein englisches Fort erwiderte das Feuer. Die „Emden“ löschte die Lichter und verschwand nach 15 Minuten.“

**24. September.**

Der Kreuzer „E m d e n“ ankerte in der Nähe von Pondichery und verschwand später.

**30. September.**

Amtliche englische Meldung: Die „E m d e n“ hat in den letzten Tagen im Indischen Ozean vier weitere englische D a m p f e r versenkt und ein Kohlenschiff weggenommen. Die Besatzungen wurden auf dem Dampfer „Chfedale“, der ebenfalls genommen, aber wieder freigelassen wurde, nach Colombo gebracht.

**1. Oktober.**

Der „Manchester Guardian“ schätzt den Schaden, den der Kreuzer „E m d e n“ der englischen Handelschiffahrt im Indischen Ozean bisher zufügte, auf 20 Millionen Mark, den Inhalt der versenkten Schiffe auf 50 000 Tonnen. Das Blatt lobt den Kapitän der „Emden“, v. Müller, wegen der menschenfreundlichen Behandlung der englischen Besatzungen und bemerkt dazu, daß in den asiatischen Gewässern sechs englische Kreuzer seien, die ebenso schnell seien wie die „Emden“.

**10. Oktober.**

Der englische Kreuzer „Triumph“ und die japanischen Kreuzer „Nissin“ und „Rassuga“ haben in aller Eile Hongkong in der Richtung nach dem Malayischen Archipel verlassen, wo der deutsche Kreuzer „E m d e n“ j a p a n i s c h e K r e i s s c h i f f e z e r s t ö r t hat.

**21. Oktober.**

Vier britische D a m p f e r und ein Bagger sind von dem deutschen Kreuzer „E m d e n“ versenkt worden. Ferner wurde der Kohlendampfer „Exford“ mit 7000 Tonnen guter wallisischer Kohle an Bord gekapert.

**22. Oktober.**

Die anglo-indische Presse verlangt Maßregeln zur Herstellung der Sicherheit der Schifffahrt nach Indien, deren gänzliche Hemmung durch die Tätigkeit der „E m d e n“ die i n d i s c h e V o l k s w i r t s c h a f t s c h ä d i g e. Die indische Handelsstatistik für September weise gegen September 1913 einen ernsten Rückgang auf, wofür die „Emden“ in höherem Maße verantwortlich sei, als der bloße Kriegszustand. Allein der Import von Baumwolle aus Manchester sank im September um zwei Millionen Pfund Sterling. Kalkutta litt besonders unter dem Rückgang der Ausfuhr von Rohjute und Juteprodukten, der allein im September mehr als drei Millionen Pfund betrug. Die Ausfuhr von Reis, Weizen, Häuten und Fellen sank um je eine halbe Million, die von Rohbaumwolle und Baumwollgarn um anderthhalb Millionen!! Gleiche Klagen kommen aus dem Innern. Die „Times of India“ deutet an, daß die Erfolge der „Emden“ auf die Stimmung der Eingeborenen einwirken könnten.

**23. Oktober.**

Die britische Admiralität hat, um der wachsenden Beunruhigung über die Tätigkeit der „Emden“ und der Unzufriedenheit mit den Maßnahmen der englischen Marine entgegenzutreten, folgende a m t l i c h e E r k l ä r u n g veröffentlicht: „Im Atlantischen, Großen und Indischen Ozean befinden sich acht oder neun deutsche Kreuzer. Ueber 70 englische, japanische, französische und russische Kreuzer, ungerechnet die Hilfskreuzer, wirken zusammen, um die deutschen Schiffe aufzufinden. Die große Ausdehnung des Ozeans und die tausende Inseln setzen die deutschen Kreuzer in den Stand, fast endlos zu manöve-

rieren. Die Entdeckung und Vernichtung dieser Fahrzeuge ist also in erster Linie eine Frage der Zeit, der Geduld und des Glücks. Daß die englischen Handelsschiffe in die Hände des Feindes gefallen sind, ist hauptsächlich dem Umstand zuzuschreiben, daß sie die Vorschriften der Admiralität unbeachtet ließen. Die Verlustprozente sind aber niedriger, als vor Kriegsbeginn erwartet wurde. Von 4000 englischen Handelsschiffen sind nur 39 versenkt worden, was nur ein Prozent ausmacht. Die Versicherungsprämie für Ladung ist seit Anfang des Krieges von fünf auf zwei Guineen von Hundert gesunken; nur fünf von tausend Ueberfahrten von England nach überseeischen Häfen sind durch den Feind gestört worden.

#### 25. Oktober.

Die „Emden“ hat auch vier japanische Dampfer versenkt.

#### 28. Oktober.

Ämtliche russische Meldung: Der russische Kreuzer „Schemtschul“ und der französische Torpedojäger „Mousquet“ sind auf der Reede von Penang durch Torpedoschüsse des deutschen Kreuzers „Emden“ zum Sinken gebracht worden.

Meldung des russischen Admiralstabs: Am 28. Oktober um 5 Uhr früh näherte sich der Kreuzer „Emden“, der einen vierten falschen Schornstein aufgerichtet hatte, in der Dunkelheit den Wachschiffen, die ihn für ein Schiff der Verbündeten hielten. Die „Emden“ fuhr unter Dampf gegen den „Schemtschul“, eröffnete das Feuer und schoß einen Torpedo ab, der nahe dem Bug explodierte. Der „Schemtschul“ erwiderte das Feuer, doch schoß die „Emden“ einen zweiten Torpedo ab, der den „Schemtschul“ zum Sinken brachte. Von der Besatzung kamen 85 Mann um, 250 wurden gerettet; von diesen sind 112 verwundet.

Einer der überlebenden Russen schildert den Ueberfall folgendermaßen: „Bei Morgengrauen fuhr ein Kriegsschiff, das vier Schornsteine hatte, langsam in den Hafen von Penang ein und blieb etwa 200 Meter von dem russischen Kreuzer zwischen diesem und der Küste liegen. Die russische Wache fragte nach dem Namen, worauf die „Emden“ antwortete: „Yarmouth“. Plötzlich sah die russische Wache, daß sich der eine Schornstein bewegte; sofort rief sie: „Die „Emden!“ und schlug Alarm, aber schon begann die „Emden“ das feindliche Schiff zu beschießen, das in seiner Ueberraschung nur schwach und erfolglos antwortete. Nach einer Viertelstunde und nachdem eine Explosion auf dem Russen stattgefunden hatte, war von dem „Schemtschul“ nur noch die Mastspitze zu sehen. Von der russischen Besatzung, die mehr als 350 Köpfe zählte, wurden ein Offizier und 89 Mann getötet und ein Offizier und 107 Mann verwundet. Darauf fuhr die „Emden“ auf der andern Seite (Penang hat zwei Zugänge) aus dem Hafen, als ihr der französische Torpedojäger „Mousquet“ begegnete, der, ehe er es sich versah, das Schicksal des befreundeten russischen Schiffes teilte. Mit zwei Schüssen war er zum Sinken gebracht. Der Kapitän der „Emden“ ließ darauf Boote zu Wasser, um die Mannschaft des Torpedojägers zu retten. Von der Besatzung, die zirka 60 Mann betrug, wurde ein Teil später durch einen Kauffahrer in Sabang (Sumatra) gelandet.“

Der vierte Schornstein der „Emden“ war eine Attrappe aus Holz oder Karton und hat der „Emden“ schon einmal aus der Verlegenheit geholfen. Ein Leutnant z. S., der mit 60 Mann der Besatzung der „Emden“ von Engländern beim Kohlen überrascht und gefangen wurde, soll in Singapore erzählt haben, daß die Idee mit dem Schornstein vom Oberingenieur des Kreuzers stamme; dieser ließ den vierten Schornstein machen, als die „Emden“ in einem chinesischen Hafen eingeschlossen war, vor dem ein Japaner kreuzte. Die „Emden“ spielte „Heil Dir im Siegerkranz“ und die japanische Hymne und die Mannschaft rief dreimal Hurra zu den Japanern hinüber, die die „Emden“ für einen Engländer und das „Heil Dir im Siegerkranz“ für die englische Hymne hielten

und mit dem üblichen Salut die „Emden“ vorbeifahren ließen. Die Behauptung, die „Emden“ sei unter japanischer oder russischer Flagge in den Häfen von Penang eingefahren, ist später, und zwar von englischer Seite, einwandfrei widerlegt worden.

#### 1. November.

Nach einer Zusammenstellung der „Times“ hat die „Emden“ bisher fünfzehn englische Dampfer versenkt und fünf gekapert und wieder freigegeben. Die englischen Opfer der „Emden“ haben im ganzen einen Gehalt von 93 000 Tonnen.

Der Kaiser hat an den Oberbürgermeister der Stadt Emden folgendes Telegramm gerichtet: Ich beglückwünsche die Stadt Emden zu ihrem Patenkinde im Indischen Ozean, dessen kühne Kreuzerstückchen ein jedes deutsche Herz mit Stolz und Freude erfüllen. Wilhelm, I. R.

#### 4. November.

Dem Kommandanten der „Emden“ ist das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, allen anderen Beamten und Deckoffizieren sowie 50 Unteroffizieren und Mannschaften der Besatzung das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen worden.

### Das Ende der „Emden“

#### 11. November.

Amtliche englische Meldung: Seit einiger Zeit ist eine umfangreiche Operation gegen den kleinen deutschen Kreuzer „Emden“ durchgeführt worden, wobei den englischen Kreuzern durch französische, russische und japanische Schiffe und die australischen Kreuzer „Melbourne“ und „Sydney“ Hilfe geleistet wurde. Gestern morgen ging der Bericht ein, die „Emden“ sei bei den Kokosinseln angekommen und habe auf der Insel Keeling eine bewaffnete Abteilung ausgeschifft, um die drahtlose Station zu vernichten und das Kabel zu durchschneiden. Da wurde „Emden“ durch „Sydney“ gestellt und zu einem Gefecht gezwungen. In dem heftigen Kampf, der folgte, hatte „Sydney“ drei Tote und 13 Verwundete. „Emden“ wurde an den Strand getrieben und ist verbrannt.

Bericht des Kommandanten der „Emden“, Fregattenkapitäns v. Müller: Der englische Kreuzer „Sydney“ näherte sich den Kokosinseln mit hoher Fahrt, als dort gerade eine von S. M. S. „Emden“ ausgeschiffte Landungsabteilung das Kabel zerstörte. Das Gefecht zwischen den beiden Kreuzern begann sofort. Unser Schießen war zuerst gut, aber binnen kurzem gewann das Feuer der schweren englischen Geschütze die Ueberlegenheit, wodurch schwere Verluste unter unseren Geschützbedienungen eintraten. Die Munition ging zu Ende und die Geschütze mußten das Feuer einstellen. Trotzdem die Ruderanlage durch das feindliche Feuer beschädigt war, wurde der Versuch gemacht, auf Torpedoschußweite an „Sydney“ heranzukommen. Dieser Versuch mißglückte, da die Schornsteine zerstört waren und infolgedessen die Geschwindigkeit der „Emden“ stark herabgesetzt war. Das Schiff wurde deshalb mit voller Fahrt an der Nord- (Luv-) Seite der Kokosinseln auf ein Riff gesetzt. Inzwischen war es der Landungsabteilung gelungen, auf einem Schoner von der Insel zu entkommen. Der englische Kreuzer nahm die Verfolgung auf, kehrte aber am Nachmittag wieder zurück und feuerte auf das Wrack S. M. S. „Emden“. Um weiteres unnützes Blutvergießen zu vermeiden, kapitulirte ich mit dem Rest der Besatzung. Die Verluste S. M. S. „Emden“ betragen: sechs Offiziere, vier Deckoffiziere, 26 Unteroffiziere und 93 Mann gefallen; ein Unteroffizier, sieben Mann schwer verwundet.

Telegramm des deutschen Kaisers an die städtischen Kollegien der Stadt Emden: Herzlichen Dank für Ihr Beileidstelegramm anlässlich des betrübenden und doch so heldenhaften Endes meines Kreuzers „Emden“. Das brave Schiff hat auch noch im letzten Kampfe gegen den überlegenen Feind Lorbeeren für die deutsche Kriegsflagge

erworben. Eine neue, stärkere „Emden“ wird erstehen, an deren Bug das Eiserne Kreuz angebracht werden soll als Erinnerung an den Ruhm der alten „Emden“. Wilhelm I. R.

Die britische Admiralität hat angeordnet, den Ueberlebenden der „Emden“ alle kriegerischen Ehren zu erweisen und dem Kapitän und den Offizieren den Säbel zu belassen. Außer Kapitän v. Müller ist auch Leutnant zur See Franz Josef Prinz von Hohenzollern kriegsgefangen. Nach australischen Meldungen befinden sich etwa 150 Mann von der „Emden“ unverwundet in englischer Kriegsgefangenschaft.

Fregattenkapitän Karl v. Müller ist ein Neffe des bekannten nationalliberalen Führers Rudolf v. Bennigsen. Karl v. Müller ist im Frühjahr 1891 als Kadett in die kaiserliche Marine eingetreten, wurde 1894 zum Leutnant zur See, 1897 zum Oberleutnant zur See, 1903 zum Kapitänleutnant, 1908 zum Korvettenkapitän und im Januar 1914 zum Fregattenkapitän befördert. Er übernahm 1913 das Kommando des kleinen Kreuzers „Emden“. Vorher war er in der Zentralabteilung des Reichsmarineamts tätig gewesen.

\* \* \*

Ueber den Untergang der „Emden“ berichtet der Kapitän der „Sydney“, Glossop: „Auf einer Patrouillenfahrt erhielten wir ein Funkentelegramm von den Kokosinseln, worauf wir sogleich, es war 7 Uhr morgens, mit Vollampf Kurs auf die Inseln nahmen. Wir erreichten bald eine Geschwindigkeit von 20 Knoten und sichteten um 9.15 Land und sahen fast unmittelbar darauf den Rauch der „Emden“, die mit großer Geschwindigkeit auf uns zukam. Sie eröffnete das Feuer um 9.50 Uhr. Ich hielt mich in möglichst großen Abständen, um den Vorteil auszunützen, da ich weitertragende Geschütze hatte. Das Feuer der „Emden“ war zu Beginn des Gefechtes sehr genau und schnell, ließ aber bald nach. Alle Verluste an Bord der „Sydney“ fielen in den Anfang des Gefechtes. Der erste Schornstein der „Emden“ wurde zuerst weggeschossen, darauf der vordere Mast. An Bord brach ein schwerer Brand aus, und nachdem der zweite und schließlich der dritte Schornstein umgefallen war, hielt das Schiff auf den Strand zu. Wir gaben noch zwei Salven auf die „Emden“ ab und nahmen dann die Verfolgung eines Handelsschiffes auf, das sich während des Gefechtes genähert hatte. Es war das erbeutete britische Kohlenboot „Burest“, das mit einigen Chinesen und Deutschen bemannt war. Die Deutschen bohrten ein Loch in das Schiff, das bald darauf sank. Die „Sydney“ kehrte dann zur „Emden“ zurück und rettete die im Wasser liegenden Mannschaften. Der deutsche Kreuzer hatte noch die Flagge am Lopp. Wir fragten: „Wollt ihr euch ergeben?“, erhielten aber keine Antwort, so daß wir wider Willen genötigt waren, um 1/2 5 Uhr das Feuer wieder zu eröffnen. Fünf Minuten später jedoch stellten wir das Feuer ein und begannen zu retten, was noch zu retten war. Am folgenden Tage hatte ein Offizier eine Unterredung mit dem Kapitän der „Emden“. Es wurde beschlossen, die Verwundeten und Gefangenen herüberzubringen, was wegen der starken Brandung schwierig war. Der Zustand der „Emden“ war unbeschreiblich. Die Verluste an Bord der „Sydney“ betragen vier Tote und zwölf Verwundete. Auf der „Emden“ waren acht Offiziere und 111 Mannschaften verwundet. Elf Offiziere und 200 Mann wurden zu Gefangenen gemacht. Unter den Gefangenen befinden sich 54 Verwundete. Die Beschädigung der „Sydney“ ist gering, obgleich das Schiff zehnmal getroffen wurde.“

Der Offizier der „Sydney“, der am Tag nach dem Kampf mit Kapitän v. Müller verhandelte, berichtet über das Zusammentreffen: „Am 11 Uhr waren wir an der Stelle, wo die „Emden“ festsaß; ich wurde mit einem unserer Boote zu ihr hinübergesandt. Es war keineswegs leicht, an Bord zu kommen; aber mit Hilfe einer Handreichung der Deutschen, die in einem Haufen auf dem Achterdeck standen, kam ich endlich hinauf und ging zu Kapitän v. Müller und begrüßte ihn. Ich grüßte von meinem Kommandanten

und sagte, daß, wenn er sein Ehrentwort geben wolle, sich als Kriegsgefangener zu betrachten, würden wir ihn und seine ganze Mannschaft an Bord der „Sydney“ nehmen und sie auf dem geraden Wege nach Colombo bringen. Er überlegte sich das. Ging aber schließlich darauf ein. Dann kam die fürchterliche Arbeit, die schwer Verwundeten hinunter in unsere Boote zu schaffen. Es waren im ganzen wohl 150 Mann, aber glücklicherweise hatten wir ausgezeichnet praktisches Gerät mit, und schließlich gelang es, je drei der am schwersten Verwundeten in jedem Boot unterzubringen. Die Deutschen litten alle zusammen sehr an Durst, so daß wir die Wasserfässer aus unseren Booten an Bord der „Emden“ hielten; sie stürzten sich sofort über sie, aber sie gaben den Verwundeten zuerst zu trinken.

Sobald ich Gelegenheit bekam, ging ich zu dem deutschen Kommandanten hin und sagte: „Die „Emden“ hat ausgezeichnet gekämpft.“ Er stutzte bei diesen Worten und sagte kurz: „Nein“, aber sofort darauf kam er zu mir hin und sagte: „Es ist sehr freundlich von Ihnen, das zu sagen; aber sie hatten ja gleich anfangs das Glück, meine Befehlsleitung zu zerschlagen.“ Später ging ich eine Runde durch das Schiff; aber ich habe keine große Lust, zu beschreiben, was ich sah. Mit Ausnahme der Vorderachse, die fast unberührt geblieben war, war das ganze Schiff wie ein Schlachthaus. Es war haarsträubend. Der deutsche Arzt bat, der „Sydney“ zu signalisieren, etwas Morphinum an Bord zu schicken, und ich ging nicht wieder hinunter. Unter den deutschen Offizieren war der Torpedoleutnant B. ein außerordentlich stattlicher Mann. Auch Leutnant Sch. war liebenswürdig und obendrein Halbblut-Engländer. Es machte offenbar einen starken Eindruck auf sie, als ich ihnen erzählte, unser Kommandant wolle dafür sorgen, daß nicht Hurra gerufen würde und kein Fest sein sollte, wenn wir mit ihnen in Colombo einlaufen würden. Selbstverständlich wollten wir nichts davon wissen, wenn wir mit toten und sterbenden Feinden hereinkämen. Kapitän v. Müller ist ein ganz famoser Mann.“

Auch von dem tapferen Landungskorps, das die „Emden“ auf den Kokosinseln zurückließ, liegen genauere Nachrichten vor. Danach erschien die „Emden“ um 6 Uhr morgens im Eingang der Lagune und ließ sofort eine Barkasse und zwei Boote zu Wasser, die bald darauf drei Offiziere und vierzig Mann landeten; diese führten außer ihren Gewehren vier Maschinengewehre mit sich. Die kleine Truppe eilte sofort zu der Telegraphenstation, entfernte die Telegraphisten, zerstörte die Instrumente und verteilte Posten in dem ganzen Gebäude. Alle Messer und Schusswaffen wurden dem Stationspersonal selbstverständlich sofort abgenommen. Die Telegraphisten arbeiteten bis zum letzten Augenblick, als die deutschen Seeleute eindrangten. Es gelang ihnen, noch schnell einen allgemeinen Hilferuf zu funken, ehe die drahtlosen Apparate zerstört wurden. Während auch die Kabelstation außer Betrieb gesetzt wurde, fischte eine Abteilung der Deutschen nach dem Kabel, um es zu durchschneiden; gleichzeitig wurde das Stationsmagazin in die Luft gesprengt. Leider gelang es nicht, das Kabel zu durchschneiden. Um 9 Uhr ertönte die Sirene der „Emden“ und rief das Landungskorps zurück, das sich sofort zu den Booten begab. Die Mannschaften stießen aber nicht ab, da die „Emden“ sich bereits in Bewegung gesetzt hatte, und ostwärts blickend, sahen sie ein fremdes Kriegsschiff herankommen. Die „Emden“ feuerte darauf den ersten Schuß auf 3500 m Entfernung, gleichzeitig nordwärts manövrierend. Je heftiger die beiden Kreuzer ins Gefecht gerieten, umso weiter entfernten sie sich von den Inseln und entschwandten schließlich den Blicken des zurückgebliebenen Landungskorps, das nur noch wahrnahm, wie das Heck der „Emden“ in Brand geriet. Die Deutschen gingen darauf wieder an Land, schwärmten aus, verteilten sich auf der Küste der Lagune und setzten sich in Verteidigungsstellung, um der etwaigen Landung englischer Mannschaften zu begegnen. Die Kreuzer verloren

sich jedoch in der Ferne. Die Deutschen bemächtigten sich darauf des einem Herrn Koff gehörenden Schoners „Ayesha“, verproviantierten sich und segelten ab.

Die englische Presse war noch Wochen lang nach dem Untergang der „Emden“ voll von Einzelerzählungen über die kühnen Streiche des gefürchteten Segners. Besonders die Kapitäne und Steuerleute der versenkten englischen Dampfer wußten zu erzählen. Die Offiziere und die Mannschaften der „Emden“ waren sehr edelmütig gegen ihre Feinde. Die Offiziere haben ihnen ihre eigenen Kabinen eingeräumt und vom besten Essen gegeben, das sie hatten. Sie erzählten ihnen ganz offen ihre Pläne, daß sie bald wieder von ihnen hören sollten, wenn sie ihnen Lebewohl sagten und die Hand zum Abschied drückten. Sie hatten seit etwa drei Wochen keine Seife gehabt, und als sie in einer gekaperten Ladung einige Kisten Seife fanden, hielten sie erst große Wäsche am eigenen Körper und ihrer Sachen und schickten darauf ein Funkentelegramm an die Regierung in Kalkutta und dankten für die Seife. Sie wußten so genau, wo sich ihre Opfer befanden, daß sie zu der Mannschaft des zuletzt versenkten Dampfers sagten, sie würden zu der und der Zeit einen neuen Fang machen. Interessant sind auch die Erzählungen der deutschen Gefangenen. Schon mehrere Wochen vor dem Untergang war die „Emden“ von jeder Verbindung mit der deutschen Regierung abgeschnitten und konnte sich nur durch aufgefangene Funkprüche orientieren. Auch an Bord der gekaperten Schiffe gefundene Zeitungen dienten zur Information. Den dort enthaltenen Schiffsnachrichten entnahm sie die Abgangszeiten der Dampfer und kaperte sie dann an einem bestimmten Punkt, den die Schiffe passieren mußten. Die „Emden“ hätte mehrere Passagierdampfer kapern können, tat es jedoch nicht mit Rücksicht auf die Frauen und Kinder an Bord. Ein deutscher Offizier erzählt, daß die Kapitäne der gekaperten Dampfer in der furchtbarsten Weise fluchten, namentlich einer, dem von den Behörden versichert worden war, daß die „Emden“ mindestens 1000 Meilen von Colombo entfernt sei, während er eine Stunde darauf gekapert wurde.

Die „Daily News“ schreiben zum Untergang der „Emden“: „Die englische Nation hat heute nur einen Schmerz, und der ist, daß ein großer Teil der Besatzung der „Emden“ umgekommen ist. Der Kapitän der „Emden“ ist ein mutiger Mann voll Fingigkeit und Ritterlichkeit: er hat die Gefangenen sehr gut behandelt und seine Rolle in bewundernswerter Weise gespielt. Wir freuen uns von Herzen, daß er gerettet ist.“

### Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Mürnberg“ und „Leipzig“ im Großen Ozean

#### 1. September.

Der kleine Kreuzer „Mürnberg“ ist in Honolulu eingelaufen, um Kohlen und Proviant einzunehmen. Unter den Mitgliedern der deutschen Kolonie wie unter den Amerikanern herrschte große Begeisterung.

#### 7. September.

Englische Meldung: Das Kabel, das Kanada und Australien verbindet, ist zwischen Britisch Columbia und der Fanning-Insel durchschnitten worden. Man vermutet durch den Kreuzer „Mürnberg“, der von der „Australia“, dem Flaggschiff der australischen Marine, verfolgt wird.

Die Zerstörung des Kabels erfolgte auf der Fanning-Insel. Ein Augenzeuge erzählt: „Am Morgen des 7. September wurden zwei Schiffe gesichtet, und zwar, wie sich herausstellte, der Kreuzer „Mürnberg“ und ein Kohlenschiff. Zwei mit Deutschen bemannte Boote stießen von der „Mürnberg“ ab und steuerten in großer Eile der Küste zu. Die Insassen warteten nicht einmal, bis die Boote am Strande Grund gefaßt hatten, sondern sprangen schon vorher ins Wasser, forderten mit aufgepflanztem Seitengewehr und ge-

spannten Revolvern die überraschte kleine Schar der Inselbewohner auf, sich zu ergeben und stellten ein Maschinengewehr auf, dessen Mündung sie auf die Hauptgebäude der Kabelstation richteten. Seesoldaten wurden auf der Insel rings umher aufgestellt, während Offiziere und Matrosen, mit Gewehren bewaffnet, nach dem Amtsgebäude marschierten. Die Kabelbeamten waren gerade tüchtig bei der Arbeit und waren vor Schreck wie gelähmt, als sie einen deutschen Offizier mit einem Revolver in der Tür des Arbeitsraumes stehen sahen. „Hände weg von den Apparaten, Sie alle!“ befahl er. Alle, mit Ausnahme eines Beamten, gehorchten. Er hörte den Befehl nicht, weil er gerade über seinem Kopfe den Empfänger hatte. Erst als einer seiner Kollegen ihn anrief, merkte er, in welcher Lage er sich befand. Die Leute mußten sich an der Wand aufstellen, während die Matrosen mit Axten die Instrumente zerstörten. Ein Telegramm war vermutlich ausgegeben worden mit dem Inhalte, daß die „Nürnberg“ oder „Leipzig“ jeden Tag erwartet würde. Einer der deutschen Offiziere las es und sagte lächelnd: „Sehr interessant, nicht wahr? Ich werde es mir als Andenken mitnehmen.“

Eine andere Abteilung versuchte an der Küste das Landungsende des Kabels aufzugraben; da ihr das aber nicht gelang, wurden große Mengen von Dynamit aufgeschichtet und das Kabel in die Luft gesprengt. Eine Mannschaft vom Kohlenschiffe suchte weiter draußen auf der See nach dem Kabel, um es noch mehr zu beschädigen. Noch eine andere Mannschaft legte Dynamit und Schießbaumwolle in den Maschinenraum, in den Kesselraum, in die Kühlanlagen und in den Dynamoraum. Die Explosion dieser Ladungen war schrecklich, aber kein Mensch wurde verletzt. Eine Durchsichtung des Amtes wurde dann vorgenommen und viele wertvolle Schriftstücke wurden mitgenommen. Diese Schriftstücke wurden an Bord der „Nürnberg“ gebracht, und ein paar Stunden später erschien der Offizier wieder und rief ein Kommando Matrosen zusammen. Die Schriftstücke hatten nämlich ergeben, daß mehrere wertvolle Instrumente vergraben wären, daß eine Menge vergrabener Waffen und Munition vorhanden wäre, und daß sich im Geldschrank des Amtes dreitausend Dollars befänden. Der Schrank wurde aufgesprengt und das Geld mitgenommen. Die vergrabenen Instrumente wurden zerstört, die Gewehre und die Munition wurden mitgenommen.“

In einem anderen Brief heißt es: „Was uns bei diesem Abenteuer den größten Eindruck machte, war die rasende Schnelligkeit, mit der sich alles abspielte. Es schien uns nur Sekunden zu dauern, bis wir völlig abgeschnitten waren. Uns allen war recht unbehaglich zu Mute, aber sie waren sehr freundlich und entsetzlich höflich. „Möchten Sie nicht so liebenswürdig sein und mir eine Art geben?“ lautete z. B. die Aufforderung, als sie die Flaggenstange niederholten. Als zwei Axte die etwa 40 000 Mark kostenden Vergrößerungsgläser zerschmetterten, sagte ein Matrose entschuldigend: „Es tut mir leid, meine Herren, aber das ist der Krieg.“ Wir plauderten mit ihnen, und sie rauchten unsere Zigaretten. Sie äußerten alle den brennenden Wunsch, mit japanischen Schiffen zusammenzutreffen.“

## 22. September.

Ämtliche französische Meldung: Die deutschen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ sind vor Papeete auf Tahiti erschienen und haben das kleine Kanonenboot „Bélée“, das seit dem 14. September abgerüstet im Hafen lag, in Grund geschossen. Hierauf beschossen sie die Stadt Papeete und fuhren weiter.

Bevor die deutschen Kreuzer vor Papeete erschienen, statteten sie der Insel Bora-Bora bei Tahiti einen Besuch ab. Im „Petit Journal“ erzählt ein Bewohner dieser Insel: „Der Gendarmieriebrigadier dieser Insel, der einzige dortige Vertreter der französischen Autorität, gewahrte eines Morgens beim Erwachen Kriegsschiffe ohne Flaggen

in der Bucht. In der Meinung, es könne sich nur um Franzosen oder deren Verbündete handeln, begab er sich an Bord des Schiffes, das er für das Flaggschiff hielt. Er wurde empfangen vom wachhabenden Offizier, der ihm im reinsten Französisch eröffnete, der Admiral werde gern mit ihm sprechen. Sofort wurde er dann beim Admiral eingeführt. Er fand ihn inmitten von Offizieren, die alle Französisch sprachen. Der Admiral erklärte dem Brigadier: „Sie werden mir Lebensmittel, Früchte, Fisch usw. beschaffen. Ich werde alles in Gold bezahlen. Da ich aber aus englischem Gebiet komme, wo ich nur englische Pfunde erhalten konnte, werde ich Ihnen englisches Gold geben.“ Der Bericht des „Petit Journal“ fährt wörtlich fort: „Der wackere Gendarm zog sich mit ausgezeichneten Eindrücken von dem überaus höflichen Admiral und den lebenswürdigen Offizieren zurück. Er hielt es für seine Pflicht, sich mit größtem Eifer zu bemühen, um alles Gewünschte liefern zu können. Ja, um zu zeigen, daß er freundliche Behandlung zu schätzen wisse, forderte er die Eingeborenen sogar auf, den Matrosen Kokosnüsse zu schenken. Er war aber höchst erstaunt, als das Geschenk angenommen und dann doch bezahlt wurde. Dies und manches andere brachte den Brigadier auf den Gedanken, daß es mit den Schiffen nicht geheuer sei. Sein Verdacht fand sich bestätigt, als Eingeborene ihm mitteilten, man könne an den Schiffen durch den Farbenüberstrich die Namen „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ lesen. Jetzt verstand der Brigadier endlich, warum alle seine Versuche, mit den Matrosen zu plaudern, gescheitert waren! Aber es war zu spät! Die Deutschen hatten bereits durch Ausfragen der Begleiter des Brigadiers feststellen können, daß das französische Kriegsschiff „Zélée“ im Hafen von Papeete liege, und daß mit seinen Geschützen ein kleines Fort armiert worden sei. Der deutsche Admiral ließ den Brigadier nochmals an Bord rufen. Er bot ihm ein Glas Champagner an und gab seiner Zufriedenheit mit der Verproviantierung Ausdruck. Dann fuhren die deutschen Schiffe ab nach Papeete, das von ihnen mit Erfolg beschossen wurde.“

Ueber die Beschießung der „Zélée“ und der Stadt Papeete heißt es in einem andern Bericht: „Das Kanonenboot lag im Hafen mit dem von ihm gekaperten deutschen Handelsschiff „Walküre“. Als man die Nationalität der beiden Kreuzer erkannte, eröffnete das Fort das Feuer, und die Deutschen blieben eine deutliche Antwort nicht schuldig. Das Feuer erfolgte aus geringer Entfernung, und eine Breitseite folgte der andern, während auf der Insel kein Geschütz vorhanden war, das sich mit den deutschen Achtsöllern hätte messen können. Als die Mannschaft der „Zélée“ vollständig wehrlos war, beeilte sie sich, ans Land zu kommen, und bald darauf sank das Fahrzeug, von vielen Geschossen getroffen. Die ganze Beschießung dauerte ungefähr zwei Stunden. Das amerikanische Konsulat hatte die Sterne und Streifen gehißt; die in der Nähe des Konsulats liegenden Häuser wurden insolge dessen verschont. Aber die ganze Wasserfront und das Geschäftsviertel wurden vollständig in Trümmer gelegt. Dann dampften „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ so flott wieder aus dem Hafen heraus, wie sie hineingekommen waren. Das Feuer des französischen Forts war inzwischen sehr kleinlaut geworden.“

#### 1. Oktober.

Der deutsche Kreuzer „Leipzig“ hat in den letzten Tagen zwei englische Handelsschiffe in den Grund gehohrt. Die Besatzungen wurden durch deutsche Schiffe an der südamerikanischen Küste gelandet.

#### 5. Oktober.

Der kleine Kreuzer „Leipzig“ hat den kanadischen Kreuzer „Rainbow“ und den französischen Panzerkreuzer „Montcalm“ im nördlichen Teil des Stillen Ozeans angegriffen. Beide feindlichen Schiffe sind beschädigt. Der Angriff der „Leipzig“ auf die feindlichen Kriegsschiffe ist ein besonders kühnes und schneidiges Unternehmen gewesen.



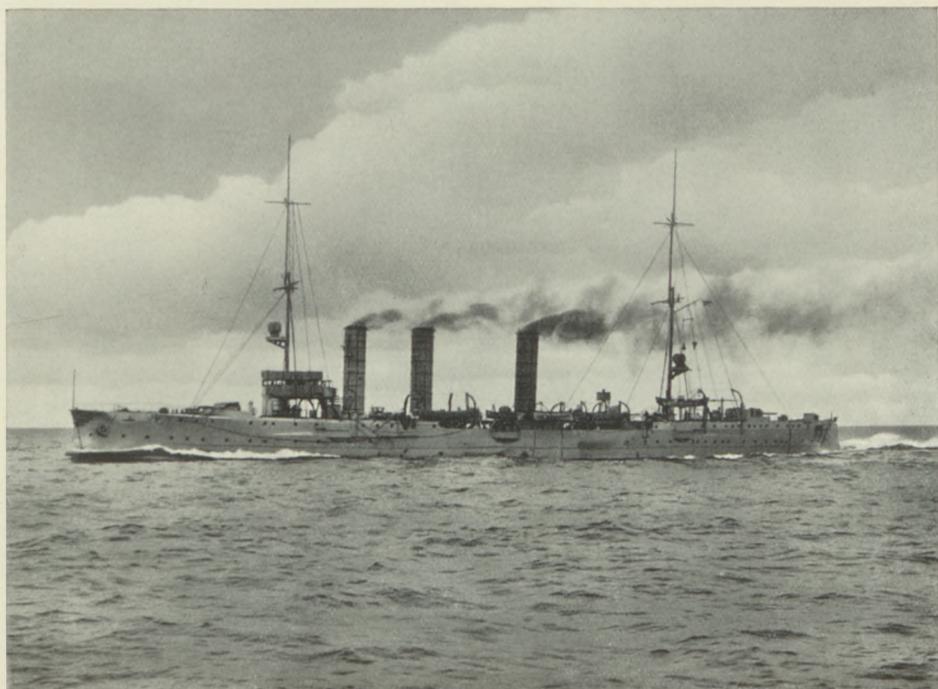
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. großer Kreuzer „Scharnhorst“ (Flaggschiff)



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

S. M. großer Kreuzer „Gneisenau“



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin  
S. M. Klein Kreuzer „Nürnberg“



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft Berlin  
S. M. Klein Kreuzer „Leipzig“

## 12. Oktober.

Zusammenfassender Bericht über die bisherige Tätigkeit des deutschen Kreuzergeschwaders unter Vizeadmiral Graf Spee, von einem Angehörigen des Admiralschiffs „Scharnhorst“: „Wir sind seit dem 26. Juni unterwegs und seit dem 12. Juli dauernd gefahren. Die Tage in Ponape muß man auch als Fahrtage rechnen; wir gingen nämlich Seewache durch. Dort haben wir unsre Schiffe mobilisiert: nämlich unsere „Scharnhorst“, die „Gneisenau“, sowie die „Nürnberg“, die sofort von Amerika zurückgerufen worden war. Wie wir durch unsern Zeitungsdienst erfuhren, wuchs die Spannung zwischen Oesterreich und Serbien ständig. Bei uns wurde schon alles klar gemacht. am 6. August verließen wir Ponape in Begleitung der „Titania“, unseres Hilfskreuzers. Keiner wußte, wohin es ging oder wann und wo wir den Feind treffen würden. Nachmittags hielt unser Admiral, Vizeadmiral Graf v. Spee, eine kernige Ansprache an unsere Besatzung, die mit einem dreifachen kräftigen Hurra auf Kaiser und Reich endete. Die Stimmung an Bord war tadellos. Unsern Kurs nahmen wir nach Nordost und liefen am 11. August eine Insel an, wo sich am 11. und 12. August unsere Kohlen- und Lebensmittel dampfer einfanden. Alles arbeitete so, wie wir es vorausgesehen hatten. Am 13. August fuhren wir, mit allem wohl versehen, weiter. Am 18. August erreichten wir die Marshallinsel. Aber schon nach dreitägiger Kohlenübernahme ging es wieder in See. Die „Emden“ verließ uns mit Sonderbefehl am 22. August, ebenso die „Nürnberg“. Am 6. September trafen wir wieder mit der „Nürnberg“ zusammen. Sie brachte uns englische und amerikanische Zeitungen aus Honolulu. Nun bekamen wir einigermaßen Ueberzicht über den Stand zu Hause. Alles war in fröhlichster Laune. Der Ozean ist so groß und weit: deshalb fahren wir fast nur mit der „Gneisenau“ zusammen, damit wir möglichst viele feindliche Handelsdampfer kapern können. Auch sind wir ja nicht der großen feindlichen Uebermacht gewachsen. In Honolulu hatten sich 37 Kriegsfreiwillige, fast alles Deutsch-Amerikaner, an Bord geschlichen; sie kamen erst auf hoher See zum Vorschein. Am gleichen Abend (6. September) verließ uns die „Nürnberg“, um die englische Kabelstation zu zerstören. Sie lief am 7. September die Fanning-Insel an und stieß darauf wieder zu uns. Sie hatte die Station in die Luft gesprengt, das Kabel gekappt und in See geschleppt. Ferner erfuhren wir, daß feindliche Streitkräfte in Apia, der Hauptstadt von Samoa, wären. Sofort fuhren wir mit der „Gneisenau“ dorthin, wurden aber bitter enttäuscht. Der Feind hatte bereits am 29. August Apia verlassen und die Stadt mit 800 Mann besetzt. Wir fuhren weiter, ergänzten bei den französischen Gesellschaftsinseln unseren Kohlenvorrat und holten etwas Frischfleisch. Am 22. September erschienen wir vor Papeete auf der französischen Insel Tahiti. Es ist bekannt, daß die Unsrigen dort die drei Forts, das Kanonenboot „Jélee“, die Werft und das Kohlenlager vernichteten. Die Forts schossen viel zu kurz. Wir feuerten ganz langsam, jeder Schuß sollte sitzen. Heute, am 12. Oktober, stieß auch die „Dresden“\*) zu uns. Vielleicht gibt es noch ein Gefecht mit vier englischen Kreuzern, die die „Dresden“ verfolgten. Ebenso soll die „Leipzig“ zu uns stoßen, der ein japanischer Kreuzer namens „Idzuma“ auf der Spur ist.“

## Die Seeschlacht bei Santa Maria

## 1. November.

Amliche englische Meldung: Am 1. November begegneten die Kreuzer „Good Hope“, „Monmouth“ und „Glasgow“ den deutschen Kreuzern „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“ und „Dresden“. Beide Flottenabteilungen

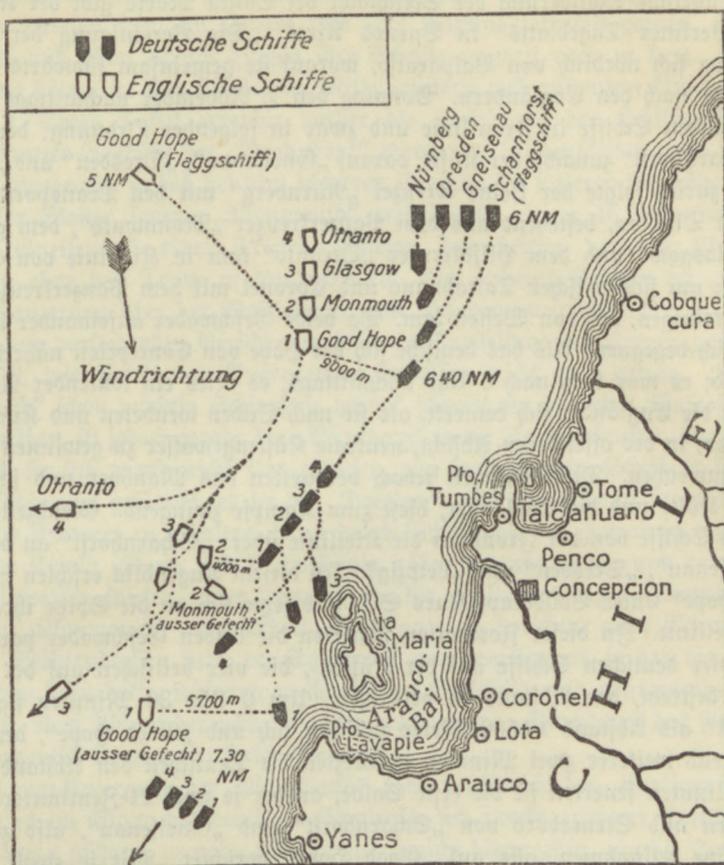
\*) Die „Dresden“ hatte an der atlantischen Küste Amerikas operiert (vgl. I, S. 166).

steuerten in südöstlicher Richtung bei starkem Wind und hohem Seegang. Das deutsche Geschwader wich dem Kampf bis zum Sonnenuntergang aus, bis ihm die Lichtverhältnisse bedeutenden Vorteil gewährten. Der Kampf dauerte eine Stunde. „Good Hope“ und „Monmouth“ gerieten schon bald in Brand; aber die Schiffe kämpften weiter, bis es beinahe ganz dunkel war. Zu dieser Zeit erfolgte die erste Explosion auf der „Good Hope“. Das Schiff kenterte. Die „Monmouth“ änderte ihren Kurs, schien aber nicht wegkommen zu können und wurde von der „Glasgow“ geleitet, die während des ganzen Kampfes mit der „Leipzig“ und der „Dresden“ gefochten hatte. Nun näherte sich der Feind wieder und beschädigte die „Monmouth“. „Die „Glasgow“ wurde ebenfalls unter das Feuer des Panzerkreuzers genommen und zog ab. Nun griff der Feind wieder die „Monmouth“ an, mit welchem Ergebnis, ist nicht sicher bekannt. Die „Glasgow“ ist nicht schwer beschädigt; weder „Tranto“ noch „Canopus“, die bei dem Kampfe zugegen waren, haben daran teilgenommen.

Dienstliche Meldung des deutschen Geschwaderchefs, Vizeadmirals v. Spee: Am 1. November trafen auf der Höhe von Coronel S. M. Schiffe „Scharnhorst“, „Gneisenau“, „Leipzig“ und „Dresden“ die englischen Kreuzer „Good Hope“, „Monmouth“, „Glasgow“ und den Hilfskreuzer „Tranto“. S. M. Schiff „Nürnberg“ war während der Schlacht detachiert. Bei schwerem Seegang wurde das Feuer auf große Entfernung eröffnet und die Artillerie der feindlichen Schiffe in 52 Minuten zum Schweigen gebracht. Das Feuer wurde nach Einbruch der Dunkelheit eingestellt. „Good Hope“ wurde, durch Artilleriefeuer und Explosionen schwer beschädigt, in der Dunkelheit aus Sicht verloren. „Monmouth“ wurde auf der Flucht von der „Nürnberg“ gefunden. Sie hatte starke Schlagsseite, wurde beschossen und kenterte. Die Rettung der Besatzung war wegen des schweren Seegangs und aus Mangel an Booten nicht möglich. „Glasgow“, anscheinend leicht beschädigt, entkam. Der Hilfskreuzer flüchtete nach dem ersten Treffer aus dem Feuerbereich. Auf unserer Seite keine Verluste, nur unbedeutende Beschädigungen.

Der Kaiser hat dem Chef des Kreuzergeschwaders, Vizeadmiral Graf v. Spee, das Eiserner Kreuz erster und zweiter Klasse, einer großen Anzahl von Offizieren und Mannschaften des Geschwaders das Eiserner Kreuz zweiter Klasse verliehen.

Vizeadmiral Graf Maximilian v. Spee, geboren am 22. Juni 1861 zu Kopenhagen, gehört der Marine seit 1878 an. Als Leutnant zur See war er 1884/85 an Bord der „Möve“ kommandiert, die im Dienste unserer damals einsehenden Kolonialpolitik an den verschiedensten Küstenplätzen Westafrikas die deutsche Flagge hießte. 1887/88 versah er das Amt eines Hafenskommandanten in Kamerun. 1892 zum Kapitänleutnant befördert, war er u. a. Adjutant bei der Inspektion der Marineartillerie, Flaggleutnant beim Kommando der zweiten Division des ersten Geschwaders und Adjutant bei der ersten Marineinspektion. 1897 wurde er Flaggleutnant bei dem Kommando der aus Anlaß der Besitzergreifung des Kiautschougebietes gebildeten zweiten Division des Kreuzergeschwaders, die unter dem Befehl des Prinzen Heinrich im Dezember 1897 die Ausreise antrat. In diesem Kommando blieb er bis Frühjahr 1899, in welchem Jahre er zum Korvettenkapitän aufrückte. Im Herbst desselben Jahres wurde er erster Offizier des Linienschiffes „Brandenburg“. Dies gehörte der zweiten Division des ersten Geschwaders an, die 1900 anlässlich der Chinawirren nach Ostasien entsandt wurde. Nach der Rückkehr in die Heimat war Graf v. Spee zunächst Vorsitzender der Minenversuchskommission, dann bis 1905 Dezernent bei der Waffenabteilung des Reichsmarineamts, in welchem Kommando er 1904 zum Fregattenkapitän und 1905 zum Kapitän zur See aufrückte. Er befehligte hierauf das Linienschiff „Wittelsbach“, wurde 1908 zum Chef des Stabes beim Kommando der Nordsee-Station und 1910 nach Beförderung zum Konteradmiral zum zweiten Admiral der Aufklärungsschiffe ernannt. Vom Herbst 1911 bis Sommer 1912 stand er zur Verfügung des Chefs der Ostsee-Station, hierauf übernahm er die Führung des Kreuzergeschwaders, dessen Chef er 1913 als Vizeadmiral wurde.



Skizze über den Verlauf der Seeschlacht bei Santa Maria.

Der Verlauf der Seeschlacht an der chilenischen Küste ergibt sich in großen Zügen aus der obenstehenden Kartenskizze, die der „Times“ entnommen ist. Diese gibt dazu folgenden Kommentar:

„1. November 4 Uhr 50 bis 5 Uhr nachmittags: Die „Glasgow“ sichtet den Feind und ruft von Nordwesten das englische Geschwader herbei.

5.30 bis 6.30 nachmittags: Das britische Geschwader ordnet sich in Kiellinie mit Kurs nach Süden, während der Feind etwa sieben Meilen (11 Kilometer) östlich ebenfalls südlichen Kurs annimmt.

6.40 nachmittags: Das deutsche Geschwader beginnt den Kampf in etwa 10 000 Yards (9 Kilometer) Entfernung. Die „Otranto“, die nur ein Hilfskreuzer ist, biegt alsbald nach Südwesten ab.

7 Uhr nachmittags: Das britische Geschwader eröffnet das Feuer, nachdem der Feind bis auf 4500 Yards (etwa 4 Kilometer) nahe gekommen war.

7 Uhr bis 7.15 nachmittags: „Monmouth“ wird kampfunfähig und dreht nach Südost. „Good Hope“ wird ebenfalls kampfunfähig und dreht nach Südost.

7.30 nachmittags: „Glasgow“ biegt nach Südwest und setzt gegenüber dem deutschen Geschwader, das in einer Entfernung von 6300 Yards (etwa 5½ Kilometer) fährt, ihre Fahrt nach der Magalhaens-Strasse fort.“

Eine ausführliche Schilderung der Seeschlacht bei Santa Maria gibt der Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ in Buenos Aires: „Die Vereinigung der deutschen Schiffe vollzog sich nördlich von Valparaiso, worauf sie gemeinsam südwärts dampften auf der Suche nach den Engländern. Sonntag den 1. November nachmittags steuerten die vier deutschen Schiffe in Frontlinie und zwar in folgender Ordnung: der Panzerkreuzer „Scharnhorst“ zunächst der Küste, darauf „Gneisenau“, „Dresden“ und „Leipzig“. Beträchtlich zurück folgte der kleine Kreuzer „Nürnberg“ mit den Transportdampfern. Die englische Division, bestehend aus dem Panzerkreuzer „Monmouth“, dem geschützten Kreuzer „Glasgow“ und dem Hilfskreuzer „Otranto“ kam in Kiellinie von Süd nach Nord herauf, um sich zwischen Talcahuano und Coronel mit dem Panzerkreuzer „Good Hope“ zu vereinigen, der von Westen kam. Da beide Geschwader aufeinander losfuhren, mußten sie sich begegnen. Als das deutsche sich der Höhe von Concepcion näherte, sichtete es den Feind; es war kurz nach 6 Uhr nachmittags, es blies ein wütender Nordsturm. Kaum sahen die Engländer sich bemerkt, als sie nach Süden wendeten und Kurs auf die Küste nahmen, in der offensibaren Absicht, neutrale Küstengewässer zu gewinnen und dem Kampf auszuweichen. Die Deutschen jedoch vereitelten das Manöver und schoben sich zwischen die Küste und die Engländer, diese zum Kampfe zwingend. Gleichzeitig gingen die deutschen Schiffe von der Front- in die Kiellinie über: „Scharnhorst“ an der Spitze, dann „Gneisenau“, „Dresden“ und „Leipzig“. In diesem Augenblick erschien im Westen die „Good Hope“ unter Volldampf Kurs S. und setzte sich an die Spitze ihrer Kameraden in Kiellinie. In dieser Formation steuerten die beiden Geschwader parallel südwärts, die vier deutschen Schiffe auf der Küsten-, die vier britischen auf der Seeseite, die ersteren bestrebt, den Abstand zu verkürzen. Um 6 Uhr 30 Minuten signalisierte „Scharnhorst“ als Abstand 10 500 Meter zwischen sich und „Good Hope“, dem Flaggschiff. Während weiterer zwei Minuten verkürzten die Deutschen den Abstand und um 6 Uhr 32 Minuten feuerten sie die erste Salve, an der je zwei 21-Zentimeter-Geschütze vorne, achtern und Steuerbord von „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, also zusammen zwölf Geschütze teilnahmen, alle auf „Good Hope“ gerichtet. Mit je zwölf Schüssen gleichzeitig setzten die Deutschen das Feuer fort. Zunächst traten die kleinen Kreuzer nicht in Tätigkeit, einmal, weil auf 10 000 Meter ihre Artillerie wirkungslos war, sodann weil sie von dem schweren Seegang überspült wurden. Die „Good Hope“ konnte nicht antworten, denn der wütende Sturm nahm ihr das Gleichgewicht. Aus demselben Grunde war anfänglich das deutsche Feuer wenig sicher, darum bog die deutsche Linie weiter nach Südwest ab, sich der englischen immer mehr nähernd und weiter feuernd. Erst als der Abstand sich auf 6000 Meter verkürzt hatte, erwiderte die „Good Hope“ das Feuer, jedoch nur mit ihren beiden 24-Zentimeter-Geschützen. Zwar verfügte sie an Backbord noch über acht 16-Zentimeter-Geschütze, konnte sie aber nicht verwenden, weil sie zu tief lagen. Drei Granaten hatte sie mit ihren 24-Zentimeter-Geschützen versenkt, als sie eine deutsche Salve erhielt; ein Geschöß schlug in den Turm, ein Brand brach aus und „Good Hope“ mußte das Feuer einstellen; „Monmouth“ deckte sie, selbst weiter kämpfend. Die Entfernung betrug inzwischen 5000 Meter, und die Deutschen brachten ihre 15-Zentimeter-Geschütze ins Gefecht. Es kämpften nur noch „Monmouth“ und „Glasgow“ gegen vier Gegner, die dank ihrer Konstruktion von dem Seegang weniger zu leiden hatten. Die „Otranto“ war beschädigt außer Feuerbereich gegangen. Die beiden deutschen Panzerkreuzer vereinigten nunmehr ihre je sechs 21-Zentimeter-Geschütze auf „Monmouth“ und lösten die erste Salve: vier Schüsse trafen. Eine zweite Salve von zwölf Granaten folgte, das englische Schiff war durchsiebt. Flammen schlugen empor, eine riesige Woge brach über Bord. Das Feuer der Engländer war wirkungslos, vielleicht wegen mangelnder Geschwindigkeit der Artilleristen, aber hauptsächlich wegen

des Sturmes. Bei ruhiger See würden die englischen Schiffe mit hinreichendem Erfolg in Aktion getreten sein, im Sturm war ihre Leistungsfähigkeit gering. Ihnen fehlte Stabilität, und schon darum gingen ihre Schüsse zu weit oder zu kurz. Auf kürzerer Entfernung hätten sie ihre überlegene Mittelartillerie voll ausnutzen können, aber Vizeadmiral v. Spees Taktik erreichte vorher die Zerstörung der Schiffe. Die sechzehn 15,2-Zentimeter-Geschütze der „Good Hope“ waren auf beiden Seiten zu je zweien übereinander angebracht, so daß bei dem schweren Seegang die unteren Geschütze alle Augenblicke unter Wasser lagen. „Monmouth“ erzielte mit einem 15,2-Zentimeter-Geschuß auf der „Gneisenau“ einen Treffer zwischen den beiden vorderen 21-Zentimeter-Geschützen, ohne den Turm zu durchschlagen. Ein anderes Geschuß der „Monmouth“ traf die Panzerung über der Wasserlinie, ohne Schaden anzurichten.“

Die in dem vorstehenden Bericht nun folgende Darstellung des Untergangs der „Monmouth“, ist, wie Briefe von Augenzeugen beweisen, nicht ganz genau. „Nachdem die „Monmouth“ schon mächtig Schlagseite hatte,“ schreibt ein deutscher Matrose, „versuchte sie auszureißen, ist jedoch gerade der „Nürnberg“ in die Arme gelaufen. Auf der „Nürnberg“ sind sie sich zuerst nicht klar gewesen, um was für ein Schiff es sich handelte. Anfangs haben sie geglaubt, es sei die „Dresden“. Sie haben dann drahtlos angefragt, jedoch ohne Antwort zu erhalten, dann durch Lichtsignale — es war ja schon Nacht — jedoch ohne Erfolg. Dann sind sie vorsichtig näher herangegangen und haben schließlich den Scheinwerfer spielen lassen, worauf sie die englische Flagge erkannten. Darauf wurde die „Monmouth“ aufgefordert, die Flagge zu streichen; zehn Minuten wurden gewartet. Währenddessen hatte der Engländer noch manövriert, so daß die „Nürnberg“ ihn nun von vorn hatte, während er ihr erst die Breitseite, und zwar gerade die Schlagseite zeigte. Nach Ablauf der zehn Minuten eröffnete die „Nürnberg“ das Feuer, worauf die „Monmouth“ langsam zu sinken begann.“

„Bis zum Untergang der „Monmouth“, fährt der Bericht des „Berliner Tageblattes“ fort, „lag es im Plane des deutschen Admirals, sich zwecks größerer Treffsicherheit den Engländern zu nähern, zu nahe aber wollte er nicht herangehen, um die Torpedobewaffnung der noch schwimmenden „Good Hope“ und „Glasgow“ matt zu setzen, auf deren Anwendung er selbst im vollen Vertrauen auf die Ueberlegenheit seiner Artillerie gänzlich verzichtete. Darum ging er nach dem Untergang der „Monmouth“ unter stetem Feuer von 4500 Meter wieder bis auf 6300 Meter. „Glasgow“, beschädigt, suchte alsbald die hohe See, und von „Good Hope“ war das letzte, was man bei Einbruch völliger Dunkelheit um 7 Uhr 13 bemerkte, eine heftige Explosion. Die „Nürnberg“ suchte während der ganzen Nacht vergebens nach einer Spur des verschwundenen Schiffes und hätte auch keinerlei Rettungsversuche der Mannschaft machen können, da der Sturm ein Aussetzen von Booten aussichtslos machte. Während der Nacht wurden verschiedene drahtlose Anfragen der „Glasgow“ an die „Good Hope“ aufgefangen, ohne daß diese geantwortet hätte. Da erneutes Suchen bei Tageslicht erfolglos blieb, ist anzunehmen, daß auch die „Good Hope“ mit ihren 14 800 Tonnen und 900 Mann auf dem Meeresgrunde liegt.“ Diese Annahme wird durch folgende Eintragung im Loggbuch der „Glasgow“ bestätigt: „7 Uhr 30 Minuten abends: Furchtbare Explosion auf „Good Hope“. Flammen bis 2000 Fuß Höhe. Vollständige Vernichtung muß gefolgt sein.“

Unsicher ist der Verbleib des englischen Kreuzers „Canopus“, der, wie die britische Admiralität amtlich erklärte, unter Admiral Cradock dem Geschwader in die chilenischen Gewässer nachgeschickt worden war. Er muß bei der Seeschlacht zum mindesten in der Nähe gewesen sein, denn der gerettete Funkentelegraphist der gesunkenen „Good Hope“ berichtet, er sei mit noch vier Mann von der „Canopus“ aufgenommen worden; die übrige Besatzung sei umgekommen. Ein New Yorker Telegramm besagt, Admiral

Cradock sei mit der „Canopus“ durch einen kleinen deutschen Kreuzer — gemeint ist offenbar die zu Anfang des Kampfes detachierte „Nürnberg“ — irregeleitet worden, habe ihm aber mit der langsamen „Canopus“ nicht folgen können. Andererseits scheint es, daß Admiral Cradock ums Leben gekommen ist, denn der Generalgouverneur von Kanada, Herzog von Connaught, hat dem Ersten Lord der Admiralität ein Telegramm gesandt, worin er im Namen der kanadischen Regierung der britischen Marine „das tiefste Beileid an dem Verlust des tapfern Admirals Cradock und der Mannschaft der „Good Hope“ und des „Monmouth“ ausspricht. Admiral Cradock ist also offenbar an Bord der „Canopus“ gefallen.

Der schwer beschädigte englische Kreuzer „Glasgow“ tauchte bald darauf in Rio de Janeiro auf, wo er seine Ausbesserungen vornahm.

### S. M. kleiner Kreuzer „Karlsruhe“

#### 1. September.

Durch den Brief eines Offiziers des neuen argentinischen Dreadnoughts „Rivadavia“, den die „Deutsche Zeitung“ in Porto Alegre veröffentlicht, erfährt man nachträglich von ein paar kühnen Stücken des deutschen Kreuzers „Karlsruhe“, die sich schon in den ersten Tagen des Krieges zugetragen haben müssen. Der Brief lautet: „Wir befanden uns in Puerto Rico, als ein deutscher Kreuzer namens „Karlsruhe“ in den Hafen einlief. Ein französisches und ein englisches Kriegsschiff, beide von größerem Geschichtswert als die „Karlsruhe“, erwarteten diese, um ihr die Einfahrt in den Hafen zu verlegen, wo sich der Deutsche mit Kohlen versehen wollte. Der Kommandant der „Karlsruhe“ ließ sich jedoch nicht aufhalten, erzwang sich vielmehr die Einfahrt unter Geschützfeuer auf die feindlichen Kriegsschiffe. Hierbei erlitt der deutsche Kreuzer Havarie. Beim Einlaufen in den Hafen gab er den Ehrensalut, den die Yantees auf Anordnung des Gouverneurs nicht erwiderten. Der Truppenkommandant und der Hafenbefehlshaber schritten indessen ein und wiesen auf die Verfügungen des Präsidenten der Vereinigten Staaten hin, so daß der deutsche Kreuzer, gemäß dem Kriegsreglement, sich mit Kohlenvorrat bis zum nächsten Hafen versehen durfte. Der Kreuzer nahm sogar mehr Kohlen als nötig und verblieb zehn Stunden im Hafen. Um 7<sup>1</sup>/<sub>2</sub> Uhr abends lief er mit abgeblendeten Lichtern wieder aus. Der Anblick des mit voller Maschinenkraft fahrenden Schiffes war großartig. Außerhalb des Hafens erwarteten ihn statt zwei jetzt vier feindliche Kriegsschiffe, noch stärker als die am Morgen anwesenden, so daß der deutsche Kreuzer alle Veranlassung hatte, umzukehren, einmal wegen der bereits erlittenen Havarien, zum zweiten, weil die Uebermacht ihm ein sicheres Ende zu garantieren schien. Aber in der Wahl, entweder abgerüstet im Hafen zu verbleiben oder den drohenden Gefahren entgegenzufahren, entschied sich der Kommandant als guter Deutscher für das letztere. Wie ein Blitz fuhr die „Karlsruhe“ mit 28 Knoten Geschwindigkeit zum Hafen hinaus, und erst in einer Entfernung von 1000 Metern begannen die vier feindlichen Kreuzer zu schießen; die „Karlsruhe“ entkam, eine Möglichkeit, mit der wir nie gerechnet hatten. Aber nicht zufrieden hiermit, wandte sich die „Karlsruhe“ nach Britisch-Bahamas, hißte die deutsche Flagge daselbst, nahm soviel Lebensmittel und Kohlen an Bord, wie möglich war und verbrannte den Rest. Vorher hatte sie schon zwei Handelsdampfer in den Grund gehohrt, deren Mannschaft gerettet wurde. Von all diesen Stücken spricht man in Puerto Rico in allen Zungen mit der größten Bewunderung.“

#### 4. September.

Nach englischen Meldungen lief der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ nach einem Kampfe mit den englischen Kreuzern „Berwick“ und „Suffolk“ in den Hafen von Willemstad (Curacao) ein.

**1. November.**

Der deutsche Kreuzer „Karlsruhe“ hat bis jetzt 17 englische Handels- und Passagierdampfer versenkt.

Ueber die Art, wie die „Karlsruhe“ bei ihren Rauperungen verfährt, liegt eine ganze Reihe übereinstimmender Schilderungen vor. Die Passagiere des zuletzt versenkten großen belgischen Personendampfers „Van Dyck“ erzählen: „Die Besatzung der „Karlsruhe“ behandelte die Gefangenen mit außerordentlicher Freundlichkeit, fast sogar mit Ehrerbietung. Die Beschlagnahme der Schiffe geht wie folgt vor sich: Ein Leutnant der „Karlsruhe“ steigt an Bord und drückt sein Bedauern darüber aus, durch den Krieg genötigt zu sein, die Reise des Schiffes zu unterbrechen und die Passagiere zeitweilig festhalten zu müssen. Sodann wendet sich der Offizier mit denselben freundlichen Worten an die Mannschaft. Nachdem er in den Bureaus an Bord das bare Geld beschlagnahmt hat, kehrt der Leutnant an Deck zurück, um allen Passagieren, wie es auch an Bord des „Van Dyck“ geschah, die im Geldschrank verwahrten Wertsachen zurückzugeben. Auch bot der Offizier den Passagieren überaus liebenswürdig Ansichtskarten vom Kreuzer „Karlsruhe“ an.“

Bis Mitte Oktober war die „Karlsruhe“ ständig von der „Krefeld“ begleitet, die die Besatzungen der versenkten Schiffe aufnahm. Die Gefangenen wurden gut behandelt, man gab sogar Konzerte, um ihnen eine Freude zu bereiten. Die „Karlsruhe“ hatte außerdem noch folgende Fahrzeuge im Gefolge: „Rio-Negro“, „Patagonia“, „Asunzion“, „Indrani“, die mit einer Ladung von 7000 Tonnen Kohlen genommen wurde, und „Farme“, ebenfalls mit Kohlen. Diese Fahrzeuge wurden in einem Abstände von ungefähr 10 km von beiden Seiten des Kriegsschiffes entfernt gehalten, und gaben der „Karlsruhe“ Nachricht über jedes Schiff, das in Sicht kam. Denn die gekaperten Schiffe waren alle mit drahtlosen Telegraphiestationen versehen; wenn sie ein Handelsschiff trafen, benachrichtigten die ihnen als Besatzung mitgegebenen deutschen Matrosen die „Karlsruhe“. So erging es z. B. dem englischen Dampfer „Condor“. Dieser hatte nicht die geringste Ahnung von der Anwesenheit eines feindlichen Kriegsschiffes, als er der „Farme“ begegnete, auf deren Mast die britische Flagge wehte. Die „Farme“ gab dem „Condor“ zu verstehen, zu halten. Der „Condor“ hielt und die „Farme“ fragte, ob der „Condor“ vielleicht irgendwelche deutsche Kreuzer gesehen habe. Inzwischen machte die „Farme“ Mitteilung an den Kreuzer „Karlsruhe“, der sofort in Sicht kam. Die britische Flagge auf der „Farme“ wurde heruntergezogen und die deutsche Flagge an ihre Stelle gesetzt. Die Mannschaft des „Condor“ wurde an Bord der „Krefeld“ gebracht und der „Condor“ versenkt.

Am 22. Oktober setzte die „Krefeld“ die Mannschaften der bis dahin gekaperten vierzehn Dampfer in Santa Cruz de Teneriffa auf den Kanarischen Inseln ans Land, — 439 Mann, eine aus den verschiedensten Nationalitäten zusammengewürfelte Gesellschaft.

**9. November.**

Der Kaiser hat dem Kommandanten des kleinen Kreuzers „Karlsruhe“, Fregattenkapitän Köhler, das Eiserne Kreuz erster und zweiter Klasse, allen Offizieren, Beamten, Deckoffizieren, sowie 50 Unteroffizieren und Mannschaften dieses Schiffes das Eiserne Kreuz zweiter Klasse verliehen.

Fregattenkapitän Erich Köhler ist im Frühjahr 1891 als Kadett in die Marine eingetreten. Er wurde 1907 Kapitänleutnant, im Juni 1913 Fregattenkapitän. Im Herbst 1909 in den Admiralstab versetzt, wurde Köhler ein Jahr später dem General-Inspekteur der Marine, Prinzen Heinrich, als Adjutant zugeteilt und blieb in dieser Stellung bis zu seiner im Herbst 1913 erfolgten Ernennung zum Kommandanten des Turbinenkreuzers „Karlsruhe“, der damals Probefahrten vornahm. Im letzten Winter erhielt er vorübergehend das Kommando des kleinen Kreuzers „Dresden“, das er kurz vor Ausbruch des Krieges mit dem der „Karlsruhe“ vertauschte.

## Die deutschen Hilfskreuzer

### 14. September.

Amtliche englische Meldung: Der englische Hilfskreuzer „Carmania“ versenkte einen bewaffneten deutschen Dampfer, vermutlich „Cap Trafalgar“, nach zweistündigem Gefecht. „Carmania“ hatte neun Tote.

Amtliche deutsche Meldung: S. M. Hilfskreuzer „Cap Trafalgar“ ist in der Nähe der brasilianischen Küste nach heftigem Kampf mit dem Hilfskreuzer „Carmania“ untergegangen. Die Besatzung ist durch den deutschen Dampfer „Eleonore Wörmann“ gerettet worden.

Ueber den Untergang der „Cap Trafalgar“, eines der neuesten Schiffe der Hamburg-Südamerikanischen Dampfschiffahrtsgesellschaft, berichtet ein Augenzeuge: „Am 14. September mußten wir auf hoher See Kohlen nehmen, da tauchte gegen 12 Uhr eine Rauchwolke am Himmel auf. Sofort wurde „Klar Schiff“ angeschlagen und alles zum Gefecht bereit gemacht. Ich bezog meine Gefechtsstation in der Maschine, 11.59 mittags frachte der erste Schuß, das entgegenkommende Schiff feuerte auf uns. Nun war ein heftiges Gefecht im Gange, der Gegner war bedeutend besser armiert, er hatte mindestens acht große Geschütze und konnte ganze Breitseiten abfeuern, während wir zeitweise nur ein Geschütz ins Gefecht bringen konnten. Außerdem bot unser Schiff ein viel zu großes Ziel. Trotzdem schoß der Engländer, denn ein solcher war es, schlecht. Das Gefecht währte beinahe zwei Stunden, kurz vor zwei Uhr neigte sich „Cap Trafalgar“ auf die rechte Seite, wir hatten vorne ein starkes Leck bekommen, durch das das Wasser unaufhaltsam eindrang. Als wir über 30 Grad nach Steuerbord lagen, gab der Kommandant, Korvettenkapitän Wirt, Befehl, das Schiff zu sprengen, damit es nicht in Feindeshand fallen sollte, da es nicht mehr manövrierfähig war. Die Sprengpatronen wurden in der Maschine angeschlagen und dann erst der Befehl gegeben, sich zu retten. Zehn Minuten hatte man Zeit. Ich darf mit Stolz sagen, daß ich einer der letzten war. Oben bot sich mir ein grauenvolles Bild der Verzweiflung. Die Boote waren schon fort. Da wurde auf einmal das Flaggenlied gesungen. Wer noch an Bord war, sang mit. Drei Hurra für Seine Majestät und dann über Bord gesprungen. Kaum war ich im Wasser, da krachten die Sprengpatronen und die schöne stolze „Cap Trafalgar“ ging um zwei Uhr unter den Hurrarufen der Mannschaften unter, die in den Booten war, oder im Wasser schwamm. Aber auch der Feind hatte genug, er konnte sich nicht mehr um uns kümmern, er brannte lichterloh und was aus ihm geworden ist, weiß niemand. Zu unserem Glück war die „Eleonore Wörmann“, die uns Kohlen gebracht hatte, in der Nähe. Nachdem ich zwei Stunden geschwommen hatte, wurde ich von der „Eleonore Wörmann“ gerettet. Der Feind verschwand brennend in der Ferne. Wir haben alle nur das nackte Leben gerettet.“

Im ganzen verlor „Cap Trafalgar“ nur 15 Mann, und auch diese wären nicht alle umgekommen, wenn sie nicht zum Teil den Haifischen zum Opfer gefallen wären. Auch der Kommandant ging unter, mit zwei Oberleutnants, die, wie es in einem Brief heißt, „sich das zur Ehre anrechneten“. Die gerettete Besatzung wurde auf der argentinischen Insel Martin Garcia bei Buenos Aires interniert.

### 25. September.

Der deutsche Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ hat vor einigen Tagen ein englisches Schiff, das nach New York unterwegs war, in den Grund gebohrt.

### 28. Oktober.

Der Hilfskreuzer „Kronprinz Wilhelm“ hat zwei weitere feindliche Dampfer, darunter einen französischen, versenkt.



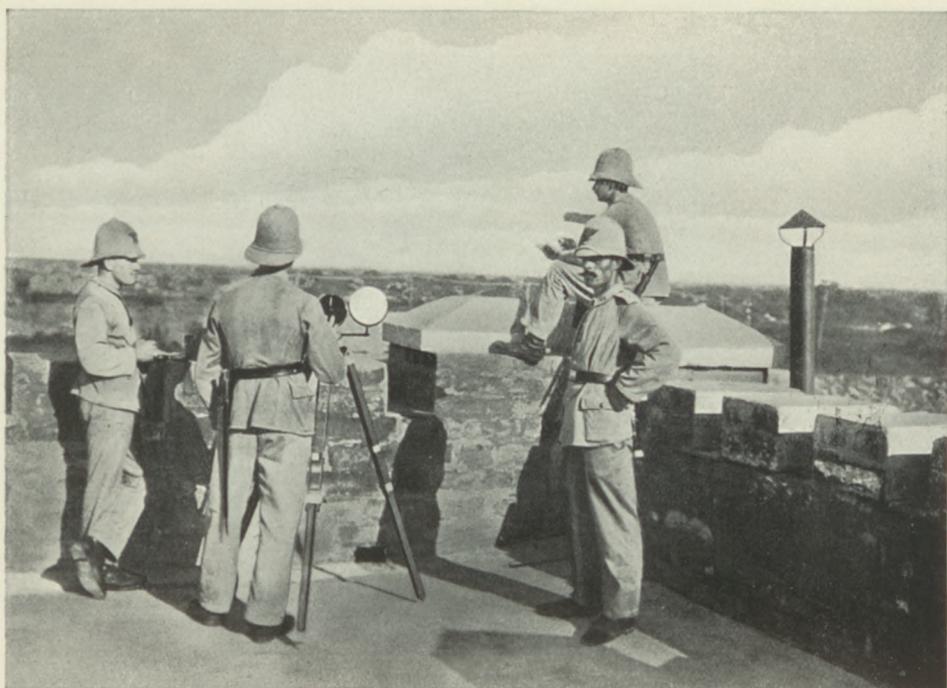
Phot. F. Urbahn, Kiel

Fregatten-Kapitän Erich Köhler  
Kommandant von S. M. Kleinem Kreuzer „Karlsruhe“



Phot. H. Renard, Kiel

S. M. Kleiner Kreuzer „Karlsruhe“



Phot. Phototel, Berlin

Deutsche Soldaten auf den Befestigungen von Tsingtau



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Deutsche berittene Marinetruppen in Tsingtau

# Der Krieg im fernen Osten

## Japan und der Krieg

### Die Teilnahme Japans am Weltkrieg

Die Stimmung für die Beteiligung am Krieg mußte in Japan erst künstlich „gemacht“ werden. Der Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ schreibt aus Yokohama: „Man macht sich in der Heimat keine Vorstellung, mit welchen Mitteln die Engländer am Werke sind, durch einen Regen erlogener und gefälschter Depeschen in den zum Teil von Engländern geleiteten japanischen Zeitungen die öffentliche Meinung Japans gefangen zu nehmen. Es ist unmöglich, all diese Kriegsberichte, die den Stempel der tendenziösen Mache an der Stirn tragen, wiederzugeben oder auch nur aufzuzählen. Aber sie haben — leider — ihre Wirkung getan. Denn die Japaner dachten anfänglich an nichts anderes, als daran, neutral zu bleiben. Nachdem genügend Propaganda gegen Deutschland gemacht war und England, das lange mit der Regierung in Tokio verhandelte und feilschte, das verlangte Hundertmillionengeschenk bewilligt hatte, folgten das Ultimatum und die Kriegserklärung ziemlich rasch.“

Was es mit dem „Hundertmillionengeschenk“ Englands auf sich hatte, erklärt ein anderer Bericht desselben Korrespondenten: „Zu einem großen Kriege fehlte das Geld. Die japanischen Finanzen waren außerordentlich schwach. Japan, das keine Staatsanleihen im Ausland mehr erhält, hilft sich schon seit längeren Jahren mit versteckten Staatsanleihen für halbstaatliche Gesellschaften, wie die Südmandschurische Eisenbahn, die Orientalische (Koreanische) Kolonisationsgesellschaft, die Industriebank. Nun wollte Japan kürzlich wieder 126 Millionen Yen Anleihen nach Art der genannten machen, um die staatliche Goldreserve vor dem Austrocknen zu bewahren, fand aber keinen Darleiher, bis England sich jetzt, nach Ausbruch des Krieges, zum Geldgeben bereit erklärte. Es forderte, wie man annehmen darf, die Kriegserklärung Japans an Deutschland. Japan antwortete, daß es ohne Geld keinen Krieg führen könne. England erklärte sich bereit, die gewünschten Anleihen in Höhe von 126 Millionen zu gewähren. Japan aber verlangte ein Geldgeschenk von 170 Millionen Yen. Und England hat schließlich ein Geldgeschenk von 100 Millionen Yen oder mehr bewilligt.“ Mit einem geradezu haarsträubenden Zynismus schrieb die Zeitung „Niroku“ in Tokio am 12. August: „Zwischen Japan und England ist eine Erweiterung des Bündnisses vereinbart worden, wodurch dem politischen ein finanzielles Bündnis hinzugefügt worden ist. Der Finanzminister, der im Rat des Kabinetts und der Ältern Staatsmänner bei den Reden der Minister des Aeußern, des Kriegs und der Marine ein langes Gesicht gemacht hatte, wurde plötzlich munter, als das zwischen Baron Kato und dem englischen Botschafter Greene vereinbarte Finanzbündnis zum Vorschein kam.“

Die Geldklemme, in der sich Japan befand, ist aber doch keine hinreichende Erklärung für seine Beteiligung am Krieg. Diese ist nur verständlich, wenn man weiß, wie sehr die gegenwärtigen leitenden Staatsmänner Japans im Schlepptau der englischen Politik segeln. Das wahre Interesse Japans hätte strenge Neutralität gegenüber Deutschland erfordert. Der Korrespondent des „Berliner Tageblatts“ sagt sehr richtig: „Japan hatte keine Ursache aus seiner Neutralität gegenüber Deutschland herauszutreten, vielmehr alle Ursache, sie strikte innezuhalten. Denn der europäische Krieg wird schwerlich unentschieden enden, sondern eine Mächtegruppe in die Führerstellung bringen. Entweder England oder Deutschland wird nach dem Kriege vermutlich die

Vorherrschaft haben. Die Rivalität gleich starker Mächtegruppen dürfte aufhören. Und damit verlöre Japan seine Stärke. Denn diese beruht wesentlich nur auf der Uneinigkeit Europas... Für einen so schwachen Staat wie Japan, der keine Anwartschaft darauf hat, jemals die Rolle einer wirklichen Großmacht zu spielen — was auch einzelne Japaner bereits erkannt haben —, wäre es das einzig Richtige gewesen, sich dauernd neutral zu verhalten und die Gunst der Lage auf ganz anderem Gebiete auszunutzen. Schiffe neutraler Mächte sind heute auf allen Meeren gesucht. Die japanischen Schiffahrtsgesellschaften hätten im Pazifik, im Indischen Ozean, sogar im Atlantik die besten Geschäfte machen und dem Lande einen Goldstrom eröffnen können.“

England umgekehrt hatte, vor allem aus dem zuletzt genannten Grund, alle Ursache, Japan in den Krieg hineinzuziehen. Wäre Japan neutral geblieben, so hätte es Ordnung und Festigkeit in seine Finanzen bringen, sich mehr von der englischen Schuldknechtschaft befreien, einen großen Teil des englischen Handels in China und Indien an sich reißen und abwarten können, wer als Sieger aus dem europäischen Kriege hervorgehen werde, um sich dann gegebenenfalls Deutschland, statt bisher England, als Bundesgenosse anzuschließen, was ihm jetzt, nach diesem schändlichen Angriff auf Deutschlands Ehre, nie mehr gelingen wird. Dann wäre Japan die erste Militär- und Seemacht im Stillen Ozean geworden. Um Japan in den Krieg gegen Deutschland zu treiben, fanden die Engländer in dem Minister des Außern, Baron Kato, der seinerzeit als Londoner Botschafter das englisch-japanische Bündnis abgeschlossen hat, ein williges und geeignetes Werkzeug. „Baron Kato ist einseitig in englischer Schulung groß geworden,“ schreibt die „Kölnische Zeitung“, „er ist englischer als die Engländer selbst und jedenfalls mehr Engländer als Japaner. Baron Kato konnte sich als Bundesgenossen den Ministerpräsidenten Graf Okuma gewinnen, der an sich als Demokrat im Innern und Allmongole im Außern der Wahl zwischen Deutschland und England gleichgültig gegenüberstand und nur ein Interesse daran hatte, bei der „Selbsterfleischung Europas“ recht viel für Japan herauszuholen. Wahrscheinlich wurde Okuma durch den Gedanken gewonnen, sich im Wettstreit mit seinem größern Vorgänger, dem Fürsten Katsura, mit dem er immer wieder zu seinem Nachteil verglichen wird, kriegerischen Ruhm und, was diesem nicht gelungen, eine Kriegssentschädigung und etwaige Zuziehung Japans zu der Friedenskonferenz in Europa zu verdienen. Anders dachten die Ältern Staatsmänner von der Militärpartei, aus deren Anhang sich zum großen Teil das Koalitionskabinett Okuma zusammensetzt. Sie setzten seinen Absichten von Anfang an leidenschaftlichen Widerstand entgegen. Aber wieder als echter Demokrat hat Graf Okuma es als der erste Ministerpräsident in der neuen japanischen Geschichte fertig gebracht, die Älteren Staatsmänner einfach mit dem Hinweis abzuweisen, sie hätten nach der Verfassung überhaupt nicht mitzureden, und da die Regierung klug genug gewesen war, sich sofort der Unterschrift des jungen Kaisers unter das Ultimatum zu verschern, blieb den Ältern Staatsmännern nichts weiter übrig, als die Dinge gehen zu lassen, wie sie gingen.“

Im japanischen Volke, soweit es politisch denkt, das heißt in der Bevölkerung der Großstädte, herrscht denn auch keine Freude über die Haltung der Regierung. Eine günstige Folge dieser Stimmung ist, daß die Deutschen in Japan nicht ausgewiesen worden sind und mit der größten Freundlichkeit behandelt werden.

### Die Kriegssitzung des japanischen Parlaments

6. September.

Am 4. September eröffnete der Kaiser selbst, in Anwesenheit des englischen, des russischen und des französischen Botschafters sowie des belgischen Geschäftsträgers, die

Tagung des Parlaments mit einer Thronrede. Hierauf kehrte er zum Palast zurück, wohin ihm der Sitte gemäß der Ministerpräsident folgte, um den Dank des Parlaments für das Erscheinen des Kaisers auszusprechen.

Am nächsten Tage begannen die eigentlichen Verhandlungen des Unterhauses. Ministerpräsident Graf Okuma hielt eine Ansprache, in der er sagte, er bedaure aufrichtig, daß Japan unter dem Zwange der ihm aus seinem Bündnis mit England erwachsenden Pflicht, für die Aufrechterhaltung eines dauernden Friedens in Ostasien zu sorgen, Deutschland den Krieg habe erklären müssen. Der Minister des Aeußeren, Baron Kato gab hierauf einen kurzen Ueberblick über den Verlauf der Ereignisse, der natürlich durchaus englisch gefärbt war. Der Minister bezog sich auf die Erklärung der japanischen Regierung vom 4. August, daß sie mit Besorgnis auf die jüngste Entwicklung der politischen Lage in Europa blicke und daß sie hoffe, strikte Neutralität wahren zu können, wenn sich das Kampfgebiet nicht über die tatsächlich im Kampfe stehenden Länder hinaus erstrecke. Aus dieser Erklärung gehe deutlich hervor, daß die Regierung gehofft habe, die Wirkungen des europäischen Krieges würden sich nicht auf Ostasien erstrecken. „Wie aber bereits gezeigt, war England schließlich zur Teilnahme am Kampfe gezwungen, und im ersten Teile des August ersuchte England die kaiserliche Regierung um ihren Beistand entsprechend den Bestimmungen des englisch-japanischen Bündnisses.“ Der Minister erklärte, daß deutsche Kriegsschiffe in Ostasien den englischen und japanischen Handel bedroht hätten und Deutschland Tsingtau offenbar zu einer Operationsbasis in Ostasien ausgestalte. Dann fuhr er fort: „Deshalb und besonders, weil es von seinen Verbündeten um Hilfe angegangen worden war, zu einer Zeit, wo der Handel in Ostasien, den Japan und England als eines ihrer besonderen Interessen ansehen, ständiger Bedrohung unterlag, konnte Japan, das in jenem Bündnis das Grundprinzip seiner auswärtigen Politik erblickt, nicht anders handeln als dem Ersuchen stattzugeben und sein Teil zu tun. Nach Sanktionierung dieses Beschlusses durch den Kaiser wurde sofort der englischen Regierung davon Mitteilung gemacht.“ Der Minister besprach dann das Ultimatum an Deutschland und die Entwicklung, die zum Abbruch der Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn führte, und dankte zum Schluß der amerikanischen Regierung, die den Schutz der japanischen Interessen in Deutschland und Oesterreich-Ungarn übernommen habe. Nach dem Minister des Auswärtigen erörterte der Finanzminister Wakatsuki das außerordentliche Kriegsbudget von 53 Millionen Yen; er erklärte dabei: „Die Regierung bedauert, daß sie gerade zu dieser Zeit, wo die Finanzen des Reiches verschiedner Reformen bedürfen, unglücklicherweise gezwungen war, mit einer befreundeten Macht Krieg zu beginnen und große Summen für Kriegszwecke zu fordern.“

Nach den Reden der Minister erhob sich sofort der Führer der Seijutei-Partei, Duka, um energisch gegen die Politik der Regierung zu protestieren. Nach ihm führte der Abgeordnete Matsuda aus, daß nur durch völlige Aufklärung über die Lage der Dinge eine Einigkeit der Nation herbeigeführt werden könne. Sonst könne er die Regierung nicht von dem Vorwurf freisprechen, daß sie selbst eine solche Einigkeit nicht aufkommen lasse. Nach dem Text des englisch-japanischen Bündnisses sei Japan in keiner Weise gezwungen, den Bündnisverpflichtungen nachzukommen, solange die territoriale Integrität und die besonderen Interessen Englands in Ostasien einen solchen Schutz nicht erforderten. Er wüßte daher zu wissen, ob Deutschland den dauernden Frieden in Ostasien gestört oder die besonderen Interessen Englands verletzt habe. Die Antwort hierauf erteilte der Minister des Aeußeren in einer geheimen Sitzung. Diese geheime Sitzung wird man wohl verstehen, wenn man weiß, daß Deutschland weder den Frieden in Ostasien noch die Interessen Englands in irgend einer Weise gestört hat, daß also Japan Deutschland lediglich auf englische Weisung den Krieg erklärt hat.

In einer der anschließenden Sitzungen der Budgetkommission richtete ein Mitglied der Seijufei-Partei an den Minister des Aeußeren die Frage, ob es wahr sei, daß Japans Diplomatie unter dem Einfluß der englischen Regierung stehe, so daß das Auswärtige Amt in Tokio geradezu wie eine Zweigniederlassung der englischen Regierung erscheine. Der Minister wollte zunächst von jeder Beantwortung dieser peinlichen Frage absehen, entschloß sich aber dann auf Drängen anderer Abgeordneter, Japans diplomatische Tätigkeit vor dem Kriege in einer geheimen Sitzung zu erklären.

Das Budget wurde schließlich angenommen, freilich mit einer Erklärung der Mehrheitspartei an den Ministerpräsidenten, er solle künftig in seinen Reden vorsichtiger sein; gegen das Budget lasse sich mancherlei einwenden, doch sehe die Partei wegen der äußeren Lage von jeder Diskussion ab. Diese Erklärung der Partei wurde in der darauf folgenden Plenarsitzung ausdrücklich wiederholt. Die Vorlagen wurden dann ohne weitere Erörterung angenommen.

Gleichzeitig haben sich verschiedene japanische Diplomaten interviewen lassen. Sie erklären, daß Japan sich auf Operationen im fernen Osten beschränken werde und nach Europa kein Heer zu schicken gedenke. Vorläufig seien kaum 7000 Mann nach Kiautschou geschickt worden. Man nehme an, daß diese ausreichen würden, Kiautschou in zwei bis drei Monaten zu besetzen.

## Der Kampf um Tsingtau

### Vorbereitungen für die Belagerung

23. August.

Der Gouverneur von Kiautschou, Kapitän zur See v. Meyer-Waldeck, hat folgenden Tagesbefehl erlassen:

„Am 15. August hat Japan Deutschland ein Ultimatum gestellt, in dem die sofortige Zurückziehung oder Entwaffnung aller deutschen Kriegsschiffe des Kreuzergeschwaders sowie die bedingungslose Uebergabe Tsingtaus bis zum 15. September gefordert wurde. Frist zur Beantwortung bis 23. August mittags. Niemals werden wir freiwillig auch nur das kleinste Stück Land hergeben, über dem die hehre Reichskriegsflagge weht. Von dieser Stätte, die wir mit Liebe und Erfolg seit 17 Jahren zu einem kleinen Deutschland über See auszugestalten bemüht waren, wollen wir nicht weichen. Will der Gegner Tsingtau haben, so mag er kommen, es sich zu holen. Er wird uns auf unserem Posten finden.

Der Angriff auf Tsingtau steht bevor. Gut ausgebildet und wohl vorbereitet können wir den Gegner mit Ruhe erwarten. Ich weiß, daß die Besatzung von Tsingtau fest entschlossen ist, treu ihrem Fahneneid und eingedenk des Waffenruhms der Väter, den Platz bis zum äußersten zu halten. Jeder in zähem Widerstande errungene neue Tag kann die underechenbarsten, günstigsten Folgen zeitigen.

Zu stolzer Freude gereicht es uns, daß nunmehr auch wir für Kaiser und Reich fechten dürfen, daß wir nicht dazu verurteilt sind, tatenlos beiseite zu stehen, während unsere Brüder in der Heimat in schwerem Kampfe liegen.

Festungsbesatzung von Tsingtau! Ich erinnere euch an die glorreichen Verteidigungen von Kolberg, Graudenz und der schlesischen Festungen vor mehr als hundert Jahren. Nehmet euch diese Helden zum Beispiel. Ich erwarte von euch, daß ein jeder sein bestes hergeben wird, um mit den Kameraden in der Heimat an Tapferkeit und jeglicher Soldatentugend zu wetteifern. Wohl sind wir zur Verteidigung bestimmt. Haltet euch aber stets vor Augen, daß die Verteidigung nur dann richtig geführt wird, wenn sie vom Geiste des Angriffs erfüllt ist.

Am 18. August habe ich Seiner Majestät drahtlich versichert, daß ich einstehe für Pflächterfüllung bis aufs äußerste. Am 19. August habe ich den allerhöchsten Befehl Seiner Majestät erhalten, Tsingtau bis aufs äußerste zu verteidigen. Wir werden Seiner Majestät unserem allergnädigsten Kriegsherrn durch die Tat beweisen, daß wir des in uns gesetzten allerhöchsten Vertrauens würdig sind. Es lebe Seine Majestät der Kaiser!

Der Festungscommandeur.

#### 25. August.

Die Stimmung in Tsingtau ist unter dem Eindruck der deutschen Siegesnachrichten aus Belgien und Lothringen ganz vortrefflich. Ueberzeugt von dem engültigen Sieg der deutschen Sache, herrscht hier einmütig der Wille, den deutschen Platz an der Sonne Ostasiens bis zum letzten Atemzug zu halten. Scharen von Freiwilligen eilen aus ganz Ostasien nach Tsingtau und stellen sich zur Verfügung. Die Einwohnerschaft besteht jetzt nur noch aus Männern; die Frauen und Kinder sind nach neutralen chinesischen Gebieten geschafft. Alle großen Gebäude, die einer angreifenden Flotte hätten als Zielpunkt dienen können, wurden mit Dynamit niedergelegt. Die Eisenbahnbrücken an der Grenze des Schutzgebiets sind ebenfalls zerstört worden; auch die chinesischen Dörfer im Gebiet hat man dem Boden gleich gemacht. Die Bewohner der Dörfer wurden entschädigt.

Von dem Geist, der die deutschen Verteidiger Tsingtaus besetzte, legt folgender Brief herabes Zeugnis ab, den die „Frankfurter Zeitung“ veröffentlicht: „Die Zeiten sind für uns bitterernst — aber ohne Zagen schauen wir in die Zukunft. Möge es kommen, wie es will, wir geben ohne hartnäckige Verteidigung keinen Zoll breit Erde von unserem schönen Tsingtau ab. . . Der Krieg macht roh, aber daß das große englische Volk unsern Dampfer, der mit unsern Frauen und Kindern nach dem neutralem Hafen Tientsin wollte, aufhielt, nach Weihaiwei schleppte und die Frauen und Kinder dann auf einem völlig ungenügenden Dampfer ohne genügenden Proviant und Unterkunft weiter schickte, das wird ihnen kein Deutscher hier draußen vergessen. Den englischen Damen, die bei Ausbruch des Krieges in unserer Kolonie waren, wurden die denkbarsten Unterstützungen zuteil. In Tientsin wurden sie von der deutschen Kolonie auf die beste Weise aufgenommen, und alles wurde versucht, um sie die durchlebten bangen Stunden vergessen zu machen. Uns ist es ein beruhigendes Gefühl, daß unsere Frauen und Kinder in Sicherheit sind, und nun gilt alles der Pflicht gegen unser Vaterland. Wie gesagt, alles ist bereit; freudig sieht jeder den kommenden Zeiten entgegen, und alles steht auf dem Posten, reich und arm, ob fern ob weit, alles ist gekommen, um mitzuhelfen. Zwei Herren ritten elf Tage, um dem Ruf zu folgen, drei andere sind 23 Tage zu Fuß gewandert, um ihre Pflicht zu erfüllen. Das sind Einzelfälle aus einer unendlichen Fülle; solange dieser von unseren Vätern ererbte Geist noch lebt, hat es keine Not. Leute, die nie schwere Arbeiten verrichteten, siehst Du freudig vom Morgen bis zum Abend arbeiten. Alles kam, ohne Unterschied, und kein Hindernis gab es. Möge uns der Herrgott behüten und uns die gleichen Erfolge, trotz erdrückender Uebermacht geben, wie sie uns täglich der Telegraph aus der Heimat meldet.“

#### 26. August.

Telegramm des Kaisers an Tsingtau: „Gott mit Euch! In dem bevorstehenden schweren Kampf gedenke ich Eurer.“

Wilhelm I. R.

#### 27. August.

Die Japaner blockierten Tsingtau mit einem Linien Schiff, zwei Kreuzern und elf Torpedobootszerstörern.

Ueber das Erscheinen der Japaner vor Tsingtau heißt es in einem Brief: „Am 27. August morgens erschienen Schiffe am Horizont, die wir, wir waren gerade mit

Schanzarbeiten in unserer neuen Verteidigungsstellung beschäftigt, sofort als feindliche Kriegsschiffe erklärten. Die Schiffe kamen näher, verschwanden wieder und beschossen schließlich eine etwa zwanzig Kilometer in der See entfernt liegende Felseninsel, den sogenannten „Heuhaufen“. Die Insel ist völlig unbewohnt, nur gekrönt von einem jetzt auch verlassenen Leuchtturm. Die Herren Japaner vermuteten dort allerdings scheinbar dicke Befestigungen, es war spassig, zu sehen, welche Mühe sie sich bei der Beschießung gaben! Als dann immer nichts geschah, sollen sie gelandet sein und die japanische Flagge gehißt haben!

Gegen 12 Uhr wurde dann ein drahtloses Telegramm verlesen, worin der Chef des japanischen Geschwaders die Blockade von Tsingtau ansagte und dem amerikanischen Konsul und der Besatzung des hier liegenden österreichischen Kreuzers freien Abzug innerhalb 24 Stunden anbot.“

#### 12. September.

Die Japaner haben sich des Bahnhofs von Kiautschou bemächtigt. (Gemeint ist die, nicht zum deutschen Pachtgebiet gehörige, chinesische Stadt Kiautschou, die der ganzen Bucht den Namen gegeben hat). Japanische Kavallerie hat Tsimo besetzt.

Da die Seebefestigungen von Tsingtau viel stärker sind als die Landbefestigungen, haben die Japaner den Angriff von der Landseite her unternommen, was natürlich eine Verletzung der chinesischen Neutralität bedeutet. Die chinesische Regierung ist ihrer militärischen Ohnmacht wegen nicht in der Lage, diesem Neutralitätsbruch Widerstand entgegenzusetzen. Sie hat eine bestimmte Zone für die Kriegführung freigegeben und beruft sich dabei auf den durch den russisch-japanischen Krieg geschaffenen Präzedenzfall. Es sind die Gebiete von Lungkou und Laitschou und das Hinterland von Tsingtau.

### Die Eröffnung der Feindseligkeiten

Letzte direkte Meldungen aus Tsingtau

#### 19. September.

Der Kampf um Tsingtau hat begonnen. Bei Liuting, einer kleinen Stadt am Paishaho und an der Straße nach Tsimo an der Grenze des Schutzgebietes, etwa drei Kilometer östlich von der Eisenbahn, hat ein Vorpostengefecht stattgefunden. Als erster ist dabei der Leutnant der Reserve Freiherr v. Riedesel (von den dritten Gardeulanen), zweiter Sekretär der deutschen Gesandtschaft in Peking gefallen.

#### 24. September.

Japanische Vorposten haben die Grenze des Schutzgebietes überschritten; die Deutschen behaupten ihre Stellungen. In der Nähe des Mecklenburghauses hat ein Vorpostengefecht stattgefunden. Trotz der Uebermacht der Japaner ist dieses für die Japaner verlustreich gewesen. Die Japaner haben sich zurückgezogen. Ein erfolgreicher Angriff wurde von den Deutschen gegen die Japaner beim Kletterpaß in den Bergen westlich vom Laushan (Gebirge im O. der Einfahrt in die Kiautschoubucht) gemacht.

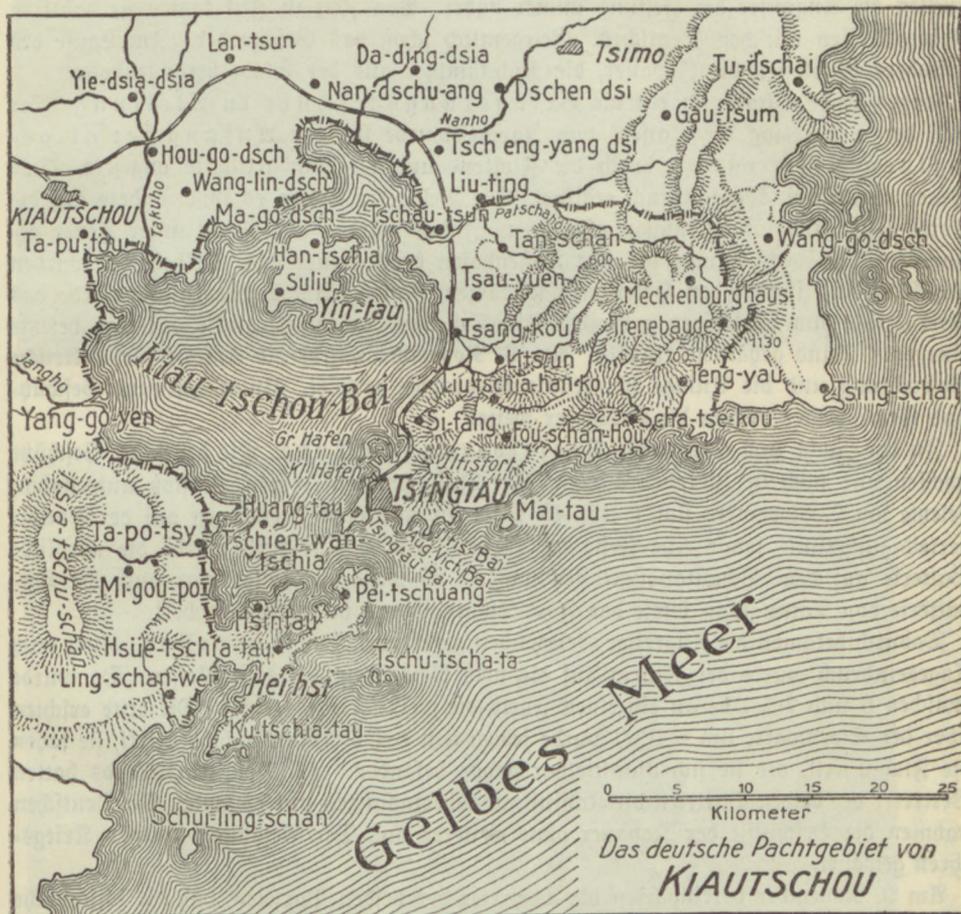
#### 28. September.

Die Japaner sind in das Schutzgebiet eingedrungen. Es ist an verschiedenen Plätzen zu Vorpostengefechten gekommen. In der Bucht von Wangkochuong sind von einundzwanzig Dampfern japanische Truppen gelandet worden, die dann über Wangko in den Hotungpaß eingedrungen sind. Dort hat eine deutsche Abteilung von einigen vierzig Mann eine Stunde lang Hunderten von Japanern Widerstand geleistet und sich darauf ohne Verlust zurückgezogen, während die Japaner Verluste gehabt haben. Die Japaner sind dann durch den Laushan in das Tal des Litsunflusses eingedrungen. Sie haben am 27. September eine Linie besetzt, die sich von Tsangkou an der Bucht von Kiautschou

über Litsun nach Chatsoku an der gleichnamigen Bucht hinter dem Kaiserstuhl ausdehnt. Die Japaner haben bei dem Vorgehen starke Verluste gehabt; auf deutscher Seite sind ein Mann schwer und acht Mann leicht verwundet worden.

27. September.

Tsingtau ist im Laufe des Vormittags von einer LinienSchiffsdivision beschossen worden. Es ist kein Schaden angerichtet. Bei dem Landangriff ist die Linie Waldersee-Höhe geräumt worden, da die Uebermacht des Feindes, der in großen Massen vorging, zu groß war. Die Festung ist jetzt vollständig eingeschlossen.



### Englischer Gesamtbericht über die Belagerung

Ein abgerundetes Bild von dem Ringen um Tsingtau vermittelt die Schilderung, die der militärische Mitarbeiter der Londoner „Times“ gibt. Seine Ausführungen mögen hier im Auszug folgen:

„Die Belagerung von Tsingtau begann am 27. August. Die Japaner besetzten sofort einige naheliegende Inseln, die ihnen als örtliche Stützpunkte dienen sollten, und begannen in der Nachbarschaft Minen zu legen. Am 18. September wurden die japanischen Belagerungstruppen in der Lanshanbucht wohlbehalten gelandet. Am 24. September wurden sie durch eine kleine britische Streitmacht unter dem Brigade-

general Barnadiston verstärkt, der die Streitkräfte in Nordchina befehligt. Der japanische Befehlshaber, General Kamio, stellte fest, daß die äußere Festungslinie, die den Prinz-Heinrich-Hügel mit umfaßt, weniger stark verteidigt war, als er vermutet hatte. Die Linie fiel in einem Tage, während der General auf drei gerechnet hatte. Der Hügel beherrscht das Gelände; von ihm aus konnten alle Forts um Tsingtau beschossen werden. Man fragt sich, warum die Deutschen ihn nicht gehalten haben.

Damit war jedoch die Eroberung noch nicht vollzogen. Die Deutschen verlegten sich auf ihre Artillerie und gaben ungefähr 1000 bis 1500 Schüsse ab. Während man die Auffahrt der Belagerungsgeschütze auf den eroberten Prinz-Heinrich-Hügel abwartete, rückten die Angreifer der Festung immer näher. Von Zeit zu Zeit kamen sie dabei in kleine Treffen mit den Deutschen. Gelegentlich schoß das Geschwader. Im Laufe des Oktobers beschloßen die Japaner, die Nichtkämpfer aus der Stadt herauszuholen.

Gegen Ende Oktober waren die Belagerungsgeschütze in Stellung. Der 31., der Geburtstag des Kaisers von Japan, wurde für den Anfang der allgemeinen Beschießung durch die Flotten- und die Landartillerie angesetzt. Das Feuer wurde bei Tagesanbruch eröffnet. Die Belagerer hatten es insbesondere auf die Forts Itis und Siauchanschan abgesehen. Indes wurden alle Forts unter Feuer genommen. In dem Raume um den Außenhafen brach Feuer aus. Delbehälter wurden angesteckt und füllten den Hafen mit schwarzem Rauch. Am 2. November wurde das Fort Itis zum Schweigen gebracht. Ein Teil der Infanterie rückte vor und besetzte eine vom Feind gehaltene Anhöhe. Am 3. November wurde die Anstalt für elektrische Beleuchtung und die Anlage für Funkentelegraphie zerstört. Unter heftigem Geschütz- und Gewehrfeuer rückten die Belagerer weiter.

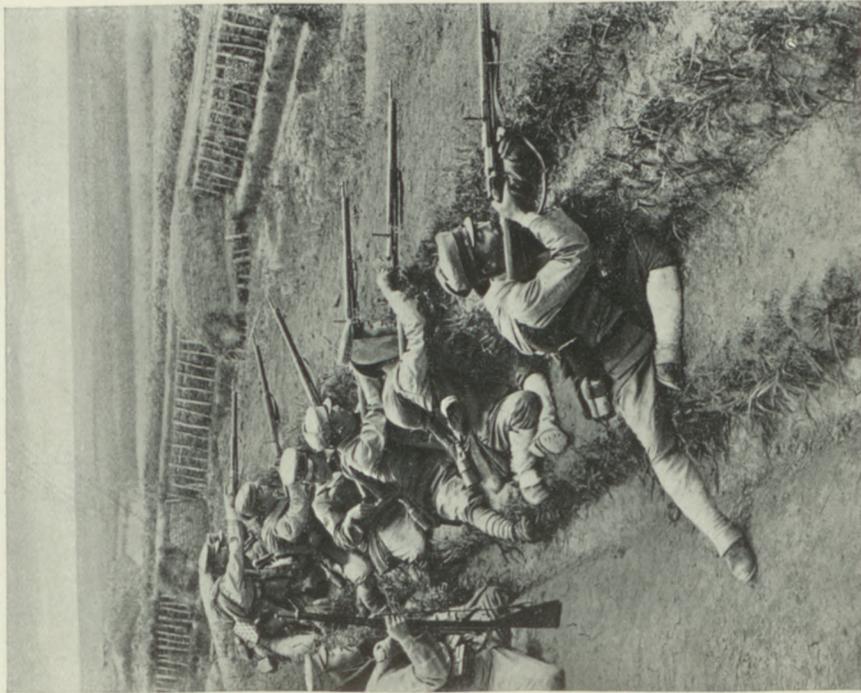
In der Nacht zum 6. war die Verteidigung zu Ende. Die deutschen Geschütze schossen nur noch in Zwischenräumen. Die Infanterie, die einen Vorstoß unternahm, besetzte am 7. November um 1 Uhr 45 Min. die mittleren Stellungen auf der Hauptverteidigungslinie sowie eine Feste im Westen. Um 5 Uhr früh wurde die nördliche Batterie auf dem Schautanhügel genommen. 25 Minuten später war auch die Ostbatterie von Tatungschin sowie das Fort Tschungiatwan im Westen erobert.

Dadurch bekamen die Angreifer Gelegenheit zu einem Massenvorstoß. Kurz nach Tageseinbruch wurde der Sturm auf die noch bleibenden Forts beschloßen. Da wurde zwischen 6 und 7 $\frac{1}{2}$  Uhr an einzelnen Forts die weiße Flagge gehißt. Die erste erschien über der Sternwarte um 6 Uhr, wurde jedoch von den Truppen nicht bemerkt, sie sahen die Flagge erst, als sie sich unmittelbar davor befanden. Um 7.50 Uhr abends hatten Vertreter der beiden Parteien die Kapitulationsbedingungen unterzeichnet. Die Deutschen nahmen die Beschlüsse der Japaner ohne weiteres an. Der Besatzung wurden Kriegsehren gewährt.

Am 9. November vereinbarten die Vertreter der beiden Parteien, daß die tatsächliche Uebergabe der Besatzung am folgenden Tage stattfinden sollte, worauf der Gouverneur Meyer-Waldeck dem General Kamio die Besatzung am 10. November 1914 um 10 Uhr morgens übergab. Der Gouverneur mit 201 Offizieren und 3841 Unteroffizieren und Mannschaften, sowie eine Anzahl Nichtkämpfer blieben den Japanern als Gefangene.

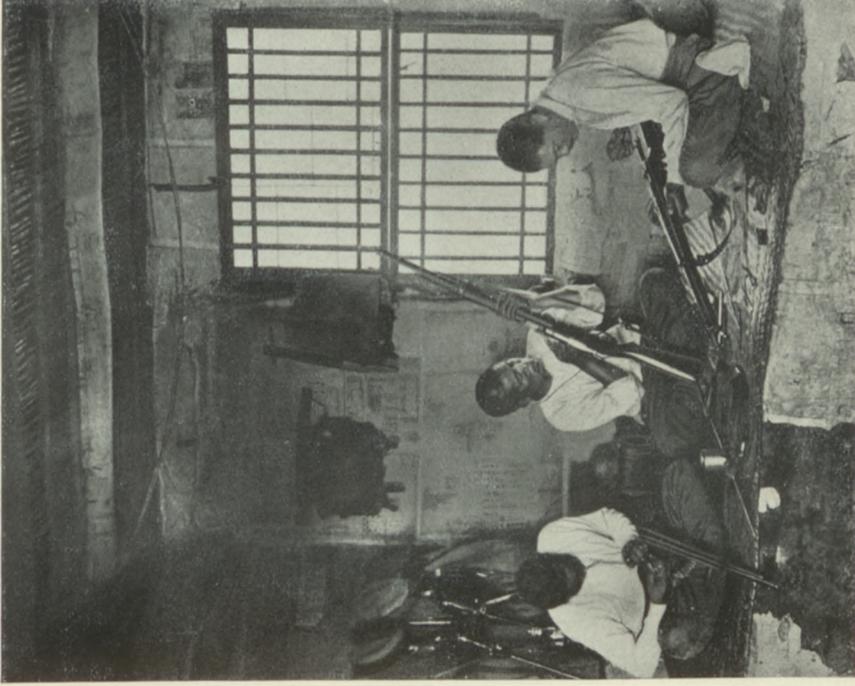
Letztere hatten für die Belagerung 22 980 Offiziere und Mannschaften, sowie 142 Geschütze aufgeboten. Die unter General Barnadiston stehende britische Abteilung bestand aus neun Offizieren, 910 Unteroffizieren und Mannschaften des 2. südwalisischen Grenzbataillons und 450 Unteroffizieren und Mannschaften vom 36. Sikh-Regiment."

Die Verluste der Verbündeten gibt der Bericht sicher viel zu niedrig an (auf insgesamt 900 Tote und Verwundete).



Phot. Photoief, Berlin

Japanische Infanterie im Schützengraben



Phot. Photoief, Berlin

Japanische Infanterie beim Gewehreinigen



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin  
Eine Batterie Feldgeschütze in Kamerun



Phot. Photofet, Berlin  
Japanische Maschinengewehre beim Feuern

### Ein deutscher Bericht über die Belagerung von Tsingtau

Am 23. August, als das Ultimatum Japans abgelaufen war, rückte ein Detachement von etwa tausend Mann ins Vorgelände, um die Straßen nach Tsingtau zu verteidigen. Dieses kleine Häuflein hat seine Aufgabe hervorragend gelöst. Eine Strecke von zuerst dreißig Kilometern, dann zehn Kilometern war zu verteidigen. Da, wohin zwei Armeekorps gehört hätten, standen tausend Mann. In zähem, unerschrockenem Kampf oft nur Patrouillen ganzen Bataillonen gegenüberstehend, wichen sie langsam der Uebermacht. Am 28. September erst, als die erste große Beschießung von der See her einsetzte, kam diese Truppe hinter das Haupthindernis, das sich nun bis nach dem ausgetobten Kampf nicht wieder öffnete.

Von diesem Tage an war Tsingtau umklammert. Und wie sah seine Verteidigungslinie aus? Wer Tsingtau vorher gesehen hatte, würde es kaum wieder erkannt haben. Wie ist da Tag und Nacht gearbeitet und geschuftet worden! Eine Titanenarbeit ist vollbracht worden, um die Verteidigung bis zum äußersten durchführen zu können. Und diese Arbeiten sind bis zum letzten Tag fortgesetzt worden. Fünf Infanteriewerke bildeten mit dem Haupthindernis zusammen die 5000 Meter lange Befestigungslinie, und wir hatten kaum mehr als 3000 Mann, um sie zu verteidigen.

Am 28. September fand die erste große Beschießung von der See aus statt. Die japanischen Schiffe „Suwo“ und „Tango“ warfen ihre 30,5-Zentimeter-Granaten und das englische Linien Schiff „Triumph“ seine 25,4-Zentimeter-Granaten auf die Werke in der Stadt. Das Krachen und Krepieren der Granaten in Tsingtau war furchtbar, aber nur so lange, wie wir uns nicht daran gewöhnt hatten. Es war nur ein Kinderspiel gegen das, was später noch kommen sollte. Vom 28. September an kamen die Schiffe fast täglich und warfen ihre „Koffer“ auf die Werke oder auch in die Stadt. Auch unsere Geschütze schwiegen nur noch selten. Tag und Nacht nahmen wir die Anmarschstraßen und das Vorgelände unter das Feuer, aber langsam und unaufhaltsam trotz großer Verluste rückten die Japaner zu Lande vor.

Am 2. Oktober um 8 Uhr abends machte die dritte Kompagnie des Ostasiatischen Marinedetachements einen heftigen Ausfall, wobei sie die Japaner aus den vor den Werken liegenden Höhen herausdrängte. Am nächsten Morgen ging sie, einer enormen Uebermacht weichend, wieder hinter das Haupthindernis zurück.

Besonders wichtig für die seitliche Beobachtung war unser Kanonenboot „Faguar“ und der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“, die beide in der Bucht von Kiautschou lagen und die Bewegungen des Feindes wie das Artillerief Feuer von Tsingtau beobachteten. Obwohl beide Schiffe andauernd auf das heftigste mit Steilfeuergeschützen beschossen wurden, hielten sie unerschrocken auf ihrem Posten aus.

Am 5. Oktober wurde der Fesselballon von feindlichen Schrapnells getroffen und sank zu Boden. Der darin befindliche Offizier, Leutnant der Reserve Weihe, wurde nicht verletzt. Auch unser einziger Flieger, Oberleutnant zur See Plüschow, arbeitete unermüdblich. Obgleich er dauernd aufs heftigste mit Gewehren, Maschinengewehren und mit Schrapnells beschossen wurde, zog er unerschrocken stundenlang seine Kreise über den feindlichen Stellungen und kam mit wichtigen Meldungen zurück. Die Tragflächen seines wackeren Flugzeuges wurden meist von feindlichen Gewehrgeschossen und Schrapnellkugeln durchlöchert und mußten nach der Landung wieder geflickt werden.

Am 14. Oktober fand eine besonders heftige Beschießung des Seewerks Hu-chuin-Huk und der Flakbatterie statt. Allein Hu-chuin-Huk erhielt unter anderem 51 30,5-Zentimeter-Granaten oder Sprenggranaten. Trotz der heftigen Beschießung feuerte Hu-chuin-Huk auf „Triumph“ und brachte ihm bei dem ersten Schuß einen Voll-

treffer mit einer 24-Zentimeter-Sprenggranate bei. „Triumph“ drehte sofort ab und verschwand für acht Tage. Das ist das einzige Mal gewesen, daß ein Schiff sich so nahe an die deutschen Seewerke herangetraut hat, daß es beschossen werden konnte und das ist scheinbar auch nur aus Versehen geschehen. Unsere Seewerke haben daher, allerdings zu unserem großen Vorteil, mit nach dem Land zu geschossen.

Die Beschießung nahm ihren Verlauf. Um einen Begriff von der Festigkeit zu bekommen, seien nur einige Zahlen genannt. Am 29. Oktober erhielt Tsingtau allein von der Seeseite ungefähr 213 und am 30. Oktober 239 30,5-Zentimetergeschosse.

Am 31. Oktober war der Geburtstag des Mikado. Durch Kundschafter hatten wir erfahren, daß die Japaner Tsingtau an diesem Tage bestimmt nehmen würden. Den Tag zu beschreiben, ist unmöglich. Die Japaner hatten bis zu dieser Nacht ihre sämtlichen Landbatterien fertig gebaut, und am 31. um sechs Uhr früh donnerten auf einmal von See und von Land die feindlichen Geschütze und warfen ihre furchtbaren Geschosse auf uns. Die Japaner schossen von Land in erster Linie mit schweren Haubitzen bis zum 28-Zentimeter-Kaliber hinauf. Und von See trachten die schwersten Schiffsgeschütze. Das Fauchen der herabfallenden Haubitzen geschosse, das Zischen der Flachbahngeschosse, das Aufschlagen der Granaten und Sprenggranaten und die Detonation beim Krepieren, dann das Bellen der zerplatzenden Schrapnells und das Dröhnen unserer schweren Geschütze machten einen Lärm, als ob die Hölle selbst losgelassen wäre. Und wie wurden die Werke und all das in der Nähe liegende Gelände mitgenommen! Ganze Berggruppen wurden abgetragen, Löcher bis zu zehn Meter Breite und fünf Meter Tiefe ausgestampft. Endlich kam der Abend und das feindliche Feuer schwieg. Nach Ansicht des Feindes wie auch nach unserer eigenen mußten unsere sämtlichen Werke niedergekämpft sein, denn sie glichen zum Teil nur noch Trümmerhaufen, aber als unsere braven blauen Jungens an ihre Kanonen eilten, die zum Teil aus Erd- und Steinmassen förmlich herausgegraben werden mußten, fanden sie doch fast sämtliche Geschütze noch heil oder nur gering beschädigt. Da gingen plötzlich mitten in der Nacht, als die feindlichen Sturmkolonnen sich sammelten, unsere sämtlichen Eisenschlünde an zu feuern und überschütteten die feindlichen Batterien und die heranrückenden Sturmkolonnen mit ihrem vernichtenden Feuer. Die Wirkung dieser Beschießung muß für die Japaner verheerend gewesen sein, denn es folgte kein Sturm wie beabsichtigt, und am nächsten Tage setzte das feindliche Artilleriefeuer erst gegen Mittag recht flau wieder ein. Allerdings war das Feuer noch so stark, daß die Bismarckberg-Batterie über 20 Volltreffer und Su-chuin-Huf über 50 Volltreffer aus schwersten Haubitzen erhielten.

Von da an hat die Beschießung Tag und Nacht keine Minute mehr ausgesetzt und in ganz Tsingtau gibt es kaum noch einen nicht beschossenen Platz, denn wahllos trafen die Granaten in die innere Stadt, die bis dahin nur unter den Bombenwürfen japanischer Flieger zu leiden hatte. Die Beschießung richtete immer größeren Schaden an. In den Batterien wurden einzelne Geschütze zeitweilig oder für immer außer Gefecht gesetzt. Da ihnen sehr bald auch die Munition ausging, konnten sie das feindliche Feuer kaum mehr wirksam erwidern und mußten schließlich nach einander alle schweigen. Die Brustwehren und das Haupthindernis der Infanteriewerke gingen mehr und mehr in Trümmer. Die Mannschaften dort und in den neugebauten Stellungen dahinter hatten auch teilweise schon unter Verpflegungsschwierigkeiten zu leiden, da das lebhafteste Feuer der Japaner selbst gegen jede einzelne Person, die sich auf den Zugangswegen blicken ließ, kaum noch irgendwelchen Verkehr gestattete. Unter dem Schutz ihrer Artillerie waren die Japaner auch bereits überall bis auf Sturmentfernung an unsere Linien herangekommen. Zum Teil hatten sie sich bis unmittelbar ans Haupthindernis herangegraben. Trotzdem sind ihnen die ersten Sturmversuche gegen unsern linken Flügel

gänzlich mißlungen. Sie ließen aber nun nicht mehr locker, und bei dem Schwinden der Munition auf unserer Seite und der ungeheuerlichen Wirkung der überlegenen japanischen Artillerie, der wir schließlich völlig machtlos gegenüberstanden, konnte der Fall der Festung doch nur noch eine Frage von Tagen sein. Die Erkenntnis dieser Lage kam auch darin zum Ausdruck, daß die letzten Schiffe versenkt wurden und daß unser Flieger am Freitag früh (6. November) nach Schanghai abging. Er kam unbehelligt von den Japanern davon. Hinter ihm ging der Flugzeugschuppen auf dem Itzischplatz in Flammen auf.

In der Nacht vom 6. zum 7. November setzten die Japaner einen neuen Sturm an, an dem 15 000 Mann beteiligt gewesen sein sollen, und diesmal gelang es ihnen, bei Tagesgrauen schließlich bei Werk 3 unsere Linien zu durchbrechen und auch die schwachen dahinter stehenden Kräfte zu überrennen. Ueber den Itzischberg drangen sie sofort bis zur Bismarckfaserne vor. Auch sonst auf der ganzen Front hatten sie unbestreitbare Erfolge. Noch waren zwar auf dem linken Flügel die Stellungen der zweiten Linie ziemlich unversehrt. Aber eine weitere Fortsetzung des Kampfes in diesem Augenblick angesichts des Durchbruchs im Zentrum hätte das Schlachtenglück doch nicht mehr wenden können und nur zur Niedermetzlung der kleinen, der vielfachen Uebermacht nunmehr so gut wie wehrlos ausgelieferten Besatzung, die schon beträchtliche Verluste erlitten hatte, führen müssen, ohne daß das noch einen erkennbaren, nennenswerten Zweck gehabt hätte. Die Tsingtaubatterie, Su-chuin-Suk, Yunuisan und der Bismarckberg waren eben noch gesprengt worden. So ging denn etwa um 1/27 Uhr früh die weiße Flagge auf dem Signalberg hoch. Das Artilleriefeuer schwieg bald. Nach und nach erlosch auch das Gewehrfeuer, zuletzt auf dem linken Flügel.

Das Ringen, in dem knapp 4000 Mann gegen eine fast zehnfache Uebermacht Deutschlands Platz an der Sonne über alles Erwarten lange mit staunenswerter Tapferkeit gehalten hatten, solange sie noch an Widerstand denken konnten und ihr Widerstand auch noch im geringsten Zweck hatte, war zu Ende.

(Statistischer Lloyd.)

### In einem Tsingtauer Infanteriewerk

Aus dem Brief eines Mitkämpfers

Mitte September wurde ich ins Blockhaus 3 kommandiert, in dem ich bis zur Uebergabe am 7. November mit einem Bizefeldwebel, einem Unteroffizier und 15 Mann gehaust habe. Dieses Haus lag halb in der Erde, war sehr schlecht geschützt gegen Artillerie und lag noch dazu in der Schußlinie der feindlichen Artillerie, die fast jeden Tag unsere Batterien, die 800 Meter hinter uns lagen, beschossen. Unsere wenigen Truppen im Borgelände wurden bald von der erdrückenden Uebermacht zurückgedrängt bis hinter unsere einzige Verteidigungslinie, die sich vom Meere bis zur Kiautschoubucht, aus fünf Infanteriewerken bestehend, hinzog. Hinter dieser Linie lagen die Artilleriestellungen, auf etwa hundert Meter hohen Bergen. Von diesem Zeitpunkt an begann für uns eine schwere Zeit. Tagsüber nicht allein die Schiffsbeschießung, sondern auch Beschießung durch Haubitzen von 15, 21 und 28 Zentimeter vom Land. Nachts dauernd Patrouillen ins Borgelände, bei denen wir bis auf achtzig Meter an den Feind herankamen. Auch dieses ging nach einiger Zeit nicht mehr. Unser Blockhaus bekam die Aufgabe, das Haupthindernis durch Posten und Patrouillen gegen den sich heranwühlenden Feind zu sichern. In dauerndem Schrapnell- und Granatfeuer mußten wir, einmal der andere Unteroffizier, das nächste Mal ich, hinaus vors Hindernis, um unsere dortstehenden Posten zu verbinden und zu unterstützen. In den folgenden Nächten gab es heftige Kämpfe zwischen unseren Patrouillen und den feindlichen, die unser Hindernis zu zerstören oder die Posten zu vertreiben versuchten.

In der letzten Nacht mußten sich unsere Posten vom Werk zurückziehen, weil der Feind etwa fünfzig Meter vor den Postenständen Maschinengewehre aufbaute und außerdem Stinkbomben in die Postenstände warf. In derselben Nacht warfen die Japaner eine Sturmleiter über die Hindernisauer, die von der anderen Patrouille heruntergerissen wurde. In dieser Nacht setzten die Japaner bei Infanteriewerk 3, unserm schwächsten Werk, das sie schon durch Artillerie ganz zerstört hatten, und dessen Hindernisse durch den Feind weggeräumt waren, den Sturm an. Um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr fiel dieses Werk. Um 2 Uhr fiel Infanteriewerk 4; kurz darauf Infanteriewerk 2. Die Japaner drangen darauf in großen Massen durch die Lücken auf die Itisberge, unsere Artilleriestellung, die sich gänzlich verschossen hatte. Damit war unser Schicksal besiegelt.

### Die Seekämpfe vor Tsingtau

#### 25. August.

In Tsingtau befanden sich im Augenblick des Kriegsausbruchs der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ (vgl. I, S. 153), die deutschen Kanonenboote „Cormoran“, „Itis“, „Jaguar“, „Luz“ und „Tiger“, sowie das älteste deutsche Torpedoboot „S 90“. Von diesen Schiffen wurden „Cormoran“, „Luz“ und „Tiger“ unmittelbar darnach aufgelöst und die Besatzungen und die Kanonen zur Verstärkung der Landverteidigung von Tsingtau benützt.

#### 2. September.

S. M. S. „Jaguar“ hat den bei Lientau auf einen Felsen aufgelaufenen japanischen Torpedobootszerstörer „Schiroutahe“ vollständig zerstört.

Der englische Torpedobootszerstörer „Kennet“, der weit außer der Schußzone der Bucht vorüberfuhr, verfolgte das draußen patrouillierende deutsche Torpedoboot „S 90“. „Kennet“ beschoß „S 90“ mit seinen 7,6-Zentimeter-Geschützen. „S 90“ nahm den Artilleriekampf mit seinen 5-Zentimeter-Geschützen auf. Kreuzer und Landbatterien haben nicht mitgewirkt. In einer Entfernung von 13 Seemeilen vor den Landbatterien drehte „Kennet“ ab und nahm Kurs nach Norden. „S 90“ ist unverletzt in den Hafen eingelaufen.

#### 18. September.

Die Japaner haben vor Tsingtau ein weiteres Torpedoboot, nach den einen Meldungen durch eine Mine, nach den anderen durch einen deutschen Kreuzer (gemeint ist wohl die „Kaiserin Elisabeth“) verloren.

#### 18. Oktober.

Der japanische Kreuzer „Takatschi“ wurde vor Tsingtau von dem deutschen Torpedoboot „S 90“ in den Grund gehohrt. Von der 264 Mann starken Besatzung wurden nur ein Offizier und neun Mann gerettet. Das deutsche Torpedoboot wurde nach dem Angriff 60 Meilen südlich von Tsingtau auf den Strand gesetzt und in die Luft gesprengt. Die ganze Besatzung ist gerettet.

Den gelungenen Torpedoangriff schildert der Kommandant, Kapitänleutnant Brunner, folgendermaßen: „Am 17. Oktober abends ging „S 90“ in See, passierte die Blockadelinie und wich drei japanischen Torpedobootszerstörern, die zum Blockadegeschwader gehörten, unbemerkt aus. Draußen kreuzte das Boot in der Nacht zum 18. Oktober auf der Suche nach feindlichen Schiffen. Endlich, gegen 1 Uhr 30 Minuten, wurde eines in dunklen Umrissen entdeckt, einen Schornstein und zwei Masten hatte es. Wir pürschten uns heran. Im spitzen Winkel ging es auf den Gegner los, die Maschinen des alten Bootes gaben ihr Bestes her. Das unbemerkte Herankommen an den Feind war mir nur möglich geworden durch das fast rauchlose Fahren der Heizer. Nun waren wir auf 500 Meter herangekommen und ich drehte ab, um die Torpedos abzufeuern. In kurzer

Reihenfolge fielen drei Torpedoschüsse, der letzte auf fast nur 300 Meter Entfernung. Man konnte die Laufbahn genau verfolgen, sie liefen auf das feindliche Schiff zu. Durch das mehrfache Aufblitzen aufmerksam geworden, gab der Gegner ein Alarmsignal. Kaum war dieses beendet, so erfolgten die Explosionen. Die dritte Explosion hatte eine gewaltige Wirkung. Ich hatte in der natürlichen Aufregung und der großen Nervenanspannung, in der ich mich befand, zunächst den Eindruck — und die Offiziere und Mannschaften auch — als wäre „S 90“ mit allen Geschützen unter Feuer genommen. Sprengstücke schlugen ringsum ein. Die Ereignisse folgten alle so blitzschnell aufeinander, daß ich mich jetzt nicht einmal erinnern kann, das gewaltige Krachen der Explosion gehört zu haben, das sogar „S 90“ erzittern machte. Dann aber sah ich, wie das ganze Schiff buchstäblich in die Luft flog. Schornstein, Masten, Geschütze, Kessel wirbelten in der Luft herum, und eine etwa hundert Meter hohe Feuerlohe schoß aus dem Schiff empor. Ein Hagel von Sprengstücken ergoß sich über „S 90“, das noch etwa eine Strecke von 200 Meter durchlaufen mußte, ehe es aus diesem Hagel herauskam. Es ist ein Wunder, daß keiner der an Deck befindlichen Mannschaften getroffen wurde. Neben mir fiel ein etwa drei Kilogramm schwerer Eisenklumpen nieder. Ich habe es nicht bemerkt und bin erst später darüber gestolpert. Der Torpedomaschinist bemerkte ein Sprengstück von mindestens einem Meter Durchmesser, das in hohem Bogen über das Boot hinwegflog und 210 Meter von uns ins Wasser fiel. Außer einigen Beulen hatte das Boot keine Beschädigung erlitten. „S 90“ wurde vom Feind sofort verfolgt, entkam aber in der ersten Verwirrung unter dem Schutze der Dunkelheit. Eine Rückkehr nach Tsingtau war unmöglich, da der Feind den Rückzug abgeschnitten hatte. Etwa nach Shanghai zu kommen, war aus anderen Gründen nicht möglich. Im Morgengrauen erreichte ich die Küste und sprengte das Boot mit dem verbliebenen Reservetorpedo noch eben vor Erscheinen des Feindes am Horizont. Vorher wurden unter Ausbringen von drei Hurras auf Se. Majestät den Kaiser Flagge und Wimpel niedergeholt.“

Nach einem im „Schwäbischen Merkur“ veröffentlichten Brief eines Maschinenmaats der „S 90“ erreichte die tapfere Besatzung nach anstrengenden Gewaltmärschen am 27. Oktober eine Station der Tientsin—Pulow-Bahn und fuhr von dort nach Ranking, wo sie, von den Chinesen aufs beste aufgenommen, in den chinesischen Landtagsgebäuden interniert wurde.

## 2. November.

Der österreichisch-ungarische Kreuzer „Kaiserin Elisabeth“ ist nach Erschöpfung seiner Munition versenkt worden. Der Kommandant, Vinienschiffsleutnant Richard Malowiz und die Schiffsbesatzung, von der bisher acht Mann gefallen sind, kämpften zu Lande weiter.

## 11. November.

Ein japanisches Torpedoboot ist vor Kiautschou beim Minensuchen gesunken. Die Mehrzahl der Besatzung wurde gerettet.

## Die Uebergabe von Tsingtau

### 9. November.

Dienstliche Meldung des Gouverneurs von Kiautschou: „Festung nach Erschöpfung aller Verteidigungsmittel durch Sturm und Durchbrechung in der Mitte gefallen. Befestigung und Stadt vorher durch ununterbrochenes neuntägiges Bombardement von Land mit schwerstem Geschütz bis 28 Zentimeter, Steilfeuer, verbunden mit starker Beschießung von See schwer erschüttert; artilleristische Feuerkraft zum Schluß völlig gebrochen. Verluste nicht genau überschaubar, aber trotz schwersten anhaltenden Feuers wie durch ein Wunder viel geringer als zu erwarten.“

Mejer-Waldeck.

Japanische Meldung: Der Kaiser von Japan hat angeordnet, daß der Kommandant und die Offiziere der Festung Tsingtau ihre Waffen behalten. Von den Gefangenen sind 400 verwundet und befinden sich im Lazarett. Die übrigen Gefangenen wurden nach Japan übergeführt und dort an zehn verschiedenen Plätzen interniert. Der Gouverneur Kapitän zur See Meyer-Waldeck wurde mit 25 Offizieren und 800 Mann nach Fukuoka gebracht. Die japanische Kriegsbeute beträgt 2500 Gewehre, hundert Maschinengewehre, dreißig Feldkanonen und 1200 Pfund Sterling in bar; ferner wurde Proviant für 5000 Mann auf  $\frac{1}{4}$  Jahr vorgefunden. Sämtliche Schiffe im Hafen waren zerstört. Die gefallenen Deutschen wurden sämtlich in Einzelgräbern beigesetzt mit der Aufschrift „Heldengräber“. Die Wert- und Erinnerungsgegenstände der Gefallenen, wie Uhren, Börsen, Ringe usw. wurden gesammelt und sollen später den Angehörigen zugestellt werden. Die noch übrige Zivilbevölkerung von Tsingtau wurde nicht zu Kriegsgefangenen gemacht. Sie soll nach einem neutralen Platz Chinas gebracht werden.

Telegramm des deutschen Kaisers: „In wärmster Anerkennung für die heldenmütige Verteidigung Tsingtaus verleihe ich Kapitän Meyer-Waldeck das Eiserne Kreuz und behalte mir vor, in weitgehendem Maße auch die Offiziere und die Besatzung der Festung zu belohnen, ebenso wie die Tapferen von der „Kaiserin Elisabeth“. Sie alle werden aber den schönsten Lohn in der Bewunderung finden, die ihnen über die Grenzen des Heimatlandes gezollt wird. Mit Freude habe ich vernommen, daß die Verluste verhältnismäßig gering sind. Die Namen der Gefallenen und Verwundeten sind sobald wie möglich zu telegraphieren.“

Wilhelm I. R.

Antwort des Kaisers auf ein Beileidstelegramm des Reichstagspräsidenten, Dr. Kämpf: „Ich danke Ihnen für den Ausdruck der Gefühle des Schmerzes und des Vertrauens auf die Zukunft, von denen der Reichstag und alle deutschen Herzen angesichts des Falles von Tsingtau erfüllt sind. Die heldenmütige Verteidigung der in langjähriger Arbeit geschaffenen Musterstätte deutscher Kultur bildet ein neues Ruhmesblatt für den Geist der Treue bis zum Tode, den das deutsche Volk mit seinem Heer und seiner Flotte in dem gegenwärtigen Verteidigungskampf gegen eine Welt von Haß, Neid und Begehrlichkeit schon so mannigfach, will's Gott nicht vergeblich, betätigt hat.“

Wilhelm I. R.

\* \* \*

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ schrieb zum Fall von Tsingtau: „Die Verteidigung Tsingtaus gegen eine unübersehbare Uebermacht, die zwei Monate durchgehalten wurde, wird allezeit zu den glorreichsten kriegerischen Taten gehören. Wir gedenken mit tiefer Dankbarkeit der Helden, die dort für das Vaterland gefallen sind, sowie auch derer, die bis zum Neufürsten sich mit Leib und Leben für Deutschlands Ruhm und Ehre eingesetzt haben. In dankbarem Gedächtnis wird bei uns auch die opferfreudige Beteiligung der „Kaiserin Elisabeth“ fortleben, die auf Befehl des ehrwürdigen Herrschers auf dem Throne der Habsburger unsere Sache zu ihrer Sache machte und deren Besatzung nach Versenkung des Kreuzers mit unseren Streitkräften Schulter an Schulter kämpfte, ein neues ruhmvolles Blatt in die Geschichte der Bundesgenossenschaft Deutschlands und Oesterreich-Ungarns einfügend, die ihre Unerlöschlichkeit nun auch in der ernstesten Probe glänzend bewährt. Der Kampf im fernem Osten ist ausgekämpft, aber mit seinem Abschluß wird seine Wirkung in die Zukunft nicht erloschen sein. „Deutschland wird es nie vergessen, wer der Anstifter und der Ausführer des heimtückischen Ueberfalles war, dem seine Söhne im fernem Land zum Opfer fielen und der die Früchte langjähriger deutscher Kulturarbeit vernichtete,“ so schrieben wir vor einigen Wochen, und diese Worte werden fortbestehen.“

# Der Krieg in den deutschen Schutzgebieten bis Anfang November 1914

Das Reichskolonialamt hat bisher zwei „Mitteilungen über den Krieg in den deutschen Schutzgebieten“ veröffentlicht, die auch hier benutzt worden sind. Leider mußte trotzdem auf eine erschöpfende Darstellung verzichtet werden. „Denn alsbald nach Kriegsausbruch war,“ wie das Reichskolonialamt erklärt, „jeglicher Schiffsverkehr mit den Schutzgebieten ausgeschlossen; gleichzeitig wurden von den Engländern sämtliche deutschen Ueberseekabel zerschnitten, und damit auch die telegraphische Verbindung mit sämtlichen Schutzgebieten unmöglich gemacht. Als einziges Verständigungsmittel blieb zunächst noch der Funkentelegraph übrig. Die ersten kriegerischen Maßnahmen der Engländer zielten indessen darauf ab, auch diese Verständigung unmöglich zu machen. So fielen am 12. August 1914 die Funkstation Yap und bald darauf diejenige von Nauru, am 29. August 1914 Tafaijata (Samoa) und am 12. September 1914 Vitapaka auf Neupommern. In der Nacht vom 24. zum 25. August 1914 mußte auch die Großfunkstation Kamina in Togo deutscherseits zerstört werden, um ihre Besitzergreifung durch die feindlichen Truppen zu verhindern. Hiermit entschwand auch die Möglichkeit weiterer direkter Verständigung mit den afrikanischen Schutzgebieten, die bis dahin durch Vermittlung von Kamina aufrecht erhalten werden konnte. Allerdings hatte sich dabei von Anfang an eine Störung bemerkbar gemacht, die es verhinderte, von Ostafrika Nachrichten zu empfangen, so daß gleich nach Kriegsausbruch die Berichterstattung des dortigen Gouverneurs aussetzte.“

So ist das im folgenden zusammengestellte Material, das zum großen Teil auf Umwegen verspätet nach Deutschland gelangte und meist Privatbriefen oder aber der feindlichen Presse entstammt, notwendigerweise lückenhaft. Es wird daher nötig sein, später auf einzelne Ereignisse zurückzukommen. (Vgl. Bd. I, S. 167 ff.)

## Deutsch-Ostafrika

### Vorbemerkungen

Ueber die deutschen und englischen Streitkräfte in Ostafrika äußerte sich der Staatssekretär für Indien, Lord Crewe, im englischen Parlament: Deutsch-Ostafrika sei ein großes und wichtiges Gebiet, etwa 910 000 Quadratkilometer groß mit einer weißen Bevölkerung von 5—6000 Köpfen. Er kenne das Verhältnis der Geschlechter zueinander nicht, allein es sei wahrscheinlich, daß die Anzahl der mutmaßlich in wehrfähigem Alter stehenden Männer beträchtlich höher sei als bei einer Bevölkerung in gleicher Stärke in einem europäischen Lande. Die deutsche Streitkraft in Ostafrika sei bis zu einem gewissen Maße durch Reservisten aus andern Teilen der Welt verstärkt worden. Er vermute, es seien auch Streitkräfte der Flotte aus Ostasien hingebacht worden. Die Deutschen in Ostafrika seien mit gewöhnlichem Geschütz gut versehen und besäßen auch eine Anzahl Maschinengewehre; sie bildeten eine gewaltige Streitmacht. Britisch-Ostafrika sei an Umfang nicht ganz so groß wie Deutsch-Ostafrika, da sein Flächeninhalt nur 650 000 Quadratkilometer betrage; seine Bevölkerung, die ungefähr ebenso groß sei wie die der deutschen Kolonie, sei nicht in gleicher Weise militärisch organisiert. In Deutsch-Ostafrika gäbe es etwa 2000 Mann einheimische Infanterie und Polizeitruppen. In der britischen Kolonie habe man eine beträchtliche einheimische Polizei, sowie eine militärische Truppe, die East African Rifles, die zwar nicht zahlreich, aber sehr schlagfertig und gut von Offizieren geführt seien. Es liege auf der Hand, daß somit beim

Beginn des Krieges die Lage für England in Ostafrika nicht durchaus sicher erschien. Es sei daher notwendig gewesen, der Kolonie frühzeitig Verstärkungen zu senden. Solche Verstärkungen sind denn auch fortgesetzt aus Indien eingetroffen.

Nach deutschen Nachrichten war in Deutsch-Ostafrika der Andrang von Kriegsfreiwilligen — sowohl Europäern wie Eingeborenen — so stark, daß längst nicht alle haben eingestellt werden können.

Die kriegerischen Ereignisse in Ostafrika spielten sich in fünf weit voneinander liegenden Gegenden ab, und zwar an der Küste bei Daresalam, im Südwesten an der deutsch-englischen Grenze zwischen Njassa- und Tanganjika-See, im Norden und Nordosten jenseits der deutsch-englischen Grenze im englischen Gebiet auf dem Ostufer des Victoria-Sees und in der Gegend nordöstlich des Kilimandscharo und schließlich im Nordwesten am Kivu-See. An den vier zuerst genannten Stellen hatten die Deutschen mit englischen Kolonialtruppen zu kämpfen, in letztgenannter Gegend mit Belgiern.

### Amtliche Meldungen und private Mitteilungen

#### 13. August.

Ueber die erste englische Kriegstat, die Wegnahme des ungegeschützten deutschen Dampfers „Hermann von Wissmann“ in Sphinxhafen an der Westküste des Njassa-Sees ist bereits früher berichtet worden (vgl. I, S. 168).

#### 24. August.

Meldung des Gouverneurs Schnee: Englische Kreuzer beschossen Funkenturm Daresalam, beschlagnahmten dort und in Tangahandelschiffe, bombardierten Bagamojo ohne erheblichen Schaden. Offene Küstenplätze nicht verteidigt, Besetzung nicht erfolgt. Wir haben nach geringem Widerstand Taveta (in Britisch-Ostafrika) besetzt. Belgischer Dampfer auf Tanganjika-See zerstört. Funkenturm Daresalam von uns zerstört.

#### 18. August.

Meldung des Gouverneurs Schnee: Oberleutnant v. Oppen hat den Angriff von etwa 36 berittenen Engländern in der Nähe von Moschi zurückgeworfen. (Moschi liegt am Südfuß des Kilimandscharo in Deutsch-Ostafrika.)

#### 29., 30. August und 2. September.

Patrouillengefächte bei Taveta und Voi (letzteres an der englischen Ugandabahn); die Deutschen versuchten erfolglos, die Brücke über die Ugandabahn bei Voi zu zerstören.

#### 5. September.

Englische Meldung: Die Deutschen greifen Abercorn in Nord-Rhodesien erfolglos an.

#### 7. September.

Gefecht bei der Station Isavo der Ugandabahn. Nach 2½stündigem Gefecht mit weit überlegenem Gegner zog sich das deutsche Detachement des Hauptmanns Schulz wegen Umgehungsgefahr zurück. Der Gegner hatte viele Verluste an Europäern und indischen Truppen, die sechs deutsche Maschinengewehre in einem Bajonettangriff ohne Erfolg zu nehmen versucht hatten.

#### 8. September.

Reutermeldung: Der englische Regierungsdampfer „Gwendolin“ hat Langenburg (am Nordende des Njassa-Sees ohne militärische Bedeutung) beschossen und dort eine Abteilung gelandet. Der Ort wurde überrascht. Es wurde kein Widerstand geleistet.

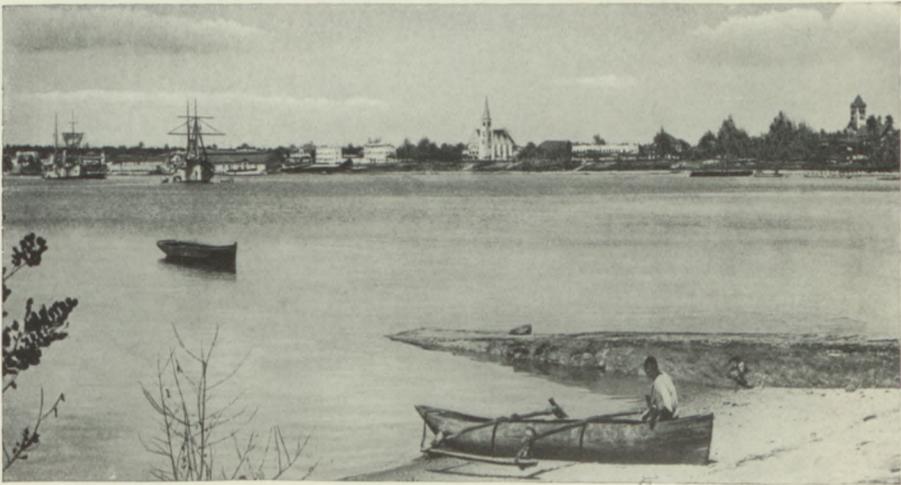
#### 9. September.

Der Sturm einer deutschen Kompanie auf Karonga am Njassa-See wird von den Engländern abgeschlagen.

Aus Muansa am Vittoria-See wird gemeldet: Der Hilfskreuzer „Muansa“ hat den englischen Dampfer „Sybill“, als er im Begriff war, 150 indische Soldaten und zwei



„Lindi“ in Deutsch-Ostafrika



Daresalam, die Hauptstadt von Deutsch-Ostafrika



Langa in Deutsch-Ostafrika

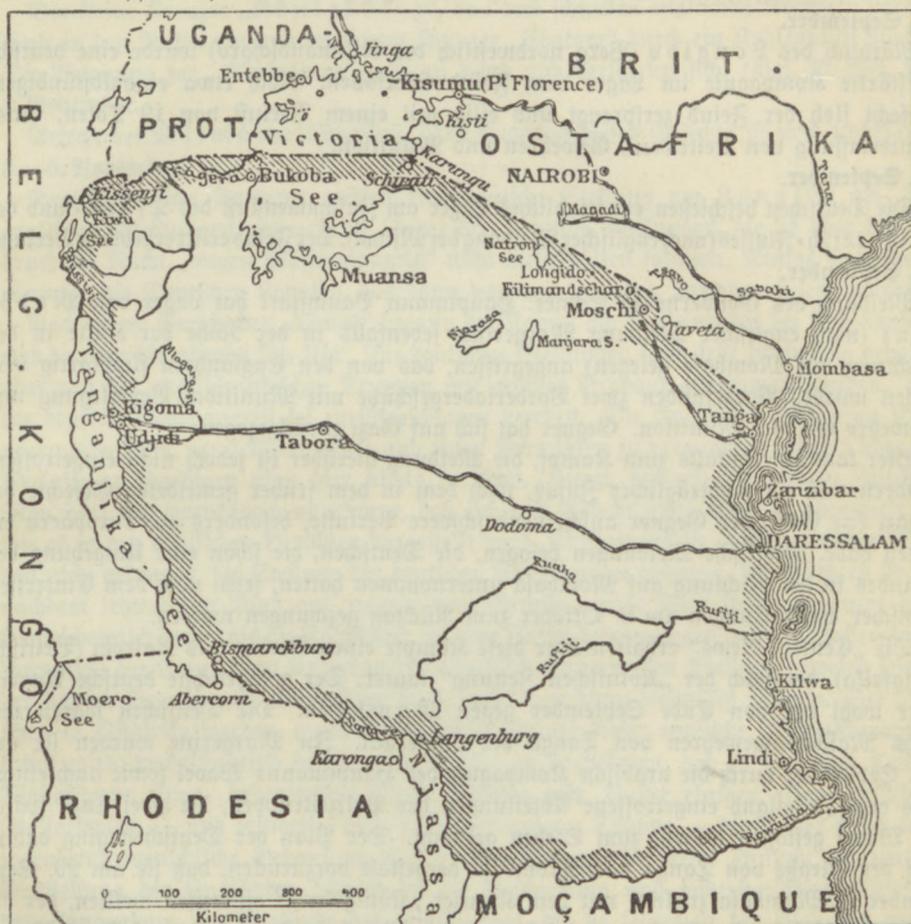


Die Königin-Mutter von Bamun in Kamerun



Geschütz in Gefechtsstellung in Deutsch-Südwestafrika

Geschütze nördlich Schirati an der Karungubucht zu landen, angegriffen. Das Schiff „Sybill“ wurde durch mehrere Granatenvolltreffer schwer beschädigt. Die Besatzung hatte anscheinend viel Verluste durch unser Maschinengewehrfeuer. „Sybill“ stellte ihr Feuer ein und dampfte nach Norden.



Übersichtskarte von Deutsch-Ostafrika

#### 10.—13. September.

Eine deutsche Abteilung dringt über Karungu (am Ostufer des Viktoria-Sees) auf Risi vor, das von ihr besetzt, am 13. aber wieder geräumt wird. Auch Karungu wird wieder durch die Mannschaften englischer Dampfer besetzt.

#### 19. September.

Kleines Gefecht am Soldureish-Fluß, 50 Kilometer nordnordöstlich von Taveta (nach englischer Meldung bei Campi ya Karabu).

#### 20. September.

Der englische kleine Kreuzer „Pegasus“, von Sansibar aus operierend, zerstörte die Stadt Dar es Salaam und versenkte daselbst das Kanonenboot „Möve“. Der „Pegasus“ wurde von dem kleinen Kreuzer „Königsberg“ in der Bucht von Sansibar angegriffen und unbrauchbar gemacht (vgl. S. 263). Nach deutschen Privatnachrichten wurde die abgerüstete „Möve“ samt dem Schwimmdock von den Deutschen selbst im Hafen von Dar es Salaam versenkt. Dar es Salaam war völlig unbefestigt.

**24. September.**

Meldung des Gouverneurs Schnee: Der belgische Posten auf der Insel *Kwidshi* (im *Kiwu-See*) ergab sich den Deutschen unter Hauptmann Wintgens. Es wurden fünfzig Mausergewehre, Munition und das zweite belgische Stahlboot erbeutet.

**25. September.**

Nördlich des *Longido* (Berg nordwestlich des Kilimandscharo) wurde eine deutsche verstärkte Kompagnie im Lager vom Feind überfallen. Nach etwa einhalbstündigem Gefecht floh der Feind zersprengt und eilig mit einem Verlust von 19 Toten, unter Hinterlassung von Reittieren, Gewehren und Munition.

**26. September.**

Die Deutschen beschießen ein feindliches Lager am Zusammenfluß des *Tsavo*- und des *Soldureish*-Flusses (nach englischer Meldung bei *Mfima*). Der Feind erlitt erhebliche Verluste.

**29. September.**

Meldung des Gouverneurs Schnee: Hauptmann Baumstark hat Lager von *Madorini* (nach englischer Meldung *Margerine*, jedenfalls in der Nähe der Küste in der Richtung auf *Mombasa* gelegen) angegriffen, das von den Engländern fluchtartig verlassen wurde. Vorgefunden zwei Borderladergeschütze mit Munition, Verpflegung und Gewehre mit viel Munition. Gegner hat sich auf *Gazi* zurückgezogen.

Hier kam es ebenfalls zum Kampf, die Meldung hierüber ist jedoch nicht eingetroffen, sondern nur ein nachträglicher Zusatz, nach dem in dem früher gemeldeten Gefechte bei *Ngazi* (= *Gazi*) der Gegner anscheinend schwere Verluste, besonders an Europäern erlitten habe. Englische Meldungen besagen, die Deutschen, die schon eine Umgehung des Feindes in der Richtung auf *Mombasa* unternommen hatten, seien nach dem Eintreffen indischer Verstärkungen am 8. Oktober zum Rückzug gezwungen worden.

Die „*Central News*“ erhalten über diese Kämpfe einen Bericht aus *Nairobi* (Britisch-Ostafrika), der nach der „*Kölnischen Zeitung*“ lautet: Der gefährlichste deutsche Angriff war wohl der von Ende September gegen *Mombasa*. Die Deutschen waren mit sechs Maschinengewehren von *Tanga* her vorgerückt. In *Margerine* wurden sie am 25. September durch die arabische Kompagnie des Hauptmanns *Wavel* sowie auch einige aus dem *Jubaland* eingetroffene Abteilungen der Polizeitruppen, die zwei Tage später zu *Wavel* gestoßen waren, zum Stehen gebracht. Der Plan der Deutschen ging dahin, auf der Straße von *Tanga* nach *Mombasa* dergestalt vorzurücken, daß sie am 29. September in *Mombasa* zugleich mit dem Kreuzer „*Königsberg*“ eintreffen wollten, der die Stadt beschießen, eine Landung bewirken und die *Mombasa*-Insel besetzen sollte, während die Streitkräfte zu Land die sog. *Salisburybrücke* zerstören würden, welche die Insel mit dem Festland verbindet, und über die die Eisenbahn führt. Der Angriff der „*Königsberg*“ unterblieb wahrscheinlich wegen der Nähe der britischen Kriegsschiffe. Die britische kleine Streitkraft von 300 Mann hielt die Deutschen bis zum 2. Oktober fest, bis indische Verstärkungen eintrafen. Die *Jind*-Infanterie leistete Besonderes in *Gazi*, wo sie ein äußerst heftiges Feuer deutscher Maschinengewehre auszuhalten hatte. Von der Schutztruppe wurden sämtliche Offiziere mit ihrem Führer *Major Hawthorne* gleich bei Beginn des Kampfes verwundet; die Führung ging an einen indischen Unteroffizier über, dessen tapferes Verhalten besonders gelobt wird.

**30. September.**

Meldung des Gouverneurs Schnee: Nach nichtamtlichen Nachrichten ist belgische Station *Goma* am *Kiwu* (= *See*) von deutschen Truppen genommen.

**4. Oktober.**

Vier belgische Kompagnien griffen am *Kiwusee*, nördlich von *Kissenji*, die deutschen Truppen unter Hauptmann Wintgens an. Der Gegner erlitt schwere Ver-

luste und wurde zurückgeworfen. Die Niederlagen der Belgier am Kitusee und auf der Insel Kitidschi (vgl. S. 298) wurden durch Meldungen des belgischen Gouverneurs von Katanga bestätigt.

### 30. Oktober.

Der kleine Kreuzer „Königsberg“, von drei schnellen englischen Kreuzern verfolgt, läuft in den Rufiji ein und wird vom Kreuzer „Chatam“ durch ein Kohlschiff blockiert. Die Besatzung der „Königsberg“ geht an Land und verschanzt sich. (Vgl. S. 263, 264).

### 2. November.

Gefecht bei Msimama am Esavosfluß. (Der Ausgang dieses Gefechts ist noch unbekannt.)

### 3.—5. November.

Englisch-indische Truppen griffen eine deutsche Stellung am Longido an. Nach englischen Meldungen nahmen die Jnder drei deutsche Stellungen, die sie aber bei Einbruch der Nacht „wegen Wassermangels“ nicht mehr halten konnten. Einige Tage darauf räumten die Deutschen Longido, das dann von den indischen Truppen besetzt wurde.

Nach einem Bericht der „Times“ begann der Kampf am 4. November bei Tagesanbruch und dauerte bis abends 7 $\frac{1}{2}$  Uhr. Die deutschen Stellungen seien sehr hartnäckig gehalten, aber von den englisch-indischen Truppen mit größter Bravour genommen worden. Auch der deutsche Gegenangriff sei zurückgeschlagen worden. Die Engländer hätten an Europäern zehn Tote, neun Verwundete und einen Vermißten zu verzeichnen gehabt; über ihre Verluste an Farbigen wird hier nichts berichtet. Hierzu bemerkt die „Röln. Zeitung“: Man darf von vornherein annehmen, daß sich das Gefecht wohl kaum so abgespielt hat, wie es in den englischen Berichten dargestellt wird. Anscheinend ist es den indischen Truppen nicht gelungen, die Stellung der deutschen Abteilung zu nehmen. Sie besetzten sie erst, nachdem letztere den Platz aus irgendeinem Grunde einige Tage später geräumt hatte. Wahrscheinlich dann, als die Engländer stärkere Kräfte herangezogen hatten. Wassermangel kann nicht der Grund zum Aufgeben der angeblich genommenen Stellung gewesen sein, in der sich der Gegner noch einige Tage hielt, und die er dann freiwillig räumte. Die Deutschen in Ostafrika werden, wenn ihnen später einmal dieser englische Gefechtsbericht bekannt wird, wahrscheinlich höchst erstaunt sein, zu vernehmen, daß es in jenem Teil der Massaitsteppe einen „bedeutenden Platz“ Longido gibt. Außer einigen alten verlassenen Massaitralen — und zeitweilig dem Zeltlager unserer Truppe — dürfte der Platz kaum irgendeine menschliche Behausung aufzuweisen haben. In dieser Hinsicht erinnert die Darstellung der Engländer lebhaft an die Beschießung und widerstandslose Besetzung von Langenburg am Nordende des Njassa-Sees, die sie seinerzeit der Welt als großen Erfolg verkündeten (vgl. S. 296).

Nunmehr sind auch zu diesen Kämpfen Nachrichten von Gouverneur Schnee eingetroffen, die nach dem „Hamburger Fremdenblatt“ lauten: Detachement Kraut wurde am 3. November von etwa 300 Reitern und anscheinend indischer Kompanie, mit etwa acht Maschinengewehren und sechs Geschützen angegriffen. Nach 15 $\frac{1}{2}$ stündigem Gefecht ging der Gegner fluchtartig zurück in der Richtung Erä.

Das Detachement Kraut selbst meldet vom Gefecht am Longido in der Massai-Steppe weiter, daß der Feind mehrere Massengräber angelegt habe. Außerdem seien 35 tote Europäer und Jnder gezählt worden, die Verluste müßten jedoch bedeutend größer sein. Unsere Maschinengewehre schossen oft mit sichtbarem Erfolg in die Reitermassen, der Gegner feuerte wirkungslos etwa 300 Schuß aus einem 7-cm-Geschütz. Der Angriff erfolgte gleichzeitig auf der Nordost- und Ostfront und wurde im Süden, wo nur Kavallerie kämpfte, zuerst zurückgeschlagen. Im Zentrum wurde heiß gerungen, als aber unsere im Süden freiwerdende Truppe die linke Flanke des Gegners angriff, war der Kampf zu unseren Gunsten entschieden.

## 3.—5. November.

Ein englisches Landungskorps, bestehend aus einem europäischen und acht indischen Regimentern, darunter Kavallerie mit acht Maschinengewehren wird bei Tanga in erbitterten Kämpfen mit schweren Verlusten zurückgeschlagen. Erbeutet wurden acht Maschinengewehre, 300 000 Patronen, dreißig Feldtelefonapparate, über tausend wollene Decken, viele Gewehre und Ausrüstungsgegenstände und große Mengen Proviant.

\* \* \*

Ueber die Schlacht bei Tanga, den bisher bedeutendsten Kampf in Deutsch-Ostafrika, der in Wirklichkeit eine glänzende Waffentat der Deutschen war, ließen die Engländer anfänglich nicht viel vernehmen, wenn sie auch den Mißerfolg ihrer mit verhältnismäßig starken Kräften veranstalteten Unternehmung eingestanden. Erst nachdem ausführliche deutsche Nachrichten eingetroffen waren, gaben auch die Engländer näheren Aufschluß. Die „Times“ berichtet nach der „Pioneer Mail“ folgendes:

„Die britische Abteilung, aus britischen und indischen regulären Truppen und aus Imperial Service-Truppen zusammengesetzt, verließ im Oktober Bombay und kam vor Tanga, dem für die Landung ausgewählten Platz, am 2. November an. Tanga ist eine unbesetzte Hafenstadt im Norden Deutsch-Ostafrikas, einige Meilen südlich von unserer Grenze. Da es eine offene Stadt war und es hieß, daß es vom Feinde nicht verteidigt werde, schien es richtig, den Platz von unseren Absichten zu benachrichtigen und ihn aufzufordern, sich zu ergeben, ehe ein Bombardement eröffnet werde. Diese Maßnahme war, wie sich später zeigte, schuld an dem Mißlingen des Angriffs. Die Aufforderung zur Uebergabe, die das begleitende Kriegsschiff „Fox“ an den deutschen Gouverneur richtete, wurde von ihm zurückgewiesen; er hatte offenbar schon von unserer Landungsabsicht Meldung erhalten und die ihm gestellte Frist kräftig benutzt, um den Platz in Verteidigungszustand zu setzen und mit der Bahn aus dem Innern Verstärkungen heranzuholen. Alle Truppen waren am 4. November, 9 Uhr vormittags, gelandet, worauf der Befehl zum sofortigen Angriff gegeben wurde. Für die große Schwierigkeit dieser Operationen zeugt die Tatsache, daß es, obwohl die Entfernung bis Tanga nur  $1\frac{3}{4}$  Meilen beträgt, doch  $\frac{1}{2}$  Uhr wurde, bis unsere Truppen ins Feuer kamen. Da infolge der Dichtigkeit des Buschwerks die Artillerie nicht zu verwenden war, entschloß man sich, anzugreifen, ohne auf die Landung der Geschütze zu warten. Die Geschütze wurden deshalb an Bord gelassen und feuerten vom Deck eines Transportschiffes aus nach dem Außenhafen. Der Angriff begann, und um  $\frac{1}{2}$  Uhr kamen die Truppen in ein heftiges Feuer aus Gewehren und Maschinengewehren. Die Grenadiere vom Regiment Nr. 101, die große Anstrengungen machten, in die Feuerlinie eine Bresche zu legen, gerieten beim Borrücken durch das dichte Gebüsch in ein äußerst schweres Kreuzfeuer aus Gewehren und Maschinengewehren. Es gelang ihnen nicht, vorwärts zu kommen, aber hartnäckig hielten sie doch aus. Das Royal North Lancashireregiment und die Kashmir Rifles auf dem rechten Flügel hatten inzwischen langsam Boden gewonnen und waren bis nach Tanga gekommen, wo sie an der Vorstadt Halt machten. Sie erhielten heftiges Feuer aus den Häusern, die mit Schießscharten versehen und zur Verteidigung eingerichtet waren. Die ziemlich ausgedehnte Linie der Truppen machte es aber bei dem dichten Buschwerk unmöglich, diesen Regimentern zur rechten Zeit die nötige Unterstützung zu bringen, mit denen sie die Stadt wohl hätten erobern können. Die eintretende Dunkelheit setzte den Kämpfen ein Ende, worauf sich unsere Truppen in eine verschanzte Stellung zurückzogen. Im Hinblick auf die große Schwierigkeit des Geländes bei Tanga, wurde es nicht für ratsam gehalten, einen zweiten Angriff ohne genügende Verstärkungen zu versuchen. So wurden die Befehle zur Einschiffung gegeben, die ohne Zwischenfälle erfolgte. Die Deutschen sollen zwei- bis dreitausend europäische Truppen in Tanga gehabt haben.“

Eine gute Uebersicht über die Entwicklung der Kämpfe um Tanga geben amtliche Telegramme des Gouverneurs Schnee. Darnach erschien der englische Kreuzer „Fox“ mit vierzehn Transportschiffen und noch einem zweiten Kreuzer am Vormittag des 2. November vor Tanga und verlangte die bedingungslose Uebergabe der Stadt. Nach Fristablauf fuhr der Kreuzer mit den Transportschiffen jedoch ab, ohne bombardiert zu haben. Am 3. November landeten die Engländer bei Tanga und griffen früh morgens die deutschen Truppen bei der Pflanzung Möhn an. Der Angriff wurde abgeschlagen. Der deutsche Gegenangriff war erfolgreich. Viele Inder wurden getötet.

Die Kämpfe um Tanga setzten sich am 4. November fort. Eine englische Abteilung wurde am Wege nach Pangani nahe dem Hospital zurückgeschlagen. Gleichzeitig war zwischen dem Bahneinschnitt nahe Pier und Hospital ein Gefecht im Gange. Englische Schiffsgeschütze beteiligten sich am Kampfe. Nachmittags 5½ Uhr wurden indische Truppen bis zum Stand zurückgeworfen, erhielten aber Verstärkung und suchten erneut vorzudringen. Abends gegen 7 Uhr wurden die Engländer in der Richtung auf das Hospital zurückgeworfen. Während des Kampfes erfolgte ein schweres Bombardement Tangas. Auf der englischen Seite fochten auch Marinemannschaften mit.

Die Beschießung der Stadt Tanga durch englische Geschütze hatte wenig Erfolg; dreizehn Europäerhäuser wurden schwer, fünf leicht beschädigt. Dagegen setzte das Feuer deutscher Geschütze einen Transportdampfer in Brand, worauf die drei anderen im Hafen liegenden Transportschiffe auf die Außenreebe fuhren. Auch der Kreuzer „Fox“ wurde von den Deutschen beschossen, ein Schuß schlug auf Deck ein und riß ein großes Loch. „Fox“ erwiderte aus 15-Zentimeter-Geschützen ohne große Wirkung. Ein Schuß schlug zehn Meter vor einem deutschen Geschütz ein, ohne viel zu schaden.

Die Verluste der Engländer waren sehr schwer. Am Gomaplatz wurden auf einem Fleck 125 tote Engländer gezählt. Zahlreiche Engländer und Inder wurden gefangen genommen.

Die Engländer verließen Tanga am 6. November mit Kurs nach Norden; sie geben selbst zu, daß sie über 700 Tote hatten. An der Stelle, an der viele Tote gehäuft lagen, hatten die Engländer Schützengräben in Etagen übereinander angelegt, die von deutschen Maschinengewehren aus der Flanke mit vernichtender Wirkung beschossen wurden.

Nach späteren Mitteilungen der Bezirksamtsnebenstelle Mikindani bestand das Landungskorps der Engländer bei Tanga aus 8000 Mann, davon wurden insgesamt etwa 3000 Mann getötet, verwundet und gefangen. Der Führer der deutschen Truppen war Oberleutnant v. Lettow. Fünfzehn Deutsche fielen, darunter v. Prince.

## Deutsch-Südwestafrika

Amtliche Meldungen und private Mitteilungen

### 15. September.

Bei Steinkopf am Dranjesfluß wurde eine deutsche Patrouille von südafrikanischen berittenen Schützen überrascht und nach kurzem Scharmüchel zur Uebergabe gezwungen.

Dies scheint die erste kriegerische Handlung in Südwest gewesen zu sein. Was über frühere Operationen der Deutschen aus englischer Quelle gemeldet wurde (vgl. I, S. 168), sollte offenbar nur dem Vorgehen der südafrikanischen Union gegen Südwest zum Vorwand dienen; darüber wird bei der Darstellung der inneren Verhältnisse in Britisch-Südafrika noch eingehender zu sprechen sein.

### 19. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 19. September erschienen englische Schiffe vor Lüderich, schifften Truppen aus und besetzten den Ort, ohne Widerstand zu finden. Die Besatzung hatte sich am Tage vorher nach Zerstörung der Bahn und des Funkturms ins Innere zurückgezogen.

Ein Augenzeuge, Angehöriger eines neutralen Staats, berichtet: „Am 10. September fand in Kapstadt eine Parlamentsitzung statt, in der der Krieg der Union gegen Deutsch-Südwestafrika mit großer Majorität beschlossen wurde, und bereits am 19. September erschienen die Engländer mit zwei Kreuzern, vier Torpedobooten und zwölf Transportschiffen vor Lüderitzbucht. Es landeten 8000 Mann unter dem Befehl des früher als englischer Konsul in Lüderitzbucht tätig gewesenen Oberstleutnant Müller. Am Geschützen wurden nur zweirädrige leichte Gebirgsgeschütze bemerkt. Etwa zur gleichen Zeit oder kurz nachher sollen auch in Port Nolloth 8000 Mann und in Swakopmund angeblich ebensoviel gelandet worden sein. Die Deutschen hatten die Lüderitzbucht-Eisenbahn bis zum letzten Augenblick in Betrieb gehalten und fast die gesamten Lüderitzbuchter Vorräte nach dem Innern gebracht. Kurz vor dem Eintreffen der Engländer hatte sich der Bezirkshauptmann mit den noch anwesenden Regierungsbeamten nach dem Innern zurückgezogen, und daraufhin wurden, nachdem das gesamte rollende Eisenbahnmateriale in Sicherheit gebracht worden war, die Bahngleise durch Sprengungen zerstört. Die Engländer haben aber zahlreiches Eisenbahnbaumaterial in Lüderitzbucht gelandet und sollen sofort an die Wiederherstellung der Bahn gegangen sein. Durchschnittlich sollen täglich 500 Meter Instand gesetzt worden sein. Die gesamte, in Lüderitzbucht und Kolmannskuppe zurückgebliebene Zivilbevölkerung ist als kriegsgefangen behandelt und nach Gefangenenlagern in der Kapkolonie geschafft worden. Die Männer sollen in das Gefangenenlager Robertsheight bei Pretoria, die Frauen und Kinder in das Gefangenenlager Port Napier bei Pietermaritzburg gebracht worden sein. Die meisten Geschäfte in Lüderitzbucht, u. a. die Lüderitzbucht-Gesellschaft und die Afrika-Bank sollen in englische Verwaltung genommen worden sein. Der britische Konsul Müller ist später mit der Zivilverwaltung Lüderitzbuchs betraut worden, während der Befehl über die Truppen auf einen andern Offizier übergegangen ist. Nachdem die Besetzung Lüderitzbuchs vollzogen war, wurden ein Kreuzer und die vier Torpedoboote von Lüderitzbucht zurückgezogen, und nur ein Kreuzer dauernd vor Lüderitzbucht stationiert.“ Der Berichterstatter betont noch, daß nach seinen Beobachtungen der Konsul Müller bemüht gewesen sei, die Ordnung in Lüderitzbucht aufrechtzuerhalten; trotzdem sei es ihm nicht gelungen, die englischen Soldaten von der Plünderung und Zerstörung von Privateigentum zurückzuhalten. In den folgenden Wochen wurde Lüderitzbucht stark befestigt und mit dem Abbau der dortigen Diamantensfelder begonnen.

#### 19. September.

Die südafrikanische Polizeistation Rietfontein ist von einer 200 Mann starken deutschen Abteilung genommen worden.

#### 21. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Im Nordosten von Deutsch-Südwestafrika, im sogenannten Caprivizipfel, soll sich am 21. September der deutsche Grenzposten von Schumannsburg der rhodesischen Polizeitruppe ergeben haben.

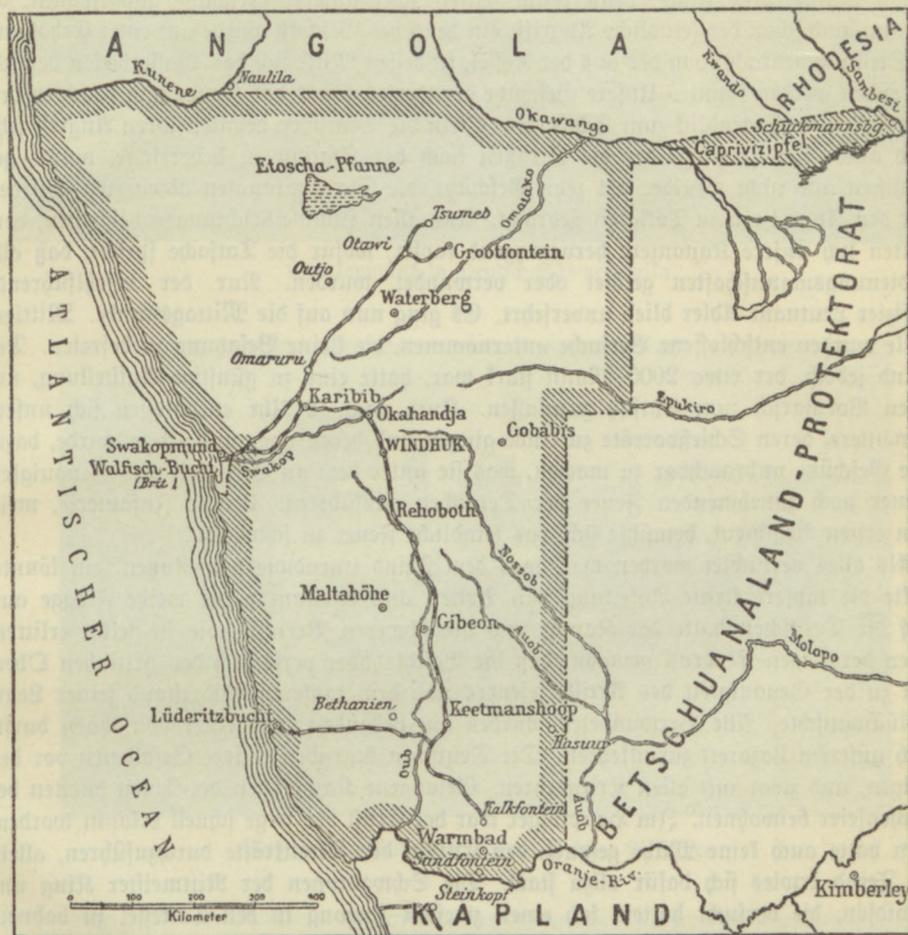
#### 24. September.

Eine deutsche Abteilung besetzte die englische Niederlassung an der Walfischbai. Nach einer englischen Tendenzmeldung sollte die Walfischbai schon am 8. September von unseren Schutztruppen besetzt worden sein.

#### 25. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Das über den Dranje vorgebrungene englische Expeditionskorps scheint nicht weit gekommen zu sein. Eine amtliche Depesche aus Pretoria von Anfang Oktober meldet nämlich, daß in einem im Distrikt Sandfontein—Warrmbad stattgefundenen Gefecht die vereinigten Engländer und Südafrikaner 15 Tote, 41 Verwundete, sieben Vermißte und 35 Gefangene verloren hätten.

Die Tatsache der englischen Niederlage wird durch einen dienstlichen Bericht des Gouverneurs von Deutsch-Südwestafrika nicht nur bestätigt, sondern es geht daraus auch noch hervor, daß die Verluste des Feindes die ersten Angaben ganz erheblich überreffen. Danach sind in dem Gefecht unter Führung des Oberleutnant v. Heydebreck drei



Übersichtskarte von Deutsch-Südwestafrika

englische Schwadronen von unseren Truppen vernichtet worden. 15 Offiziere, darunter ihr Führer Oberst Grant, und 200 Mann wurden gefangen genommen und zwei Geschütze erbeutet. Verluste auf unserer Seite: zwei Offiziere und zwölf Mann gefallen, 25 Mann verwundet.

Aus einem Kapstädter Bericht von Reuters Bureau, den die „Kölnische Zeitung“ wiedergibt, geht hervor, daß auf englischer Seite zwei Schwadronen des ersten Regiments südafrikanischer berittener Infanterie und eine Abteilung der Transvaaler reitenden Artillerie am Gefecht teilgenommen haben, deren Ueberlebende sich den Deutschen ergeben mußten. Aus dem Bericht sei folgendes wiedergegeben: „Eine kleine Wasser- und Ausspannstelle, die sich für unsere Vorstoßlinie als wichtig erwies, wurde von einer Schwadron besetzt in der Annahme, daß der Feind sich zurückgezogen habe. Eine Abteilung der Transvaaler reitenden Artillerie und eine weitere Schwadron berittener

Infanterie wurde ausgesandt, um die kleine Besatzung zu verstärken. Die eingenommene Stellung war von vornherein für jede kleine Streitmacht gefährlich, andererseits war das Wasser für unseren Vormarsch unentbehrlich. Die Wasserstelle ist von Klippen umgeben, der Zugang geht durch einen engen Paß. Offenbar stellte uns der Feind, der die Gegend genau kannte, eine Falle; denn kaum hatten zwei unserer Geschütze ausgespannt, da begann auch schon der feindliche Angriff: ein deutsches Geschütz wurde auf einer Erhöhung in Stellung gebracht, von der aus der Kessel, in dessen Mitte sich das Wasserbecken befand, bestrichen werden konnte. Unsere Geschütze erwiderten sofort das Feuer und brachten den Gegner einen Augenblick zum Schweigen, allein die Deutschen dehnten ihren Angriff sehr bald aus. Der Zugang, der die Straßen nach der Station zu beherrschte, wurde genommen und nicht weniger als zehn Geschütze, die Sprenggranaten abfeuerten, wurden von den Angreifern in Tätigkeit gebracht. Aus allen Himmelsrichtungen beschossen, behielten sich unsere Kanoniere hervorragend tapfer, wofür die Tatsache spricht, daß alle Bedienungsmannschaften getötet oder verwundet wurden. Nur der befehlführende Offizier Leutnant Adler blieb unversehrt. Es ging nun auf die Mittagsstunde. Mittlerweile wurden entschlossene Versuche unternommen, die kleine Besatzung zu befreien. Der Feind jedoch, der etwa 2000 Mann stark war, hatte eine zu günstige Aufstellung, um einen Vormarsch zum Entsaß zuzulassen. Kurz nach 12 Uhr entschlossen sich unsere Kanoniere, deren Schießvorräte zu Ende gingen und deren Lage unhaltbar wurde, dazu, ihre Geschütze unbrauchbar zu machen, was sie unter dem an Heftigkeit und Genauigkeit immer noch zunehmenden Feuer der Deutschen ausführten. Unsere Infanterie, meist vom ersten Regiment, bemühte sich, das feindliche Feuer zu schwächen.

Als alles vernichtet worden war, was dem Feind irgendwie von Nutzen sein könnte, steckte die tapfere kleine Abteilung von Briten und Afrikanern die weiße Flagge auf. Auf die Deutschen hatte der Kampf und die schweren Verluste, die sie selbst erlitten, einen derartigen Eindruck gemacht, daß ihr Befehlshaber persönlich den britischen Obersten zu der Genauigkeit des Artilleriefeuers und dem tapferen Widerstand seiner Leute beglückwünschte. Alle Verwundeten wurden gut behandelt, und einer von ihnen durfte nach unserem Lazarett zurückkehren. Die Deutschen begruben unsere Gefallenen vor den ihrigen, und zwar mit allen Kriegsehren. Gefangene Kameraden der Toten durften der Leichenfeier beiwohnen. Im Hauptlager war der Ernst der Lage schnell erkannt worden; man hatte auch keine Mühe gespart, den Entsaß der Streitkräfte durchzuführen, allein der Feind erwies sich dafür allzu stark. Die Schwadronen der Rittmeister King und Davidson, die versucht hatten, sich einen zweiten Zugang in den Talkessel zu bahnen, erlitten schwere Verluste durch heftiges Maschinengewehrfeuer.“

#### 28. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 28. September soll es nach englischen Berichten in der Nähe von Lüderichbucht zu einem Gefecht gekommen sein, bei dem auf deutscher Seite fünf Mann gefallen und zwei verwundet worden sein sollen, während die Engländer drei Tote und vier Verwundete hatten.

#### 13. Oktober.

Der Gouverneur von Angola hat die Kolonie Portugiesisch-Kongo (Kalinda) in Belagerungszustand erklärt.

#### 6. November.

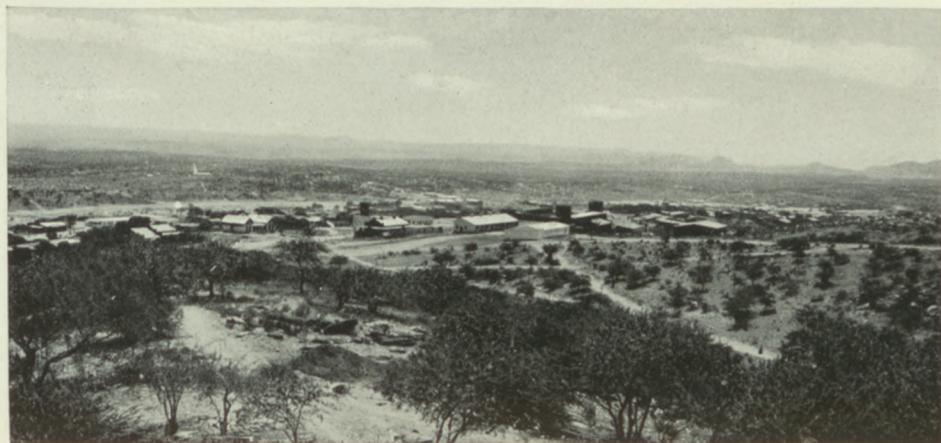
Mitteilung des Reichskolonialamts: Die Lissaboner Presse vom 6. November verbreitet folgende Darstellung über angebliche Vorgänge in Naulila (Angola): Die Deutschen hätten zum Viehkauf die Grenze Angolas überschritten. Hierbei sei es zu einem Zusammenstoß mit der portugiesischen Besatzung des Postens gekommen, in dessen Verlauf drei Deutsche, darunter ein Offizier und ein Arzt, gefallen oder verwundet worden seien.



Swakopmund in Deutsch-Südwestafrika



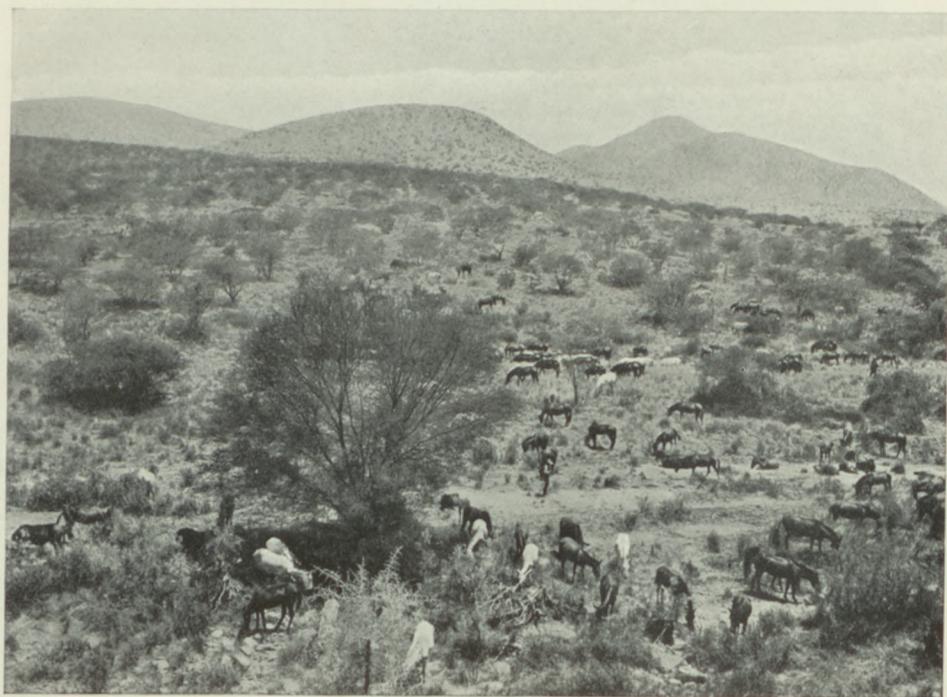
Magazine in Windhut; Kolonnen beim Verladen



Windhut in Deutsch-Südwestafrika



Patrouille im Swakop-Revier in Deutsch-Südwestafrika



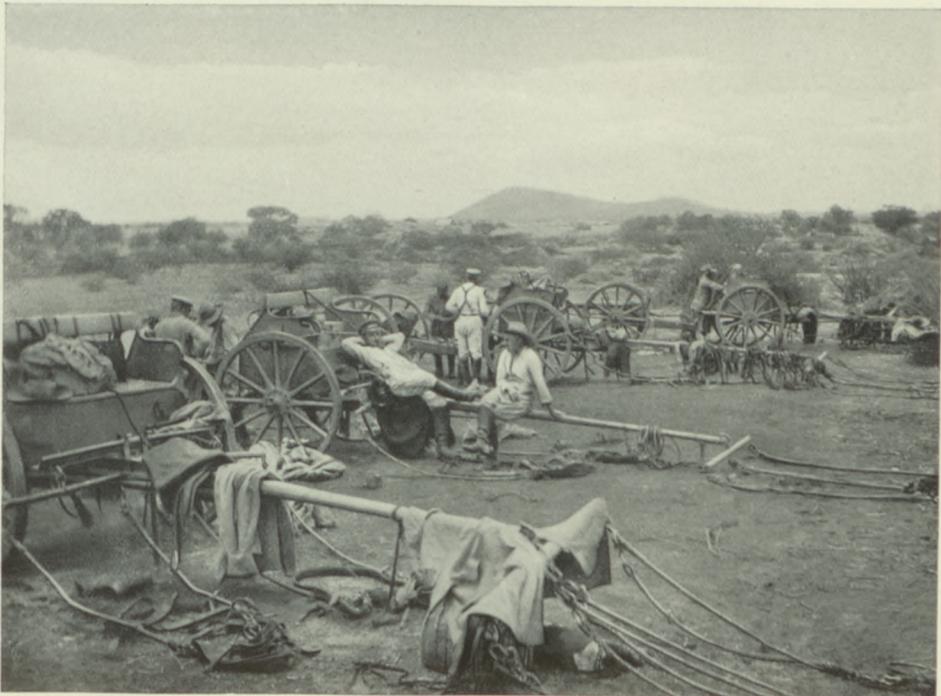
Pferde und Maultiere der zweiten Batterie auf Weide in Johann-Albrechtshöhe  
in Deutsch-Südwestafrika

Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

ZAMIA FOTODUKI  
U. M. K.  
w Torunia



Tränken der Pferde der zweiten Batterie auf dem Marsche in Kaisis (Komatihochland)  
in Deutsch-Südwestafrika



Lager einer auf dem Marsch befindlichen Batterie in Seeis in Deutsch-Südwestafrika



Lastkamele im Dienste der Schutztruppe in Deutsch-Südwestafrika



Das Kamelreiterkorps in Deutsch-Südwestafrika

Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

U. M. K.  
Forania

Sin角度gefügt wird, daß der Vorfall streng untersucht werde und das Ergebnis demnächst erwartet würde. Nun sollen aber die Deutschen außer Revolvern keine Waffen bei sich gehabt haben. Danach kann es sich kaum um eine reguläre deutsche Truppe gehandelt haben. Es ist auch nicht recht ersichtlich, aus welchem Grunde die Deutschen aus Südwest zum Viehkauf gerade nach Angola hätten gehen sollen, da sie doch im eigenen Lande wahrlich genügend mit Vieh versorgt sind. Vor allem erscheint es sonderbar, daß die maßgebenden Stellen in Portugal selbst über diesen angeblichen deutschen Einfall in Angola, über den sie inzwischen längst sichere Mitteilungen hätten erhalten können, noch immer keine amtliche Darstellung veröffentlicht haben. Das gleiche gilt von dem angeblich am 31. Oktober erfolgten Einfall einer wohlausgerüsteten deutschen Expedition bei Fort Cuangar am Cubango (Okavango) 900 Kilometer von Massamedes entfernt an der deutsch-portugiesischen Grenze gelegen. Hierbei sollen zwei portugiesische Offiziere und die Mehrzahl der europäischen Unteroffiziere und Mannschaften gefallen oder verwundet worden sein. Auch die Richtigkeit der bisherigen Angaben über diesen Vorgang muß so lange bezweifelt werden, als nicht amtliche Bestätigungen vorliegen.

#### 12. November.

Der Kommandeur der Schutztruppe von Deutsch-Südwestafrika, Oberstleutnant *Joachim v. Heydebreck*, ist an den Folgen einer Verwundung gestorben.

Oberstleutnant *v. Heydebreck* verfügte über besondere Kolonialerfahrungen. Als Oberleutnant trat er 1896 in die südwestafrikanische Schutztruppe ein, 1898 wurde er Hauptmann und während der Herero- und Hottentottenaufstände 1903 bis 1906 befehligte er die erste Feldartillerieabteilung. 1907 wurde er zur Reorganisierung des Polizeidienstes dem Gouvernement zugeteilt. Als Major ging er zur Schutztruppe zurück, deren Kommandeur er 1911 wurde. Im Jahre 1913 erfolgte seine Beförderung zum Oberstleutnant.

## Kamerun und Kongogebiet

### Amtliche Meldungen und private Mitteilungen

#### 7. August.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Gleich nach Kriegsausbruch versuchten die Franzosen unter Oberst *Largeau* (jetzt zum General ernannt) von Fort Lamby aus die am Bogone fast gegenüberliegende Station *Russeri* zu nehmen. *Russeri* war früher der Sitz des Residenten der deutschen Tsadseeländer. Da die Residentur im vergangenen Jahre nach Mora verlegt worden ist, so wurde hier nur eine Militärstation unterhalten. Nach einem französischen Bericht wurde die Operation durch heftige Wolkenbrüche gestört und mißlang aus Mangel an großen Geschützen. Die französischen Truppen mußten sich unter schweren Verlusten zurückziehen. Am Ubangi überfielen die Franzosen gleichfalls sofort nach Kriegsausbruch den deutschen Posten in *Singa*. 300 Senegal-Schützen unter dem Kommando des Hauptmanns *de Boem* fuhren von Bangui ab, landeten in der Nacht zum 7. August in *Singa* und überraschten den deutschen Stationsleiter. Die wenigen deutschen Soldaten gaben einige Schüsse ab und verwundeten drei französische Soldaten. Da wir keine eigene Telegraphenverbindung nach *Singa* haben, wußte der Postenleiter offenbar noch nicht, daß ein Krieg ausgebrochen war, während die Franzosen längst telegraphisch unterrichtet waren. Der Erfolg der Franzosen war hier also recht billig und wurde mit einem Aufgebote bewerkstelligt, das für die Achtung zeugt, welche die Franzosen vor deutschen Schutztruppen haben; 300 Senegal-Schützen gegen einige 20 Soldaten auf deutscher Seite! In den französischen Zeitungen wird die Beute von *Singa* wie nachstehend aufgeführt: „Man fand bei dem Posten 4000 Mark, zehn Tonnen Reis, Mausergewehre und landwirtschaftliche Maschinen. Alles wurde nach Bangui geschickt.“ In gleicher Weise wie *Singa* wurde auch der deutsche Zollposten in

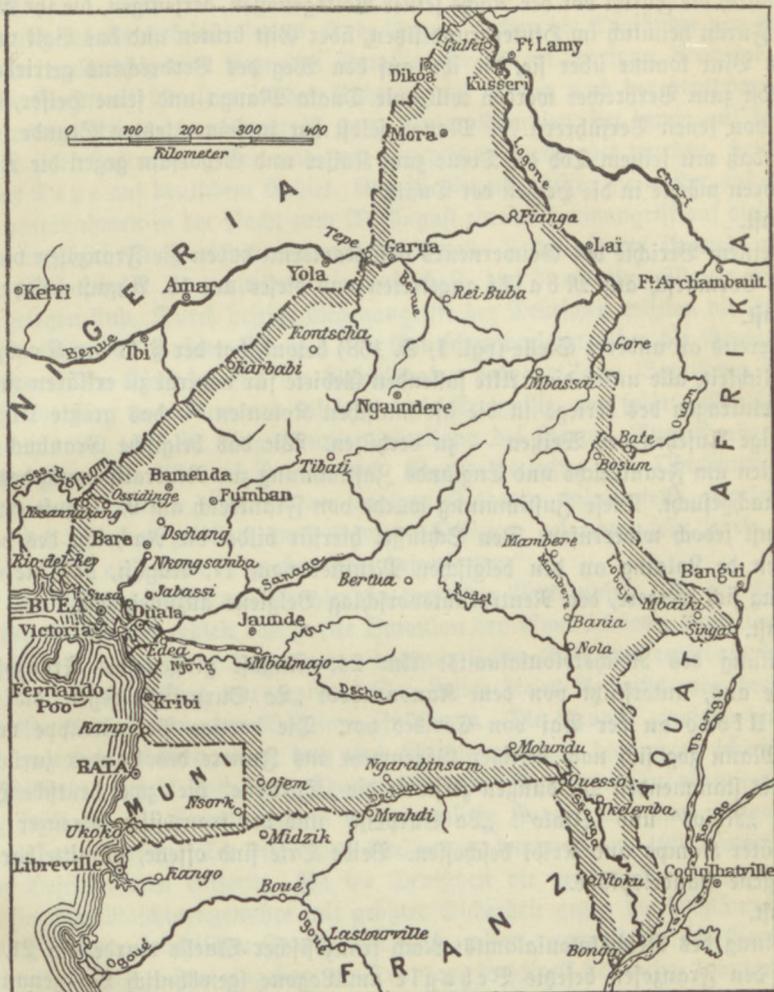
Bonga am 6. August von französischen, den Kongo aufwärts kommenden Truppen überfallen. Ein Teil der Besatzung konnte sich Sanga aufwärts nach Itelemba zurückziehen. An der Südgrenze wurde im Munibezirk der Posten Mondaberg (an der Grenze südlich von Ufoko gelegen) von den Franzosen, die aus dem nahe gelegenen Libreville vorbrachen, besetzt.

Ueber den Ueberfall auf den deutschen Posten Bonga sind wir durch den Brief eines Augenzeugen genau unterrichtet. Ein französisches Schiff näherte sich langsam auf dem Kongo. Plötzlich eröffnete es ein heftiges Geschütz- und Gewehrfeuer, vor dem sich die Bewohner, darunter auch der Brieffschreiber, in den Wald zurückzogen. „Hier machten wir Halt,“ fährt der Bericht fort. „Ich hörte lebhaftes Gewehrfeuer; wem das galt, war mir unbegreiflich, da doch von unserer Seite niemand mehr in Bonga war. Jetzt kamen geflüchtete Neger bei uns an, die mir erzählten, daß weiße Offiziere bei den fremden Soldaten wären. Darauf ging ich zurück zu meiner Faktorei, die erbrochen und fast vollständig ausgeraubt war. Zwei Blechkisten mit ungefähr 1900 Franken waren ebenfalls weg. Das Dorf war vollständig leer. Nach einiger Zeit bemerkte ich am Ende der Dorfstraße eine Anzahl schwarzer Soldaten mit einem Kolonialoffizier; dieser winkte mich herbei und fragte mich, wer ich wäre; auf meine Antwort, daß ich der Vertreter einer englischen Company sei, wurde ich vor den Kommandanten geführt, der meine Papiere durchsah und mir erklärte, da ich Deutscher sei, müsse er mich zum Kriegsgefangenen machen. Ich wurde nicht mehr zu meiner Faktorei zurückgelassen und Tag und Nacht von drei Soldaten bewacht. Ebenso wie meine Faktorei (das heißt die englische), war auch die Faktorei der französischen Kompagnie total ausgeplündert worden. Am andern Tage kam ein Flußdampfer mit einem deutschen Kapitän und 60 schwarzen Arbeitern den Fluß herauf. Der Dampfer wurde von den französischen Truppen geentert, der Kapitän, Herr Höpfner, von der Handelsgesellschaft Südkamerun, wurde durch Schulterschuss schwer verwundet, und die 60 hilflosen Neger wurden alle abgeschlachtet. Nach zwei Tagen wurde ich auf einem Dampfer unten im Laderaum (der 80 cm hoch ist) nach Brazzaville am Stanleyppool gebracht, wo ich über und über mit Schlamm bedeckt, ankam und im Gefängnis mit Schwarzen zusammen zwei Monate Kriegsgefangener war. Von meinen Koffern hatte ich noch drei, die andern waren gestohlen. In einem dieser Koffer befanden sich 700 Franken meiner Company und 1500 Franken persönliches Geld. Diese 2200 Franken nahm der Offizier des Dampfers, der mich nach Brazzaville brachte, trotz meines Einspruchs an sich. Nach zwei Monaten ließ mich der Gouverneur gegen Ehrenwort frei. Die 2200 Franken bekam ich, da ich keine Quittung hatte, nicht zurück. Es gelang mir, nach der Küste zu kommen und mit einem portugiesischen Schiff über Lissabon heimzugelangen.“

### 8. August.

Charakteristisch für das Verhältnis zwischen Verwaltung und Eingeborenen ist der Kriegserlaß des kaiserlichen Gouverneurs von Kamerun, Ebermaier. Es heißt in dieser Bekanntmachung u. a. wörtlich: „Der Deutsche Kaiser hat sein Volk zu den Waffen gerufen gegen Frankreich und Rußland, die es bedrohen. . . England ist neidisch auf uns, weil die Deutschen fleißiger und tüchtiger sind als die Engländer, fürchtet sich aber uns allein anzugreifen. Heimtückisch ist es uns jetzt in den Rücken gefallen. Der Deutsche Kaiser hat genug Soldaten und Schiffe, um auch gegen England siegreich zu kämpfen. Uns hilft ein mächtiger, treuer Verbündeter, der Kaiser von Oesterreich-Ungarn, mit allen seinen Soldaten und Schiffen. Uns hilft ferner der Sultan in Stambul, der in Glaubenssachen der Oberherr aller Mohammedaner ist. In Deutschland ist kein Mann, der ein Gewehr tragen kann, in seiner Stadt geblieben. Alle sind dem Feinde entgegengeeilt, um zu kämpfen. Die Frauen helfen die Verwundeten

zu pflegen. Die Kinder verrichten die Erntearbeiten auf den Feldern. Unser ganzes Volk ist wie eine Familie, Hader und Streit gibt es unter den Deutschen nicht mehr. Ihr Eingeborenen, die Ihr mit den Deutschen seit einem Menschenalter zusammenlebt, wißt, daß die Deutschen zwar streng aber auch gerecht sind: streng gegen die Bösen, gerecht



Übersichtskarte von Kamerun

gegen die Guten. Wer von Euch unsern Feinden hilft oder zu helfen versucht, wird unsere Strenge fühlen. Wer aber treu zu uns hält, der wird belohnt. Deshalb bestimme ich: Für die Soldaten der Polizeitruppe und für die farbigen Angestellten des Gouvernements, weil sie treu erwiesen sind, kommt die Prügelstrafe in Fortfall, ebenso für alle die, die ehrenvoll aus diesem Dienste ausgeschieden sind. Das gleiche bestimmt der Kommandeur für die Soldaten der Schutztruppe. Dies sollt Ihr so verstehen, daß wer dem Deutschen treu dient, auch mehr und mehr wie ein Deutscher behandelt werden und an der Vorzugsstellung der Deutschen teilnehmen soll. Ihr Völker Kameruns! Aus dem Bulu-Lande wird mir gemeldet, daß Tausende von Bulus mit den Deutschen zusammen gegen die Franzosen und Belgier in den Krieg ziehen wollen. Steht alle in der Gefahr treu zu den Deutschen! Ihr werdet erkennen, daß Ihr klug gehandelt habt."

Am gleichen Tage wurde der Aufwiegler Manga Bell hingerichtet. Der Gouverneur gab das den „Leuten von Duala“ folgendermaßen bekannt:

„Manga Bell ist heute durch den Strang gerichtet worden, weil er sich als Verräter erwies an Kaiser und Reich. Er hat im letzten Augenblick bekannt, daß er getrieben worden sei durch die Furcht vor der Rache seiner Volksgenossen, derjenigen, die ihr alle kennt, die aus Furcht heimlich im Hintergrund sitzen, über Gift brüten und das Volk verführen. Mangas Blut komme über sie, die ihn auf den Weg des Verbrechens getrieben. Wer nicht selbst zum Verbrecher werden will, wie Duala Manga und seine Helfer, der reiße sich los von jenen Verführern. . . Manga selbst hat in seiner letzten Stunde sein Volk gebeten, daß mit seinem Tod die Treue zum Kaiser und Gehorsam gegen die Regierung zurückkehren möchte in die Herzen der Duala.“

#### 15. August.

Nach einem Berichte des Gouverneurs von Kamerun haben die Franzosen von Singa aus den Vormarsch auf Mb a i k i angetreten und dieses am 15. August besetzt.

#### 17. August.

Wie bereits an anderer Stelle (vgl. I, S. 168) betont, bot der § 11 der K o n g o a k t e die Möglichkeit, alle unter diese Akte fallenden Gebiete für neutral zu erklären und damit das Hineintragen des Kriegs in die afrikanischen Kolonien — das größte Unglück für das dortige Ansehen der Weißen — zu verhüten. Wie das belgische Graubuch beweist, hat Belgien um Frankreichs und Englands Zustimmung zur Neutralisierung des Kongobeckens nachgesucht. Diese Zustimmung wurde von Frankreich am 9. August erteilt, am 16. August jedoch widerrufen. Den Schlüssel hierfür bildet die Nachricht des belgischen Gesandten de Valaing an den belgischen Minister vom 17. August, daß die englische Regierung sich weigere, den Neutralitätsvorschlag Belgiens anzunehmen.

#### 25. August.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 24. August gingen die Franzosen von Libreville aus, unterstützt von dem Kanonenboot „La Surprise“ gegen die deutsche Station U k o k o an der Bai von Corisco vor. Die dortige Polizeitruppe von etwa dreißig Mann zog sich nach heftiger Gegenwehr ins Innere des Landes zurück. Nach aus Paris stammenden Meldungen zerstörte die „Surprise“ hier zwei deutsche Handelsdampfer: „Rhios“ und „Italo“. „La Surprise“ und der französische Kreuzer „Bruix“ haben später Kambo und Kribi beschossen. Beide Orte sind offene, unmittelbar an der See gelegene Handelsplätze.

#### 26. August.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Nach französischer Quelle wurde am 21. August das von den Franzosen besetzte B e h a g l e am Logone (gewöhnlich Bai genannt) von den Deutschen angegriffen; nach erbitterten Kämpfen, bei denen auf deutscher Seite ein Leutnant und dreizehn Mann gefallen sein sollen, mußten die Franzosen den Posten aufgeben und zurückweichen. Fünf Tage später griffen die inzwischen verstärkten französischen Truppen wieder an und eroberten den Platz. Eine Bestätigung dieser beiden Unternehmungen durch den Gouverneur von Kamerun liegt nicht vor. Auf deutscher Seite können nur unbedeutende Streitkräfte beteiligt gewesen sein. Wie immer in verlustreichen Gefechten, geben auch hier die Franzosen ihre eigenen Verluste, die schon nach ihren Angaben „schwer“ waren, nicht genauer an. Der Sultan von Logone, Karnak, der auf seiten der Deutschen kämpfte, soll von französischen Truppen überrascht und getötet, seine Anhänger sollen zerstreut worden sein.

#### 27. August.

Nach einer Nachricht des Gouverneurs von Kamerun haben Ende August die Engländer mit drei Kompagnien den Ort M o r a besetzt. Die deutsche Mora-Kompagnie steht in

Verteidigungsstellung auf dem Moraberg dicht bei der Stadt. Sie hat am 27. August einen englischen Angriff abgewiesen, ein Maschinengewehr und 12 000 Patronen erbeutet.

29. August.

Französische Meldung: Deutsche Truppen sind in Belgisch-Kongo eingerückt.

30. August.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Ende August rückten die Engländer von Yola aus mit einem in Nordnigerien liegenden Bataillon der West African Frontier Forces unter Oberstleutnant Maclear in der Richtung auf Garua nach der deutschen Grenze, die nur wenige Kilometer entfernt ist, vor. Unter Kämpfen, bei denen auf beiden Seiten der Engländer zwei Leutnants fielen und zwei Hauptleute verwundet wurden, besetzten die Engländer Tepe auf deutschem Gebiet. Am 26. August rückten sie weiter auf Garua vor und unternahmen in der Nacht zum 29. August einen Sturmangriff auf diesen Platz, wobei sie angeblich ein Fort von Garua einnahmen. Unter „Fort“ ist wohl eines der Europäer-Wohnhäuser zu verstehen, die außerhalb der durch eine Mauer besetzten Station gelegen sind. Durch heftige Gegenangriffe der Deutschen erlitten die Engländer schwere Verluste und mußten sich, von den Deutschen verfolgt, über die Grenze zurückziehen. In diesen Kämpfen fiel der Befehlshaber des englischen Bataillons Maclear.

Der Gouverneur von Kamerun bestätigt diese Ereignisse, wie folgt: „Engländer angriffen nachts 29. zum 30. August unsere Stellung bei Garua. Angriff abgeschlagen. Engländer gingen in Eile auf Yola zurück. Eigene Verluste: zwei Oberleutnants und zwei Sergeanten gefallen, Verluste an farbigen Soldaten unbedeutend. Verluste beim Feinde: fünf Offiziere gefallen, zwei Sanitäts-Offiziere gefangen, sehr starke Verluste an Farbigen, die außerdem in großer Zahl desertierten.“

Ueber die Gefechte bei Garua berichtet ein englischer Mitkämpfer: „In der Nacht vom 30. auf den 31. August erhielt das zweite Bataillon der West African Frontier Forces den Befehl, sein Lager zu verlassen, gegen das nur sieben Kilometer entfernte Garua zu marschieren und den Platz anzugreifen. Der Leiter dieses Angriffs war der Oberstleutnant P. Maclear von den Dubliner Füsilieren. Die Truppe erreichte die bereits vorher angelegten Schützengräben kurz nach Mitternacht und begann zu schießen; aber der Befehlshaber befahl bald, das Feuern bis zum Morgengrauen einzustellen. Um 4 $\frac{1}{2}$  Uhr früh am 31. August begann der eigentliche Kampf, und nun ereigneten sich rasch furchtbare Szenen. Die englischen Stellungen waren kaum 400 Meter von den deutschen Befestigungen entfernt. Da die Deutschen die genaue Entfernung kannten, konnten sie ihre Maschinengewehre mit größter Sicherheit gegen die Engländer richten. Der Erfolg dieses mörderischen Feuers war, daß unsere armen Leute wie Gras niedergemäht wurden und unsere eingeborenen Truppen, so schnell sie laufen konnten, zurückrannten, nur noch die Offiziere und die Unteroffiziere in den Schützengräben zurücklassend. Aber auch sie mußten bald darauf weichen; als sie das Lager erreichten, fand man, daß von den 21 Offizieren des Bataillons nur noch zehn da waren. Die andern elf waren getötet, verwundet oder gefangen. Von den eingeborenen Truppen fehlten über 40 v. H. Da in den vier Kompagnien mehr als 600 Soldaten gewesen waren, so ist der Verlust an Mannschaften auf wenigstens 250 Mann zu berechnen. Mehrere Stunden warteten wir im Lager auf Vermisste, aber nur ganz wenige fanden sich ein. Schließlich wurde der Rückzug über die Grenze auf englisches Gebiet angetreten, und nur die geschickte Führung des Hauptmanns Adams vom West Surbey-Regiment rettete uns. Würden die Deutschen ihre festen Stellungen verlassen haben und uns gefolgt sein, dann wäre ihnen wohl schwerlich einer von uns entronnen. Der Führer der Truppe, Oberstleutnant Maclear, war unter den Toten, ebenso Major Pudle und Hauptmann Lubin; andere Offiziere starben in deutscher Gefangenschaft. Es gereicht den Deutschen zur

Ehre, daß sie Briefe von Brown, Trumper und Lindsay (gefangene Offiziere, die letztern beide Ärzte, die bei der Pflege der verwundeten deutschen und englischen Soldaten in Garua halfen) und später auch die Ringe von Lubin und Brown, der an schwerer Knieverletzung starb, nach Dola schickten.

#### 5. September.

Der Gouverneur von Kamerun teilt mit, daß englische Kriegsschiffe am 4. September vor Victoria Anker warfen und ein Landungskorps ausschifften. Dieses zog sich aber am 5. September auf die Nachricht von dem Herannahen deutscher Truppen auf die Schiffe zurück, worauf Victoria, ohne wesentlichen Schaden zu leiden, bombardiert wurde. Die Engländer scheinen dann zunächst die Landungsversuche aufgegeben zu haben.

#### 6. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Eine britische Abteilung, die von Fkom aus dem Großfluß entlang in Kamerun einrückte, besetzte am 25. August das nahe der Grenze gelegene Dorf Nssanakang im Ossidingebiet. Eine zweite Kolonne fuhr von Calabar aus den Akwa-Jase-River entlang und besetzte auf deutschem Gebiete das Dorf Archibong, von wo ein Weg nach der Station Rio del Rey führt. Teile der Kameruner Schutztruppe einschließlich der Polizeistammkompagnie aus Duala rückten nun von Bamenda, Dshang und Tinto gegen Nssanakang vor und griffen am 6. September nachts gegen 2 Uhr an. Dieser Angriff wurde von den Engländern zurückgeschlagen, aber ein zweiter, der morgens gegen 5 Uhr einsetzte, war erfolgreich. In Anbetracht dessen, daß der amtliche englische Bericht die in Nssanakang befindlichen Truppen als zurückgelassene „Garnison“ bezeichnet, können wir annehmen, daß es sich um zwei bis drei Kompagnien gehandelt hat, die von den Unsrigen vollständig aufgerieben wurden.

Ein Telegramm des Gouverneurs von Kamerun bestätigt diesen Erfolg und bemerkt, daß sich der Feind nach dieser Niederlage aus dem Ossidingebiet zurückgezogen, und daß die Niederlage der Engländer einen großen Eindruck auf die Eingeborenen zu beiden Seiten der Nordwestgrenze gemacht habe.

#### 11. September.

Der Gouverneur von Kamerun teilt mit, daß seit Anfang September der Hafen von Duala blockiert sei, und zwar durch die englischen Kriegsschiffe „Cumberland“ und „Dwarf“, sowie die Jacht „Joy“ (Gouverneursjacht von Nigieren). Die flachgehenden Schiffe „Dwarf“ und „Joy“ bemühten sich, in alle Kriebs einzudringen und die Blockade immer enger zu schließen. Am 11. September versuchte „Dwarf“ in den Innerkamerunhafen, dessen Einfahrt durch versenkte Schiffe verlegt war, einzulaufen, zog sich aber vor dem Feuer unserer Batterie anscheinend mit Schaden zurück. Die Engländer warteten offenbar die Ankunft von Verstärkungen des Landungskorps ab.

#### 18. September.

Meldung des Gouverneurs von Kamerun: Wir griffen die befestigte Stellung des Gegners bei Takum (nördlich von Bali in Nigieren) an und verloren einen Offizier. Die Engländer verloren viele Soldaten.

#### 27. September.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Nach französischen Meldungen traf am 26. September der französische Dampfer „Admiral Fourichon“, von Dakar kommend, mit 30 Offizieren, 47 Unteroffizieren, 153 Korporalen und 870 Senegal-Schützen im Kamerunfluß ein. Hier lagen vier große sowie mehrere kleine englische und französische Transportschiffe vor Anker, sowie die beiden englischen Kreuzer „Challenger“ und „Cumberland“, ferner das englische Kanonenboot „Dwarf“ und der französische Kreuzer „Bruix“. Trotz der Sperrung der Hafeneinfahrt durch von unserer Seite versenkte Schiffe gelang es dem Kreuzer „Challenger“, bis auf etwa fünf Kilometer an die Stadt Duala heran-

zukommen und sie — jedoch ohne Erfolg — zu beschießen. Auch die „Dwarf“ beteiligte sich später an der Beschießung. Die deutschen Geschütze antworteten, ihre Geschosse (es handelt sich um alte Feldgeschütze) konnten indessen die englischen Schiffe nicht erreichen. Duala ergab sich am 27. September vormittags 11 Uhr bedingungslos. Eine englisch-französische Truppenmacht unter Brigade-General Dobell wurde gelandet. Es wurde festgestellt, daß das Bombardement fast keinen Schaden angerichtet hatte und daß die Telefunkenstation in der Nähe von Duala von den Deutschen vor ihrem Abzuge zerstört worden war. Die waffenfähigen Deutschen hatten sich, nach der gleichen englischen Darstellung, mit der in Duala stationierten Schutztruppenstammkompanie vor der Uebergabe der Stadt in drei Richtungen ins Innere des Schutzgebietes zurückgezogen. Als das „Innere des Schutzgebietes“ ist hier wohl das außerhalb des Wirkungsbereichs der Schiffskanonen liegende Land entlang der Nordbahn und der Mittellandbahn zu verstehen; denn noch in den folgenden Tagen fanden in unmittelbarer Nähe der Stadt Duala eine Reihe von Gefechten statt. Die in dem Hafen von Duala liegenden Handelsschiffe (größtenteils der Woermann-Linie gehörig) wurden beschlagnahmt. Mannschaften und Duala-Europäer, Frauen und Kinder, wurden nach Cotonon und Lagos gebracht.

Ueber die Einnahme von Duala liegen verschiedene Privatnachrichten vor. Aus diesen ergibt sich etwa folgendes Bild: Mit Kriegsausbruch haben sich der Gouverneur und der Kommandeur der Schutztruppe nach Duala begeben, um die erforderlichen Verteidigungsmaßnahmen zu treffen. Schützengräben wurden ausgehoben und die vier vorhandenen Geschütze kugelsicher aufgestellt. Es wurden Minen fabriziert und in der Einfahrt des Flusses an der Innenbarre und an den Einnündungen der verschiedenen Wasserläufe in den Hauptstrom gelegt. Weiter wurde die Einfahrt an der Außenbarre durch Versenken einer Anzahl Dampfer gesperrt. Von den in Duala vereinigten etwa 300 deutschen Männern wurden aus Mangel an Munition und Gewehren etwa nur 80 zum militärischen Dienst bei der Schutztruppe eingezogen. Das Regierungshospital wurde nach dem Ortsteil Deido verlegt, auch die Frauen und Kinder wurden dort in der katholischen Kirche und sonstigen massiven Häusern zum Schutz vor etwaiger Beschießung untergebracht. Am 1. September wurde zum ersten Mal ein englisches Kriegsschiff zwischen Fernando Po und Duala gesichtet. Am 9. September erschienen drei englische Kriegsschiffe an der Kamerunmündung, von denen eines auf den Regierungsdampfer „Herzogin Elisabeth“, der in voller Fahrt in den Hafen lief, ohne Erfolg feuerte. Das Kanonenboot „Dwarf“ kam, um zu loten, am 10. September an die Barre heran, an der die Dampfer versenkt worden waren. Am 11. September ging es über diese Stelle hinweg und eröffnete das Feuer auf Duala, das etwa 15 Minuten dauerte, aber keinen Schaden anrichtete. Das Schiff mußte sich dann, von unsern am Hoffmannsweg aufgestellten Geschützen getroffen, zurückziehen. Am 13. September erschien die „Dwarf“ wieder an der Sperre, nachdem in den beiden vorhergehenden Nächten die in der Manokabucht liegende „Cumberland“ durch eine von uns entsprechend ausgerüstete Barkasse vergeblich angegriffen worden war; Mondschein und englische Wachboote hatten den Erfolg vereitelt. In den folgenden Tagen lagen die „Dwarf“ und die „Joy“ an der Sperre, ohne sie zu überfahren. In der Nacht vom 17. zum 18. September versuchten wir mit unserer andern Barkasse einen zweiten Angriff auf die „Cumberland“. Ehe das Torpedo abgeschossen werden konnte, hatten die Verteidiger uns bemerkt und durch Schießen die Besatzung gezwungen, ins Wasser zu springen und sich gefangen nehmen zu lassen. Zu dieser Zeit ist auch der Regierungsdampfer „Nachtigal“ in den Krieks des Kamerunästuars vernichtet worden. Am 23. September haben dann „Dwarf“, „Joy“ und mehrere kleine Pinassen die Sperre überfahren und nachmittags Duala mit sechs bis zehn Schuß ohne Erfolg beschossen. Am 25. September hat weiter das englische Kriegsschiff „Challen-

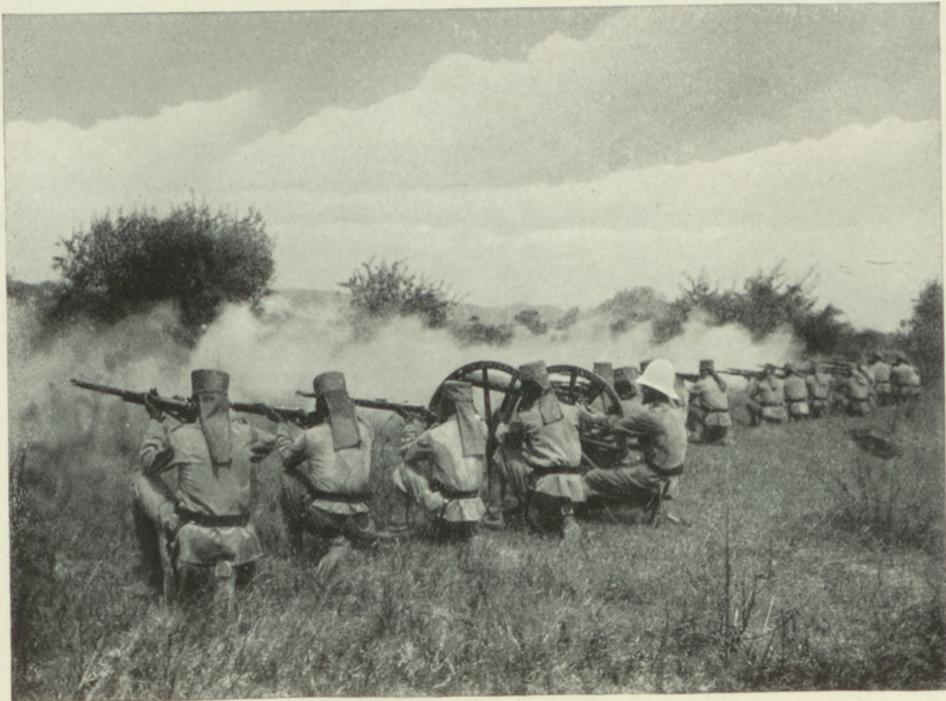
ger“ auf die gelegten Minen geschossen. Nachmittags forderte ein englischer Parlamentär die bedingungslose Uebergabe der Stadt und der ganzen Kolonie, was aber verweigert wurde. Die noch für diesen Tag angedrohte Beschießung erfolgte nicht. Dagegen wurde Duala am 26. September, morgens 6 Uhr, beschossen, wobei einige Beamtenwohnhäuser und sonstige Regierungsgebäude beschädigt worden sind. Die Beschießung dauerte jedoch nicht lange. Am 27. September mußte endlich über Duala die weiße Flagge gehißt werden.

Ueber die Behandlung der Zivilgefangenen hat einer von ihnen, Dr. Böhringer, in Stuttgart einen Vortrag gehalten, in dem er nach dem „Schwäbischen Merkur“ folgendes ausführte: „Mit der Uebergabe Dualas begann für die weiße Bevölkerung des Küstengebiets von Kamerun eine Zeit körperlicher und seelischer Leiden. Den verräterischen Dualas wurde zur Verhöhnung der Deutschen, zu Mißhandlung und Mord, zu Diebstahl und Plünderung freie Hand gelassen; allerdings nur so lange, als die Engländer glaubten, Deutsche als Zeugen zu haben. Als die Deutschen entfernt waren, ist gegen die Dualas mit barbarischen Strafen vorgegangen worden. Die Hauptmasse der Europäer wurde in hinterlistiger Weise dadurch gefangen genommen, daß man sie aufforderte zur Eintragung auf das Bezirksamt zu kommen, man brauche gar nichts mitzunehmen, man werde sofort wieder entlassen. Zwei Stunden nachher waren die auf diese Weise Gefangenen auf dem Weg nach Dahomey, wo sie den Lokalamtern zur Arbeit überwiesen wurden. Nachdem die Hauptmasse der Deutschen entfernt war, wurde der Rest, etwa 150 Männer und Frauen, durch schwarze Soldaten ohne weiße Aufsicht unter dem Hohngeschrei der Duala in das Regierungshospital zusammengetrieben und dort auf engem Raum zusammengepfercht — eine wahre Marter für sie, da die Klosetteinrichtungen versagten und ein Verlassen dieser Räume unter keinen Umständen gestattet wurde. Von hier wurden die Gefangenen auf den Dampfer „Bathurst“ gebracht, wo die Frauen Kabinen erhielten, während die Männer auf dem nackten Deck, dem Regen preisgegeben, kampieren mußten. Es wurden weder Decken noch Eßgeschirr noch Eßbesteck geliefert. In der ersten Nacht zwischen 11 und 12 Uhr wurden alle Gefangenen — auch die Frauen — geweckt, aufs peinlichste durchsucht und ihnen alles Geld über 100 Mark abgenommen. Von Duala ging die Reise zunächst in langsamer Fahrt nach Lagos. Abgesehen davon, daß es fast nichts zu essen gab — im Tag manchmal nur ein Schiffszwieback — und der Regen häufig den Aufenthalt unerträglich machte, war auf dieser Fahrt nicht viel zu klagen. In Lagos gab es 14 Tage Aufenthalt bei ausreichender Verpflegung, aber ziemlicher Wassernot. Dorthin wurden auch die später gefangenen Deutschen — selbstverständlich lauter Zivilisten — gebracht. Diese späteren Transporte wurden wegen der inzwischen, am 14. Oktober, erlittenen Schlappen bei Zabassi und an der Mittellandbahn (vgl. S. 313) besonders schlecht behandelt. Einmal kam es vor, daß den Deutschen Trinkwasser in Klosetteimern vorgefetzt wurde. Als sie sich darüber beschwerten, erklärte ein britischer Offizier: „Das ist doch einerlei, ob die deutschen Schweine Wasser haben oder nicht.“ Von Lagos kamen die Missionare mit ihren Frauen auf die Goldküste. In Lagos wurden sie sodann auf den Frachtdampfer „Obassi“ gebracht und auf diesem nach England befördert, natürlich unter schwarzer Bewachung. Die Frauen erhielten eine, wenn auch enge, so doch anständige Unterkunft. Die Männer, 7—900, wurden im Laderaum zusammengepfercht, wo neben den Rojen tatsächlich nicht mehr genug Raum zum Stehen vorhanden war. Das Essen, in den ersten Tagen auskömmlich, verdarb rasch und wurde fast ungenießbar, so daß fast alle davon krank wurden. Trinkwasser wurde fast keines abgegeben, Medikamente und Verbandstoff scheinen nicht an Bord gewesen zu sein. Milch für die Kinder war genug vorhanden, wurde aber nicht abgegeben. Trotzdem war die Stimmung unter den Gefangenen durchweg eine zuversichtliche. In Eng-



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft, Berlin

Soldat der deutschen Schutztruppe zu Pferde in feldmarschmäßiger Ausrüstung



Phot. Gebr. Gaedel, Berlin

Deutsche Schutztruppen im Gefecht in Deutsch-Ostafrika

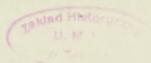


Im Kasernenhof zu Darressalam in Deutsch-Ostafrika



Eingeborene auf der Otavi-Bahn in Deutsch-Südwestafrika

Phot. Gebr. Gaedel, Berlin



land wurden die Frauen nach Hause geschickt und die Männer in das Konzentrationslager von Sandforth gebracht.“

#### 1. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Nach französischen Meldungen fand zwischen den vereinigten englisch-französischen Truppen und den deutschen am 1. Oktober in der Nähe von Victoria ein lebhaftes Gefecht statt, das mit der Niederlage der Deutschen endigte. Die Franzosen machten hierbei angeblich 300 europäische und zahlreiche schwarze Gefangene, hatten dagegen nur zwei Tote und vier Verwundete; die Deutschen sollen sich jedoch, wie dieser französische Bericht betont, „geordnet zurückgezogen haben“, verfolgt von den verbündeten Streitkräften. Entspräche dieser Bericht den Tatsachen, so müßten die Engländer und Franzosen in dem einen Gefecht fast sämtliche waffenfähigen, am westlichen Hang des Kamerunbergs wohnenden Europäer gefangen genommen haben, so daß von einem „geordneten Rückzuge“ dann wohl nicht mehr die Rede hätte sein können.

#### 14. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 8. Oktober wurde von Duala aus Jabassi angegriffen. Die unter dem Obersten Georges stehenden Kräfte des britischen Westafrika-Regiments wurden von den Deutschen zurückgeschlagen. Ein zweiter Angriff der Engländer am 14. Oktober führte zur Besetzung von Jabassi. Da hierbei nach den englischen Berichten nur ein englischer Beamter am Hirschschlag starb und sonst keine weiteren Verluste angegeben sind, ist der Schluß erlaubt, daß die Deutschen inzwischen abgezogen waren und die Besetzung ohne Widerstand erfolgte.

Ein englischer Offizier berichtet der „Times“ über den ersten Angriff auf Jabassi: „Zehn Kompagnien mit vier Feldgeschützen wurden auf Leichtern und Booten verladen und den Wuri aufwärts gesandt, um Jabassi zu erobern. Ein deutscher Vorposten wurde mit einem 15-cm-Marinegeschütz zusammengeschossen. Am 6. Oktober wurde etwa 5 km unterhalb von Jabassi eine Landung vorgenommen und der Versuch gemacht, die deutsche Stellung zu nehmen. Die Engländer suchten hinter den Hecken am Ufer Deckung, mußten aber schließlich vor der gut gezielten Maschinengewehrfeuer der Deutschen zurückweichen. Sie versuchten dann eine Umgehung und gelangten bis auf etwa 350 m an die deutsche Stellung heran, als sie auf einmal von einer furchtbaren Feuer empfangen wurden, das sie zum schleunigen Rückzug zwang. Das Maschinengewehrfeuer der Deutschen war mörderisch, und schließlich mußten die Engländer ihre Boote besteigen und sich zurückziehen. Von den 26 Weißen der Truppe fielen vier, darunter der Maschinengewehr-offizier. Die Engländer bezogen außerhalb Schußweite ein Lager, zogen sich jedoch dann auf Befehl des Oberkommandierenden nach Duala zurück. Die Deutschen, davon verständigt, daß stärkere Streitkräfte der Engländer im Anmarsch waren, sollen Jabassi zerstört und sich weiter ins Innere zurückgezogen haben.“

#### 19. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 19. Oktober griffen die Engländer die Deutschen an der Nordbahn in der Nähe von Susa (etwa 20 km von Duala entfernt) an. Hierbei wurden auf gegnerischer Seite ein Leutnant und fünf farbige Soldaten getötet, dreizehn farbige Soldaten wurden verwundet und neun werden vermisst. Hiernach zu urteilen hatte das Gefecht einen für die Engländer unglücklichen Ausgang.

#### 21. Oktober.

Mitteilung des Reichskolonialamts: Am 21. Oktober haben zwei französisch-englische Abteilungen Edea am Sanaga erreicht. Die Berichte reden von „harten Kämpfen“, die hier stattgefunden haben, doch sind vorläufig noch keine genaueren Angaben über die wahrscheinlich beträchtlichen Verluste der Verbündeten gemacht worden.

## Togo

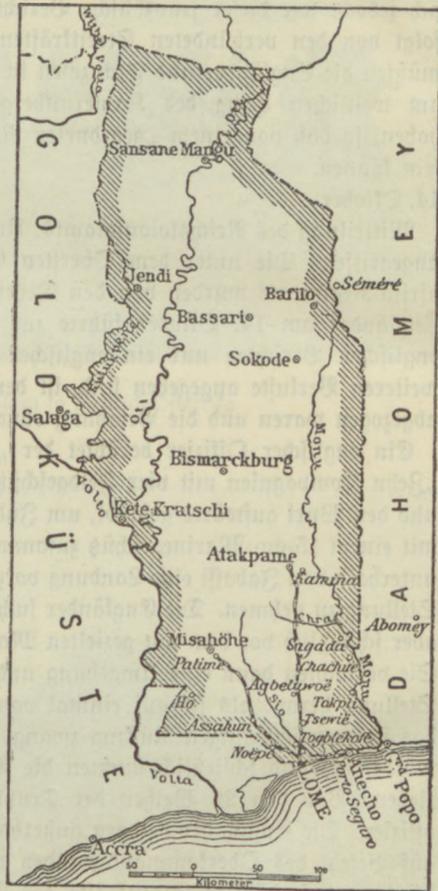
Zusammenfassender Bericht nach amtlichen Meldungen und privaten Mitteilungen.

Von allen deutsch-afrikanischen Schutzgebieten bot Togo im Kriegsfall für die Verteidigung die ungünstigsten Bedingungen. Das nach allen Seiten offene, eng zwischen feindliche Nachbarcolonien eingekesselte Land war einem beiderseitigen Ueberfall durch englische und französische Streitkräfte von Anfang an nahezu wehrlos preisgegeben, zumal das Vordringen des Gegners durch ein vorzügliches Straßen- und Wegenetz erleichtert wurde. Unter diesen Umständen konnte bei dem Fehlen einer Schutztruppe mit erfolgreicher Gegenwehr für längere Dauer ernstlich nicht gerechnet werden. Um so höher ist es anzuschlagen, daß der stellvertretende Gouverneur Geh. Reg.-Rat, Major a. D. v. Doering unter Aufgebot fast aller verfügbaren wehrfähigen Deutschen mit diesen und mit der Polizeitruppe bis zum äußersten Widerstand geleistet hat.

Vor allem galt es, die im Innern des Landes bei Kamina errichtete Großfunkstation, mittels deren die tägliche Verständigung nicht nur mit Togo, sondern auch mit den übrigen Schutzgebieten in Afrika aufrechterhalten wurde, solange als irgend möglich zu erhalten. Demgemäß verlegte v. Doering, nachdem alsbald nach Beginn des Kriegszustandes die mit dem Gouverneur der Goldküstenkolonie eingeleiteten Verhandlungen wegen Neutralitätserklärung des Togo-Gebietes britischerseits abgelehnt worden waren, am 8. August alle nur erreichbaren Streitkräfte der Polizeitruppe — im ganzen 400 Mann, meist Reservisten und Rekruten — nach Kamina und leitete von dort aus die erforderlichen kriegerischen Unternehmungen. Soweit als möglich wurden Proviant sowie Kriegsmaterial und rollendes Eisenbahnmaterial mitgenommen. Auf dem Rückzuge nach Kamina ließ v. Doering den kleinen Funkturm bei Togbletse und die Eisenbahnbrücke über den Siofluß sowie noch andere Brücken der Eisenbahnen nach Atakpame und Palime zerstören.

Gleichzeitig besetzten die Engländer Lome, erklärten für die Stadt das Kriegsrecht und alles Land 120 Kilometer landeinwärts für englischen Besitz (vgl. I, S. 167).

Wenige Tage später überschritten die Franzosen, die bereits am 8. August Aneho besetzt hatten, den deutsch-französischen Grenzfluß Monu und besetzten die Landschaft Sagada. Gleichzeitig rückten die Engländer von Lome aus längs der Palimebahn vor, besetzten zwischen dem 12. und 15. August Noepe, Assahun und Tsewie, erschienen auch im Distrikt So und kündigten den Nachschub zahlreicher Streitkräfte an.



Übersichtskarte von Togo

Am 14. August vertrieb eine deutsche Patrouille französische Truppen bei Chachuë, eine andere deutsche Abteilung hatte ein verlustloses Gefecht gegen die Franzosen bei Bafilo unweit des Monu (vgl. I, S. 167). Diese kleinen Vorstöße sollten nur die Einnahme von Kamina möglichst weit hinausschieben. Dem selben Zweck dienten Gefechte bei Agbelwoë am 15. August und am Chrasfluß am 22. August. Nach dem letzten telegraphischen Bericht des Major v. Doering vom 24. August hielt der Hauptmann Mans am Chra die deutsche Stellung gegen große Uebermacht und zahlreiche Geschütze viele Stunden mit großer Tapferkeit. Ueber das Gefecht selbst berichtet General Pineau in der „Times“: „Am 22. August wurde, ehe es zum Kampf am Chrasfluß kam, der englische Leutnant Thomson mit 22 eingeborenen Soldaten dem Kapitän Castaining, Kommandeur der Marschbrigade von Dahomey, zur Verfügung gestellt. Thomsons Truppe, moralisch durch vorhergehende Aktionen stark erschüttert, war aus den Kräften des Kapitäns Castaining durch einen Sergeanten, zwei Korporale und 14 Senegalschützen verstärkt worden. Seit Beginn des Gefechts, etwa um 11 Uhr vormittags, befand sich die so gebildete gemischte Abteilung unter außerordentlich heftigem Gewehrfeuer aus den deutschen Schützengräben, das durch Maschinengewehre unterstützt wurde. Gegen 3½ Uhr nachmittags, nachdem die Artillerie der Verbündeten in Aktion getreten war, gab Leutnant Thomson das Zeichen zum Sturmangriff. Trotz intensivster Unterstützung der ganzen Kompagnie Castainings mußte dieses mutige Unternehmen unter dem Kugelhagel, 50 Meter vor den deutschen Schützengräben, scheitern. Leutnant Thomson fiel. Im englischen Eingeborenkontingent machte sich Rückzugsbewegung geltend, und die auf diesen Angriff gesetzte Hoffnung schien verloren; jedoch weigerten sich die Senegalschützen, die Leiche des Führers, den ihnen ihr Kapitän gegeben hatte, zu verlassen, und es gelang ihnen, das Terrain zu nehmen.“

Trotz der heldenmütigen Verteidigung konnte sich das kleine Häuflein Deutscher auf die Dauer nicht gegen die Uebermacht behaupten. Schon am 27. August wurde in London amtlich bekanntgegeben, daß die Deutschen Togo sich den vereinigten feindlichen Truppen ergeben hätten (vgl. I, S. 167). Die Engländer würden stets das Privateigentum respektieren, der Handel des Landes und die Privatinteressen der Kaufleute würden möglichst wenig beeinträchtigt werden. Die Deutschen wurden als Kriegsgefangene unter schwarzer Bewachung auf den Bahnhof nach Atakpame abtransportiert. Dort wurde ihr Gepäck von den feindlichen Offizieren revidiert, wobei sich die französischen Senegalsoldaten unter den Augen ihrer Vorgesetzten zahlreiche Sachen der Gefangenen aneigneten. Es blieb den Gefangenen in der Hauptsache nur das übrig, was sie selbst oder einer ihrer schwarzen Diener tragen konnten. So kamen sie nach Lome, wo sie sofort am 30. August auf den englischen Frachtdampfer „Obuasi“ gebracht wurden. Hiervon blieben diejenigen Männer ausgenommen, die unter Polizeiaufsicht zur Wahrung der Interessen ihrer Firmen in dem von England besetzten Gebiet zurückbleiben durften. Die übrigen, auch Frauen und Kinder, wurden nach der französischen Kolonie Dahomey gebracht und dort interniert.

Ueber die Vorgänge in Nordtogo sind wir nur durch folgende, kurz gehaltene französische Meldung aus Bamako (Dahomey) im „Temps“ vom 28. November unterrichtet: „Gleichzeitig mit der englisch-französischen Expedition im Küstengebiet von Togo wurde Nordtogo von französischen Eingeborenentruppen und 500 Mossireitern unter Befehl des Gouverneurs von Französisch-Westafrika, Arboussier, besetzt.“

Ein seit langen Jahren in Togo tätiger Pflanze ließ dem Reichskolonialamt eine Schilderung der Ereignisse in Togo zugehen. Nach ihr wurde „am 5. August der Kriegszustand über Togo erklärt, sämtliche Mannschaften des Beurlaubtenstandes hatten sich zu melden. Aus diesen Leuten — Reserve bis Landsturm — wurde eine Europäer-

Kompagnie gegründet, der sich noch verschiedene Kriegsfreiwillige anschlossen. Nachdem Geheimrat v. Doering es den Verheirateten anheimgestellt hatte, in Lome zu bleiben, machten davon etwa 25 Familien Gebrauch. Ferner verblieben zur Uebergabe in Lome der Bezirksamtmann und zwei Sekretäre. Von diesen Personen wurden am 9. und 10. August, als die Engländer Lome besetzten, mehrere in englische Gefangenschaft gebracht, und zwar nach Accra, Sacondi oder Kumassi. Unterdessen waren folgende Vorkämpfungen getroffen worden: die Polizeitruppe blieb in Kamina und die Europäerkompagnie kam nach Atakpame. Inzwischen hörten wir, daß der Feind von Lome aus im Anmarsch auf Kamina sei. Damit nun die Funkenstation Togblefose nicht unverfehrt in die Hände des Feindes fiel, fuhr Regierungsbaumeister Laverenz nach Tsewie. Es gelang ihm, bis nach Togblefose durchzukommen, den Turm umzulegen und die Maschinen unbrauchbar zu machen. Auf der Rückfahrt wurde noch die Sio-Brücke gesprengt. Nun hatten wir einige Tage Ruhe, aber schon hörten wir, daß der Feind Eisenbahnschienen von Lagos bekommen habe und dabei sei, die Brücke über den Sio wieder in Ordnung zu bringen. Ferner benutzte er unsere kleinen Maschinen (Lokomotiven) und dasjenige rollende Material, das leider in Lome hatte bleiben müssen, dazu, seine Truppen zu befördern. Am 15. August wurden fünf Offiziere, mehrere andere Europäer und zwei Kompagnien Eingeborene dem Feind nach der Station Agbeluwoë entgegengeschickt, um ihn zu einem Gefecht zu veranlassen. Dort wurde von den Eingeborenen die Mitteilung gemacht, der Feind sei noch nicht da; daraufhin fuhr man weiter. Leider stellte sich heraus, daß die Eingeborenen, wahrscheinlich für Geld gedungen, uns falsche Angaben gemacht hatten; denn der Feind war tatsächlich schon in Agbeluwoë. Als nun die Truppen zurückkehrten, waren inzwischen auf der Strecke die Schienen gelockert, und der Zug zum Entgleisen gebracht worden. Es wurde sodann der Marsch nach Agbeluwoë angetreten. In Agbeluwoë auf dem Marktplatz angekommen — es war abends gegen 7 Uhr —, wurden unsere Leute heftig beschossen, da sich der Feind in den Faktoreien und in den Stationsgebäuden verbarrikadiert hatte. In diesem Gefecht verloren wir einen Hauptmann (tot) und zwei Leutnants (schwer verwundet); ferner gerieten zwölf Deutsche in Gefangenschaft. Es war ein schwerer Verlust, aber die Leute haben sich tapfer geschlagen. Leider versagten hier die Eingeborenen vollständig; sehr viele haben das Gewehr in den Busch geworfen, die Sachen ausgezogen und sind davongelaufen. In Agbeluwoë vereinigten sich dann die Engländer mit den vom Monu her anrückenden Franzosen und gingen nun gemeinsam gegen uns vor. Wir stellten uns am 22. August abermals am Thra dem Feinde entgegen, das war das heftigste Gefecht, das stattgefunden hat. Wir mußten schließlich der Uebermacht und wegen Mangel an Munition weichen. Es wurde uns endlich noch gemeldet, daß eine Kompagnie Engländer mit einem Maschinengewehr bereits Palime passiert hätte und im Anmarsch auf Atakpame wäre. Ferner, daß vom Osten noch eine Kompagnie Franzosen komme. Es wurde daher mit dem Oberkommandierenden der vereinigten Truppen in Unterhandlung getreten. In der Nacht vom 24. bis 25. August wurden dann in Kamina sämtliche Türme umgelegt, und das Maschinenhaus total vernichtet und in Brand gesteckt. Am 27. August morgens 8 Uhr fand die Uebergabe statt.

Togo ist heute ungefähr wie folgt aufgeteilt: Englisch ist die Küste bis Portoseguro am Togossee entlang bis zur Mündung des Saho, der Lome-Landbezirk, der Misahöhebezirk vom Atakpamebezirk, was westlich der Bahn liegt. Französisch sind der Anechobezirk, der Atakpamebezirk östlich der Bahn, Atakpame selbst und der Sokodebezirk; über den Mangubezirk bin ich nicht unterrichtet. In den Bezirken, die von den Engländern besetzt sind, ist verschiedentlich gestohlen worden; sonst ist aber alles in ziemlicher Ordnung. In das Gebiet, das von den Franzosen besetzt ist, geht niemand.“

## In der Südsee

### Deutsch-Neuguinea

Ueber die Ereignisse in Neuguinea nach der Kriegserklärung ist das Reichskolonialamt durch einen von dort abgereisten Beamten genauer unterrichtet worden.

Am 5. August wurde von der Funkenstation in Bitapaka die amtliche Nachricht vom Ausbruch des Krieges in Europa aufgenommen. Der stellvertretende Gouverneur befand sich zu dieser Zeit auf einer längeren Dienstreife in Kaiser-Wilhelms-Land. Da anzunehmen war, daß die Engländer zunächst versuchen würden, sich des Gouvernements-sitzes in Rabaul sowie der größeren Niederlassungen dortselbst und in Herbertshöhe zu bemächtigen, und da beide Orte unmittelbar am Meere liegen und daher ohne weiteres mit Schiffsgeschützen beschossen werden können, beschloß der die Gouvernementsgeschäfte führende erste Referent, den Gouvernementsitz in das Innere von Neupommern nach dem von der See aus nicht beschießbaren Toma zu verlegen. Nur die zur Aufrechterhaltung der Ordnung und des Hospitalbetriebes notwendigen Beamten blieben in Rabaul zurück. Die Eingeborenen verhielten sich ruhig und wurden in Neupommern und auf den benachbarten Inseln durch den Bezirksamtmanu über den Krieg aufgeklärt. Hierbei wie überhaupt bei allen seinen Maßnahmen fand das Gouvernement die volle Unterstützung der katholischen Mission in Herbertshöhe.

Gleichzeitig mit diesen Maßnahmen schritt man zur Organisation des bewaffneten Widerstandes. Es wurde aus der vorhandenen farbigen Polizeitruppe mit den beiden vorhandenen aktiven Offizieren die bewaffnete Macht gebildet und diese durch Heranziehung von Deutschen gemäß dem Wehrgeetze für die Schutzgebiete verstärkt. Bemerkenswert ist, daß auch die Italiener und ein dort ansässiger und angesehenes Japaner mit etwa hundert seiner Landsleute dem Gouvernement ihre Dienste gegen einen etwaigen Angriff der Engländer anboten, was jedoch mit Rücksicht auf die heimischen Nachrichten nicht angenommen wurde. Die Zahl der eingezogenen Deutschen belief sich auf etwa fünfzig. Die Bewaffneten wurden vor allem in Herbertshöhe und Bitapaka untergebracht. Schwächere Posten standen in Toma, Neu-Barzin, Wunaditir, am Weberhafen, Tobera, Kaloana und Kabakane.

Am 12. August erschien ein aus vier Kreuzern und drei Torpedobooten der australischen Flotte bestehendes Geschwader vor Herbertshöhe und Rabaul, verlangte mit dem Gouverneur zu verhandeln und forderte die Beamten auf, die Lage der Funkenstation bekanntzugeben. Dieses Ansinnen wurde abgelehnt. Daraufhin drohte der Flottenkommandant, wenn er bis zu einer gewissen Zeit keine befriedigende Antwort erhielt, Herbertshöhe und Rabaul zu beschießen. Die Beamten blieben jedoch bei ihrer Weigerung, und das Geschwader dampfte, nachdem sowohl in Herbertshöhe als auch in Rabaul die Postämter von gelandeten Truppen zerstört worden waren, wider Erwarten, ohne die Drohung auszuführen, vor Ablauf der gestellten Frist wieder ab.

Die weitere Entwicklung der Dinge schildern australische Zeitungen wie folgt: „Die australische Flotte erschien am 10. September wieder vor Herbertshöhe. Die Landungstruppen wurden am 11. September ausgeschifft und konnten Herbertshöhe besetzen, ohne Widerstand zu finden. Um 7 $\frac{1}{2}$  Uhr wurde die britische Flagge gehißt. Der Hafen von Rabaul wurde durch Torpedoboote nach etwa von den Deutschen ausgelegten Minen abgesucht. Auch nach Rabaul konnte später ohne Widerstand eine Besatzungstruppe gelegt werden. Die in Herbertshöhe gelandeten Truppen stießen indessen bei dem Vordringen in der Richtung der Funkenstation Bitapaka dicht hinter Herbertshöhe auf heftigen Widerstand. Sie rückten bei Tagesanbruch vor, worauf sich auf einem Gefechtsfelde von der Ausdehnung von ungefähr sieben Kilometern ein erbitterter Buschkrieg ent-

widelte. Die Wege waren teilweise mit Minen besetzt und die Station durch Schanzgräben gesichert. Nach heftigem Widerstande — es wird besonders betont, daß auch die eingeborenen Soldaten der Deutschen tapfer kämpften — soll sich der befehlshabende deutsche Offizier dieser Verteidigungslinie einige hundert Meter von der Telefunkenstation entfernt ergeben haben. Bei diesen Kämpfen betrug die Verluste der Engländer: zwei Offiziere, ein Arzt, vier Matrosen der Marinereserve tot; verwundet wurden ein Offizier und drei Matrosen. Die Verluste der Deutschen sollen an Toten 20 bis 30 Mann, an Gefangenen zwei Offiziere einschließlich des Befehlshabers, 15 Unteroffiziere und 26 eingeborene Soldaten betragen haben.“ Es geht aus dem Berichte nicht hervor, wieviel Europäer sich unter der angegebenen Zahl der deutschen Verluste befanden.

Die Telefunkenstation selbst wurde weiter verteidigt und erst als die Engländer Geschütze in Stellung brachten, um die Station zu beschießen, vermutlich am 12. September, übergeben und von den Engländern zerstört. Nach dem Falle der Telefunkenstation gingen die Landungstruppen gegen T o m a vor, wohin — wie erwähnt — die Deutschen den Sitz der Verwaltung verlegt hatten. Bei den von den Deutschen hier angelegten Verschanzungen fanden dann kleine Gefechte statt, doch war die Uebermacht der Angreifer so groß, daß sich die Verteidiger ergeben mußten.

### Inselgebiet

#### 12. August.

Auf der Insel J a p durchschnitten die englischen Kreuzer „Hampshire“ und „Minotaur“ das dort einmündende Kabel und zerstörten gleichzeitig die Funkenstation.

#### 21. September.

Englische Streitkräfte zerstörten die Funkentelegraphenstation auf M a u r u. Damit ist die Verbindung der deutschen Inseln mit der Außenwelt gänzlich unterbrochen.

#### 3. Oktober.

J a l u i t, der deutsche Verwaltungssitz der Marschallinseln, wird von den Japanern besetzt. Der Stationsleiter von Jaluit, der von den Japanern gefangen genommen und nach Tokio geschafft, von dort aber wieder freigelassen worden ist, sendet aus San Franzisko einen Bericht über seine Erlebnisse, der von der „Oberfränkischen Zeitung“ veröffentlicht wird. Er schildert darin die zuversichtliche Stimmung der kleinen Anzahl weißer Ansiedler auf Jaluit, die auch von den Eingeborenen geteilt wurde.

Mit 15 schwarzen Soldaten und 20 Ansiedlern bei knapper Munition war aber an einen Widerstand nicht zu denken und er wurde denn auch beim Eintreffen der Japaner unterlassen. Hierüber heißt es in dem Bericht: „Am 29. September 1914 erschienen drei japanische Kreuzer und zwei Torpedobootszerstörer vor Jaluit. Gegen 1/22 Uhr mittags landeten sie auf Jabwor etwa 350 Offiziere und Mannschaften. Nachdem die ganze Insel besetzt worden war, wurde ich zu dem Befehlshaber des Landungskorps gerufen. Ich war von sämtlichen Beamten begleitet. Während der Verhandlungen, die nun begannen, wurde plötzlich Gewehrfeuer eröffnet. Als ich sofort dagegen protestierte, erwiderte mir der kommandierende Offizier, daß die japanischen Soldaten „very wild“ seien. Das Feuer wurde jedoch wieder eingestellt. Zwei Kugeln hatten mein Haus getroffen, in dem sich meine Frau mit unseren zwei Töchterchen und zwei Dienern allein befand. Das geschah, während wir Beamten uns unbewaffnet dem Kommandeur der Landungstruppen gegenüber befanden. Dann wurden sämtliche Häuser durchsucht, Uhren und andere Goldsachen mitgenommen, auch Bier, Butter, Milch usw. bildeten eine willkommene Abwechslung für die japanische Kriegskost an Bord. Das Bild des deutschen Kaisers wurde beim Händler Capelle mit Bajonettstichen durchbohrt. Ein anderes Bild des Kaisers, das in der Wohnung des zweiten Leiters der Jaluitgesellschaft hing, wurde

durch einen Fähnrich beschlagnahmt und voll Siegesbewußtsein seinem Kommandanten überbracht; der Transport verursachte dem Vaterlandsverteidiger allerdings nicht geringe Mühe, da der brave Mann leider das Gardemaß nicht hatte, so waren von ihm beim Transport des Bildes, den er höchst eigenhändig besorgte, nur Schuhe und Augen zu sehen. Unser Lachen über das Bravourstück japanischer Heldenhaftigkeit ließ den Kommandanten das Unwürdige der Handlungsweise seines Untergebenen erkennen; er fand deshalb auch nicht die erwartete Anerkennung. Als Abschluß der Verhandlungen wurde mir schließlich bekanntgegeben, daß die japanische Regierung die Insel Jaluit als Hauptstadt der Marshallinseln ihrer Verwaltung unterstelle, so lange sich die deutsche Flotte im Osten zeige. Sämtliche Akten wurden durchwühlt, verschlossene Schränke aufgebrochen und alles beschlagnahmt, was nach außen offiziell aussah. Besondere Genugtuung bereitete die Auffindung des deutschen Exerzierreglements, Atlanten, Karten und ähnliches waren willkommene Beute. Das Postgebäude wurde durch Kolbenstöße aufgebrochen, die lagernden Briefe und Pakete erbrochen und ihr Inhalt ebenso wie die Markenwerte in alle Winde verstreut. Selbst die Uhr, die an der Wand hing, wurde herabgerissen und zerstört. Die Segelboote der Station, offene Kutter, der eine etwa 24, der andere 20 Fuß lang, wurden, nachdem Segel, Taue und Blöcke weggenommen waren, aus dem Hafen geschleppt und ausgebrannt. Ein Kohlenleichter und ein Boot der Jaluitgesellschaft wurden zerstört, während drei andere Boote unversehrt blieben. Am Abend dampfte das Geschwader ab.

Am nächsten Tage blieben wir von unseren Peinigern verschont. Am 2. Oktober 1914 erschien das Geschwader aber wieder und landete eine Abteilung Matrosen. Der kommandierende Offizier überreichte mir einen Brief des Admirals Yamamaha, in dem er unter Festsetzung einer einstündigen Frist um Aufklärung über die schlechte Behandlung eines in Jaluit internierten Japaners bat. Gleichzeitig wurde mir eröffnet, daß eine Antwort ohne den Ausdruck des Bedauerns und der Entschuldigung nicht angenommen würde. Was blieb mir anders übrig, als dem Ansinnen zu entsprechen, wenn ich nicht die kleine wehrlose Kolonie der Willkür der Japaner ausliefern wollte, da den Worten eines feigen, japanischen Kulis — er war Viehtreiber — unbedingter Glaube geschenkt wurde. Während der Verhandlungen war ich von Soldaten umringt, die ihre Gewehre stets auf mich gerichtet hatten.

Abends zog das Geschwader wieder ab, um am nächsten Mittag wieder zu erscheinen. Ein Zerstörer fuhr in den Hafen und von ihm und den Kreuzern wurden abermals etwa 350 Offiziere und Mannschaften gelandet, und die Insel besetzt. Dann wurde mir eröffnet, daß die japanische Flagge gehißt sei, die japanische Regierung habe anders beschlossen, sie nehme nunmehr von Jaluit Besitz. Um diese Besitznahme rechtswirksam zu machen, mußte ich als Kriegsgefangener erklärt, und nach Japan gebracht werden. Es stehe mir frei, meine Familie und einen Diener mitzubringen. Ich erklärte, mich der Gewalt fügen zu müssen. Die Sicherheit des Lebens und des Eigentums der Zurückbleibenden wurde mir garantiert. Unter militärischer Kontrolle hatten wir dann zwei Stunden Zeit unsere Sachen zu packen. Um 6 Uhr wurden wir auf den Torpedobootszerstörer gebracht und verließen als Kriegsgefangene unsere zweite Heimat.

Interessieren wird, was unsere Eingeborenen von ihren neuen Herren dachten: „Die sind ja wie wir.“ Das war ihr Urteil. Ich schließe mich ihm voll an.“

**9. Oktober.**

Englische Meldung: Die Japaner haben die Insel J a p besetzt.

**10. Oktober.**

Das japanische Marineministerium meldet die Besetzung der Marshallinseln, Mariannen- und Karolineninseln aus militärischen Gründen.

## Samoa

## 29. August.

Samoa ist von den Engländern ohne Kampf besetzt worden. Die Besetzung von Samoa ist von den Engländern mit großer Vorsicht und Umständlichkeit eingeleitet worden. Das Nähere erzählt ein Bericht der „Times“, den wir hier kurz zusammendrängen. Die Streitkräfte in Neuseeland, die den Auftrag hatten, Samoa zu besetzen, liefen am 15. August von Wellington aus und wurden von den Kreuzern „Psyche“, „Pyramus“ und „Philomel“ geleitet. Da man wußte, daß „Scharnhorst“ und „Gneisenau“ in der Südsee ihr Wesen trieben, nahm man den Umweg über Neukaledonien. Etwa zwei Wochen wurde ein Versteckspiel zwischen den zahllosen Inseln getrieben, nachts bei gelöschten Lichtern. Am 20. wurde Neukaledonien angelauten, wo gerade der große französische Kreuzer „Montcalm“ in den Hafen einfuhr. Tags darauf stieß der Schlachtkreuzer „Australia“ und der leichte Kreuzer „Melbourne“ zu den Engländern. Begeisterter Empfang bei den Franzosen in Neukaledonien. Eines der Schiffe lief auf eine Sandbank, was Aufenthalt verursachte; am 23. ging's weiter, um an der Südostspitze der Insel den Konteradmiral Sir G. E. Patey an Bord zu nehmen, dem die Flotte der Verbündeten unterstellt war. Es kam dort nämlich außer „Australia“ und „Melbourne“ noch der genannte französische Kreuzer hinzu. Zu acht bewegte sich nun das Geschwader mit elf Knoten nordöstlich nach Fidjchi. Dort fand man im Hafen von Suva das japanische Kohlen Schiff „Futoku Maru“, von dem man erfuhr, daß es kurz vor der Kriegserklärung die deutschen Kreuzer bei den Karolinen mit Kohlen versorgt hatte, dann nach Samoa gegangen war, aber bei Apia nicht die Erlaubnis bekam, zu landen. Es war von den Deutschen mit Wechseln auf Deutschland bezahlt worden, die es nun in Suva wertlos fand. Am 30. August kam das Geschwader in Sicht von Samoa und umfuhr die Insel Upolu. Nachdem der Hafen von Apia auf Minen durchsucht worden, setzte sich die „Psyche“ unter Parlamentärflagge an die Spitze und übergab die Aufforderung zur Uebergabe der Stadt. Die Deutschen waren überrascht, denn sie hatten ihre eigene Flotte erwartet, und beschloßen, der überlegenen Macht gegenüber keinen Widerstand zu leisten. Kapitän Marshall gab den Schiffen Nachricht; bald war die Landungsmannschaft mit Gewehren und Maximgeschützen ausgebootet und besetzte die Hauptstraße, die Brücken, die Regierungsgebäude, das Zollamt, die drahtlose Station. Dann wurde die deutsche Flagge, die vierzehn Jahre lang über der Insel geweht hatte, niedergeholt und am andern Morgen die britische Flagge aufgezogen. Bei dieser Feierlichkeit waren die Truppen in drei Seiten eines Vierecks vor dem Gerichtsgebäude aufgestellt, in dem die neue Regierung unter Oberst Logan ihren Sitz genommen hatte. Rechts von der neuen Flaggenstange standen der Oberst, der Kapitän Marshall und die übrigen Offiziere, links in malerischer Gruppe die eingeladenen Häuptlinge, darunter Tanu Malietoa und Tamasese. Da die Deutschen auch nach der Kriegserklärung die ansässigen Engländer und Franzosen höflich behandelt hatten, wurde ihnen jetzt dementsprechend vergolten. Der Gouverneur Dr. Schulz wurde nach Fidjchi und später nach Neuseeland geschickt, wo er interniert ist; die neuseeländische Regierung tut alles, um ihm seine Lage angenehm zu machen.

## 14. September.

Eine Anzahl angesehenen deutscher Angestellter und Ansiedler ist vorübergehend verhaftet worden. Der Grund dafür war das Erscheinen der deutschen Kreuzer „Scharnhorst“ und „Gneisenau“, die im Morgengrauen vor dem Hafen in Sicht gekommen waren. Doch nach kurzer Zeit dampften die beiden Kreuzer wieder davon, ankerten kaum eine Stunde bei Mulifanua und verschwanden dann. Sie hatten offenbar das Eigentum der deutschen Ansiedler nicht beschädigen wollen.